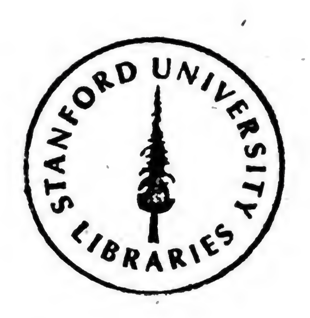
spiele von solchen kleinen Begebenheiten, Statt aller dienen.

Die Hülfe, welche **Friedrich** im Jahr 1391 dem Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen leistete, ist merckwürdiger. Dieser griff den Großherzog von Litthauen, **Jagello**, den lezten heydnischen Prinzen in Europa, welcher, um die Pohlnische Crone zu erlangen, mit seinem Volcke das Christenthum angenommen, und den Pohlen versprochen hatte, Preußen und Liefland ihrer Herrschaft zu unterwerfen; er griff diesen Fürsten an, um die Vereinigung zwischen Pohlen und Litthauen zu hintertreiben, und weil derselbe auch viele seiner Ordens-Ritter gefangen hielt. **Friedrich** führte ihm eine Schaar Meisner und Thüringer von Adel zu: er legte aber auch selbst solche Proben der Tapferkeit in diesem Kriege ab, daß er den Kriegs-Gürtel erhielt, oder zum Ritter geschlagen wurde. Es ist glaublich, daß er gleich nach seiner Zurückkunft, mit seinem Oheim, Marckgraf **Wilhelm**, in Böhmen eingefallen, und viele Verwüstungen daselbst angerichtet habe: sie mögen nun entweder Beschwerden wider den König **Wenzel** gehabt, oder bloß **Wilhelms** Schwager, dem Marckgrafen von Mähren, wider ihn beygestanden haben.

Allein vom Jahr 1392 an, wurde **Friedrich** nebst seinem Bruder **Wilhelm** in einen weitläuftigen Krieg verwickelt. Ein Bauer von ihren Unterthanen fischte in dem kleinen Flusse, der zu dem Schloß Leuchtenburg gehörte, welches **Heinrich von Paradise**, einer der vornehmsten Bürger von Erfurt, nebst dem Städtchen Kahla, von dem Grafen von Schwarzburg unterpfändlich bekommen hatte. Dieser henckte

 den


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



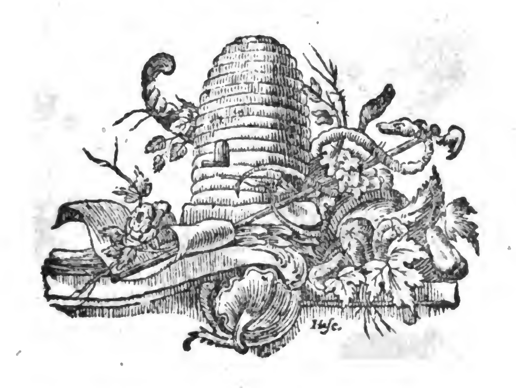

HEINRICH
DER GROSSE.
Berolini

Allgemeine
Biographie

von

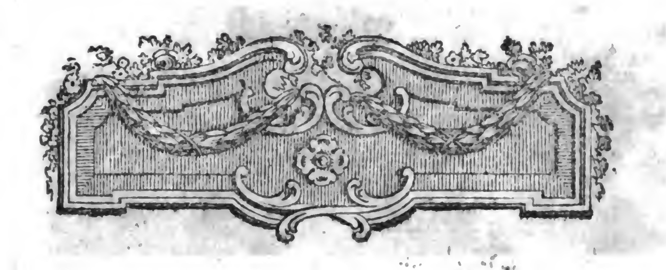
Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Erster Theil.



Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Berlin
verlegts August Mylius
1785.



Vorrede.

Man führet mich auf ein weites Feld, indem man von mir verlangt, daß ich das Leben großer und berühmter Männer aus allen Zeiten, die sich auf dem Throne, im Staate, in der Kirche, im Kriege, und selbst in den Wissenschaften und Künsten, hervorgethan haben, beschreiben soll. Es ist wahr, daß ich, als Schriftsteller betrachtet, ein sehr gutes Gewissen besize: denn ich habe noch zu keinem Buche, das unter meinem Nahmen erschienen ist, zuerst den Entschluß gefaßt. Sie sind immer aus Anträgen entstanden, die

ich vielleicht nicht hätte annehmen sollen; aber auch, ich kann hier nicht sagen warum, nicht ausschlagen konnte: und es bleibt also ein Trost für mich, zum Schreiben verführt worden zu seyn, aber niemanden zum Drucke verführt zu haben. Sagt man mir, daß meine Schriften entbehrlich sind: so trifft mich dieser Vorwurf eigentlich nicht, weil es mir niemals eingefallen ist, sie vor nothwendig zu halten; ja der Gedancke, daß sie einigen Nutzen haben könnten, hat sich bey mir nicht eher geregt, als bis man mich gefragt hatte, ob ich sie verfertigen wollte? Dieses Bekenntniß soll nicht so viel anzeigen, daß ihr Inhalt an sich unnüz sey; sondern daß ich die Ausführung desselben, von der Selbsterkenntniß gewarnet, lieber einem jeden andern überlassen hätte. Allein nachdem ich das gegenwärtige Werck, so wie ehemals andere, die ich jezt zum Theil gerne vertilgen wollte, zu schreiben übernommen hatte, war es doch meine Pflicht, ihm alle meine Kräfte zu wiedmen: und zugleich verlangt es die Bequemlichkeit der Leser, daß ich sie von der Absicht und Einrichtung desselben hier unterrichte.

Die Aufschrift einer **allgemeinen Biographie** ist von der Erfindung meines Freundes, des Herrn **Mylius**, welcher die Kosten zu diesem Buche hergiebt. Sie ist auch demselben angemessen; unterdessen braucht sie doch eine Erklärung und Bestimmung. Man hüte sich, das

Allge-

Allgemeine, welches sie verspricht, weder in einer Sammlung oder einem Auszuge von allen Lebensbeschreibungen, die jemals zum Vorschein gekommen sind; noch in neuen Nachrichten von allen, welche die Geschichte berühmt gemacht hat, zu sezen. Beydes würde eine thörichte und vergebliche, zugleich aber unermeßliche Arbeit seyn. Meine Biographie heißt allgemein, weil sie keinen Zeitraum der Geschichte, kein Volck, keine Classe berühmter Personen, selbst die grossen Seelen des weiblichen Geschlechts nicht, übergehen soll. Aber die Wahl selbst wird desto strenger seyn.

Es giebt unzähliche berühmte Männer, weil der Begriff des Ruhms nach und nach so weit ausgedähnt, so sehr mit dem bloßen Rufe vermengt worden ist, daß jezt, berühmt seyn, wenn nicht ausdrücklich hinzugesezt wird, durch was vor Verdienste, ein ziemlich unbedeutendes Beywort ist. Aus dieser Welt von berühmten Männern werde ich nur eine mäßige Anzahl auftreten lassen. Viele sehen darunter einander ungemein ähnlich, und man kann sie kaum durch den Nahmen und die Zeit unterscheiden. Von dieser Art sind einige hundert Feldherren, welche Städte erobert und Schlachten gewonnen haben; eine Menge Fürsten, welche lange und ohne ausnehmendes Unglück regiert haben; auch ein paar tausend Gelehrte, welche erträgliche Bücher geschrieben haben, die aber nur noch durch die öf-

fentlichen Büchersäle von ihrem Untergange gerettet werden. Alle diese mögen so berühmt seyn, als es ein Mensch in unserm kleinen Welttheile werden kann; so schläfert gleichwohl ihr Leben die Leser ein. Es ist eben so wenig lehrreich, diejenigen, genauer kennen zu lernen, welche zwar ein großes Aufsehen gemacht haben, und in seltsame Abentheuer verwickelt worden sind; deren Thaten aber so klein waren, als ihre Gaben. Außerordentliche Schicksale, und ein sonderbarer, ausschweifender Charakter, können eine kurze Verwunderung hervorbringen, wie ein nie gesehenes Thier, das aus Africa oder America zu uns gebracht wird; sie rühren aber weder starck noch lang, und man läßt sie gerne in dem Umkreis ihrer Zeiten eingeschlossen. Aber Männer, welche die Welt durch ihren Geist regieret, erleuchtet oder umgekehrt haben; welche sich die Völcker zu ihren Oberhäuptern hätten wählen sollen, wenn sie es nicht schon durch das Recht der Geburt geworden wären; Männer, welche ganze Nationen umgeschaffen haben; in finstern Zeiten allein hervorleuchteten; im Glücke oder im Unglücke groß waren; hohe Entwürfe gefaßt, und sie mit einer gewissen Stärcke der Seele gegen alle Hindernisse ins Werck gesezt haben; weise Gesezgeber, Helden in der Menschenliebe, Großmuth und Uneigennüzigkeit; große Feldherren, die noch mehr als Eroberer gewesen sind; Frauenzimmer, die sich über ihr Geschlecht erhoben haben; vortreffliche Bürger eines Staats,

die auch als Privatpersonen ihren Fürsten und seinen Hof verdunckelt haben; Gelehrte, welche die Begriffe der Menschen über die Religion und über die Wissenschaften mercklich erhöhet haben: dieses sind einige Arten berühmter Personen, deren Leben ich beschreiben will, und die man berühmt zu machen suchen müßte, wenn sie es nicht bereits wären.

Aus diesen Classen, welche noch mit andern vermehrt werden können, werde ich vor allen Dingen die großen Männer heraus suchen. Wenn man den ordentlichen Geschichtschreibern glaubt: so ist eine jede Zeit daran sehr fruchtbar gewesen. Ihnen ist alles groß, was bewundert worden ist, das heißt alles, was die Menschen eine Zeitlang geblendet hat: und wie wenig gehört oft dazu, besonders bey demjenigen, der die Macht in seiner Hand, und ein fertiges Lob zu seinen Diensten hat! Aber, wenn mir derjenige ein großer Mann ist, der seinem Glücke und Stande, seinen Freunden, gewissen günstigen Umständen seiner Zeit, wenig oder nichts, sich selbst hingegen beynahe alles schuldig ist; der sich neue Wege bahnt, um die Wohlfahrt der Welt zu befördern, ohne vor den Hindernissen zu erschrecken, welche ihn dabey von allen Seiten umringen dürften; der alles, was dem Menschen begegnen kann, in seiner Gewalt hat, und bey seinen Einsichten, Entschließungen und Handlungen, so wenig als es möglich ist, von den

äußerlichen Dingen abhängt; den nicht bloß seine Zeiten, sondern jede Nachwelt mit Verehrung und Danckbarkeit nennet: so sind große Männer ein seltenes Geschenck des Himmels. Wir könnten ihrer gleichwohl weit mehrere haben, wenn die Menschen entweder mit ihren Kräften bekannt wären, oder sie gebrauchen wollten. Diejenigen, deren sich das menschliche Geschlecht rühmen kann, müssen desto sorgfältiger und öfter vor den Augen der Welt aufgestellet werden.

In der Reihe dieser großen und berühmten Männer, welche ich zu beschreiben gedencke, wird man keine Einförmigkeit bemercken. Könige und Feldherren, Staatsmänner und Päpste, Fürstinnen, Gelehrte und Künstler, werden darinne mit einander abwechseln. Eben so sehr werde ich für die Verschiedenheit der Völker, zu denen sie gehören, und der Zeiten, in welchen sie gelebt haben, besorgt seyn. Nach meinem ersten Vorsaze sollten die Künstler von diesem Wercke ausgeschlossen bleiben, weil ich mit der größten Hochachtung gegen ihre Gaben, viel zu wenige Fähigkeit verbinde, sie zu beurtheilen. Aber ich müßte aus gleichem Grunde auch die Fürsten und ihre Räthe vorbeygehen, weil ich von der Regierungskunst nicht mehr verstehe, als was ich davon gelesen habe. Ich dürfte auch von keinem Feldherrn reden, weil ich den Krieg nur aus den Geschichtschreibern, und sieben Jahre hindurch zwar als ein

Zu-

Zuschauer, aber doch in einer ziemlichen Entfernung, kennen gelernet habe. Es wird also genug seyn, wenn ich von Männern, deren Verdienste beynahe über meinen Gesichtskreis erhaben sind, nur eben so urtheile, wie es Kenner derselben gethan haben. Ich habe auch den Gelehrten zuweilen eine Stelle in diesem Wercke zugedacht; allein ich werde sie keinen andern geben, als solchen, die den Wissenschaften sehr ausnehmende, der Kenntniß der ganzen Welt würdige Dienste geleistet haben.

Ob ich auch die großen Ungeheuer der Geschichte, die berühmten und glücklichen Bösewichter, von neuem ins Leben einführen soll, darüber habe ich lange mit mir selbst gestritten. Ich weiß, daß scharfsinnige Schriftsteller behauptet haben, man müsse keine andere als tugendhafte oder doch vermischte Charaktere für die Welt abschildern. Das siegreiche und gekrönte Laster ist ein höchst gefährliches Bild. Es macht dem bösen Herzen und den Leidenschaften Muth, alles zu wagen: es lehret sie neue Mittel zu ihrem Gebrauche, die auf immer verborgen bleiben sollten. Allein die Geschichte, welche die Wahrheit überall sucht, weiß auch den zufälligen Schaden, welchen die Wahrheit stiften kann, zu verhüten. Zu gleicher Zeit, da sie diejenigen vor uns stellt, welche groß und beglückt im Laster gewesen sind, erfüllt sie uns auch mit Abscheu gegen dieselben: sie zeigt sie uns mit dem Haß

und mit der Verachtung ihrer Zeitgenossen, noch mehr aber der kühnern Nachkommen, beladen; unruhig und unzufrieden mit sich selbst; ohne Gefühl der Freundschaft und Liebe: kurz, in einem Zustande, den man nur seinen Feinden wünschen möchte. Ich habe noch eine andere Ursache, warum ich selbst diese Schandflecken der Menschlichkeit nicht gänzlich aus meinem Buche verweisen will. Es ist den Menschen daran gelegen zu wissen, auf welchen Grad Bosheit und Verbrechen steigen können, wenn ihnen ihr Weg erleichtert wird. Die meisten erstaunen über die Grausamkeit und Treulosigkeit, über die unversöhnliche Feindschaft, und andere schröckliche Ausschweifungen, welche oft von eben so schwachen und fremder Hülfe bedürftigen Geschöpfen, als sie selbst sind, die aber mächtig genug geworden waren, um ihre Schwachheit verstecken zu können, gegen andere ihres gleichen begangen worden sind. Von eben diesen, welche darüber erstaunen, würde vielleicht ein grosser Theil, wenn er freyer handeln dürfte, kein besseres Beyspiel hinterlassen. Man lieset nicht ohne Entsezen, daß Sylla einige tausend seiner Mitbürger, welche sich unbewaffnet seiner Gnade ergeben hatten, habe hinrichten lassen, und daß er, da das Aechzen und Winseln der Sterbenden im Senat gehört wurde, in dessen Versammlung er sich eben befand, kaltsinnig gesagt habe: „Es sind einige Aufrührer, welche ich „züchtigen lasse; wir wollen aber jezt nur an

„das=

„dasjenige dencken, wovon ich zu reden ange„fangen habe.“ Wenn man überlegt, wie rachbegierig, hart und unerbittlich so viele Menschen im Kleinen sind, muß man nicht befürchten, daß mehr als Ein Sylla unter ihnen aufstehen möchte, wenn ihnen auch im Großen alles erlaubt, das heißt, mit keinen Schwierigkeiten umgeben wäre? Diese Anmerckung soll nicht dazu dienen, die Menschen vor sich selbst verächtlich und verhaßt zu machen; sie soll ihnen nur ein gerechtes und nützliches Mißtrauen gegen ihre Tugend, welche sie viel zu früh vor starck zu halten pflegen, Demuth und Vorsichtigkeit beybringen.

Ich brauche von der Methode, welcher ich bey diesen Lebensbeschreibungen folgen werde, kaum zu reden: es giebt nur eine einzige, die man beobachten muß, und aller verschiedenen Absichten ohngeachtet, welche gute biographische Schriftsteller haben können, vereinigen sie sich doch in derselben. Wenn man erst die Quellen geöffnet hat, aus welchen die Nachrichten selbst am zuverläßigsten geschöpft werden: so läßt man sie nicht in ihrem vollen Maaße fließen. Man sondert, außer den vornehmsten Umständen und Schicksalen des Lebens, nur dasjenige davon ab, was uns den Geist und die Gaben eines Mannes, die Eigenschaften, welche er sich erworben hat, seinen Charakter und seine Denckungsart, die Entwürfe, welche er gemacht, oder die Verdienste,

dienste, welche er zu Stande gebracht hat, die Veränderungen, welche durch ihn in der Welt hervorgebracht worden sind, sein Verhalten bey den mancherley Auftritten des Lebens, und gegen die Forderungen seiner Pflichten, mit einem Worte, alles, was uns zu erkennen giebt, worinne er sich von andern Menschen unterschieden habe, und warum es der Mühe werth sey, ihn noch jezt mit Aufmercksamkeit zu betrachten. Selbst die grössten und berühmtesten Männer haben viele gemeine Dinge gethan, oder gesagt. Wer auch diese ängstlich sammlet, der beschreibt nicht ihr Leben; sondern trägt nur ohne Auswahl den Stoff zusammen, aus welchem man es dereinst beschreiben kann. Der anständigste Ton für solche Lebensbeschreibungen ist eine sanfte, ungekünstelte Schreibart, gleich weit vom lobrednerischen und vom spöttischen Ausdrucke entfernet; Freyheit im Urtheilen, und eine möglichst ungezwungene Einmischung kurzer, natürlich entstandener, aber nicht zu gemeiner Betrachtungen.

Man hat einige Biographen, welche diese Vorzüge ganz oder zum Theil erreicht haben. Ich habe aus allen viel gelernet; aber keinen mir allein zum Muster vorgesezt. Es war eine Zeit, da ich glaubte, ich müßte, wenn ich jemals Bücher schriebe, durchaus diesen oder jenen beliebten Schriftsteller nachahmen. Eine solche Meinung kommt von dem ersten Eindrucke her, den

unsere

unsere Lehrer, oder Wercke, die wir in unserer Jugend mit hizigem Beyfall lesen, bey uns zurückgelassen haben. Sie verleitet uns aber auch, oft gerade wider unsere Fähigkeit, gezwungen, und wohl gar lächerlich zu schreiben. Jezt suche ich selbst an meinen geliebtesten Schriftstellern, wie es in der Geschichte **Polybius**, **Tacitus** und **Thuanus** sind, nur die allgemeinen Schönheiten, diejenige Empfelung, deren ein Werck von ähnlichem Inhalte gar nicht entbehren kann, nachzuahmen. Es ist rühmlicher, seinen eigenen Lauf, obgleich mit kleinen Schritten, zu nehmen, als beständig ein steifer Copiste von großen Meistern zu seyn.

Plutarch bleibt noch immer das große Vorbild von Lebensbeschreibungen, welche zugleich unterrichten und vergnügen. Seinen weniger mühsamen als durch Wahl und Beurtheilung geführten Fleiß in den Nachrichten von großen Männern; die vollkommene Abbildung, in welcher er sie uns von allein Seiten zeigt; seine ungemeine Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit; die feinen und immer am schicklichsten Orte eingestreueten Betrachtungen; die angenehme Mannichfaltigkeit der Charaktere, in welchen er Muster von allen Tugenden und allen Fehlern zusammen gefaßt hat; die schöne Einfalt des Vortrags, und seine überall hervordringende Kenntniß der Welt und der Wissenschaften: alles dieses hat noch kein Schriftsteller im

Ganzen

Ganzen sich eigen gemacht, und sehr wenige sind ihm in einzelen Stücken gleich gekommen. Cornelius Nepos hat in seinem Leben großer Feldherren, ein vortreffliches Beyspiel von einer gedrungenen charakteristischen Abschilderung hinterlassen. Man findet bey ihm nur die Hauptzüge des Bildes, die er selten ausmahlet; aber in dieser Kürze, ohne Bestreben Witz und Beredsamkeit zu zeigen, liegt eine unnachahmliche Kunst verborgen. Der dritte unter den Alten, welcher hieher gehöret, hat ebenfals seinen eigenen Gang genommen: dieses ist Suetonius Seine Lebensbeschreibungen der ersten Kayser sind nicht eben nach der Zeitordnung aufgesezt; sondern alles, was diese Fürsten angeht, ist mehr unter gewisse Classen gebracht, die er mit einer Menge besonderer Handlungen und Umständen angefüllt hat: und diese sind auch eben so viele Beweise von den Gaben und Neigungen, den Tugenden oder Lastern seiner Fürsten. Eine solche Methode ist schwer, weil sie sehr genaue Untersuchungen über Kleinigkeiten erfordert, an welchen sie auch den Geschmack mehr als am Großen, unterhält: es fehlt ihr außerdem am Zusammenhange, der doch in der Geschichte wichtig ist. Unterdessen gewinnt diese doch viel dadurch, wenn jene Methode mit so vielem Fleiß und Treue gebraucht wird, als es dieser Schriftsteller gethan hat. Die sorgfältige Beschreibung, welche

welche er von den abscheulichen Ausschweifungen mancher Kayser gegeben hat, läßt sich wohl entschuldigen; allein die Geseze der Historie scheinen sie nicht überall unentbehrlich gemacht zu haben.

Gegen diese wenigen aber glücklichen Ueberbleibsale des Alterthums, haben die neuern Zeiten ein Meer von Lebensbeschreibungen grosser und verdienstvoller Männer aufzuweisen; welche aber größtentheils nach keinem von diesen Mustern aufgesezt worden sind. Eine kleine Anzahl derselben, die den Engländern und Franzosen zugehört, verdienet unsere Aufmercksamkeit: und auch aus dieser will ich nur einige der berühmtesten Wercke herausnehmen, die ich selbst gelesen habe. **Baylens** Wörterbuch ist selten eine Biographie im strengern Verstande: oft hat der Verfasser nur solche Handlungen angeführt, über welche er gewisse Erörterungen und Betrachtungen anstellen konnte, und hat andere eben so erhebliche weggelassen. Es enthält mehr Anmerckungen über das Leben merckwürdiger Personen, als vollständige Nachrichten von denselben. Allein der Biograph kann doch ungemein viel aus demselben lernen: die schärfste Prüfung der Erzählungen; die freye, unpartheyische und oft sehr reife Beurtheilung des

 Cha-

Charakters und der Begebenheiten; endlich auch die Entdeckung geheimer Bewegungsgründe und Vorurtheile von aller Art. Das Werck des **Perrault:** Les hommes illustres qui ont paru en France pendant ce Siècle, könnte die Grundlage zu einer allgemeinen Französischen Biographie abgeben, wenn es bey dem guten und feinen Geschmack, in welchem es geschrieben ist, noch ausführlicher wäre; jezt aber enthält es nur kleine Lobschriften, keine Lebensbeschreibungen. Man hat zwar ein sehr weitläuftiges Werck, in welchem der Entwurf des **Perrault** erweitert und verbessert worden ist: Les Vies des hommes illustres de la France, par Mr. d'*Auvigny* et l'Abbé *Perau*, welches vom Jahr 1739. an bis 1753. in zwanzig Octavbänden zu Paris herausgekommen ist; allein da ich es nie gesehen habe: so wiederhole ich die Lobsprüche nicht, welche man demselben beygelegt hat. Von der **Biographia Britannica** kenne ich nur diejenigen Lebensbeschreibungen, welche man aus diesem kostbaren Wercke zu Halle in zehn Bänden übersezt hat. Sie sind so vollständig, richtig und genau, als man nur wünschen mag. Aber es ist auch vieles in denselben gesammlet, und ausführlich untersuchet, woran nicht einmal den Engländern, deren Landsleute es betrifft, geschweige denn uns Deutschen, die

wir

wir schon von den unsrigen so viele unnütze Bände voll geschrieben haben, etwas gelegen seyn kann. Endlich ist der **Brittische Plutarch** erschienen: ein Werck, welches das vorige sehr verdunckelt, und, überhaupt genommen, diesem Nahmen Ehre macht; nur, glaube ich, war **Plutarch** weniger freygebig im Loben; er verfiel niemals in den Canzleystil, und manche unbedeutende Kleinigkeiten würde er nicht aufgelesen haben.

Ich war entschlossen, noch einiges von der Methode hinzuzusezen, welche ich bey meinen Lebensbeschreibungen beobachtet habe. Ich wollte insonderheit sagen, warum ich sie weit ausführlicher abgefaßt habe, als es meine erste Absicht war, und weswegen ich die Zeitordnung in denselben einer künstlichern Erzählung vorziehe. Der Unterscheid der Denckungsart, den ich hierinne zwischen mir und einigen großen Kennern der Geschichte angetroffen habe, schien diese Vorstellungen nothwendig zu machen. Allein ich muß sie in die Vorrede des zweyten Theils versparen: die gegenwärtige, welche schon um Ostern dieses Jahres größten Theils abgedruckt war, verlangt jezt nur eilfertig geschlossen zu werden.

Wenn ein Schriftsteller von größern Gaben als die meinigen sind, ein ähnliches Werck für Deutschland unternähme, wie lehrreich und angenehm könnte dasselbe werden! Ich begnüge mich gesagt zu haben, was ich leisten wollte: andere werden nach mir kommen, die es würcklich leisten werden. Leipzig am 28. Sept. des Jahrs 1767.



Vor=

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Sobald ich die Nachricht bekam, daß dieser Theil von neuem gedruckt werden sollte, war es meine erste Sorge, mich nach demjenigen umzusehen, was zur Verbesserung desselben geleistet werden könnte. Einiges von dieser Art haben Gelehrte, die mir unbekannt sind, bey der Anzeige dieses Theils erinnert; manches andere hatte ich selbst bemerckt, und insonderheit zeigte sich mir solches bey der neuen prüfenden Durchsicht, die ich mit demselben anstellte.

Nur weniges darunter gehört zur schärfsten Richtigkeit der Erzählung. In der Wahl aber und Beurtheilung der Begebenheiten, auch insonderheit in der Schreibart, schien vieles desto tadelnswürdiger zu seyn. Zwar habe ich in den Vorreden zum zweyten und dritten Theil einige Vorwürfe oder Einwendungen beantwortet; allein es blieben noch Flecken genug abzuwischen übrig, und ich habe solches, so weit meine Einsichten und Kräfte giengen, gethan.

Wenn einige zu geschwäzige und declamirende Eingänge von Lebensbeschreibungen großentheils stehen geblieben sind: so kommt dieses daher, weil sie mir nicht ganz verwerflich zu seyn schienen; die Umschmelzung derselben aber mehr Zeit gekostet haben würde, als ich darauf zu wenden vermögend war:

Unterdeßen fehlt es in dieser Ausgabe nicht an Vermehrungen, selbst von ganzen Absäzen. Besonders ist nicht wenig über die Schriftsteller von Heinrichs Leben, und ihren Werth, hinzugekommen. Weit angenehmer hingegen war es mir, nicht selten Gelegenheiten zu Verbesserungen zu finden, welche theils die Schreibart, theils die historische Richtigkeit, bisweilen auch die eingerückten Beurtheilungen betroffen haben. Noch sind Stellen rückständig, welche nach meinen Begriffen beßer oder doch vollkommener seyn sollten; denen ich aber diesen höhern Grad von Feile, man kann nicht immer genau sagen, warum? jezt nicht habe ertheilen können.

Die Besorgung dieser neuen Auflage wurde übrigens noch mit dem seel. Mylius, der Entwurf und Verlag zu dem Wercke überhaupt hergegeben hatte, im Sommer des verflossenen Jahres verabredet. Er endigte mit dem Ausgange deßelben sein Leben; aber sein vorzüglich rechtschaffenes und freundschaftliches Herz wird mir immer unvergeßlich bleiben. Zwar weiß ich nicht, ob das gegenwärtige Buch auf die Nachwelt kommen wird; das Andencken meines Freundes wird auch schwerlich durch eine gedruckte Lebensbeschreibung fortgepflanzt werden. Allein warum sollte ich es nicht, als das Andencken eines besonders guten, gemeinnüzlichen und hochachtungswürdigen Mannes unsers Zeitalters, in diesem Wercke so lange zu erhalten suchen, als sich dieses selbst erhält? Wittenberg, am 1. September d. J. 1785.

Leben



Leben des Hannibal.

Die Geschichte hat sich lange vor der fürchterlichen Größe der Helden gebückt, und einen Rang, den sie allein bestimmen konnte, ihnen fast gezwungen überlassen. Wenn man nachforscht, was uns von den Thaten der Menschen, seit den Zeiten des Priamus, bis auf Ludwig den Vierzehnten, zur Belehrung aufgezeichnet worden sey: so sieht man die Eroberer und großen Krieger beynahe immer vor allen übrigen Arten unsers Geschlechts hervorragen. Die weisen und gütigen Fürsten, die rechtschaffenen Staatsmänner, die tugendhaften Bürger, die nüzlichen Gelehrten und Künstler, scheinen mehr zu

dem Gefolge des Weltbezwingers zu gehören, als von einer gleichen Würde mit ihm zu seyn. Er führt sie in der Geschichte, wie ein Feldherr sein Kriegsheer an; die stillen und sanften Dienste, welche sie der Welt leisten, wenn er ihnen die dazu nöthige Ruhe vergönnt, werden durch das Geräusche, das ihn umgiebt, unterdrückt, durch seinen Glanz verdunkelt: und für ihn ist das ganze Maaß der Bewunderung aufgehoben. Es ist endlich Zeit, es fleißiger zu bemerken, und freyer zu sagen, daß es ein höheres Verdienst gebe, als durch Tapferkeit und einen unüberwindlichen, unerschöpflichen Geist das Schicksal ganzer Völker zu entscheiden. Wir haben sogar mehr als eine Art von Helden. Die schreklichen unter denselben würden den wohlthätigen in der Geschichte längst haben weichen müssen, wenn Schriftsteller, welche durch Beyspiele unterrichten sollen, nicht gleich den Dichtern oft gesucht hätten, die Nachwelt durch ihre Erzählungen bloß in Erstaunen zu setzen. Sie konnten die kriegerischen Helden so vieler Völker beurtheilen, und mit andern großen Männern vergleichen; allein sie haben dieselben meistentheils nur siegreich aufgeführet.

Ich habe nichts von den Gaben der großen Geschichtschreiber; aber ich suche wenigstens den Muth nachzuahmen, den einige unter ihnen bezeigt haben: und ich werde dabey keine Schwierigkeiten finden, weil ich in einem Zeitalter schreibe, dem man alles sagen darf. Es ist mir also erlaubt zu gestehen, daß ich den Nahmen eines der größten Feldherren des Alterthums noch nicht vor einen hinlänglichen Grund würde angesehen haben, dem Hannibal die erste Stelle in diesen Lebensbeschreibungen zu ertheilen. Die Zeit, zu welcher er gelebt hat, giebt sie ihm: und ich lasse ihm dieselbe hauptsächlich deswegen, um gleich Anfangs an

ihm

ihm eine Untersuchung anzustellen, die man noch wenig gewagt hat; mit welchem Rechte jene Abgötter der Geschichte, die Helden, so sehr bewundert werden? Hier dürfen die glänzenden Eigenschaften des Kriegers und Eroberers in keine Prüfung gezogen werden, weil sie längst durch das Urtheil der Kenner, und so vieler Jahrhunderte mit ihnen, ausser Streit gesezt sind. Es würde für mich ein eben so seltsamer Einfall seyn, die Größe des Hannibal nach den Regeln der Kriegskunst weitläuftig zu richten, als er es selbst an dem Phormio, einem peripatetischen Weltweisen zu Ephesus, thöricht fand, daß sich derselbe unterstand, ihm eine lange Vorlesung von den Pflichten eines Feldherrn, und von dem Kriegswesen überhaupt, zu halten. So lange ich ihn an der Spitze seines Kriegsheers sehen werde, kann ich nicht viel mehr thun, als die Erzählungen und Meinungen kluger Schriftsteller von ihm zu sammlen. Aber wenn er als ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als ein Bürger seines Vaterlandes betrachtet wird: alsdenn hat jeder Mensch ein Recht seine Stimme über ihn zu geben; und ich gebe also auch die meinige dazu.

Der Staat von Carthago hatte schon über sechshundert Jahre in Africa geblühet, und war durch den ausgebreiteten Handel seiner Bürger nicht allein sehr reich, sondern auch so mächtig, durch Kriege und Eroberungen so furchtbar geworden, daß er Rom die Herrschaft über die Welt streitig machte, als derjenige gebohren wurde, der den wahren Grund zum Untergange desselben gelegt hat. Hannibal, dessen Nahmen die Römischen Schriftsteller auch Annibal schreiben, kam daselbst, ohngefähr drittehalb hundert Jahre vor Christi Geburt, zur Welt. Sein Vater Hamilcar, mit dem Zunahmen Barcas, war einer der

berühmtesten Feldherren, welche die Carthaginenser bisher gehabt hatten. Ihre Kriegsvölker hatten unter seiner Anführung in Sicilien glücklich gefochten: und wenn er gleich den ersten Punischen Krieg mit den Römern, durch einen, für sein Vaterland nachtheiligen Frieden endigen mußte; so geschahe es bloß, weil die Kräfte desselben zu sehr erschöpft waren. Er wartete nur auf eine neue Gelegenheit, die Römer bekriegen zu können. Um sich in die Verfassung zu setzen, welche dazu erfordert wurde, breitete er die Herrschaft der Carthaginenser sehr weit in Spanien aus: er sammelte daselbst Schätze, Kriegsvölker, und andere Bedürfnisse in großer Menge. Sein Sohn war neun Jahre alt, als er in dieses Land mit seinem Kriegsheere übersezte. Er fragte den Knaben, ob er ihn bey diesem Feldzuge begleiten wollte; und als sich derselbe nicht allein willig dazu bezeigte, sondern auch seinen Vater eifrig bat, ihn mitzunehmen: ließ ihn dieser an den Altar treten, auf welchem er ein feyerliches Opfer brachte, denselben anfassen, und in dieser Stellung schwören, daß er sein ganzes Leben hindurch ein Feind der Römer seyn wollte. Hannibal ist diesem Eyde zum Unglück der Römer, der Carthaginenser, und endlich auch zu seinem eigenen, getreu geblieben.

Nachdem sein Vater in einer Schlacht das Leben verloren hatte, oder vielleicht noch eher, kehrte er nach Carthago zurück. Allein Hasdrubal, sein Schwager, verlangte sehr zeitig, daß er ihm nach Spanien, wo er an Hamilcars Stelle der oberste Befehlshaber geworden war, zugeschickt werden möchte. Der Senat von Carthago war über dieses Begehren nicht einig. Die Barcinische Familie mit ihren Anhängern bemühte sich sehr, es dahin zu bringen, daß demselben willfahret würde, damit Hannibal früh genug zum

Kriege

Kriege gewöhnet werden, und die Größe seines Vaters erreichen möchte. Diese Parthey suchte offenbar nur das Ansehen ihres Hauses zu befestigen, und aus demselben einen großen Krieger für den Staat zu ziehen. Die andere Parthey, welche weiser, aber eben deswegen auch weit kleiner war, glaubte nicht, daß es ihrem Vaterlande zuträglich sey, junge Helden zu besitzen, die nicht anders Ruhe, als in einer Reihe von Kriegen finden; sondern daß es vielmehr darauf bedacht seyn müsse, seine innerliche Stärke durch Bewahrung des Friedens zu vermehren, und die Waffen nur zu seiner Vertheidigung zu ergreifen. Hanno war an der Spitze dieser wenigen Patrioten. Er machte nicht allein in der Rede, welche er bey dieser Veranlassung hielt, dem Hasdrubal bittere Vorwürfe; sondern eröfnete auch, was er von dem Hannibal besorgte. „Fürchten wir etwan, sagte er, der Sohn des Hamilcar möchte zu spät sich an die herrschsüchtigen Gesinnungen desselben, und an die Art von Regierung, „welche er geführet hat, gewöhnen? oder wir möchten „nicht zeitig genug dem Sohne desjenigen dienen, der „beynahe als König seinem Eydam unsere Kriegsheere „gleichsam als eine Erbschaft hinterlassen hat? Ich „halte vielmehr davor, man müsse diesen Jüngling zu „Hause unter der Herrschaft der Geseze halten, und „die Aufsicht der Obrigkeit müsse ihn lehren, sich an „den Rechten der übrigen Bürger zu begnügen; damit „nicht dieser kleine Funken dereinst eine große Feuersbrunst anrichten möge.“ Diese wahren und wichtigen Vorstellungen konnten es nicht verhindern, daß der größere Hauffen die Oberhand behielt: und Hannibal gieng also nach Spanien.

Kaum war er daselbst angelanget, so zog er die Augen aller Soldaten auf sich. Sie glaubten an ihm

seinen Vater wieder zu sehen; er hatte mit demselben die lebhaften Züge des Gesichts, und das Feuer der Augen gemein. Bald aber wurde er wegen seiner vorzüglichen Gaben, durch welche er sich in den Kriegsdiensten Ehre erwarb, ungemein beliebt. Er war drey Jahre hindurch unter dem Hasdrubal Befehlshaber der Reiterey: und nachdem dieser ums Leben gekommen war, erwählte ihn das Kriegsheer zu seinem obersten Feldherrn, da er noch nicht das fünf und zwanzigste Jahr erreicht hatte. Man bestätigte diese Wahl zu Carthago; so gewiß man auch voraussehen konnte, daß ein neuer Krieg für den Staat unvermeidlich sey, wenn er die höchste Gewalt der Waffen in so junge und unruhige Hände überlieferte. Hannibal scheinet auch zu eben derselben Zeit einer von den beyden Suffeten geworden zu seyn, welche jährlich zu Carthago gewählet wurden, und daselbst ohngefähr eben dieselbe Würde bekleideten, welche die Consuls zu Rom besaßen, das ist, ein Jahr lang die oberste Aufsicht über alle Angelegenheiten des Staats führten. Von dem Tage an, da das Kriegsheer der Carthaginenser in Spanien unter seinen Befehlen stand, war er auf nichts eifriger bedacht, als sich zum Kriege wider die Römer zu rüsten. Er schien zu fürchten, daß ihn nicht ebenfals, wie seinen Vater und Schwager, der Todt mitten in diesem Entschlusse übereilen möchte.

Man wird hier vor allen Dingen begierig seyn zu erfahren, was ihn [illegible] eine dringende Nothwendigkeit zu einem neuen Kriege fortgerissen habe. Kriege sind ein so großes Unglück für die Menschen, daß auch gerechte Ursachen, der scheinbarste Vorwand sie zu führen, Ehre und Nutzen, welche dadurch erworben werden können, daß alles dieses zusammen genommen, den-

denjenigen nicht immer vollkommen rechtfertiget, der das Zeichen zu ihrem Anfange giebt. Hannibal folgte dabey würklich nicht allein seinen Leidenschaften, sondern auch gewissen Grundsäzen, welche er aus dem Schicksal seines Vaterlandes hernahm. Der Haß gegen die Römer, den er von seinen nächsten Anverwandten geerbt hatte, und der Eyd, den man ihn, um denselben zu unterhalten, noch in seiner Kindheit hatte ablegen lassen, beherrschten ihn zwar mit aller ihrer Stärke; allein sie gründeten sich zugleich auf die alte Eifersucht und mißtrauische Furcht, welche Rom und Carthago von einander schieden; noch mehr aber auf das treulose Bezeigen, welches die Römer erst vor kurzem, mitten im Frieden, gegen die Carthaginenser beobachtet hatten. Diese waren gleich nach dem Ende des ersten Punischen Kriegs, von den fremden Soldaten, die sie während desselben im Solde gehabt hatten, angegriffen, und in die äusserste Verlegenheit gebracht worden. Ihre Besatzungen in Sardinien, welche aus eben dergleichen Soldaten bestanden, fielen gleichfals von ihnen ab. Die Römer beschüzten nicht nur diese Aufrührer, sondern sie bedienten sich auch dieser Gelegenheit, sich der Insel selbst zu bemächtigen; ja sie nöthigten sogar die Carthaginenser, ihnen eine große Summe Geldes zu bezahlen. Wenn diese leztern sich zu derselben Zeit allem unterwerfen mußten, was Rom von ihnen forderte: so scheinen sie desto mehr berechtigt gewesen zu seyn, sich, sobald ihre Kräfte wieder hergestellt waren, an den Römern dafür zu rächen. So dachten auch Hamilcar, Hasdrubal und Hannibal: und ich zweifle nicht, der größere Theil meiner Leser werde sich mit ihnen vereinigen. Der größte Geschichtschreiber des Alterthums, Polybius, ist auch gewissermaaßen auf dieser Seite. „Wenn die „Carthaginenser, sagt er, von den Römern verlangt

„hätten, daß sie ihnen Sardinien und das eben so ge-
„waltthätig abgezwungene Geld zurückgeben sollten;
„und wenn sie ihnen, im Fall ihrer Weigerung, den
„Krieg angekündigt hätten: so wäre ihr Betragen nicht
„zu tadeln.“ Ich bin weit davon entfernet, diese
Gründe zu bestreiten. Aber war dieser Krieg, den
man nach einem solchen Versuche ihn zu verhüten, ge-
recht nennen konnte, auch unumgänglich nothwendig,
wie es billig ein jeder seyn sollte? Hannibal wollte
seinem Vaterlande Genugthuung verschaffen. War
es ohne dieselbe weniger glükseelig? Kein Mensch wird
dieses behaupten. Die Carthaginenser hatten ansehn-
liche Besizungen in Africa und Spanien; sie waren
auf dem festen Lande und zur See mächtig genug, um
sich zu vertheidigen; ihre blühende Handlung vermehr-
te ihre Reichthümer täglich; und weder der Verlust
von Sardinien, noch von den zwölfhundert Talenten,
welche sie den Römern hatten zahlen müssen, hatte in
ihre Wohlfahrt einen so unzertrennlichen Einfluß, daß
sie deswegen die Waffen hätten ergreifen müssen. Sie
konnten im ruhigen Genuß ihrer Eroberungen und
Güter einen Angriff ohne Schaden erwarten; aber nicht
ohne Gefahr vornehmen. Hannibal sahe bey seinem
Eifer nicht auf den ungewissen Ausschlag des Krieges;
nicht auf das Leben vieler Tausende, das er aufzuopfern
im Begriff war; er ließ sich durch den Gedanken von
der Zerrüttung der innerlichen Sicherheit und Wohl-
fahrt seines Vaterlandes, welche auch der glücklichste
Krieg unausbleiblich nach sich zieht, in seinen Entwür-
fen nicht stören. Die Rachbegierde, sein hiziger, an
tapfere Unternehmungen gewohnter Geist, und ver-
muthlich auch das Verlangen nach Ruhm und Ehre,
siegten bey ihm über alle andere Betrachtungen.

Man kann freylich diesen Krieg, den er anfeuerte,
von andern Seiten auch als dringend vorstellen. Nach-
dem

dem die Carthaginenser Sicilien und Sardinien verloren hatten, war dadurch ihren Einkünften, ihrer Handlung und Schiffahrt eine der reichsten Quellen entzogen worden; die Macht der Römer fieng an der ihrigen überlegen zu werden; ihre Besizungen in Africa und Spanien schienen gegen diese weniger als sonst gesichert zu seyn; die Eroberungssucht der Römer hätte sie treulos mitten im Frieden gemacht, und Unterhandlungen mit ihnen über die gerechten Beschwerden gegen sie zu pflegen, konnte ihnen nur Zeit verschaffen, die Zubereitungen zu einem plözlichen Kriege leichter zu vollenden. Dieses war die Gefahr von Carthago; allein wenn es gerüstet, wachsam, geschäftig für sein inneres Wohl verblieb, wurde dieselbe sehr verringert; dahingegen der Krieg, Statt einer bloßen Gefahr, einem Staate, in dem es zwo feindlich gesinnte Partheyen gab, und der hauptsächlich durch die Handlung blühend geworden war, ein fast gewisses Unglück drohte.

Eine andere Betrachtung scheint diesen Krieg, wo nicht für Carthago, doch für den Hannibal, nothwendig gemacht zu haben. Er hatte von der Parthey des Hanno alles zu befürchten, wenn der Friede fortdauerte. Verwickelte er aber sein Vaterland in einen Krieg, zumal in einen so wichtigen und langwierigen, als ein mit den Römern zu führender werden mußte: so dienten die öffentlichen Besorgnisse zu seiner Sicherheit; war er glücklich in diesem Kriege, so stieg sein Ansehen desto höher, und die Partheyen zu Carthago konnten auf diesem Wege endlich ganz unterdrückt werden. So urtheilt wenigstens Appianus von den Bewegungsgründen des Feldherrn: ein Geschichtschreiber, der zwar lange nach ihm gelebt hat; aber nicht verächtlich ist. Es ist wahrscheinlich genug, daß Hannibal solche persönliche Absichten gehabt haben möchte, wie

andere Feldherren oder auch Staatsmänner in alten und neuen Zeiten hatten. Aber so sehr sie auch seine Art zu handeln begreiflich machen könnten; so würden sie doch zu seiner Vertheidigung nicht viel beytragen.

Hannibal suchte die Anschläge, welche er gegen Rom gefaßt hatte, noch eine Zeitlang zu verbergen, um sich durch die gänzliche Unterwerfung von Spanien die Ausführung derselben zu erleichtern. Die Römer hatten, da sie auf die Eroberungen der Carthaginenser in Spanien aufmerksam geworden waren, mit dem Hasdrubal einen Vertrag geschlossen, daß der Fluß Iberus, welcher jezo Ebro heißt, die Gränzscheidung zwischen dem Gebiete der Carthaginenser und der Römischen Bundsgenoßen abgeben sollte; und den Einwohnern von Saguntum, einer Stadt, welche nicht weit von dem heutigen Valentia, nahe am Meere lag, war zugleich eine völlige Unabhängigkeit ausgemacht worden. Die Saguntiner waren Bundsgenossen der Römer: daher beunruhigte sie Hannibal im Anfange gar nicht, weil ihm sein Vater den Rath gegeben hatte, sich vorher von allen andern Seiten in Sicherheit zu stellen, ehe er die Römer zum Kriege reizen möchte. Er griff dagegen zuerst die Olcader an, und brachte dieses Volk unter seine Botmäßigkeit. Nachdem er sein Kriegsheer mit Beute bereichert, und den Winter hindurch zu Neu-Carthago, welches vom Hasdrubal war erbauet worden, hatte ausruhen lassen, führte er es gegen die Vaccäer, welche er gleichfalls überwand. Allein auf seiner Rückkehr wurde er von einem Theil dieser beyden Völker, welche noch die Carpetaner, die in der Gegend des jezigen Madrit wohnten, auf ihre Seite gezogen hatten, nicht weit von dem Flusse Tagus, den man jezt Tajo nennt, angefallen. Hannibal gieng beym Anbruch der Nacht mit

mit seinem Heere über den Fluß, und lagerte sich nicht weit von demselben, um die Feinde anzulocken, daß sie gleichfalls übersezen und ihn angreifen möchten. Ihre sehr überlegene Anzahl, und die Meinung, daß Hannibal vor ihnen geflohen sey, verleitete sie, diesen gefährlichen Schritt zu thun. Sie wurden, da sie sich ohne Ordnung in den Fluß hineinwarfen, zum Theil von demselben verschlungen; andere kamen durch die Reiterey, die sich ihnen im Flusse entgegen sezte, oder wenn sie das Ufer erreichten, durch die Elephanten ums Leben; und ehe sie sich noch an dem jenseitigen Ufer von dieser Verwirrung erholen konnten, gieng Hannibal selbst mit seinen Kriegsvölkern durch den Fluß, jagte sie in die Flucht, und brachte bald auch die Carpetaner unter seine Gewalt. In diesem ersten bedenklichen Vorfalle, dem er ausgesezt war, zeigte sich schon die ganze Geschicklichkeit eines Feldherrn.

Da nunmehr alle Völker jenseits des Iberus, die Saguntiner ausgenommen, der Herrschaft der Carthaginenser unterworfen waren: so glaubte Hannibal, daß es Zeit sey, auch diese zu bekriegen. Er suchte eine Gelegenheit, solches mit einigem Scheine des Rechts thun zu können, und nahm sich deswegen ihrer Nachbarn, der Turdetaner, an, welche mit ihnen in eine Zwistigkeit gerathen waren, die er am stärksten unterhielt. Die Saguntiner merkten sein feindseeliges Vorhaben: sie schickten Gesandten nach Rom, und baten wider ihn geschüzt zu werden. Die Römer sandten darauf einige Abgeordnete an den Hannibal, welche von ihm verlangten, daß er den alten Vertrag zwischen beyden Nationen nicht übertreten möchte. Allein der glückliche Erfolg, der seine Kriege bisher begleitet hatte, und sein unveränderlicher Vorsaz, die Römer anzugreifen, machten, daß er einen sehr nichtigen

Vor-

Vorwand gebrauchte, warum er an den Angelegenheiten von Saguntum Antheil nehmen müsse. Die Römer, sagte er, hätten bey einem Aufstande, der sich vor einigen Jahren in dieser Stadt erhoben, und zu dessen Dämpfung man ihren Ausspruch begehret hätte, einige der vornehmsten Einwohner ungerechter Weise zum Tode verurtheilet: eine Grausamkeit, welche er zu rächen im Begriff stehe. Nach Carthago hingegen berichtete er, die Saguntiner hätten, stolz auf ihre Verbindung mit den Römern, einige den Carthaginensern unterworfene Völker beleidigt: und er verlangte Befehle, wie er sich gegen sie verhalten sollte. Kurz darauf fieng er an, Saguntum zu belagern. Von der Eroberung dieser Stadt versprach er sich viele Vortheile. Er benahm dadurch den Römern alle Hoffnung, den Krieg mit ihm in Spanien führen zu können; er sezte durch dieses Beyspiel alle Spanische Völker in Schrecken, und machte sie williger, den Carthaginensern zu gehorchen; war Saguntum erst in seinen Händen, so hatte er bey seinem bevorstehenden Feldzuge nach Italien, den Rücken desto freyer; er bekam aus dieser reichen Stadt neue Hülfsmittel zu seinem Kriege, und sein Kriegsheer mußte durch die Beute, die es in derselben fand, angefeuert werden, ihm auch weiter zu folgen; zu Carthago selbst aber mußte man durch diesen Anblick bewogen werden, sein übriges Unternehmen zu billigen. Man mag nun von seinem Kriege urtheilen wie man will; so ist es doch gewiß, daß er bey demselben keine bessern Maaßregeln hätte nehmen können. Er erreichte alle seine Absichten, nachdem er Saguntum im achten Monathe der Belagerung erstiegen hatte. Die Einwohner dieser unglücklichen Stadt wurden eines der merkwürdigsten Exempel von Standhaftigkeit und Treue, deren die Geschichte Meldung thut. Entfernt von den Römern,

von

von welchen sie gar keine Hülfe erwarten konnten, vertheidigten sie sich mit unglaublichem Muthe, und verbrannten sich endlich lieber selbst, als daß sie sich dem Feinde ergeben hätten. Die Römer machten sich den traurigen Vorwurf, solche Bundsgenossen nicht zeitig genug unterstüzt zu haben; zugleich aber bewunderten sie mit einer Vermischung von Furcht die kriegerische Lebhaftigkeit des Hannibal, welche sie bisher an keinem ihrer Feinde wahrgenommen hatten.

Unterdessen waren die Römischen Gesandten zu Carthago angelangt, wo sie ihre Klagen über den Hannibal anbrachten, und begehrten, daß derselbe zur Strafe wegen des gebrochenen Vertrags zwischen beyden Völkern, den Römern möchte ausgeliefert werden; wenn man sich aber weigern würde, solches zu thun, so war ihnen aufgetragen, diesem Staate den Krieg anzukündigen. Ihr Antrag wurde sehr übel aufgenommen. Der Senat wollte nichts von einem Vergleiche wissen, der zwischen dem Hasdrubal und den Römern wäre geschlossen worden, indem er denselben nicht bestätigt hätte, und also auch ändern könnte. Er berief sich nur auf den Inhalt des lezten Friedens, in welchem von Spanien nichts gedacht würde, und zu dessen Zeit auch die Saguntiner, welche er als die Urheber des jezigen Kriegs vorstellte, noch nicht Bundsgenossen der Römer gewesen wären. Hanno allein mißbilligte die Gewalt, welche man dem Hannibal überlassen hätte; er sagte einen unglücklichen Ausgang dieses Kriegs vorher, der mit so offenbarer Treulosigkeit und Ungerechtigkeit angefangen würde; und erklärte sich zulezt, seine Meinung sey, daß dieser Mann, welcher den Frieden gebrochen hätte, nicht nur den Römern übergeben, sondern auch selbst wenn ihn niemand verlangte, an das äußerste Ende der Welt geschickt

schickt werden sollte, damit man seinen Nahmen niemals hören, und er nie die Ruhe des Staats unterbrechen möchte. Man müsse sogleich, sezte er hinzu, Gesandte nach Rom senden, welche der Republik die gebührende Genugthuung leisteten; dem Hannibal müsse befohlen werden, das Kriegsheer von Saguntum zurück zu ziehen; er selbst aber müsse ausgeliefert, und den Saguntinern alles abgenommene wieder gegeben werden. Hanno sprach vergeblich: die glänzenden Thaten des Hannibal und die Menge waren wider ihn. Saguntum wurde mittlerweile eingenommen, und die Römer kündigten Carthago den Krieg an, den Hannibal auch ohne diese Feyerlichkeit, welche Mäßigung, Liebe zur Gerechtigkeit und Wohlstand aufgebracht zu haben scheinen, gegen sie würde geführt haben.

Eingenommen von dem wichtigen Grundsaze, dem alle große Feldherren gefolgt sind, daß man seine Feinde in ihrem eignen Lande bekriegen müsse, bereitete sich jezt Hannibal, die Römer in Italien selbst aufzusuchen. Ein sehr langer Weg, ungemeine Beschwerlichkeiten und Gefahren führten ihn dahin; allein er war allem Ansehen nach verloren, wenn er sie in Spanien erwartete. Er sorgte zuvörderst für die Sicherheit seiner Eroberungen in diesem Lande, und seines Vaterlandes selbst. Nach Africa, insonderheit nach Carthago, schickte er ein ansehnliches Heer von Spaniern, und in Spanien ließ er unter dem Befehl seines Bruders Hasdrubal, funfzehn tausend Soldaten zurück; welche fast lauter Africaner waren. Indem er beyde Kriegsheere aus ihrem Vaterlande in ein fremdes Land versezte, glaubte er desto mehr ihrer Treue versichert zu seyn, wenn das eine gleichsam einen Bürgen für das andere abgäbe: und er hat sich hierinne

nicht

nicht betrogen. Ehe der lezte Winter anfieng, den er in Spanien zubrachte, ließ er die aus diesem Lande gebürtigen Soldaten vor sich kommen, die er mit sich führen wollte, und stellte ihnen vor, daß zwar ganz Spanien zur Ruhe gebracht sey, und sie also ihrer Dienste entlassen werden könnten; daß sie aber durch einen Krieg mit auswärtigen Völkern, nicht allein Ruhm, sondern auch große Beute erlangen würden. Und da es ungewiß sey, wie bald sie aus demselben zu ihren Familien zurückkommen dürften, so vergönne er ihnen, den Winter bey denselben zuzubringen. Sie bedienten sich fast alle dieser Erlaubniß; Hannibal aber zog daraus den Vortheil, daß sie ihm noch mehr zugethan wurden, und mit ganz neuen Kräften in den folgenden Feldzug kamen. Sein Vertrauen wurde durch einen Traum gestärkt, in welchem ihm die Verwüstung von Italien, und ein himmlischer Wegweiser, der ihn dahin führte, vorgestellt wurde: eine Vorbedeutung, die ihm, wie er glaubte, die Götter zusandten; die sich aber seine Einbildungskraft selbst mag erzeugt haben, weil er voll von seiner bevorstehenden Unternehmung war.

Er gieng endlich mit neunzig tausend Mann Fußvolk, und zwölf tausend Reitern über den Iberus, und näherte sich den Pyrenäischen Gebürgen, welche Spanien und Frankreich von einander scheiden, nachdem er in der dortigen Gegend den Hanno mit eilf tausend Mann zur Besazung bey den überwundenen Völkern hinterlassen hatte. Hier verließen ihn einige tausend Spanier, denen ein so entlegener Feldzug nicht gefiel. Denn nunmehr erfuhr das Kriegsheer erst mit Gewißheit, daß es nach Italien ziehen sollte. Hannibal gab darauf über sieben tausend andern den Abschied, bey denen er ebenfals wenig Lust zum Feld-

zuge bemerkte, und sagte öffentlich, er hätte auch jene selbst zurück geschickt. Er behielt damals nur noch neun und funfzig tausend Mann, welches aber ungemein geübte und tapfere Kriegsvölker waren, übrig. Von den Pyrenäischen Gebürgen stieg er nach Gallien herab, und gelangte ungestört bis an das Ufer der Rhone, oder, wie sie damals hieß, des Rhodanus. Die Volcä, eine streitbare Nation, welche an beyden Ufern dieses Flusses wohnte, zogen sich alle an das jenseitige hinüber, und suchten ihm den Uebergang zu verwehren. Hannibal hatte große Ursache, diesen Uebergang mit Gewalt zu beschleunigen. Schon war ein Römisches Kriegsheer unter der Anführung des Consul Publius Cornelius Scipio, bey Maßilia, oder dem jezigen Marseille, ans Land getreten, und näher gegen die Rhone zu gerückt. Eine etwas frühere Ankunft der Römer, zuverläßigere und geschwindere Nachrichten, die sie von dem Zuge des Hannibal hätten einziehen können, würden sie in den Stand gesezt haben, ihn von den Gränzen Italiens beynahe unfehlbar abzuhalten. Sie konnten sich leicht mit den Galliern vereinigen, welche Hannibal an der Rhone zu bekriegen vor sich fand. Er würde es niemals, oder doch nicht ohne den gewißesten und größesten Verlust, gewägt haben, im Angesichte beyder Heere über diesen Fluß zu gehen: und er mußte über denselben sezen, wenn er Italien erreichen wollte. Auch in dem Falle, daß er diesen Uebergang ausführte, befand er sich in einer neuen Verlegenheit. Sein sehr geschwächtes Heer behielt alsdenn das Römische im Rücken, das ihm bis an die Alpen nachfolgen konnte, und ein anderes erwartete ihn am Fuße dieser Gebürge in Italien. Allein Scipio konnte keinen von allen diesen Vortheilen nüzen. Er glaubte, daß Hannibal kaum das Pyrenäische Gebürge verlassen hätte, und erstaunte daher,

als

als er hörte, daß derselbe im Begriff sey, in der Nähe von ihm, über die Rhone zu gehen. In der Ungewißheit, welche ihn zurück hielt, an welchem Orte er sich diesem Feldherrn entgegen stellen sollte; zumal da sich seine Soldaten von dem Schütteln der Schiffahrt noch nicht erholet hatten, begnügte er sich daran, einige hundert Reiter auszuschicken, um die Bewegungen des Hannibal zu erforschen. Sie geriethen mit einem weit zahlreichern Hauffen Numidier, welche in gleicher Absicht herumstreiften, in ein Gefechte, das für sie glücklich ausschlug: und dieser Versuch war der einzige in Gallien, aus welchem Hannibal sehen konnte, daß sich Scipio ihm widersezen wollte. Man gestehe nur, daß es nicht genug sey, ein großer Feldherr zu seyn: glückliche Zufälle und Fehler der Feinde müssen oft noch weit wichtigere Dienste thun, als Klugheit und Tapferkeit.

Hannibal hatte in der Eile eine Menge von Schiffen, Kähnen und Booten verfertigen lassen, um auf denselben seine Soldaten über die Rhone zu bringen. Allein die Menge der Gallier an dem gegenseitigen Ufer war ein zu starkes Hinderniß wider diesen Uebergang, wenn er nicht ein Mittel finden konnte, sie zugleich von der Seite anzugreifen. Er schickte daher einen Theil des Heeres, unter den Befehlen eines Hanno, bey der Nacht fort, und ließ denselben eine Tagreise weiter hinauf über den gedachten Fluß sezen, sodann aber sich unbemerckt den Feinden nähern. Da er erfuhr, daß dieses vollbracht sey, fieng er mit seinen übrigen Kriegsvölckern an, über die Rhone zu fahren. Die größern Schiffe wurden in eine Reihe, dem Strohm entgegen gestellt, um die Gewalt seiner Wellen zu brechen. Ein Theil der Pferde schwamm neben den übrigen Schiffen, aus welchen sie von den Reitern mit dem Zügel

festgehalten wurden; viele Pferde aber befanden sich gesattelt und gezäumt in den Schiffen, damit die Reiterey sogleich mit denselben den Angriff thun könnte. Die Gallier suchten sehr muthig diese Flotte zurück zu treiben, bis Hanno sich ihres Lagers bemächtigte, und sie selbst im Rücken anfiel: worauf sie sogleich die Flucht ergriffen. Auf diese Weise gieng Hannibal mit geringem Verluste, etwas oberhalb Avignon, über die Rhone. Die Elephanten, welche er mit sich führte, und welche damals einem Kriegsheere eine Ueberlegenheit über seine Feinde verschafften, weil sie durch ihre ungeheure Größe und Stärcke alles durchbrachen, mit keiner Art Waffen, außer dem Genicke und dem Hinterleibe, verwundet werden konnten, und noch auf ihren Rücken eine Menge von Soldaten führten, verursachten ihm die meiste Mühe bey diesem Uebergange. Man mußte ein großes Floß mit Seilen an das Ufer festmachen, und es ganz mit Erde bedecken, damit sich diese Thiere einbildeten, als wenn sie auf dem festen Lande giengen: und an dieses Floß war ein anderes angebunden, welches man ablösete, wenn sie dasselbe betreten hatten. Wir brauchen in unsern Kriegen keine Elephanten, wenn wir sie gleich aus Asien und Africa bekommen könnten, weil sie uns bis auf ihre Zähne, oder bis auf das Elfenbein, fast völlig unbrauchbar geworden sind; aber wir dürfen deswegen über die Art der Alten zu streiten, nicht lachen. Sie war gewißermaaßen menschlicher und vernünftiger als die unsrige, indem sie niemals unbedeckte Soldaten gegen zerschmetterndes und glühendes Metall geführt haben, das eigentlich nur dazu dienen sollte, Mauern und Wälle umzuwerfen.

Drey Tage nach dem Abzuge des Hannibal von der Rhone, langte Scipio mit seinem Kriegsheere bey

bey dem ehemaligen Lager desselben an, bereit, sich mit ihm in eine Schlacht einzulassen. Da er aber sah, was derselbe vor einen weiten Vorsprung gewonnen hatte, schickte er seinen Bruder mit dem größten Theil seiner Soldaten nach Spanien wider den Hasdrubal, gieng mit dem kleinen Reste zu Schiffe, und begab sich über Genua an den Po, um mit dem Heere, welches daselbst stand, dem Hannibal zu begegnen. Dieser rückte längst der Rhone, mitten durch Gallien, immer näher auf die Alpen zu. Er entfernte sich, indem er diesen längern Weg ergriff, immer weiter von der See, damit er nicht genöthigt würde, ein Treffen mit den Römern anzunehmen, und sein Kriegsheer unvermindert nach Italien bringen möchte. Diesen Rath hatte ihm ein gallischer Fürst ertheilet, der aus der Gegend des Po zu ihm gekommen war, und ihm sowohl den Beytritt der dortigen Völcker zum Kriege wider die Römer versprochen, als sich selbst zum Wegweiser über die Alpen angeboten hatte. Hannibal erndtete hierinne eine Frucht seiner weisen Sorgfalt ein. Er hatte bereits aus Spanien viele Kundschafter nach Italien gesandt, um die Beschaffenheit der dortigen Landschaften, welche er zuerst betreten mußte, die Anzahl und kriegerische Stärke der Einwohner, sonderlich aber ihren Haß gegen die Römer, auszuforschen. Er hatte auch an die Fürsten der Gallier in eben denselben Gegenden Abgeordnete geschickt, um sie auf seine Seite zu ziehen: denn er wußte, wie wichtig die Hülfe dieser Völcker bey dem unternommenen Kriege für ihn seyn würde. Die Ankunft ihrer Gesandten, durch welche sie ihn ihrer Freundschaft versicherten, und den Uebergang über die Alpen zwar als schwer, aber doch nicht als unmöglich vorstellten, ermunterte seine Soldaten, denen er diese Nachrichten bekannt machte.

Gleichwohl gerieth das carthaginensische Kriegsheer bloß durch die Nachrichten, welche es von den Alpen erhielt, in Furcht, und es erschrack, da es die entsezliche Höhe dieser Gebürge, den Schnee und das Eis, welches sie bedeckte, und die traurige Gestalt, welche Menschen, Vieh und Erde auf denselben hatten, erblickte. Hannibal hatte den Muth der Soldaten lange vorher durch die Erinnerung an ihre bisherigen Thaten, und durch die Vorstellung, daß diese Gebürge die Thore von Italien, ja von Rom selbst wären, gestärckt. Sie fiengen endlich an, dieselben zu besteigen. Noch hatten sie keinen großen Weg zurückgelegt, als sie die Einwohner der Alpen sahen, welche die Anhöhen eingenommen hatten, um ihnen den Durchzug streitig zu machen. Da aber Hannibal erfuhr, daß sie diese Gegenden nur bey Tage besezt hielten: so machte er sich selbst, an der Spitze eines auserlesenen Hauffens, des Nachts davon Meister. Sie hätten sein ganzes Heer zu Grunde richten können, wenn sie sich in einen Hinterhalt versteckt hätten, und erst alsdann auf dasselbe hervorgebrochen wären, wenn es sich in die engen Wege eingeschlossen hätte. Unterdessen fielen sie dasselbe doch auf seinem Zuge in den niedrigern Wegen an, und brachten insonderheit die Pferde und Lastthiere in Unordnung, welche viele Knechte und auch einige Soldaten in die Tiefen mit sich fortrissen; bis Hannibal die Feinde in die Flucht schlug, und ihre Stadt nebst einigen Flecken eroberte, aus welchen das Kriegsheer auf drey Tage Lebensmittel zog. Die Gallier, zu denen er in der Folge kam, suchten ihn zu betrügen. Sie brachten ihm Lebensmittel, ließen ihm Geißeln zurück, und erboten sich, ihm den Weg zu zeigen. Er nahm dieses an; allein aus Mißtrauen gegen sie, blieb er selbst mit dem Kern des Fußvolcks in dem hintersten Zuge: eine Vorsicht,

die

die das Heer rettete. Denn da es in einem engen Paß angelangt war, wurde es auf allen Seiten von den versteckten Feinden angegriffen; sie trennten es sogar von einander, und Hannibal war eine Nacht hindurch ohne seine Reiterey und sein Gepäcke. Er verlor daselbst viele Soldaten; endlich aber drang er durch die Feinde fort, und kam am neunten Tage auf dem Gipfel der Alpen an. Hier ließ er sein Heer zween Tage ausruhen. Es fiel von neuem eine Menge Schnee: dieses machte, daß die Soldaten mit offenbarer Trägheit und Verzweifelung im Gesichte ihren Weg fortsezten. Hannibal zeigte ihnen, um sie aufzurichten, das flache Land von Italien, und die schönen Felder längst dem Po-Fluß in dem jezigen Piemont; er sezte hinzu, eine oder höchstens zwo Schlachten würden sie auf immer in den Besiz von ganz Italien sezen. Beym Herabsteigen der Alpen hatten sie zwar mit keinen Feinden mehr, aber mit desto größern Beschwerlichkeiten des Weges zu streiten. Sie fanden ihn fast durchgehends steil, eng und schlüpfrig; am allermeisten aber wurden sie bestürzt, da sie an einen Felsen kamen, der nicht allein an sich sehr jäh war, sondern auch durch die vor kurzem herabgeschossene Erde einen sehr tiefen Abgrund neben sich bekommen hatte. Weder Menschen noch Thiere konnten einen sichern Schritt auf demselben thun, weil der neugefallene Schnee von dem Eise bald weggewischt wurde, und alles auf dasselbe hinfiel, ohne sich wieder aufhelfen zu können. Und dennoch mußte an eben diesem Orte das Lager aufgeschlagen werden, nachdem man den gefrornen Schnee mit unglaublicher Arbeit weggeschafft hatte. Hierauf ließ Hannibal in den Felsen einen neuen Weg hauen. Es wurde ein großes Feuer auf demselben angezündet, und auf den glühenden Felsen eine Menge Eßig geschüttet, welcher denselben noch mehr erweichte. Man hat die-

ser Erzählung des Livius Einwürfe entgegen gesezt, welche sie nicht ganz umstoßen. Der Eßig war in den Kriegsheeren der Römer sehr gebräuchlich; es ist nicht unglaublich, daß ihn auch die carthaginensischen häufig mitgeführt haben mögen; man kannte seine auflösende Kraft über Steine und Felsen; und wenn Polybius dieses Mittels bey dem gegenwärtigen Vorfalle nicht gedenckt, so scheinet er es als das gewöhnliche vorausgesezt zu haben. Endlich gelangte das Kriegsheer am funfzehnten Tage in die Ebenen von Italien; es war aber bis auf sechs und zwanzig tausend Mann herunter geschmolzen.

Dieser berühmte Uebergang des Hannibal über die Alpen ist eine von den großen Unternehmungen in der Geschichte; sie ist aber von manchen alten und neuen Geschichtschreibern noch weit bewundernswürdiger vorgestellt worden, als sie im Grunde war. Hannibal war nicht der erste, welcher mit einem Kriegsheere über die Alpen zog. Die Gallier, welche an der Rhone wohnten, hatten solches mehr als einmal vor ihm gethan, um den Galliern, die ihren Siz um den Po hatten, wider die Römer zu Hülfe zu kommen. Hannibal traf auch nicht lauter wüste und unbewohnte Gebürge an; die Menge Menschen, welche auf denselben lebten, reichte ihm bald gezwungen, bald freywillig, Nahrungsmittel genug dar. Wäre sein äußerst ermüdetes Heer sogleich nach seiner Ankunft auf dem flachen Lande von den Römern angegriffen, und, wie es sehr wahrscheinlich ist, überwunden worden: so würde die Nachwelt dieses ganze Unternehmen, welches ihm so viele tausend Soldaten kostete, wegen des unglücklichen Ausgangs, eine unsinnige Verwegenheit nennen. Das Außerordentliche und Schwere an derselben war vornemlich dieses, daß ihm der Anzug auf diese Gebürge

durch

durch häuffige Angriffe streitig gemacht wurde, anstatt daß die gallischen Heere durch diese bekannten Gegenden ihrer Nachbarn und Freunde friedlich durchgelassen wurden; daß Hannibal, theils von seinen Wegweisern verführt, theils weil er sich selbst einen Weg zu öffnen suchte, oft an unwegsame und wenigstens von einem Kriegsheere nie betretene Oerter gerieth; daß er ein Heer von Africanern und Spaniern, und mithin Leute, welche an heiße Gegenden und Ebenen gewohnt waren, durch diese kalten und rauhen Gebürge, und mit ihnen so viele Lastthiere und Elephanten, die nur für eine freye und breite Straße gemacht sind, führte; kurz, daß er ein Vorhaben, das immer als kühn anzusehen war, mit einer so unerschrockenen Standhaftigkeit, mit so vieler Fertigkeit, die besten Mittel gegen unvermuthete Gefahren zu ergreifen, verfolgte. Man ist übrigens in unsern Zeiten nicht einig, auf welcher Seite Hannibal über die Alpen gezogen sey. Die beyden wahrscheinlichsten Meinungen sind diejenigen, welche ihn entweder über den Berg Genevre, welcher in der Französischen Landschaft Dauphinee liegt, aus welcher Hannibal kam; oder über den Berg Cenis, der die gewöhnlichste Straße über die Alpen ausmacht, gehen lassen. Unter diesen Meinungen ist die leztere von einem der neuesten Reisenden, welcher die Alpen betreten hat, dem Herrn Grosley, in seinen Neuen Nachrichten von Italien, mit so erheblichen Gründen bestärckt worden, daß ich kein Bedencken trage, ihr beyzutreten.

Nach einigen Tagen Ruhe am Fuße der Alpen, deren das Heer des Hannibal ungemein benöthiget war, griff er das benachbarte Volck der Tauriner an, welche sich weigerten mit ihm in Verbindung zu treten, eroberte ihre Hauptstadt Taurasia, und ließ alle, die sich

ihm widersezten, niederhauen. Dieses Beyspiel der Schärfe jagte ihren Nachbarn so viele Furcht ein, daß sie Hauffenweise kamen, sich dem Hannibal zu unterwerfen. Aber nunmehr näherte sich ihm auch das Römische Heer unter der Anführung eben desjenigen Scipio, den er noch vor kurzem in Gallien an der Seite gehabt hatte. Er wunderte sich, denselben bereits am Po zu sehen, und Scipio erstaunte seiner Seits, daß es dem Hannibal gelungen war, über die Alpen zu kommen, ohne mit seinem ganzen Heere darüber zu Grunde zu gehen. Die Römer sezten über den Ticinus oder Tesino im Mayländischen, und lagerten sich in einer Ebene zwischen diesem Fluße und dem Po; die Carthaginenser waren ihnen bis dahin entgegen gerückt: und eine Schlacht war also, zumal bey der Begierde beyder Feldherren sich hervorzuthun, unvermeidlich. Der Ausschlag derselben mußte für beyde Theile sehr wichtig werden; am wichtigsten für den Hannibal. Er befand sich mit einer geringen Anzahl Kriegsvölcker in einem zwar fruchtbaren, aber doch feindlichem Lande. Die Gallier, welche sich zu ihm geschlagen hatten, waren bereit, ihn auf das erste Unglück, das ihn betreffen würde, zu verlassen. Hingegen konnte er auch gewiß erwarten, daß die übrigen Völcker dieses Nahmens in der dasigen Gegend seine Parthey ergreiffen würden, wenn er erst die Römer geschlagen hatte. Verlor er die Schlacht, so war nicht allein sein Rückzug sehr gefährlich; sondern es stand ihm auch die äußerste Noth bevor, indem er von aller Hülfe entfernt, seine Sicherheit auf den Alpen hätte suchen müssen. Die Römer aber konnten, wenn sie überwunden wurden, sich leicht erholen, und ihm, wie sie es auch würcklich gethan haben, eine Schlacht nach der andern anbieten.

In diesen Umständen suchte Hannibal desto mehr sich des Siegs zu versichern: und er munterte daher seine Soldaten nicht bloß durch Ermahnungen und Vorstellungen zur Tapferkeit auf, sondern wußte auch ihre Einbildungskraft auf das lebhafteste zu rühren. Er hatte viele gefangene Jünglinge von den Einwohnern der Alpen, die ihm bey seinem Uebergange feindlich begegnet waren. Diese, welche bisher sehr übel waren gehalten worden, fragte er vor den Augen seines versammleten Kriegsheeres, ob einige von ihnen sich mit einander unter der Bedingung in einen Zweykampf einlassen wollten, daß der Sieger eine prächtige Waffen-Rüstung und ein Pferd bekäme; der Ueberwundene aber zugleich das Ende seines Lebens und auch seiner elenden Gefangenschaft erreichte. Alle schrieen, daß sie dazu willig wären; und nachdem das Gefechte geendigt war, priesen die übrig gebliebenen Gefangenen nicht nur die Ueberwinder, sondern auch diejenigen, welche das Leben dabey verloren hatten, in Vergleichung mit ihrem Zustande, überaus glücklich. Alles dieses machte bey den Soldaten des Hannibal einen tiefen Eindruck, und sie urtheilten eben so über diese Auftritte, als die Gefangenen. Hannibal sagte darauf zu ihnen, er habe ihnen dieselben deswegen zur Schau gegeben, damit sie an fremden Schicksalen ihren eigenen gegenwärtigen Zustand betrachten lernen möchten. Sie befänden sich in eben einer solchen Nothwendigkeit zu fechten; sie hätten aber auch einerley Ausgang zu erwarten: entweder zu überwinden, oder zu sterben, oder in einer mühseeligen Gefangenschaft zu schmachten. An einen sichern Rückzug könnten sie nicht, so wie die Römer, dencken; sie müßten also mit keinem andern Entschluße auf die Feinde loßgehen, als zu siegen, oder umzukommen. Er sezte noch einiges hinzu, um die Soldaten zum Zorne gegen die Römer zu reizen, welche

ihn und sie wegen der Eroberung von Sagunt hätten ausgeliefert wissen, und sie in Spanien in gewisse Gränzen einschließen wollen. Er erinnerte sie auch, wie viele Vorzüge sie vor den Römern durch kriegerische Thaten von so vielen Jahren hätten, da jene hingegen neugeworbene Soldaten wären, die nicht einmal ihren Feldherrn noch kenneten. Es verlohnt sich wohl der Mühe, dergleichen Anreden aus Zeiten anzuführen, in denen die Tapferkeit eines jeden einzelen Soldaten noch einen so großen Antheil an dem Gewinn der Schlachten hatte. Hannibal that seinem Heere noch kurz vor der Schlacht große Versprechungen, dasselbe zu belohnen, wie es ein jeder in demselben nur selbst verlangen möchte: und indem er zugleich ein Lamm schlachtete, wünschte er, die Götter möchten ihm eben so das Leben nehmen, wenn er seine Verheissungen nicht erfüllete.

Die Schlacht fiel zwischen dem Po und Tesino, in der Gegend des heutigen Pavia vor. Ihr Ausschlag blieb nicht lange zweifelhaft. Die Römischen Bogenschützen, welche im ersten Treffen standen, wurden gleich Anfangs durch die feindliche Reiterey so sehr in Furcht gesezt, daß sie sich, ohne ihre Pfeile loßzudrücken, ins zweyte Treffen zurückzogen, und ihre eigenen Reiter in Verwirrung brachten. Das übrige Römische Kriegsheer fochte eine Zeitlang mit vielem Muthe; allein da es von der Numidischen Reiterey, der besten, welche Hannibal hatte, auf den Seiten, und endlich im Rücken angegriffen wurde; da es auch seinen Feldherrn, den Scipio, sehr gefährlich verwundet sah, ergriff es sogleich die Flucht. Dieser erste Sieg des Hannibal, den er seiner Reiterey zu dancken hatte, die weit zahlreicher und auch geübter als die Römische war, belehrte beyde Theile, welchem unter ihnen die

großen

großen Ebenen bey einer Schlacht vortheilhaft oder schädlich wären. Alle in der Nähe wohnende Gallier drängten sich jezt herbey, wie es Hannibal vorausgesehen hatte, um sich ihm zu unterwerfen, versorgten ihn mit Lebensmitteln, und nahmen in Menge bey ihm Dienste.

Er versäumte nicht die Römer zu verfolgen, welche sich nach Placentia gezogen hatten. Da er sich ihnen gegen über gelagert hatte, giengen mehr als zwey tausend Gallier, welche unter den Römern dienten, zu ihm über. Sie folgten dem Glücke der Carthaginenser, welche Besizer von ihrem Vaterlande waren, und Hannibal schickte sie in ihre Städte, damit sie auch ihre übrigen Landesleute für ihn einnehmen möchten. Dieser Zufall bewog den Scipio, auf seine Sicherheit zu dencken. Er mußte befürchten, daß alle Gallier seines Heeres und um ihn herum zu den Feinden abfallen möchten; er zog sich daher über die Trebia in das Land der Römischen Bundsgenossen zurück, befestigte sein Lager, und erwartete die Ankunft des zweyten Consul Tiberius Sempronius, der ihm mit einem frischen Heere zu Hülfe kam. Hannibal folgte ihm auch dahin nach; er fieng jedoch an, Mangel an Lebensmitteln in diesen feindlichen Gegenden zu leiden, bis ihm durch die Verrätherey eines Römischen Befehlshabers ein großer Vorrath derselben in die Hände fiel.

Er würde noch mehr in Verlegenheit gerathen seyn, wie er den Krieg fortsezen sollte, wenn nicht Sempronius seinen Absichten zu Statten gekommen wäre. Hannibal hatte alle Ursache, die Gallier durch neue Unternehmungen in ihrer Freundschaft gegen ihn zu stärcken; den Römern hingegen war daran gelegen, ihm

dazu keine Veranlassung zu geben, und ihre Soldaten den Winter hindurch besser zu üben. Er konnte also kaum erwarten, daß sie ihm eine Schlacht anbieten würden, und ihre Stellung machte es ihm unmöglich, sie dazu zu nöthigen. Allein Sempronius, der auf die Stärcke der beyden vereinigten Heere trozte, brannte vor Begierde nach einem Treffen. Er wurde noch mehr in Hitze gebracht, da die benachbarten Gallier um Hülfe wider den Hannibal baten, welcher ihr Land verwüsten ließ, weil sie wegen des zweifelhaften Ausganges von diesem Kriege ein heimliches Verständniß mit den Römern unterhielten. Sempronius schickte seine Reiterey ab, um sie zu beschützen: und da diese über die feindliche einen kleinen Vortheil erhielt, konnte ihn nichts mehr zurück halten, wider den Rath seines kranken Amtsgenossen, Anstalten zur Schlacht zu machen.

Sobald Hannibal dieses erfuhr, sah er sich nach einem Orte um, an welchem er einen Hinterhalt gegen die Römer legen konnte: denn er wußte, daß sie dergleichen verborgene Anblicke in einem so ebenen und freyen Lande am wenigsten befürchten würden. Die Trebia floß zwischen beyden Heeren mitten durch. An ihren hohen Ufern gab es viele Büsche und Sträuche, welche dichte und groß genug waren, um auch Reiter zu verstecken. Unter diese stellte Hannibal tausend Mann Fußvolck, und eben so viele von der Reiterey, welche sein Bruder Mago anführte. Gleich beym Anbruche des folgenden Tages ließ er die Numidier über den Fluß sezen, auf das Lager der Feinde Anfälle thun, und sie zum Gefechte herauslocken. Sempronius sezte ihnen erstlich seine ganze Reiterey entgegen; er folgte ihnen aber bald mit dem übrigen Heere, und da sie sich wieder in den Fluß hinein warfen, gieng er ihnen

ihnen mit demselben nach. Man war damals im Anfange des Winters; es fror eben an demselben Tage starck, und da die Trebia durch den nächtlichen Regen angeschwollen war, so reichte das Wasser den Römern bis an die Brust. Sie kamen daher, weil sie noch nüchtern und gegen die Kälte nicht verwahrt waren, schon halb entkräftet aus dem Fluße heraus. Die Soldaten des Hannibal hingegen hatten auf seinen Befehl gespeiset, sich am Feuer gewärmet, und ihren Leib mit Oel geschmieret. Dieser Unterschied der beyden Heere zeigte bald nach dem Anfange der Schlacht seinen Einfluß. Die müden und hungrigen Römer konnten ihre nassen Waffen zum Theil wenig gebrauchen, und waren überhaupt den frischen feindlichen Völckern nicht gewachsen. Ihre vier tausend Reiter wurden von den zehn tausend Carthaginensischen leicht zerstreuet; noch mehr aber von der großen Menge Balearischer Bogenschützen beunruhigt. Dazu kam noch das Schrecken der Elephanten, deren Geruch die Pferde nicht vertragen konnten. Das Fußvolck fochte also, von der Reiterey entblößt, mit größerm Muthe als Kräften, bis die Carthaginenser aus ihrem Hinterhalte loßbrachen, und die Römer im Rücken angriffen. Dieser Zufall und die Unordnung, in welche die Gallischen Hülfsvölcker durch die Elephanten gebracht wurden, entschied die Schlacht. Die Römer waren nunmehr von allen Seiten umringt; zehn tausend Mann von den Legionen drangen daher, da sie sich nicht zurück ziehen konnten, mitten durch die Feinde durch, und gelangten glücklich nach Placentia. Andere Hauffen folgten ihnen nach, oder sezten über die Trebia, um in ihr Lager zu kommen. Der größere Theil aber ihres Heeres gieng an diesem Flusse verloren. Die Carthaginenser selbst waren nicht im Stande sie weiter zu verfolgen; sie starrten von Kälte, Mattigkeit und

Wun-

Wunden; und der ungemeine Frost, mit Schnee und Regen vermischt, nahm ihnen nicht nur viele Menschen und Lastthiere, sondern auch alle Elephanten, bis auf einen, weg.

Hannibal, der diesen Sieg eben so sehr seinen geschickten Anstalten, als der Unbesonnenheit des Sempronius, zu dancken hatte, bediente sich desselben dazu, um die Italiänischen Völcker sich durch Güte zu Freunden zu machen. Mit den gefangenen Römern gieng er ziemlich hart um; allein ihren Bundsgenossen, die er durch die lezte Schlacht in seine Gewalt bekommen hatte, begegnete er nicht allein weit besser, sondern ließ sie endlich zusammen kommen, und sagte zu ihnen, er führe nicht mit ihnen Krieg, sondern vielmehr für sie wider die Römer, um sie in Freyheit zu sezen, und ihnen zu ihren alten Besizungen wieder zu verhelfen, welche ihnen von jenen wären entrissen worden: es müsse ihnen also ihr eigener Vortheil anrathen, seine Parthey zu nehmen. Nach dieser Versicherung schickte er sie alle ohne Lösegeld in ihr Vaterland zurück. Wären die Bundsgenossen der Römer weniger mit ihrer Regierung zufrieden gewesen, oder hätte Hannibal noch näher an Rom gestanden: so würde dieses schlaue Betragen weit mehr Würckung gethan haben.

Er hielt sich unterdessen in seinem eigenen Heere nicht vor sicher genug. Die neue Freundschaft der leichtsinnigen und unbeständigen Gallier war ihm verdächtig: er fürchtete, sie möchten des Kriegs überdrüßig werden, und ihm, um sich von demselben frey zu machen, nach dem Leben stehen. Daher veränderte er während des Winters seinen Anzug sehr oft. Er sezte nicht nur vielerley fremde Haartrachten, die wir mit unsern wegen ganz anderer Bedürfniße erfundenen

Per-

Perrûquen und Touren vergleichen können, auf, die ihm bald das Ansehen eines jungen Mannes, bald eines Alten gaben; sondern er verkleidete sich auch denselben gemäß dergestalt, daß ihn sogar diejenigen, welche den häuffigsten Umgang mit ihm hatten, kaum erkennen konnten. Und eben weil er merckte, wie sehr die Gallier wünschten, daß der Krieg aus ihrem Lande in das feindliche möchte versezt werden, brach er bey dem ersten Anschein einer gelindern Witterung aus seiner Winter-Ruhe in dasselbe auf. Er hatte während derselben eine kleine Festung nicht weit von Placentia vergebens angegriffen, und war selbst dabey verwundet worden; aber eine andere sehr volckreiche Stadt überließ er, nachdem sie sich schon ergeben hatte, der Plünderung und allen Ausschweifungen seiner Soldaten. Vermuthlich sollten sie dadurch aufgemuntert werden, und der Krieg bedeckte diese Unmenschlichkeit; aber er rechtfertigte sie nicht.

Um in Etrurien, oder in das heutige Toscana einzudringen, hatte er zween Wege vor sich. Der eine war lang, bequem, und den Feinden bekannt; der andere hingegen, welcher weit kürzer war, führte durch Moräste, ohne gleichwohl ganz Grundlos zu seyn. Hannibal wählte den leztern: er kannte den Werth der Geschwindigkeit im Kriege, und außerdem wollte er den neuen Römischen Feldherrn, Cajus Flaminius, durch das plözliche Hervorbrechen an einem Orte, wo ihn derselbe gar nicht erwartete, bestürzt machen. Sein erster Versuch, über das Apenninische Gebürge zu gehen, war ihm gänzlich mißlungen. Er wurde auf demselben von einem so heftigen Sturmwinde, Regen und Gewitter überfallen, daß sein Heer dadurch beynahe noch mehr als auf den Alpen litte. Es mußte auf einmal in seinem Zuge inne halten, und

that vergebliche Versuche, ein Lager aufzuschlagen. Die Soldaten lagen zween Tage, von Kälte und Wasser starrend, untereinander, ohne sich aufrichten zu können. Nach einem großen Verluste an Menschen und Thieren, kehrte Hannibal wieder in die Gegend von Placentia zurück. Hier war noch Sempronius Befehlshaber über die Römischen Kriegsvölker. Beyde Feldherren rückten einander bald entgegen, und es kam zu einem neuen Treffen. Gleich beym ersten Angriffe wurden die Carthaginenser in die Flucht getrieben: sie wurden sogar bis in ihr Lager verfolgt. Allein da die Römer sahen, daß sie dasselbe nicht erobern könnten, und sich daher zurückzogen, ließ Hannibal, der seine Soldaten unterdessen wieder in Ordnung gebracht hatte, dieselben auf allen Seiten gegen die Feinde ausrücken. Die Schlacht würde eine der hizigsten geworden seyn, wenn nicht bereits der größte Theil des Tages verflossen gewesen wäre; dieses machte, daß der Verlust an beyden Seiten gleich und unerheblich war. Einige Zeit darauf trat Hannibal seinen Zug nach Etrurien zum zweytenmale an. Da er an die sumpfigte Gegend, die noch durch das Austreten des Arnus überschwemmt war, kam, von welcher ich oben geredet habe, ließ er seine alten und besten Soldaten, die Afrikaner und Spanier vorangehen, weil sie an dergleichen Beschwerlichkeiten am meisten gewohnt waren; die Gallier folgten ihnen, und die Reiterey hatte die lezte Stelle. Mago mußte mit den Numidiern das Heer zusammen halten, und sonderlich die Gallier, wenn sie, nach ihrer angebohrnen Weichlichkeit, aus Ueberdruß des Weges, sich entweder zerstreuen oder stehen bleiben sollten. Aber diese Vorsicht half wenig. Die Gallier konnten in den Morästen, welche von ihren Vorgängern schon tief durchtreten waren, keinen festen Schritt thun; sie wälzten sich kaum fort, oder

fielen

fielen sterbend hin, nachdem sie einige Tage und Nächte ohne Schlaf zugebracht hatten. Das ganze Heer stand aus gleichen Ursachen unbeschreiblich viel aus; es konnte, mitten unter lauter Schlamm und Wasser, nur zuweilen auf den hervorragenden Pferden und Lastthieren, welche in großer Menge stecken geblieben waren, oder auf dem Gepäcke, eine kurze Ruhe nehmen. Hannibal saß auf dem einzigen übrig gebliebenen Elephanten, und verlor durch die feuchten Ausdünstungen der Gegend das eine Auge. Er war immer noch glücklich genug, beym Hervorkommen aus diesen Morästen kein Römisches Heer anzutreffen, von welchem das seinige damals mit leichter Mühe niedergehauen werden konnte.

Die Römer standen gleichwohl nahe genug bey ihm, in der Gegend von Aretium, jezt Arezzo, und wurden vom Flaminius, welcher einer von den Consuls dieses Jahres war, angeführt. Man verließ zu Rom nicht leicht die alte Gewohnheit, die doch im Kriege so große Unbequemlichkeiten hat, die Feldherren alle Jahre zu verändern. Kaum lerneten sie den Feind kennen, so kamen andere an ihre Stelle, für welche alles ganz neu war: und oft übereilten sie, wie der erstgedachte Sempronius, gewisse Unternehmungen, um nicht abgelöset zu werden, ehe sie etwas Merkwürdiges verrichtet hätten. Hannibal suchte zuvörderst den Flaminius kennen zu lernen. Er erfuhr, daß derselbe das Volck, welches ihm besonders günstig war, leicht in Bewegung sezen könne, weil er ein sehr fertiger Redner sey; daß er aber gar keine Kriegs-Erfahrung besize, und doch überaus von sich selbst eingenommen sey. Aus diesem Charakter schloß Hannibal, daß, wenn er vor dem Lager des Flaminius vorbey ziehen und weiter vorwärts rücken würde, dieser

die Spöttereyen des Volcks und der Soldaten nicht werde vertragen können, ihm überall hin nachfolgen, und ihn, sobald er nur könnte, angreiffen werde, ohne auf den andern Consul und dessen Heer zu warten. Aber eben dadurch bekam Hannibal Gelegenheit, ihn an Oerter zu ziehen, wo er in seine Nachstellungen fallen mußte. Er brach also aus der Gegend von Fäsulä, jezt Fiesoli, nahe bey Florenz, auf, und ließ den Flaminius hinter sich zurück. Dieser gerieth sogleich in Hitze, da er sah, daß ihn der Feind verachtete. Hannibal reizte ihn noch mehr zum Zorn, indem er das Land mit aller Schärfe verwüstete, und ein Feuer nach dem andern vor seinen Augen aufgehen ließ. Flaminius sezte ihm mit dem ganzen Heere nach; man ermahnte ihn vergebens, seinen Amtsgenossen zu erwarten; er hielt es vor eine Beschimpfung, den Feind beynahe bis vor Rom gehen zu lassen, und sich im Rücken desselben zu verweilen.

Niemals hat Hannibal einen Feldherrn vor sich gehabt, dem er mit so vieler Zuversicht, und beynahe so augenscheinlich Schlingen legen konnte, als diesem. Er war bis an die Stadt Cortona vorgerückt. Daselbst liegt ein geräumiges Thal zwischen hohen Bergen, welches sich mit steilen Hügeln endiget. Beym Eingange in dasselbe findet man den Thrasymenischen See, und neben demselben einen sehr schmalen Durchgang. Durch diesen engen Paß drang Hannibal in das Thal hinein, und lagerte sich mit einem Theile des Heeres auf den gegen über liegenden Anhöhen. Seine übrigen Kriegsvölker aber versteckte er hinter die Gebürge zur Rechten und zur Lincken: die Reiterey insonderheit war über den Eingang verlegt, um denselben, wenn es Zeit seyn würde, gänzlich zu verschiießen. Eben bey diesem Eingange langte Flaminius gegen

Abend

Abend an. Der andere Morgen war noch nicht völlig angebrochen, als er bereits mit seinem ganzen Heere, ohne die Gegend im geringsten auszukundschaften, in das Thal hineinrückte. Er glaubte, daß die Feinde ihm alle gegenüber stünden. Hannibal ließ ihn nahe genug herankommen, und gab darauf seinen Kriegsvölckern das Zeichen, von allen Seiten hervorzubrechen. Die Römer wurden völlig eingeschlossen: ein dicker Nebel, der eben an demselben Morgen auf das Thal fiel, hinderte sie, sich selbst zu sehen, geschweige denn zu bemercken, von welcher Gegend her der Feind im Anzuge wäre. Ehe sie noch in Schlachtordnung gestellt werden konnten, mußten sie sich schon überall vertheidigen, und vielen wurde nicht einmal Zeit gelassen, ihre Waffen zu ergreiffen. Der Consul bezeigte in dieser schrecklichen Verwirrung alle Unerschrockenheit; er suchte Ordnung und Muth herzustellen; seine Soldaten selbst fochten, da sie sahen, daß sie umringt und ohne Hoffnung sich durchzuschlagen oder zu entfliehen waren, so wie sie sich in Hauffen vereinigt hatten, mit ungemeiner Tapferkeit drey Stunden lang. Keines von beyden Heeren fühlte in dieser Zeit das heftige Erdbeben, welches damals in der Nähe wütete. Der Todt des Flaminius machte der Schlacht ein Ende. Funfzehn tausend Römer waren in derselben umgekommen; sechs tausend von dem ersten Treffen waren zwar glücklich durch die Feinde durchgebrochen; allein sie wurden am folgenden Tage eingeholet, nnd mußten sich ergeben; der Rest aber des Heeres wurde gefangen, oder zerstreuete sich durch Etrurien. Hannibal beobachtete in Ansehung der Gefangenen abermals den Unterscheid, daß er die Römer in Fesseln legen ließ; ihre Bundsgenoßen hingegen frey nach Hause schickte. Wenige Tage nach diesem Siege, trug der Befehlshaber seiner Reiterey, Maharbal, einen eben so vollständigen

 über

über eine Verstärckung von viertausend Reitern davon, welche der andere Consul Servilius, von Ariminum (jezt Rimini) aus, dem Flaminius zur Hülfe geschickt hatte, weil er mit dem übrigen Heere nicht zeitig genug eintreffen konnte.

Nichts hinderte nunmehr den Hannibal, gerade auf Rom loßzugehen, und man fürchtete sich auch daselbst, ihn ankommen zu sehen. Allein seine Soldaten waren einer Erfrischung überaus bedürftig. Sie waren fast alle, weil sie so vielen Frost, Nässe, schlechte Nahrung und Unreinigkeit ertragen hatten, mit einer Art von Krätze angesteckt. Er führte sie daher zwar bis Spoleto, welche kleine Stadt er vergebens belagerte; darauf aber wandte er sich linker Hand gegen das Meer zu, bereicherte sein Heer mit so vieler Beute, daß es dieselbe kaum mehr fortbringen konnte, ließ alle erwachsene Mannspersonen, die er auf diesem Wege antraf, entweder aus Haß gegen die Römer, oder um sie zu schwächen, umbringen, und blieb endlich in der Gegend von Hadria, nahe am Meere, in der heutigen Anconitanischen Marck, stehen. Hier, in einem der schönsten und fruchtbarsten Länder, ließ er sein Heer, und die eben so krancken Pferde desselben, sich erholen, rüstete seine Africanischen Soldaten mit Römischen Waffen aus, und schickte über das Meer die erste Botschaft von seinen glücklichen Feldzügen in Italien nach Carthago. Aber er brach diese Ruhe des Heeres bald wieder ab, drang unter beständigen Verwüstungen des Landes in Apulien ein, welches einen Theil des Königreichs Neapel ausmacht, und lagerte sich nicht weit von Beneventum.

Die Römer lernten endlich, wen sie ihm entgegen sezen müßten: und da sie sich überhaupt in solchen Umständen

ständen befanden, welche das lezte und schleunigste Hülfsmittel des Staats, die Ernennung eines Dictators, das ist eines weisen und tapfern Mannes, der einige Zeitlang die höchste Gewalt allein in seinen Händen hätte, erforderten, so ertheilten sie diese Würde dem Quintus Fabius Maximus, dessen Klugheit sehr berühmt war. Er entschloß sich sogleich, die ganze Art des Krieges wider den Hannibal zu ändern. Man hatte denselben bisher mehr mit einer wilden Hitze, und nach den Absichten des Feindes, als so wie es das Beste der Republik verlangte, geführet. Wenn die Römischen Feldherren nur alle Vorsichtigkeit gebrauchten, die ihnen ihr Verhältniß gegen den Hannibal anrieth: so mußte dieser nach dem ordentlichen Lauf der Sachen in ähnlichen Kriegen, doch am Ende unterliegen. Ihre Soldaten waren, wenn man sie etwas geübt hatte, vortrefflich, und die Liebe zum Vaterlande machte sie beynahe unüberwindlich. Allein ihr Muth war durch so viele Niederlagen entkräftet worden: man mußte denselben durch eine behutsame Anführung wieder aufrichten, sie nicht in der nachtheiligsten Stellung fechten lassen, und ihnen zeigen, daß sie diesen Feind eben so wohl als die vorhergehenden, überwinden könnten. Unter dem Heere des Hannibal hingegen machten die gebohrnen Carthaginenser den allerkleinsten Theil aus; seine übrigen Soldaten waren Fremde, die nur aus Ergebenheit gegen ihn, und aus Begierde nach Beute, tapfer stritten; deren Eifer aber durch die erste schlimme Wendung seiner Unternehmungen zu erkalten anfieng. Es fiel ihm außerdem schwer, sein Heer mitten im feindlichen Lande durch Neugeworbene zu ergänzen; er besaß noch keine feste Stadt zur Sicherheit seines Vorrathes von aller Art, und zum Rückhalte bey einem Umschlage des Glücks; nicht zu gedencken, daß ihm der Unterhalt für seine Soldaten viele Sorgen kosten

 mußte,

mußte, besonders, wenn er nicht im Stande war sich auszubreiten. Er mußte daher immer darauf bedacht seyn, den Schauplaz des Krieges zu erweitern, neue und kühne Versuche anzustellen, seine Kriegsvölker in unaufhörlicher Bewegung zu halten, und den Krieg mit Ungestüm fortzusezen. Die Römer hingegen, welche Ueberfluß an Mannschaft und Lebensmitteln, dabey auch getreue Bundsgenossen hatten, konnten nichts Besseres thun, als ihren Feind auf allen Seiten einschränken und beunruhigen, ihm die Lebensmittel abschneiden, und ihn nöthigen, sich gewissermaaßen selbst zu verzehren. Dieses war auch die Absicht des Fabius. Er befohl den Einwohnern der kleinen Städte und des flachen Landes, auf dem Wege, auf welchem Hannibal fortzog, sich in festere Oerter zu begeben, und alles vorher zu verderben; er selbst aber gieng ihm mit dem Vorsaze entgegen, nicht ohne die äußerste Nothwendigkeit etwas Entscheidendes zu wagen.

Sobald ihn Hannibal mit seinem Heere ankommen sah, rückte er ihm entgegen, und bot ihm eine Schlacht an. Allein in dem Römischen Lager blieb alles unbeweglich. Hannibal spottete zwar darüber, indem er sagte, man sehe, daß die kriegerische Gemüthsart der Römer nunmehr besiegt sey; im Grunde aber ärgerte er sich, daß er nicht mehr mit einem Sempronius und Flaminius zu thun hatte. Er versuchte noch, ob er den feindlichen Feldherrn in seinem Entschlusse irre machen könnte; er verheerte daher unter seinen Augen die Länder der Römischen Bundsgenossen, und brach manchmal plözlich auf, um demselben, wenn er ihm nachfolgen sollte, in irgend einem gekrümmten Wege aufzulauern. Seine Künste halfen ihm aber nichts: Fabius führte seine Soldaten auf Anhö-

hen,

hen, an der Seite des Feindes, fort; er schickte nur alsdenn einige Hauffen von ihnen aus, wenn er Gelegenheit fand, den Carthaginensern, die sich etwan von ihrem Lager zu weit entfernt hatten, Abbruch zu thun; und auf diese Art gab er ihnen das fast verlorne Vertrauen auf ihre Kräfte wieder. Hannibal blieb unterdessen bey seinem Entwurfe. Er richtete weit umher die abscheulichste Verwüstung an, bemächtigte sich einiger Städte, drang in Samnium, und endlich sogar in Campanien ein. Diese leztere Landschaft, die schönste Gegend von Italien, war halb vom Meere, und halb von Bergen eingeschlossen: und Hannibal handelte also desto verwegener, da er mitten in derselben sein Lager aufschlug, und sie seinem Heere zum Raube überließ. Allein er hoffte dadurch eines von diesen beyden zu erlangen: entweder, daß die Feinde, gereizt durch diese Verheerungen, und selbst durch seine Kühnheit, sich in eine Schlacht mit ihm einliessen; oder daß ganz Italien sehen möchte, sie erkenneten ihn vor ihren Ueberwinder. Bis dahin war wenigstens noch keine der mit den Römern verbundenen Städte, so viel auch ihr Gebiete gelitten hatte, zu ihm abgefallen.

Er genoß auch endlich des Vergnügens, die Römer zu seinen Absichten zu lencken. Fabius selbst war standhaft genug, ihn von sichern Höhen mit Gelassenheit zu beobachten: er hütete sich auch deswegen vor einer Schlacht, weil er wußte, wie sehr die feindliche Reiterey die seinige an Menge und Güte übertreffe. Allein der Befehlshaber seiner Reiterey, Minucius, gab dieses Betragen in dem Heere vor Zaghaftigkeit aus: und die Soldaten, welche es verdroß, daß der Feind vor ihnen ungehindert plündern und brennen durfte, erregten beynahe einen Aufruhr, da sie gar

keine Anstalten zu einem Angriff sahen. Sie hatten aber beym Ende dieses Feldzuges Gelegenheit, die Klugheit ihres Feldherrn zu erkennen. Hannibal sah sich nach einer Gegend zur Ueberwinterung um, wohin er seine unermeßliche Beute in Sicherheit bringen könnte, und wo er auch auf das Künftige den nöthigen Ueberfluß an Lebensmitteln finden möchte: denn diejenige, in welcher er den Sommer zugebracht hatte, reichte ihm solchen nur auf eine Zeitlang dar; sie war reicher an Obstbäumen und Weinbergen, als an Getreide. Fabius, welcher dieses erfuhr, und voraus sah, daß Hannibal durch eben die engen Pässe im Gebürge zurückgehen müsse, durch welche er in Campanien eingedrungen war, besezte dieselben mit einigen tausend Soldaten, und lagerte sich mit den übrigen auf den darüber liegenden Bergen.

Jezt schien Hannibal in eben einen solchen Fallstrick gerathen zu seyn, als er bisher den Römern gelegt hatte. Wenn er nicht in der Geschwindigkeit einen listigen Ausweg fand: so konnte er weder weiter fortrücken, noch sich zurückziehen, ohne den größesten Theil seines Heeres zu verlieren. Zum Glück für ihn versparte Fabius den Angriff auf den folgenden Tag, und überlegte noch, wie er sich dieser trefflichen Gelegenheit bedienen könnte, um dem Kriege auf einmal ein Ende zu machen. Allein Hannibal ließ ihm keine Zeit dazu. Man trieb auf seinen Befehl, von dem geraubten Viehe, das er mit sich führte, gegen zwey tausend Ochsen zusammen, und band ihnen kleine Reisbündel zwischen die Hörner. Beym Anbruch der Nacht sezte Hannibal sein Heer in Bewegung. Die Reisbündel wurden angezündet, und die Ochsen gegen die Anhöhen hinauf gejagt; zugleich aber durch eine starcke Anzahl Soldaten unterstüzt. Er selbst gieng

auf

auf den engen Paß loß, um unter der Begünstigung dieser Kriegslist seine schwerbewaffneten Soldaten und seine Beute zu retten. Er erreichte auch seine ganze Absicht. Die Römer, welche den schmalen Weg zwischen den Gebürgen inne hatten, erblickten kaum die über ihren Köpfen herumirrenden Feuer, als sie sich aus Furcht vor dieser anscheinenden Gefahr auf die dunklern Seiten der Anhöhen hinauf zogen: sie entdeckten zwar bald den dabey vorgehenden Betrug; weil sie ihn aber vor eine Nachstellung hielten, begaben sie sich auf die Flucht. Die Ochsen liefen unterdessen, nachdem ihnen das Feuer bis auf die Haut gedrungen war, halb rasend auf dem Gebürge herum. Fabius wußte nicht, was diese seltsame Erscheinung bedeuten sollte, und überdieß war es seinem Entwurfe zuwider, zumal bey Nachte, mit dem Feinde ein Gefechte anzufangen; er blieb also bis der Tag hervorbrach, ruhig stehen. Damals aber war Hannibal bereits glücklich durch den engen Weg gekommen, und er zog auch noch seine leichtbewaffneten Soldaten, welche endlich auf dem Gebürge angegriffen wurden, mit einigem Verluste der Römer an sich, indem er ihnen Spanier zu Hülfe schickte, welche am meisten gewohnt waren, auf den Bergen zu klettern. Hierauf wandte er sich wieder nach Apulien, und legte bey Gerunium sehr große Vorrathshäuser an.

Die Geschicklichkeit, mit welcher er dem Fabius entwischt war, machte diesen bey den Römern noch verächtlicher und verhaßter: man zog ihn sogar in den ungerechten Verdacht eines Verständnisses mit den Feinden, weil Hannibal den Kunstgriff gebraucht hatte, die Landgüter des Fabius allein unter allen andern, die er verwüstete, unberührt zu lassen. Da sich der Dictator auf einige Zeit nach Rom begeben

 mußte,

nutzte, verbot er dem Minucius, welcher mittlerweile seine Stelle vertrat, die Feinde anzugreifen. Allein dieser suchte vielmehr nur Gelegenheit dazu: und Hannibal, der ihn schon kannte, gab sie ihm auch. Er schickte den dritten Theil seines Heeres aus, um Getreide und Fütterung aufzusammeln. Minucius rückte sehr nahe zu ihm hin, nöthigte ihn, da er so geschwächt war, sich auf Gerunium zurück zu ziehen, und erhielt einen beträchtlichen Vortheil über ihn. Dieses erste Glück gegen den Hannibal machte zu Rom einen so starcken Eindruck, daß man dem Minucius eine völlig gleiche Gewalt mit dem Fabius selbst bey dem Heere zusprach. Sie theilten darauf dasselbe, und ein jeder von ihnen lagerte sich besonders; zu großer Freude des Hannibal, dem diese Uneinigkeit der Feinde viel versprach. Zwischen seinem und dem Lager des Minucius lag ein Hügel: diesen besezte er, um dadurch ein Gefechte zu veranlassen. Minucius suchte sogleich, sich desselben zu bemächtigen; allein er fiel in einen Hinterhalt, den ihm Hannibal gelegt hatte, und steckte schon in der äußersten Unordnung, als ihn Fabius mit seinem Heere aus derselben zog. „Endlich, sagte Hannibal, ist die Wolcke, welche bisher stets über den Bergen geschwebt hat, mit grossem Krachen geborsten, und hat einen Plazregen verursacht.“ Die Römer vereinigten sich darauf wieder freywillig in Ein Heer unter den Befehlen des Fabius: und erst seit dieser Zeit standen sie bey ihren Feinden in Achtung.

Nach den Grundsäzen dieses großen Mannes, führten auch die beyden neuen Consuls und Feldherren den Krieg wider den Hannibal fort. Er gerieth dadurch in einen solchen Mangel, daß es wenig fehlte, er hätte sich wieder in den obern Theil von Italien gezogen.

Allein

die Wahl der folgenden Consuls belebte ihn mit neuer Hoffnung. Einer von denselben, Cajus Terentius Varro, war völlig so hitzig und unbesonnen, als er sich ihn wünschen konnte. Er gab vor, der Römische Adel suchte diesen Krieg nur aus eigennüzigen Absichten in die Länge zu spielen: er kündigte daher an, daß er bey dem ersten Anblick des Feindes, sich mit demselben in ein Treffen einlassen werde. Ein solcher Vorsaz kam dem Hannibal ungemein gelegen: er hatte nur noch auf zehn Tage Getreide übrig, und die Spanier waren schon im Begriff, ihn zu verlassen. Er gönnte dem Varro auch einen kleinen Sieg, den dieser über seine leichten Kriegsvölcker erhielt, desto lieber, weil derselbe seine ungestüme Verwegenheit noch vermehrte. Beynahe hätte er sich durch eine sehr grobe List des Hannibal berücken lassen. Dieser ließ sein Lager mit Gütern von aller Art angefüllt stehen, und zog sich hinter die daran stoßenden Berge; in der Hoffnung, daß er die Römer, wenn sie sich mit der Plünderung des Lagers beschäftigen würden, leicht würde überfallen können. Varro war würcklich schon im Anzuge dahin; allein der andere Consul, Lucius Aemilius Paulus, wußte ihn noch durch gewisse Ahndungen, die ihm begegneten, zurück zu halten, und der Hinterhalt wurde zu gleicher Zeit entdeckt. Hannibal zog hierauf tiefer nach Apulien, und lagerte sich bey Cannä, an dem Ausflusse des Aufidus, der jezt Ofanto heißt, ins Meer: auch dahin folgten ihm die Römer nach. Er eroberte das bey diesem Flecken gelegene Schloß, in welchem er einen großen Vorrath von Lebensmitteln antraf, den die Römer gesammlet hatten. Die dortige Ebene schickte sich zum Gebrauch seiner Reiterey überaus wohl. Sein Lager hatte er auch dergestalt angebracht, daß ihm der heiße und heftige Wind Vulturnus, der sich gegen Mittag daselbst erhob,

erhob, und ohngefähr einerley mit dem jezt sogenannten Sirocco der Italiäner ist, nur in den Rücken blies, den Römern hingegen den Staub in das Gesichte tragen mußte. So wenig aber diese genöthigt waren, ein Treffen einzugehen, das mit so nachtheiligen Umständen verbunden war: so sehr drang der Consul Varro darauf. Er hatte nebst seinem Amtsgenossen Paulus, welcher sich ihm vergebens widersezte, ein Heer von sechs und achtzig tausend Mann unter seinen Befehlen, da Hannibal nur funfzig tausend Soldaten anführte: und diese Uebermacht reizte seine Verwegenheit noch mehr an. Allein unter den Römern waren mehr als die Hälfte Neugeworbene, und die Feinde konnten ihren sechs tausend Reitern zehn tausend geübtere entgegen stellen. Endlich überwältigte den Varro seine Begierde zur Schlacht, und sein Amtsgenosse folgte ihm gezwungen nach, da jener sich dem Feinde gegen über lagerte.

Bey diesem erwünschten Anblicke fragte Hannibal seine Soldaten, ob sie wohl selbst von den Göttern etwas glücklicheres bitten könnten, als daß sich die Feinde in eine Ebene eingelassen hätten, in welcher ihre schwache Reiterey nothwendig geschlagen werden müßte? Nachdem sie ihm hierinne alle Recht gegeben hatten, ermahnte er sie, nicht nur den Göttern dafür zu danken, daß sie ihnen so sichtbarlich beystünden; sondern auch ihm, daß er die Römer in die Nothwendigkeit versezt habe, an einem für sie so unbequemen Orte ein Treffen zu wagen. Er sezte hinzu, daß sie, so wie ihnen die vorhergehenden Siege das flache Land von Italien unterworfen hätten, durch den bevorstehenden, Herren von den Städten und ihren Reichthümern, mithin von dem ganzen Römischen Reiche, auf immer werden würden. Er ließ darauf das Römische Lager

durch

durch die Numidische Reiterey beunruhigen, und zog dadurch den Varro desto geschwinder zur Schlacht heraus. Bald nach dem Anfange derselben, wurde die Römische Reiterey des rechten Flügels von der gegen über stehenden Gallischen und Spanischen zu Grunde gerichtet. Die Reiterey ihrer Bundsgenossen auf dem lincken Flügel erlitt ein gleiches Schicksal. Fünfhundert Numidier, welche daselbst als Ueberläufer sich zu den Römern gewandt hatten, und hinter das lezte Treffen waren gewiesen worden, aber mitten in dem Getümmel der Schlacht die Römer von hinten zu anfielen; diese beförderten das Unglück auf jener Seite. Das Römische Fußvolk, welches in der Mitten stand, griff das Gallische an, das ihm gegen über in der Gestalt eines halben Mondes, dessen hervorragende Krümmung sich gegen die Römer wandte, gestellt war. Die dünnen Reihen desselben wurden endlich durchbrochen: und darauf erfolgte dasjenige, was Hannibal bey dieser Stellung erwartet hatte. Da die Römer den Galliern hitzig nachdrangen, befanden sie sich auf einmal von den frischen Africanischen Soldaten auf beyden Seiten umringt; die Reiterey aber fieng an, sie im Rücken niederzuhauen. Auf diese Art zusammen gepreßt, verloren ihrer gegen siebzig tausend (oder, nach dem umständlichern und wahrscheinlichern Berichte des Livius, nur funfzig tausend,) mit dem Consul Paulus, das Leben, und einige tausend wurden nach der Schlacht gefangen. Hannibal war diesen berühmten Sieg bey Cannä seiner Reiterey und seinen vortrefflichen Anstalten schuldig: denn im übrigen hatten die Römer mit aller ihnen eigenen Tapferkeit gefochten.

Indem ihm seine Kriegsbedienten dazu Glück wünschten, und riethen, das Heer nach einer solchen Ermüdung

müdung ausruhen zu lassen, war Maharbal, der Befehlshaber über die Reiterey, einer andern Meinung. „Damit Du siehst, sagte er, wie wichtig dieser Sieg „sey, so sollst Du in fünf Tagen im Capitolium spei„sen. Folge mir nur nach: ich will mit der Reiterey „vorangehen, damit die Feinde eher erfahren, daß ich „zugegen sey, als solches erst befürchten mögen.„ Hannibal lobte diesen Vorschlag; allein er kam ihm so weitaussehend vor, daß er sagte, er müsse denselben erst in Ueberlegung ziehen. Darauf erwiederte Maharbal: „Man sieht wohl, daß die Götter Einem „Manne nicht alle Gaben ertheilet haben. Du ver„stehst zwar zu überwinden; aber Du weißt dich des „Siegs nicht zu bedienen.“ Dieser Verzug des Hannibal, sezt Livius in seiner Erzählung hinzu, hat, wie man mit Grunde glaubt, das Römische Reich und die Stadt Rom gerettet.

Einigen Neuern kommt es unglaublich vor, daß Hannibal, einer der vollkommensten Feldherren der alten Zeiten, bey diesem Betragen sollte gefehlet haben: sie bestreiten daher das Urtheil des Livius auf folgende Art. Polybius, sagen sie, läßt es im geringsten nicht mercken, daß er dieser Meinung sey. Hannibal hatte in der Schlacht von seinen vierzig tausend Mann Fußvolck, sechstausend verloren; und er wäre nicht im Stande gewesen, mit dem Ueberreste eine so weitläuftige, so wohl bevestigte und von zwo Legionen vertheidigte Stadt, als Rom war, gehörig einzuschliessen. Er hatte auch keine zur Belagerung von Städten nöthige Maschinen im Vorrathe. Endlich hatte sich noch kein Italiänisches Volck auf seine Seite geschlagen: wenn also seine Unternehmung auf Rom mißrieth, so war er gänzlich verloren.

Man

Man kann auf alles dieses sehr zulänglich antworten. Der Nahme eines großen Feldherrn schließt noch nicht alle Versehen aus; man rechnet wenigstens die Capuanische Winterruhe nicht unter die weisen Anstalten des Hannibal. Livius scheinet hier glaubwürdiger zu urtheilen, als wenn er mit patriotischem Stolze gesagt hätte, Hannibal würde, ungeachtet eines so wichtigen Sieges, Rom doch vergebens angegriffen haben. Es ist schon genug, daß Polybius, wenn er der Hoffnung gedenckt, welche sich die Carthaginenser nach der Schlacht bey Cannä machten, Rom durch einen geschwinden Anfall erobern zu können, gar nichts dabey erinnert: er würde solches zu thun nicht unterlassen haben, wenn er solches vor eine leere Einbildung gehalten hätte. Aus der Bestürzung, in welche Rom durch diese Niederlage versezt wurde, ist es würcklich wahrscheinlich, daß es sich gegen den Hannibal schlecht würde haben wehren können, wenn er sich einige Tage nach derselben vor seinen Thoren gezeigt hätte. Je weitläuftiger es war, desto weniger reichten achttausend neu geworbene Soldaten zur Beschützung desselben zu; desto mehr schwache Seiten mußte es an dieser Stadt geben, welche man ohne Mauerbrecher und Sturmgerüste ersteigen konnte. Ja, wenn noch keine mit den Römern verbundene Völcker die Parthey des Hannibal ergriffen hatten, so machte ihnen eine solche Unternehmung, sie mochte ausschlagen, wie sie wollte, vielen Muth dazu: sein großer Sieg allein konnte sie dazu bewegen.

Dieses war auch in der That eine von den Folgen desselben. Eine Menge Völcker in dem untern Theil von Italien trat bald nach der Schlacht bey Cannä auf seine Seite. Capua, die größte und reichste Stadt in Italien nach Rom, gieng hierinne vielen andern

andern mit ihrem Beyspiele vor, und würde dem Hannibal, als ein sicherer Waffenplatz, in einer der fruchtbarsten Gegenden, mit Volcke und allem Ueberflusse reichlich angefüllt, zu einer ungemeinen Verstärckung gedienet haben, wenn die ausschweifende Ueppigkeit, welche ihren Einwohnern beständig eigen gewesen ist, ihnen zugelassen hätte, für ihren neuen Bundsgenossen standhafte und kriegerische Maaßregeln zu nehmen. Bey dem gegenwärtigen Verfall der Angelegenheiten der Römer, hofften sie nicht allein auf immer von denselben unabhängig zu werden, sondern auch, wenn Hannibal dereinst Italien verlassen würde, den Rang und das Ansehen von Rom einzunehmen: Einbildungen, die nicht ganz eitel, denen aber nur sie nicht gewachsen waren. Außerdem hatte der Consul Varro selbst die Römer bey ihnen durch seine Unvorsichtigkeit verächtlich gemacht. Sie schickten zu ihm, an den Ort seiner Flucht, einige Abgeordnete. Diese trafen ihn in einer sehr traurigen Gestalt an, und er klagte ihnen nicht nur, daß die Römer gar kein Heer, und keine Kriegsbedürfnisse mehr hätten, sondern verlangte auch, daß die Capuaner einige dreißig tausend Mann für sie anwerben, und die ganze Last des Krieges tragen möchten. Desto mehr eilten diese, sich mit dem Hannibal zu verbinden. Er versprach ihnen, ihre Freyheit im geringsten nicht zu kräncken, und keinen von ihnen zu seinem Dienste zu zwingen. Er begab sich darauf selbst nach Capua, wohin er eine Besazung legte; er ließ aber auch sogleich einen der vornehmsten Männer daselbst, Decius Magius, welcher unbeweglich bey der Freundschaft mit den Römern verblieb, und sich ihm öffentlich widersezte, nach Carthago schaffen: so wenig hat die Freyheit, die ein mächtiger Bundsgenoße zugesteht, zu bedeuten, sobald sie seinem Nutzen Eintrag thut. Selbst der

Sohn

Sohn des angesehensten Mannes zu Capua, des Pacuvius Calavius, durch dessen Räncke die Stadt hauptsächlich von den Römern war abgezogen worden, sein Sohn Perolla, war eben so wie Magius gesinnt. Er wollte, um die Treulosigkeit seiner Mitbürger durch den wichtigsten Dienst, der den Römern geleistet werden konnte, wieder auszulöschen, den Hannibal mitten auf einem Gastmahl umbringen: und er würde diesen Vorsaz ins Werck gerichtet haben, wenn ihn nicht sein Vater mit vieler Mühe, vornemlich aber durch die Drohung, sich selbst vor den Hannibal zu stellen, und seine Brust zuerst von seinem Sohne durchstoßen zu lassen, davon losgerissen hätte.

Die Römer hielten selbst davor, daß Hannibal nach dem Siege bey Cannä sich mehr damit beschäftigte, ihn froh zu genießen, als sich desselben mit der Geschicklichkeit eines großen Feldherrn, der aus dem ersten Schrecken einer solchen Begebenheit eine Menge Vortheile zu ziehen weiß, zu bedienen. Indem er sich noch bey Cannä aufhielt, schickte er die gefangenen Bundsgenossen der Römer ohne Lösegeld nach Hause; den Römern aber begegnete er weit gütiger, als bisher. Er versicherte ihnen, daß der Krieg, welchen er mit ihnen führte, nicht auf ihren gänzlichen Untergang gerichtet sey, sondern nur die Oberherrschafft von Italien zum Ziele habe; er erlaubte ihnen daher auch, sich vor ein gewisses Geld, welches er bestimmte, loszukauffen. Man glaubte zu Rom die Ursache dieses veränderten Betragens, den Mangel am Gelde, zu errathen: und da es überdieß ein alter und wichtiger Grundsaz des Staats war, daß Römische Soldaten entweder siegen oder sterben, nicht aber sich lebendig in die Hände der Feinde übergeben müßten; da auch die öffentliche Schatzkammer erschöpft war: so mußten die Abgeordneten der

Gefangenen unverrichteter Sachen von Rom zurückkehren. Hannibal hatte mit ihnen einen vornehmen Carthaginenser hingeschickt, um zu vernehmen, ob die Römer etwan einige Neigung zum Frieden bezeigten; allein sie ließen demselben sogleich andeuten, ihr Gebiet zu verlassen: so wenig wollten sie das Ansehen haben, als wenn sie durch ein großes Unglück ihre Standhaftigkeit verlören, und sich zu harten Friedensbedingungen zwingen ließen.

Mago, der Bruder des Hannibal, kam unterdessen zu Carthago an, und überbrachte dem Senat eine ausführliche Nachricht von allen glücklichen Thaten desselben in Italien: er sagte unter andern, von allen Römischen Feldherren sey Fabius der einzige, der noch dieses Nahmens würdig gehalten werde; aber bloß deswegen, weil er sich niemals in eine Schlacht eingelassen habe. Um einen Begriff von der Wichtigkeit des lezten Sieges zu geben, ließ er einen großen Hauffen goldener Ringe vor dem Rathe ausschütten, die den Römischen Rittern waren abgenommen worden, und verlangte im Nahmen seines Bruders, daß ihm Geld, Getreyde, und frische Kriegsvölcker zugeschickt werden möchten, weil er mitten im feindlichen Lande dieses alles sich nicht selbst verschaffen könnte, und doch eine so nahe Hoffnung habe, den Krieg bald zu endigen. Bey diesen erwünschten Nachrichten konnte sich ein Freund des Hannibal unter den Rathsherren nicht enthalten, den Hanno mit spöttischer Miene zu fragen, ob er noch mit diesem Kriege unzufrieden, noch der Meinung sey, daß man den Hannibal den Römern ausliefern müsse? Ja, antwortete Hanno, ich werde diesen Krieg nicht eher billigen, als wenn er uns aufs baldigste einen erträglichen Frieden wird verschafft haben. Er sezte hinzu, er wunderte sich, daß Hannibal nach

so

so vielen Siegen, und so vieler erworbenen Beute, doch so sehr an allem Mangel leide, als wenn er selbst überwunden worden wäre. Ist eines von den Völckern des Latium, fragte er den Mago, oder ist nur ein Einwohner von Rom zum Hannibal übergetreten? Haben ihm etwan die Römer Vorschläge zum Frieden gethan? Mago mußte dieses alles verneinen. „Nun „so sind wir also, schloß Hanno, in diesem Kriege „nicht weiter gekommen, als an dem Tage, da Han„nibal in Italien einbrach. Ich rathe bloß zum Frie„den; aber keineswegs, daß unsern Siegern, die uns „mit einer betrüglichen Hoffnung schmeicheln, das ge„ringste zur Fortsezung des Krieges gesandt werde.“ Man erkennet leicht, daß diese Rede des rechtschaffenen, für die Ruhe und Sicherheit seines Vaterlandes besorgten Mannes, doch nicht ganz frey von Partheylichkeit und unbilliger Auslegung gewesen sey. Sie that aber auch keine Würckung: man bewilligte dem Hannibal sein Verlangen; doch weil es unter so glücklichen Umständen beschlossen wurde, eilte man eben nicht, ihn zu verstärcken.

Nachdem er sich der Capuaner versichert hatte, suchte er sich einiger Seestädte ihrer Gegend zu bemächtigen, und darunter insonderheit Neapolis und Nola. In dieser leztern Stadt waren zwar der Rath und die vornehmsten Einwohner den Römern zugethan; allein das Volck wünschte aus Furcht vor der Verheerung seiner Aecker, und vor einer Belagerung, die Herrschaft der Carthaginenser. Die Römische Parthey stellte sich, um Zeit zu gewinnen, als wenn sie diesen Vorsaz befördern wollte; sie rief aber den Prätor Marcellus zu Hülfe, welcher Nola mit seinem Heere anfänglich bedeckte, und bey der Annäherung des Hannibal, es völlig besezte. Das Volck nahm darauf heimlich mit

den Carthaginensern die Abrede, daß es, wenn die Römer zu einem Angriffe ausrücken würden, ihnen die Thore verschließen, und die Mauern einnehmen wolle. Marcellus, der dieses erfuhr, stellte seine Soldaten innerhalb der Thore, welche zu den Feinden führten, in Schlachtordnung; verbot den Einwohnern, sich den Mauern und Thoren zu nähern, und bestellte zu dem Gepäcke, das zurück bleiben sollte, eine besondere Wache. Da Hannibal bey diesen stillen Anstalten weder einen Römer noch einen Nolaner ansichtig wurde, glaubte er, die Römer möchten wohl aus Furcht vor den leztern es nicht wagen, ihm heraus entgegen zu ziehen, und es dürfte also, wenn er die Stadt angriffe, leicht zu einem Aufstande des Volcks kommen. Er ließ daher sein Heer anrücken, um die Mauern zu bestürmen. Plözlich aber brach Marcellus durch die geöffneten Thore auf dasselbe hinaus, brachte es in Unordnung, und erlegte über zwey tausend Mann von demselben. Dieses war die erste Gelegenheit, bey welcher die Römer lerneten, daß Hannibal auch geschlagen werden könnte. Fabius hatte sie nur gelehret, sich nicht von ihm überwinden zu lassen. Marcellus war unternehmender: er gieng den Feinden, im Vertrauen auf die Tapferkeit seiner Soldaten, so oft zum Treffen entgegen, als es nur der Ort und andere vorher geprüfte Umstände erlaubten. Noch kühner als er, riß endlich Scipio durch seinen Einfall in Africa, den Hannibal aus Italien zurück. So haben ihm diese drey großen Männer nach und nach, jeder nach seiner eigenen Art, den fast gewissen Sieg über Rom aus den Händen gewunden.

Statt dieser fehlgeschlagenen Unternehmung hatte Hannibal andere Städte unter seine Gewalt gebracht, bis er bey der Annäherung des Winters sein Heer nach Capua

Capua führte. Hier genossen diese Soldaten, welche bisher an alle Mühseeligkeiten, aber niemals an ein Wohlleben gewohnt waren, einer für sie schädlichen Bequemlichkeit und Ruhe. Sie ergaben sich der Ueppigkeit und den Wollüsten, welche zu Capua herrschten, desto hiziger, je mehr dieselben für sie neu waren: ihre Cörper wurden entkräftet, und dauerten in dem nächsten Feldzuge auch das kleinste Ungemach nicht aus; sie vergaßen daselbst der alten Kriegszucht, und verließen nachmals ihre Fahnen häuffig, um nach Capua zurück zu laufen. Man hat die Ueberwinterung in dieser Stadt dem Hannibal noch zu einem größern Versehen angerechnet, als sein Zaudern, nach der Schlacht bey Cannä sogleich auf Rom loßzugehen; weil dieses leztere den Sieg nur verschoben zu haben schien; jene aber auch die Kräfte zum Siegen benahm. Hannibal hat ohne Zweifel diesen Schaden weder mit Gewißheit voraussehen können, noch zeitig genug gemerckt, um demselben vorzubeugen: man kann ihn auch nicht als die einzige oder vornehmste Ursache von seinem abnehmenden Glücke betrachten.

Die Römer hatten ihm ein zahlreiches Heer entgegen gesezt, und sogar acht tausend Sclaven bewaffnet; er war aber ebenfals durch den Beytritt ganzer Völcker und vieler Städte in dem untersten Theil von Italien, an Mannschaft sehr verstärckt worden. Auch sein Bruder Hasdrubal bekam von Carthago Befehl, ihm aus Spanien zu Hülfe zu ziehen; allein die beyden Scipionen richteten fast das ganze Heer zu Grunde, mit welchem er sich nach Italien begeben sollte. Hannibal verlor noch eine andere Unterstüzung, die ungemein wichtig für ihn werden konnte: den Beystand des Philippus, Königs von Macedonien. Dieser Fürst, den nur das Jonische Meer von Italien

absonderte, sah diesen Krieg, durch welchen sich die beyden mächtigsten Völcker auf der Welt aufrieben, sehr gerne; er war aber mit sich selbst nicht einig, welchem von beyden er die Oberhand wünschen sollte. Endlich bewogen ihn die anhaltenden Siege des Hannibal, sich mit ihm zu vereinigen. Seine Gesandten schlossen mit demselben ein Bündniß unter folgenden Bedingungen. Der König sollte mit einer Flotte von zweyhundert Schiffen die Italiänischen Küsten verheeren, und die Römer auch auf dem festen Lande bekriegen. Wenn diese völlig unterdrückt wären, sollte Italien den Carthaginensern heimfallen; dagegen aber sollten sie hierauf dem Könige helfen, sein Reich durch eine Anzahl Griechischer Städte und Inseln zu vergrößern. Die Macedonischen Gesandten wurden, da sie zurück kehrten, von den Römern aufgefangen: ein Zufall, der die ganze Hoffnung des Hannibal vernichtete. Denn der König konnte nunmehr nicht erfahren, was sie mit demselben ausgemacht hatten, und mußte erst neue Gesandten abschicken; die Römer aber beschlossen alsbald, ihn durch einen zuvorkommenden Angriff von Italien abzuwehren.

Auf den ersten Vortheil des Marcellus über den Hannibal folgten gar bald mehrere: so fürchterlich wurden die Römer, sobald sie von geschickten Feldherren angeführet wurden. Hannibal belagerte den Consul Sempronius Gracchus, dessen Heer größtentheils aus loßgekauften Sclaven bestand, auf welche er sich wenig verlassen konnte, in Cumä; allein dieser that zu so gelegener Zeit einen Ausfall, daß er die Feinde nöthigte, sich mit Verlust zurückzuziehen; hingegen hütete er sich wohl, die Schlacht anzunehmen, welche ihm Hannibal anbot. Der Bruder des leztern, Mago, wurde zu gleicher Zeit an einem andern Orte, er

selbst

selbst aber bald darauf vom Marcellus aufs neue zweymal vor Nola geschlagen. Er fieng damals an zu erkennen, daß er nicht mehr seine alten Soldaten habe; oder vielmehr, daß sich die Römer gebessert hätten: es giengen auch siebzehn hundert Numidier und Spanier zu den Römern über; vermuthlich, weil sie sich seinem wanckenden Glücke entziehen wollten. Er brachte unterdessen immer mehr Städte unter seine Gewalt; ob ihm gleich die Römer auch von Zeit zu Zeit einige entrissen. Ihr alter und treuer Bundsgenosse, der König Hiero in Sicilien, war um diese Zeit gestorben; sein Enckel Hieronymus, welcher die Parthey der Carthaginenser nahm, wurde in kurzem ermordet; allein die Gesandten, welche Hannibal zu ihm geschickt hatte, wußten die Syracusaner dergestalt wider die Römer aufzubringen, daß sie sich mit den Carthaginensern wider dieselben verbanden. Der Krieg dieser beyden großen Völcker zog sich einigermaaßen nach Sicilien, bis Marcellus durch die Eroberung von Syracusä den Römern die Oberhand daselbst verschaffte. Hannibal hingegen bemächtigte sich der Stadt Tarentum durch ein geheimes Verständniß mit einigen Einwohnern derselben, welche ihm unter dem Vorwande, des Nachts auf Beute auszugehen, die Thore öffneten; nur das Schloß konnte er nicht erobern, und mußte sich begnügen, es einzuschließen. Er schlug auch zween Römische Heere, welche unter verwegenen und unerfahrnen Befehlshabern stunden, gänzlich: einige zwanzig tausend Mann giengen in denselben verloren.

Allein Hannibal konnte es gleichwohl nicht verhindern, daß die Römer die Belagerung von Capua unternahmen. Nichts war für ihn wichtiger, als diese Stadt zu retten. Wenn ihn gleich die großen Vor-

theile, die er aus ihrer Macht und aus ihren Reichthümern zog, nicht dazu bewogen hätten; so war ihm doch daran gelegen, ganz Italien zu zeigen, daß er nicht allein Treue, sondern auch Stärcke genug besize, um seine Bundsgenossen schüzen zu können. Ließ er es geschehen, daß Capua in die Hände der Römer fiel: so gereichte ihm dieses auch deswegen zur Beschimpfung, weil er nach dem entscheidenden Siege bey Cannä, dem er die Freundschaft dieser Stadt schuldig war, keine so beträchtliche Niederlage erlitten hatte, daß sie ihn außer Stand gesezt hätte, derselben zu Hülfe zu kommen. Doch die Uebermacht der Römer, welche jezt überhaupt kräftigere Maaßregeln nahmen als bisher, scheinet ihm dabey am meisten im Wege gestanden zu haben; ob er gleich alles versuchte, um sie von Capua abzuziehen. Er hatte noch vor dem Anfange der Belagerung den Einwohnern Getreyde zuführen lassen; allein sie bedienten sich dieser Gelegenheit anfänglich zu träge: und da sie zum zweytenmale eine größere Menge davon in ihre Stadt zu bringen suchten, wurden sie von den Römern geschlagen. Er griff darauf die Belagerer selbst an, und zugleich thaten die Capuaner nebst der Carthaginensischen Besazung, einen allgemeinen Ausfall auf sie. Einige Kriegsvölcker des Hannibal, und mit denselben eine Anzahl Elephanten, drangen würcklich in das Römische Lager ein; er brauchte sogar die List, durch einige seiner Soldaten, welche Lateinisch sprachen, im Nahmen der Consuls ausruffen zu lassen, daß sich ein jeder, weil die Verschanzungen überstiegen wären, auf die nahgelegenen Berge flüchten sollte. Allein dieser Betrug wurde geschwind entdeckt, und man trieb auch die Feinde von allen Seiten zurück. Hannibal verlor nunmehr alle Hoffnung, Capua mit Gewalt entsezen zu können. Die Römischen Legionen befürchteten gar nicht,

nicht, daß er ihr Lager überwältigen würde: so sehr sie seine Reiterey auf flachem Felde scheueten, so ruhig und ihrer Stellung gewiß waren sie hinter ihren Verschanzungen. Er konnte sich auch in einer Gegend nicht lange aufhalten, in welcher alle Lebensmittel aufgezehrt oder verwüstet waren.

In dieser Verlegenheit sich zu entschließen, gerieth endlich Hannibal auf den Einfall, auf Rom selbst loszugehen. Er hielt es nicht vor unmöglich, daß er, wenn er sich plözlich vor der Stadt zeigte, mit Hülfe der Bestürzung, die seine Ankunft ausbreiten mußte, einen Theil derselben einnehmen könnte. Alsdenn hoffte er, daß die Römer bey dieser Gefahr ihrer Vaterstadt, entweder Capua sogleich gänzlich verlassen, oder ihr Kriegsheer vor dieser Stadt dergestalt schwächen würden, daß es nicht schwer fallen dürfte, dasselbe zum Abzuge zu nöthigen. Er besorgte nur, daß die Capuaner, wenn sie hörten, daß sie von ihm verlassen würden, sich sogleich ergeben möchten: daher schickte er ihnen durch einen verstellten Ueberläufer mitten durch das Römische Lager die Nachricht zu, daß er durch seine Unternehmung auf Rom die Feinde in wenigen Tagen von ihrer Stadt wegreissen werde. Die Römischen Feldherren erfuhren seinen Zug zeitig genug durch einige Ueberläufer: und da sie solches nach Rom berichteten, fehlte es wenig, daß Hannibal seine Absicht erreicht hätte. Das Schrecken war daselbst so groß, daß einer der vornehmsten Rathsherren vorschlug, alle Soldaten aus ganz Italien zur Beschüzung von Rom zusammen zu ziehen. Allein der große Fabius Maximus hielt es vor schimpflich, sich durch jedes drohende Herumziehen des Hannibal in Furcht und Bewegung sezen zu lassen. „Sollte sich derselbe wohl, „sagte er, da er sich nicht erkühnet hat, nach dem Sie-

„ge bey Cannä sich nach Rom zu wenden, jezt, da er „von Capua zurückgetrieben worden, die Hoffnung „machen können, unsere Stadt zu erobern? Er kommt „nicht, um sie zu belagern; sondern um uns zu nöthi„gen, daß wir die Belagerung von Capua aufheben." Man beschloß endlich, nur so viel von dem Kriegsheere, das zu dieser Belagerung gebraucht wurde, zurück kommen zu lassen, als man daselbst entrathen könnte: und darauf eilte der Proconsul Fulvius mit sechszehn tausend Mann, längs der Seeküste, seiner Vaterstadt zu Hülfe, wo er durch die Besazung noch ansehnlich verstärckt wurde.

Hannibal suchte Rom noch geschwinder zu erreichen; allein da er auf seinem Wege durch die von den Einwohnern abgeworfene Brücken und andere Hindernisse zurück gehalten wurde, kam er ohngefähr zu gleicher Zeit mit dem Römischen Feldherrn an. Beyde rückten einander gleich den folgenden Tag in der Nähe von Rom entgegen. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen sollte, deren Ausschlag kein geringerer als der Besiz von Rom und von der Herrschaft der Welt zu werden schien, fiel ein so gewaltiger Plazregen mit Hagel untermischt, daß sich beyde Theile, so sehr sie auch vor Muth brannten, in ihr Lager zurückziehen mußten, und kaum ihrer Waffen mächtig blieben. Eben dieses trug sich den andern Tag zu, da sie bereits in Schlachtordnung gegen einander standen: und kaum waren sie in das Lager zurück gekommen, so entstand eine völlige Heiterkeit und Stille. Die Carthaginenser sahen diesen Zufall als eine übernatürliche Begebenheit an. Hannibal insonderheit sagte, er hätte bald den Trieb und Willen nicht, Rom zu erobern; bald hindere ihn das Glück daran. Diese Hoffnung wurde noch durch andere Umstände bey ihm verringert. Eben da er vor

Rom stand, schickten die Römer eine Anzahl Soldaten nach Spanien, um ihr Heer daselbst zu ergänzen. Ein anderes Merckmal ihres von aller Furcht freyen Vertrauens verdroß ihn ungleich mehr, weil es mit Verachtung gegen ihn verknüpft war: man verkaufte zu Rom das Feld, auf welchem er sein Lager aufgeschlagen hatte, um den gewöhnlichen Preiß. Er ließ daher ebenfals die Wechsel-Bäncke an dem Marckte zu Rom öffentlich in seinem Lager feil bieten. Allein hierinne war auf beyden Seiten der Fall gewiß nicht gleich. Hannibal konnte unterdessen auf dieser Stelle nicht wohl lange stehen bleiben. Er griff zwar die Römer noch mit einigem Vortheile des Nachts an, und nöthigte sie eine Anhöhe einzunehmen; er zog sich aber hierauf zurück, und durchstrich den ganzen untern Theil von Italien mit so ungemeiner Geschwindigkeit, daß es wenig fehlte, er hätte Rhegium, an der Meerenge, welche Italien und Sicilien scheidet, durch diesen plözlichen Ueberfall in die Hände bekommen. Diese Stadt würde ihm die Gemeinschaft mit Carthago sehr erleichtert haben. Er gab hingegen die Hoffnung gänzlich auf, dem belagerten Capua zu Hülfe kommen zu können. Die dortigen Carthaginensischen Befehlshaber machten ihm darüber in einem Schreiben bittere Vorwürfe, daß er sein Gesicht von ihnen abwende, um die Stadt nicht vor seinen Augen erobert zu sehen, und sich in Gegenden begebe, wo kein Römisches Kriegsheer wäre. Allein die Ueberbringer des Schreibens wurden aufgefangen; die Stadt mußte sich ergeben, und wurde wegen ihrer Treulosigkeit mit aller Schärfe bestraft.

Der Verlust von Capua war gleichsam das Zeichen zu dem Verfalle von Hannibals Glücke. Die Unmöglichkeit diese Stadt zu befreyen, stellte ihn den Ita-

Italiänischen Völckern ziemlich schwach vor; er bekam so wenig neue Bundsgenossen seit dieser Zeit, daß vielmehr einige der bisherigen von ihm abtraten; bey seinen Soldaten verminderte sich ohne Zweifel der Muth, so wie er bey den Römischen dadurch zunahm. Er bekam auch keine Verstärckungen mehr von Carthago, und wurde gegen die Römer gehalten immer kleiner. Die Einwohner von Salapia ließen diese leztern heimlich in ihre Stadt, welche mit fünfhundert der besten Carthaginensischen Reiter besezt war. Diese kamen fast alle ums Leben, und mit ihnen verlor auch Hannibal die Ueberlegenheit, welche ihm noch bisher seine Reiterey gegeben hatte. Er trug zwar einen vollständigen Sieg über den Proconsul Fulvius davon; allein gleich darauf kam ihm Marcellus, beynahe der einzige Feldherr, der ihm völlig gewachsen war, in Lucanien über den Hals. Es kam zwischen beyden zu einem Treffen, das bis in die Nacht dauerte, und keinen gewissen Ausgang hatte. Marcellus rückte gleich mit anbrechendem Tage wieder ins Schlachtfeld: und da ihm Hannibal, aus Furcht, durch so viele Schlachten zu sehr geschwächt zu werden, so wenig entgegen kam, daß er vielmehr in der folgenden Nacht in der Stille nach Apulien aufbrach, so gieng er ihm sogleich nach, und erreichte ihn bey Venusia. Hier fielen nur kleine und meistentheils für die Römer glückliche Gefechte vor. Hannibal sezte seinen Zug immer bey der Nacht fort, und suchte dem Marcellus einen Hinterhalt zu legen; allein dieser folgte ihm erst nach Aufgang der Sonne nach, und forschte die Wege fleißig aus. In dem nächsten Feldzuge ließ er ihm noch weniger Ruhe, und erreichte ihn endlich oberhalb Canusium in einer freyen und ebenen Gegend, wo Hannibal eine Schlacht nicht vermeiden

konnte.

konnte. Dieser munterte daher seine Soldaten zur Tapferkeit wider einen trozigen Feind auf, der sie nicht ungestört fortziehen, oder nur ein Lager aufschlagen ließe, den sie täglich mit der aufgehenden Sonne vor sich sehen müßten. Die Römer wurden würcklich in ihr Lager zurückgejagt; allein Marcellus verwies ihnen ihre Feigheit so nachdrücklich, und drang so eifrig darauf, ihren Fehler sogleich zu verbessern, daß er am andern Tage einen weit wichtigern Sieg erhielt, der den Hannibal zwang, sich bis zu den Bruttiern hinunter zu ziehen.

Er verlor bald darauf auch Tarentum, eine der beträchtlichsten Städte, die er noch inne hatte. Fabius Maximus bekam sie durch Hülfe eines Verräthers in seine Gewalt. Hannibal sagte, da er zum Entsaze zu spät angelangt war, er sehe, daß auch die Römer ihren Hannibal hätten, indem sie sich seiner Künste wider ihn bedieneten. Er hätte sich beynahe am Fabius durch einen listigen Streich gerächet. Denn er ließ ihm Schreiben von den Vornehmsten zu Metapontum zuschicken, in welchen sie unter der Bedingung, daß er ihren Abfall nicht bestrafen sollte, versprachen, ihm ihre Stadt mit der Carthaginensischen Besazung zu übergeben. Fabius nahm dieses an, und war schon im Begriff sich auf den Weg dahin zu begeben, auf welchem ihm Hannibal auflauerte; allein er glaubte durch gewisse Ahndungen bey den gottesdienstlichen Cärimonien gewarnet zu werden, und entdeckte auch in kurzem den Betrug. Hingegen gelung es dem Hannibal, ohne eigentlich diese Absicht zu haben, sich desjenigen Feldherrn zu entledigen, der ihn am meisten beunruhigte. Marcellus war zum fünftenmale Consul, und stand nebst seinem Amtsgenossen Crispinus bey Venusia den Feinden gegen über.

über. Zwischen beyden Lagern gab es eine große Anhöhe mit einem kleinen Walde, in welchen Hannibal eine Anzahl Numidier legte, um die Römischen Soldaten, die sich zu weit wagten, aufzufangen. Da die Anhöhe den Römern näher lag, als den Carthaginensern: so hielten jene es vor nothwendig, sich derselben zu bemächtigen. Marcellus und der andere Consul begaben sich mit einer geringen Bedeckung dahin, um sie zu besichtigen; allein sie fielen in den Hinterhalt, der im Walde steckte, und Marcellus verlor nebst vielen andern das Leben. Hannibal war gleich bereit, sich diesen Zufall zu Nutzen zu machen. Da er nunmehr den Ring des Marcellus besaß, so schickte er ein im Nahmen desselben aufgesetztes Schreiben nach Salapia, in welchem er den Einwohnern melden ließ, er würde in der folgenden Nacht zu ihnen kommen; daher sollte die Besazung in Bereitschaft stehen. Allein Crispinus hatte bereits die umliegenden Städte gewarnet, sich durch das Siegel des Marcellus, welches in der Feinde Gewalt wäre, nicht betrügen zu lassen. Man zog also zwar zu Salapia, als Hannibal mit seinem Heere erschien, und einige hundert Römische Ueberläuser voranschickte, um die Ankunft des Consuls desto glaublicher zu machen, das Fall-Gatter vor dem Thore etwas in die Höhe, und ließ sie zu demselben hineinziehen; plözlich aber ließ man dasselbe wieder herunter fallen, griff die Ueberläufer an, und wehrte die Feinde von den Mauern mit allem Eifer ab. Auf diese Art wurde Hannibal durch seine eigene Künste gefangen; er wandte sich aber sogleich nach Locri, und nöthigte die Römer, die Belagerung dieser Stadt eiligst aufzuheben.

Sein Bruder Hasdrubal hatte schon seit zween Jahren von Carthago den Befehl bekommen, ihm aus

aus Spanien zu Hülfe zu ziehen. Er verlor zwar in einem Treffen mit dem Publius Cornelius Scipio beynahe zwanzig tausend Mann; allein er verstärckte sich bald wieder durch neügeworbene Spanier, ließ einen andern Hasdrubal mit einem Heere in diesem Lande zurück, und richtete im folgenden Jahre seinen Zug gegen die Alpen. Es war das zwölfte Jahr dieses Krieges, und schien den Römern eines der gefährlichsten zu werden. Kaum konnten sie sich vor dem Hannibal in Sicherheit sezen; jezt aber mußten sie befürchten, daß Hasdrubal, ein fast eben so berühmter Feldherr, der von dem andern Ende Italiens einbrechen wollte, ihnen die Last des Krieges doppelt schwer machen, und außerdem die Völcker jener Gegenden von neuem wider sie aufbringen möchte. Die beyden lezten Consuls hatten, ihrem Bedüncken nach, durch eine zu hizige Begierde, sich mit dem Feinde in eine Schlacht einzulassen, sich selbst, und beynahe auch ihr Heer ins Unglück gestürzt. Sie wählten daher an die Stelle derselben den Cajus Claudius Nero, welcher dem Hannibal entgegengesezt wurde: und weil er ebenfals für diesen Feind zu ungestüm war, gab man ihm den Marcus Livius an die Seite. Das wichtigste und nothwendigste, wofür sie zu sorgen hatten, war, die Vereinigung der beyden Brüder zu verhindern.

Wenn es erlaubt ist, Anstalten zu tadeln, von denen uns so viele Umstände und Bewegungsgründe unbekannt seyn mögen: so scheinen die Carthaginenser den längsten und ungewissesten Weg gewählet zu haben, dem Hannibal durch seinen Bruder Hülfe zu schicken. Eine ihrer Flotten, deren sie so mächtige aufstellen konnten, hätte das ganze Heer des Hasdrubal an der Spanischen oder Gallischen Küste einschiffen, und nahe an der Gegend, wo sich Hannibal befand, ans Land se-

zen

zen können. Allein da Hasdrubal aus Spanien bis gegen das unterste Italien zu Lande, fortziehen mußte, blieb es doch immer zweifelhaft, ob er zu seinem Bruder würde stoßen können. Man könnte nur dieses darauf antworten, daß die Ausrüstung einer solchen Flotte nicht weniger Zeit als Geld erfordert hätte; daß Hannibal keinen Hafen zur Aufnahme derselben besaß; und daß Hasdrubal hoffen konnte, welches auch würcklich erfolgt ist, daß sein Durchzug bey den Galliern ihm viele tausend frische Soldaten verschaffen werde. Hannibal selbst, der sich an seinen Zug in eben denselben Gegenden erinnerte, erwartete ihn eben nicht zeitig, und brach daher später aus seiner Winterruhe auf. Allein Hasdrubal fand den Uebergang über die Alpen leichter als er erwartet hatte, weil die Einwohner derselben schon daran gewohnt waren, die Carthaginenser nicht als ihre, sondern als Feinde der Römer zu betrachten. Unterdessen wurde die dadurch erregte Hoffnung seines Bruders wiederum etwas vermindert, da er hörte, daß Hasdrubal Placentia zu erobern versuchte, welches er selbst als Sieger vergebens angegriffen hatte. Hannibal hatte auch an Statt des Marcellus an dem Nero einen Feldherrn vor sich, der diesem sehr glücklich nachahmte, ja ihm durch seine eigenen Kunstgriffe schadete. Er brachte sein Heer, noch ehe es in Schlachtordnung gestellt war, in Verwirrung, und nöthigte es durch einige Kriegsvölcker, die er demselben in den Rücken fallen ließ, zur Flucht. Hannibal nahm die neue Schlacht, welche ihm angeboten wurde, nicht an; er zog sich immer zurück; aber Nero ließ ihn niemals aus den Augen. Sie standen bey Canusium, als sich die entscheidende Gelegenheit für beyde näherte.

Schon

Schon war Hasdrubal weit über Placentia vorgerückt, und schickte Briefe an seinen Bruder mit der Nachricht, daß er gesonnen sey, ihm in Umbrien (jezt einem Theile des Kirchenstaates,) entgegen zu kommen. Allein seine Boten geriethen in die Hände der Römer. Nero, dem die Briefe eingehändigt wurden, urtheilte gleich, die gegenwärtige Verfassung der Römer erlaube es nicht, bey den ordentlichen Gesezen zu bleiben, nach welchen jeder Feldherr den ihm angewiesenen Feind bestreiten mußte, und sich nicht aus seiner Provinz wegbegeben durfte. Er entschloß sich also, seinen Amtsgenossen, der bey Sena Gallica, jezt Sinigaglia, den Hasdrubal beobachtete, zu verstärcken, und diesen mit ihm gemeinschaftlich anzugreiffen. Zu diesem Ende suchte er sechs tausend Mann Fußvolck und tausend Reiter, beyde die besten, unter seinem Heere aus, ließ dieses unter den Befehlen seines Legaten, oder Unterfeldherrn, und zog mit jenen bey der Nacht, in der größten Geschwindigkeit zum Livius. Gegen den Hannibal hieß dieses ungemein viel gewagt. Wenn er die Abwesenheit des Consuls und die Verminderung des Heers erfuhr, (und sehr leicht konnte ihm ein Ueberläufer oder Kundschafter davon Nachricht geben:) so war zu befürchten, daß er die Römer unter diesen günstigen Umständen sogleich angreiffen, und sie allem Ansehen nach überwinden würde. Allein das Glück des Nero war so groß als seine Verwegenheit. Hannibal bekam von seiner Unternehmung nicht eher Nachricht, als bis er nach vierzehn Tagen zurückgekommen war, und unterdessen, mit dem Livius vereinigt, das ganze Heer des Hasdrubal zu Grunde gerichtet, auch ihn selbst hatte umkommen sehen. Um das Schrecken zu vermehren, das dieses Unglück dem Hannibal verursachen mußte, begieng Nero die Grausamkeit, den Kopf seines Bruders vor sein Lager werfen zu lassen:

eine unnöthige Grausamkeit: denn er ließ zugleich ein paar Gefangene zu ihm hinüber gehen, welche ihm alle Umstände der Niederlage des Hasdrubal erzählten.

Damals erkannte Hannibal, daß sein Vaterland alle große Hoffnungen, zu welchen er dasselbe in Italien gebracht hatte, aufgeben müsse. Wenn man sich in die traurige Stellung, in welcher er sich zu dieser Zeit befand, versezen, und was er in derselben gedacht haben mag, durch die Erfindung der Dichtkunst verschönert dencken will, so muß man eine der vortrefflichsten Oden des Horaz, die vierte im vierten Buche, lesen. Er zog darauf alle seine Kriegsvölcker zusammen, weil er sich nicht mehr weit ausbreiten durfte, nahm alle Einwohner von Metapontum, auch viele aus Lucanien mit sich, und begab sich in den untersten Winckel von Italien, in das Gebiet der Bruttier. Daselbst hielt er sich im ganzen folgenden Jahre stille. Die Römer zweifelten zwar nunmehr nicht weiter, daß sie bald von ihm würden befreyet werden; sie wußten, wie sehr er entkräftet sey; gleichwohl ließen sie ihn ruhig stehen: so fürchterlich war er noch allein, da er die Hülfe auf allen Seiten verlor. Man bewunderte ihn würcklich im Unglücke noch mehr als im Glücke; damals insonderheit, da er in einen kleinen Strich Landes eingeschränckt, aus welchem er sein Heer nicht unterhalten konnte, und überhaupt in so verzweifelten Umständen, dasselbe doch getreu erhielt. Scipio vertrieb um eben dieselbe Zeit die Carthaginenser gänzlich aus Spanien, welches Land ihnen bisher einen unerschöpflichen Zufluß von neuen Soldaten verschafft hatte.

Allein Hannibal bekam doch eben daher noch einen geringen Anschein zur Wiederherstellung seines Glücks.

Sein

Sein Bruder Mago, einer von den Feldherren, welche den Römern in Spanien hatten weichen müssen, seegelte auf Befehl des Raths zu Carthago, mit einigen Kriegsvölckern nach Italien, stieg zu Genua, welches ohne Besazung war, ans Land, und brachte unter den Galliern und Liguriern ein starckes Heer zusammen, mit welchem er zum Hannibal zu stoßen gedachte. Man schickte ihm auch aus Africa Geld und Soldaten zu. Aber er wurde ebenfals geschlagen, und der Zustand seines Vaterlandes verschlimmerte sich bald so sehr, daß es selbst den Beystand des Hannibal brauchte. Scipio war kaum Consul geworden, so machte er sich fertig, den Krieg nach der Art des Hannibal, das ist, in dem feindlichen Lande selbst, zu führen, um diesen dadurch zu nöthigen, daß er Italien verließe. Dieser Entwurf war groß und unerwartet; er versprach aber auch einen glücklichen Erfolg: denn es war leichter, die Carthaginenser in Africa zu bekriegen, wo sie sich meistentheils auf die besoldeten africanischen Hülfsvölcker verlassen mußten, und jeden Verlust sehr empfindlich fühlten, als den Hannibal dergestalt zu schwächen, daß er nicht mehr in Italien bleiben könnte. Er würde sich daselbst, wenn dieses Mittel nicht gebraucht, und er von Carthago aus genugsam unterstüzt worden wäre, noch viele Jahre erhalten haben. Die erste Unternehmung des Scipio gegen ihn, ob sich gleich dieser in Sicilien befand, war die Einnahme von Locri, durch ein Verständniß mit einigen Einwohnern. Hannibal eilte die Stadt noch zu retten; allein er wurde dabey verwundet, und der Consul war eben so geschwind zugegen, um sie zu behaupten. Dieser sezte bald darauf nach Africa über. Seine häuffigen und wichtigen Siege nöthigten endlich die Carthaginenser, den Hannibal, ihre einzige übrige Hülfe, aus Italien zu rufen: und damit er noch zei-

tig genug sich bey ihnen einfinden könnte, (denn Scipio stand bereits in der Nähe von Carthago, und sie hatten ihm kein Heer entgegen zu stellen,) traten sie mit den Römern in verstellte Friedens-Unterhandlungen.

Als Hannibal den Befehl hörte, nach Africa zurück zu kehren, knirschte er mit den Zähnen, seufzete, und konnte sich kaum der Thränen enthalten. „Jezt, „sagte er, rufen mich eben diejenigen Leute offenbar „zurück, die solches schon lange dadurch auf eine ver- „steckte Art gethan hatten, daß sie mir keine Ergänzung „des Heeres und kein Geld zukommen ließen. Es ist „also nicht das so oft geschlagene Römische Volck, das „den Hannibal überwunden hat; sondern der Neid „und die Mißgunst des Senats von Carthago: und „diese meine schimpfliche Zurückkunft wird nicht sowohl „dem Scipio Gelegenheit zur Freude und zum Stolz „geben, als vielmehr dem Hanno, der unsere Fami- „lie nicht anders, als mit dem Umsturz von Carthago „selbst, unterdrücken konnte.“ Er verließ Italien so traurig, als irgend jemand aus seinem Vaterlande gehen mag, der aus demselben verwiesen wird. Er sah noch oft auf die Küsten des Landes zurück, beklagte sich über Götter und Menschen, und verwünschte sich selbst, daß er seine von dem Siege bey Cannä noch blutigen Soldaten nicht sogleich nach Rom geführet hätte. Scipio, sezte er hinzu, habe sich unterstanden vor Carthago zu gehen, da er ihn doch in Italien nicht gesehen habe: und er, welcher hundert tausend Römische Soldaten beym Thrasymenischen See und bey Cannä erschlagen, habe seine Zeit bey Casilinum, Cumä und Nola verdorben. Unter diesen Klagen zog er aus Italien ab, worinne er sich bis ins sechszehnte Jahr erhalten hatte. Die Carthaginensischen Gesandten,

ten, welche unterdessen des Friedens wegen nach Rom gekommen waren, warfen die ganze Schuld dieses Krieges auf den Hannibal, der ihn für sich, ohne öffentliche Einwilligung, unternommen hätte; gaben vor, ihr Staat halte sich noch immer an die alten Bündnisse mit Rom, und verlangten, daß nur diese bestätigt werden möchten. Allein sie führten diese Sprache nur, bis Hannibal in Africa angelangt war.

Man drang sogleich in ihn, daß er die Feinde angreiffen sollte. Er rückte daher bis Zama vor, und schickte Kundschafter aus, welche das Römische Lager ausforschen sollten; allein sie wurden entdeckt. An Statt daß sie Scipio nach den Gesezen des Krieges bestraft hätte, befohl er vielmehr, sie im Lager herum zu führen, damit sie dasselbe nach ihrer Bequemlichkeit in Augenschein nehmen könnten, und ließ sie darauf zum Hannibal zurück begleiten. Dieser merckte wohl, daß ein solches Betragen von einem ausnehmenden Vertrauen herrühre, welches ihm keine gute Vorbedeutung zu geben schien. Außerdem rührte ihn die Großmuth des Scipio so sehr, daß er ein Verlangen trug, sich mit ihm des Friedens wegen zu unterreden. Er hoffte, daß dergleichen Vorschläge weit mehr Eingang finden würden, so lange er noch ein unüberwundenes Heer unter seinen Befehlen hätte: und dieses Heer war zugleich das einzige, das den Carthaginensern übriggeblieben war. Scipio ließ sich seinen Antrag gefallen: sie rückten näher gegen einander, kamen an einem freyen Orte zwischen beyden Lägern, unter einer kleinen Bedeckung, zusammen, und fiengen darauf beyde allein, nur mit zween Dollmetschern versehen, ihr Gespräch an.

Hannibal und Scipio, die größten Feldherren ihrer und vielleicht aller vorhergehenden Zeiten, blieben einige Augenblicke, voll von gegenseitiger Bewunderung, neben einander stehen. Endlich sagte Hannibal: „Da „es einmal das Schicksal beschlossen hat, daß ich, der „ich zuerst das Römische Volck bekriegt, und den Sieg „so oft in den Händen gehabt habe, auch von selbst „kommen sollte, um Frieden zu bitten: so freue ich „mich, daß Du mir vornehmlich bestimmt gewesen „bist, von dem ich denselben bitten sollte. Unter vie„len Dingen, welche Dir zum Ruhm gereichen, ist „dieses keineswegs das Geringste, daß Dir Hannibal „gewichen ist, dem die Götter so viele Siege über die „Römischen Feldherren verliehen haben, und daß Du „diesem Kriege, der mehr durch Eure als unsere Nie„derlagen berühmt geworden ist, ein Ende machst. „Auch hierinne spielt das Glück mit mir, daß ich, „nachdem ich unter dem Consulate Deines Vaters die „Waffen ergriffen, und er der erste Römische Feldherr ge„wesen ist, mit welchem ich gefochten habe, jezt zu sei„nem Sohne unbewaffnet komme, und um den Frieden „anhalte. Hätten doch die Götter unsern beyderseiti„gen Vorfahren die Gesinnung gegeben, daß ihr Euch „an der Herrschaft über Italien, und wir uns an dem „Besize von Africa begnügt hätten! Denn gewiß Ihr „selbst seyd durch die Eroberung von Sicilien und Sar„dinien für so viele verlorne Flotten, Kriegsheere und „Feldherren nicht sonderlich Schadloß gehalten worden. „Doch das Vergangene läßt sich leichter tadeln als „bessern. Wir haben dergestalt nach fremden Besi„zungen gestrebt, daß wir endlich für unsere eigenen „haben streiten müssen; daß nicht nur Ihr in Italien, „und wir in Africa Krieg zu führen haben; sondern „daß Ihr auch oft beynahe an Euren Thoren und „Mauern die feindlichen Fahnen und Waffen gesehen

„habt,

„habt; wir aber jezt von Carthago aus das Getüm-
„mel von einem Römischen Lager hören können. Es
„geschieht also jezt, wovor wir stets den größten Ab-
„scheu hatten, und was Ihr hingegen am meisten ge-
„wünschet habt, nemlich, daß vom Frieden zu einer
„Zeit gehandelt wird, da Ihr glücklich seyd: und wir
„handeln davon, denen am meisten daran gelegen ist,
„daß der Friede geschlossen werde, deren Vergleich un-
„sere Staaten auch bestätigen werden. Es ist nur nö-
„thig, daß wir ein friedliebendes Gemüth zu dieser Un-
„terhandlung bringen. Was mich anlangt, so hat
„mir sowohl das Alter, (denn ich komme als ein be-
„jahrter Mann in mein Vaterland zurück, welches ich
„als Knabe verlassen hatte,) als die Abwechselung von
„Glück und Unglück einen solchen Unterricht gegeben,
„daß ich lieber der Vernunft als dem Glücke folgen
„will. Allein vor Deiner Jugend und beständigen
„Glückseeligkeit, welche beyde troziger machen, als
„man bey Friedens-Vorschlägen seyn muß, vor diesen
„fürchte ich mich. Wen das Glück niemals betrogen
„hat, der bedenckt nicht leicht, wie ungewiß es sey.
„Was ich beym Thrasymenischen See und bey Cannä
„war, das bist Du heute. Du erhieltest die Befehls-
„haber-Stelle, da Du noch kaum das gehörige Alter
„erreicht hattest: und bey allen Deinen kühnen Unter-
„nehmungen hat Dich das Glück nie hintergangen.
„Indem Du den Todt Deines Vaters und Vetters
„rächtest, hast Du durch das Unglück deiner Familie
„einen vortrefflichen Ruhm der Tapferkeit und kindli-
„chen Liebe erworben; Du hast Spanien, das für
„Euch beynahe verloren war, wieder erobert, und vier
„Carthaginensische Heere daraus vertrieben. Nachdem
„man Dich zum Consul gewählt hatte, bist Du, da
„die übrigen Feldherren kaum Muth genug besaßen,
„Italien zu beschützen, nach Africa herübergegangen:

 „hier

„hier hast Du zween Kriegsheere niedergehauen, in „Einer Nacht zwey Lager erobert und angezündet, den „Syphax, einen der mächtigsten Könige, gefangen, „so viele Städte in seinem und unserm Reiche einge„nommen: mich hast Du endlich von dem sechszehn„jährigen Besitze Italiens weggerissen. Es kann wohl „seyn, daß Du begieriger nach Sieg als nach Frieden „bist. Ich weiß, daß Eure Absichten mehr auf das „Große als auf das Heilsame gehen: und mir hat ehe„mals ein gleiches Glück geschienen. Wenn uns die „Götter bey unserm Wohlstande auch eine gute Gesin„nung schenckten: so würden wir nicht allein dasjenige „was geschehen ist, sondern auch was noch geschehen „kann, überlegen. Wenn Du auch aller andern ver„gessen wolltest, so kann ich Dir genug zum Beyspiel „auf alle Fälle dienen. Eben denjenigen, den Du „sein Lager zwischen dem Anio und Eurer Stadt auf„schlagen, ja beynahe die Wälle von Rom bestürmen „gesehen hast, eben denselben siehst Du hier, nachdem „er seine zween Brüder, sehr tapfere Männer und „vortreffliche Feldherren, verloren hat, vor den Wäl„len seiner fast belagerten Vaterstadt, dasjenige für „sie verbitten, womit ich Eure Stadt erschröckt habe. „Je größer das Glück ist, desto weniger darf man dem„selben trauen. Da Du Dich in einem blühenden, „und wir uns in einem zweydeutigen, Zustande befin„den: so gereicht es Dir zur Ehre, wenn Du uns den „Frieden bewilligest; uns aber, die wir denselben ver„langen, ist er mehr nothwendig als rühmlich. Ein „gewisser Friede ist besser und sicherer, als ein Sieg, „den man erst hoffet: jener beruht auf Dir; dieser „aber auf dem Willen der Götter. Wage nicht das „Glück so vieler Jahre in die Gefahr einer einzigen „Stunde. Stelle Dir nicht allein deine Kräfte, son„dern auch die Stärcke des Glücks, auf das sich beyde

„Theile

„Theile im Kriege verlassen können, vor. Auf beyden „Seiten sind Waffen und Menschen: der Ausgang ist „nirgends ungewisser als im Kriege. Wenn Du die „Schlacht gewinnest, so wirst Du nicht so vielen neuen „Ruhm erwerben, als Du durch Bewilligung des „Friedens schon haben kannst: desto mehr aber wirst „Du davon verlieren, wenn Dir ein Unglück begeg„net. Das Glück einer Stunde kann zugleich die er„worbene und auch die gehoffte Ehre zerstören. Willst „Du den Frieden schließen, o Scipio! so hast Du „alles in deiner Gewalt; im andern Falle aber mußt „Du dasjenige Schicksal annehmen, das Dir die Göt„ter zutheilen dürften. In eben diesem Lande wäre „ehemals Regulus ein seltnes Beyspiel von Glück und „tugendhafter Mäßigung gewesen; wenn er als Sie„ger unsern Vorfahren den Frieden, um welchen sie „ihn baten, zugestanden hätte. Allein da er sich in „seine Glückseeligkeit nicht zu schicken wußte, und sein „aufschwellendes Wohlergehen nicht in Schrancken „hielt: so fiel er desto schimpflicher, je höher er gestie„gen war. Es gehört zwar für denjenigen, der den „Frieden bewilliget, nicht für denjenigen, welcher ihn „verlangt, die Bedingungen desselben anzugeben; viel„leicht aber sind wir nicht unwürdig, uns selbst eine „Strafe aufzulegen. Wir sezen uns nicht dawider, „daß alle Länder, wegen welcher wir den Krieg ange„fangen haben, euch zugehören mögen: Sicilien, „Sardinien, Spanien, auch alle Inseln, welche zwi„schen Africa und Italien liegen. Wir Carthaginen„ser mögen immerhin innerhalb der Küsten von Africa „eingeschlossen, Euch, weil es den Göttern so gefällt, „auch auswärtige Reiche zu Wasser und zu Lande be„herrschen sehen. Ich will nicht in Abrede seyn, daß „Euch unsere Treue verdächtig seyn könne, weil wir „neulich den Frieden nicht aufrichtig genug begehret

betrachten sollte. Aber alle diese Anstalten waren nicht vermögend, ihm den Sieg zu verschaffen. Das Schlachtgeschrey und die kriegerische Musik der Römer brachten die Elephanten dergestalt in Bestürzung, daß sie sich größtentheils gegen ihr Heer selbst umwandten, die Reiterey desselben zerstreueten, und dadurch die Niederlage der Hülfsvölcker erleichterten, welche, da sie sich in das zweyte Treffen zurückziehen wollten, und darinne nicht aufgenommen wurden, mit diesem selbst ins Handgemenge geriethen. Hier stießen zwar die Römer erst auf ihre rechten Feinde; allein ihre überlegene Anzahl und ihr nunmehr gestärckter Muth machte sie bald zu Ueberwindern; ihre Reiterey aber, welche die feindliche verfolgt hatte, fiel endlich auch dem Fußvolcke in den Rücken. Die Römer hatten auch selbst einige von den Elephanten auf ihr Heer zurückgetrieben: und nächstdem war ihnen die Reiterey des Masinissa gleich Anfangs noch dienlicher als ihre eigene gewesen. Hannibal flüchtete sich, nachdem er während der Schlacht noch vieles versucht hatte, den Sieg auf seine Seite zu ziehen, mit wenigen Reitern, und kam nach einer Abwesenheit von sechs und dreyßig Jahren, wieder nach Carthago. Er gestand daselbst, daß er weiter für den Staat keine Hülfe wisse, als den Frieden.

Die Römer bewilligten denselben unter ziemlich harten Bedingungen. Als man diese zu Carthago hörte, stand Gisgo, einer der Vornehmsten der Stadt, in der Versammlung des Volcks auf, und wiederrieth den Frieden. Hannibal, den es verdroß, daß eine solche Rede zu einer so ungelegenen Zeit gehalten und angehört wurde, riß den Gisgo von dem Rednerstuhle herab. Diese gewaltthätige Handlung in einem freyen Staate mißfiel dem Volcke; aber Hannibal, ob er gleich über die Bewegung desselben unruhig wurde, ent-

entschuldigte sich damit, daß er zwar die Kriegskunst zu verstehen glaube, hingegen die Geseze, Rechte und Sitten der Stadt, die er schon als Knabe verlassen, noch erst lernen müsse. Er zeigte darauf, wie nothwendig dem Staate der Frieden, und wie wenig der von den Römern angebotene unbillig sey; wie weit grösseres Unglück ein jeder befürchtet habe, wenn die Schlacht verloren würde. Diese Liebe zum Frieden an einem so großen Krieger ist ungemein hoch zu schäzen. Man dencke nicht dabey, er fand ihn unentbehrlich, und mußte ihn also empfelen. Wenn Hannibal die äußersten Kräfte seines Vaterlandes hätte aufbieten wollen; wenn er es noch auf die langwierige Belagerung von Carthago, auf ihre ansehnliche Flotte, und auf die Hoffnung auswärtiger Bündnisse hätte ankommen lassen: so würde er den Krieg noch eine Zeitlang haben fortsezen können. Es sind Feldherren genug aus der Geschichte bekannt, welche, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären, den Krieg möglichst würden verlängert haben, um ihrer Ehre, ihrem Ansehen und Vortheil dadurch zu dienen, und welche ohngefähr wie der Marschall von Biron gedacht haben, der seinem Sohne, als er sich zu einer Unternehmung anbot, die dem Kriege ein Ende machen konnte, den Verweis gab: „Du einfältiger Mensch, du hast „gewiß Lust, auf unser Landgut zurück zu kehren, und „daselbst Kohl zu pflanzen!“

Als man zu Carthago den ersten Beytrag zu dem Jahrgelde sammlete, welches man den Römern durch den Frieden versprochen hatte, fiel es ungemein schwer, dasselbe zusammen zu bringen. Der Senat war darüber bis zum Weinen traurig. Hannibal allein lachte bey dieser Gelegenheit: und da ihn Hasdrubal Hädus deswegen zur Rede sezte, daß er der öffentlichen Be-

trübniß

lich. Die Vornehmen, denen er dadurch das gemeine Gut aus den Händen riß, verbanden sich mit seinen übrigen Feinden, und gaben ihm in den Briefen, welche sie nach Rom schrieben, Schuld, daß er mit dem Feinde der Römer, dem Könige Antiochus von Syrien, heimliche Unterhandlungen pflege. Sie sezten hinzu, er werde so wenig zahm als gewisse wilde Thiere; sein Gemüth bleibe immer gleich unversöhnlich; die Ruhe des Staats sey ihm unerträglich, und er dürste nach Kriegen.

Diese Beschuldigungen fanden zu Rom Eingang: man hielt sie den bekannten Neigungen des Hannibal gemäß. Unterdessen sezte sich doch sein großmüthiger Ueberwinder, der Africanische Scipio, lange dagegen, daß das Römische Volck, seiner Würde eingedenck, nicht auf die Seite der persönlichen Feinde des Hannibal zu Carthago treten, nicht denjenigen als Ankläger verfolgen möchte, den er bereits im Kriege besiegt hätte. Allein seine Feinde drangen endlich durch: es wurden Römische Gesandten nach Carthago geschickt, welche sich über ihn beschweren sollten. Da er sich in dieser Gefahr befand, gieng er des Abends verkleidet mit ein paar Gefährten, die nichts von seinem Anschlage wußten, zur Stadt hinaus, erreichte auf bereits bestellten Pferden die Seeküste, und kam auf einem Schiffe, das seiner wartete, glücklich nach Tyrus. In dieser Stadt, aus welcher Carthago entsprungen war, empfieng man ihn mit den größten Ehrenbezeigungen; er reisete aber bald zum Antiochus nach Ephesus: und seine Gegenwart machte, daß dieser Fürst, welcher noch unschlüßig war, ob er die Römer bekriegen sollte, nunmehr den festen Vorsaz dazu faßte. Hannibal blieb beständig bey dem Rathe stehen, der König müsse diesen Krieg in Italien selbst führen.

„Italien,

„Italien, sagte er, verschafft einem ausländischen „Feinde Unterhalt und Soldaten genug. Wenn man „aber unter den dasigen Völckern keine Bewegung stif„tet, und den Römern verstattet, den Krieg mit Ita„liens Kräften und Vorrathe ausserhalb diesem Lande „zu führen: so ist ihnen kein Fürst und kein Volck ge„wachsen.“ Er verlangte für sich hundert bedeckte Schiffe, zehn tausend Mann Fußvolck, und tausend Reiter. Mit diesen wollte er zuerst nach Africa seegeln, in dem gewissen Vertrauen, daß er die Carthaginenser bewegen werde, die Waffen zu ergreiffen. Sollten sie aber zu lange zaudern, so wollte er den Römern in irgend einem Theile von Italien Krieg erregen. Der König müßte mit seinen übrigen Kriegsvölckern nach Europa übersezen, und in einer Gegend von Griechenland stehen bleiben, wo er sich das Ansehen geben müßte, als wenn er ebenfals nach Italien überschiffen wollte. Hannibal sandte zuvörderst, um diesen Entwurf, der dem Könige gefiel, auszuführen, einen Vertrauten nach Carthago, welcher die Gemüther seiner Landsleute vorbereiten sollte. Allein man erfuhr seine Bewerbung; er konnte sich kaum zeitig genug retten, und die Carthaginenser meldeten dieses nach Rom.

Die Gesandten, welche die Römer bald darauf an den Antiochus schickten, hatten den Hannibal nicht weniger zu ihrem Augenmercke: denn sie wußten, wie vortrefflich sich der König desselben gegen sie bedienen könnte. Einer unter ihnen, Villius, hielt öftere Gespräche mit ihm, und suchte ihn zu überreden, daß er von den Römern nichts zu besorgen habe: zugleich machte er ihn dadurch, wenn auch solches seine Absicht nicht war, beym Antiochus verdächtig. Der Africanische Scipio war gleichfalls mit in dieser Gesandt-

schaft. In einer Unterredung mit dem Hannibal fragte er denselben, wen er vor den größten Feldherrn hielte. Dieser nannte zuerst Alexander den Großen, weil er mit einem kleinen Hauffen unzählbare Heere in die Flucht geschlagen hätte, und in die äußersten Enden der Welt gedrungen wäre, welche zu sehen die wenigsten Menschen hoffen dürften. Scipio fragte weiter, wem er die zweyte Stelle einräume? Dem Pyrrhus, antwortete Hannibal: denn dieser habe zuerst ein Lager gehörig aufschlagen gelehret; kein anderer habe seine Stellung so gut genommen, und die Besazungen so geschickt vertheilet: eben dieser habe auch die Kunst, sich bey den Menschen beliebt zu machen, so wohl verstanden, daß die Italiänischen Völcker lieber unter der Regierung dieses auswärtigen Fürsten, als ihrer alten Herren, der Römer, leben wollten. Da der Römische Feldherr fortfuhr zu fragen, welcher, seiner Meinung nach, den dritten Rang verdiene: so nannte er sich ohne Scheu selbst. Hierauf sezte Scipio lächelnd hinzu: Was würdest Du aber sagen, wenn Du mich überwunden hättest? Alsdenn, antwortete Hannibal, würde ich mich dem Alexander, dem Pyrrhus, und allen andern Feldherren vorziehen. Ein so feines Lob rührte den Scipio. Nach der Erzählung des Plutarchus, gab Hannibal dem Pyrrhus den ersten Platz unter den Feldherren, dem Scipio den zweyten, und sich den dritten. Ich untersuche nicht, welche Antwort seiner würdiger gewesen sey: die ganze Unterredung scheinet mir etwas seltsam und zweifelhaft zu seyn.

Hannibal gewann das Vertrauen des Königs in kurzem wieder. Er versicherte ihm, daß die Feindschaft, welche er den Römern in seiner Kindheit geschworen habe, unauslöschlich sey; daß man daher stets von ihm die

die aufrichtigsten Vorschläge zu einem Kriege wider sie erwarten könne. Allein da der König bereits im Begriffe war, ihm die Anführung eines Theils seiner Kriegsvölcker zu übergeben, widerrieth man ihm solches unter dem Vorwande, es sey gefährlich, einem vertriebenen Ausländer so viele Gewalt in die Hände zu geben; wenn Hannibal den Krieg glücklich führte, so werde der Ruhm des Königs dadurch verdunckelt werden; und er sey außerdem immer so herrschsüchtig gewesen, daß man auch jezt Gehorsam und Unterwürfigkeit von ihm nicht erwarten könne. Als Rathgeber und Gefährte könne Hannibal bey diesem Kriege wohl nüzlich seyn; aber nicht als Feldherr. Vorstellungen dieser Art machen stets bey Fürsten, welche, ohne große Fähigkeiten zu besizen, doch auf ihre Ehre und Gewalt eifersüchtig sind, einen Eindruck. Antiochus ließ sich also ebenfals durch dieselben bewegen, den Hannibal mit andern Augen zu betrachten. Unterdessen nahm er ihn doch nach Griechenland mit, welches der Schauplaz des Kriegs wurde, und fragte ihn, da er sich in einer gewissen Verlegenheit befand, noch einmal um Rath. Hannibal empfol dem Könige aufs neue, die Römer für Italien selbst besorgt zu machen, sie mit einer Flotte in Unruhe zu halten, und sich um die Freundschaft und den Beystand des Philippus, Königs von Macedonien, der ihnen nur aus Zwang getreu verbleibe, zu bewerben. „Wäre man mir gefolgt, sagte er, „so würden jezt die Römer nicht bloß hören, daß einige „Städte in Griechenland von uns erobert werden; son„dern, daß halb Italien sich wider sie rüste, und, wel„ches sie am meisten erschrecken würde, daß Hannibal „in Italien sey. Wenn ich gleich nicht jeden Krieg zu „führen verstehe: so habe ich doch beydes durch mein „Glück und Unglück gelernet, wie man die Römer be„kriegen müsse.“ Man lobte alles was er sagte; allein

man that beynahe nichts davon, weil man mit Verdachte und Mißgunst gegen ihn eingenommen war.

Antiochus erfuhr endlich zu späte, wie heilsam der Rath des Hannibal gewesen sey, und wie richtig derselbe in die Zukunft gesehen habe. Die Römer verjagten ihn aus Griechenland; er mußte nach Asien zurückkehren, und daselbst lebte er in der größten Ruhe, als wenn sie es nicht wagen würden, ihn bis dahin zu verfolgen. Seine meisten Hofleute bestärckten ihn in dieser Meinung. Hannibal allein, der jezt bey ihm in großem Ansehen stand, dachte anders. Er wunderte sich mehr, sagte er, daß die Römer noch nicht in Asien wären, als daß er zweifelte, ob sie auch hinüber sezen würden. Der Uebergang aus Griechenland in diesen Welttheil sey kürzer als aus Italien nach Griechenland, und an der Ueberwindung des Antiochus sey den Römern mehr gelegen, als an der Bezwingung des griechischen Volcks, der Aetolier, welche seinen Schuß begehrt hatten. Er werde bald zu Wasser und zu Lande mit den Römern fechten müssen: alsdenn werde er entweder ihnen die Oberherrschaft über die Welt entreißen müssen, oder sein eigenes Reich verlieren. Alles, was in dieser Warnung für den Antiochus nachtheilig war, traf würcklich ein. Er wurde in Asien von dem Bruder des Africanischen Scipio in einer Hauptschlacht überwunden, nachdem bereits vorher seine Flotte, von welcher Hannibal einen Theil anführte, in die Flucht war geschlagen worden, weil ihn der andere Theil zu geschwinde verließ, da er hingegen auf seinem Flügel des Sieges schon fast gewiß war. Da der König sich hierauf genöthigt sah, den Frieden von den Römern zu erbitten: so machten sie es zu einer von den Bedingungen desselben, daß er ihnen den Hannibal ausliefern sollte. Dieser aber ent-

gieng

gieng der Gefahr, indem er sich auf die Insel Creta flüchtete.

Hier überlegte er in der Stadt Gortynium, wohin er sich weiter wenden sollte. Allein es war nicht so leicht, aus der Insel herauszukommen, als er in dieselbe war gelassen worden. Die Cretenser hatten erfahren, daß er viel Geld mit sich führe, und waren entschlossen, ihm dasselbe abzunehmen. Es kostete ihm unterdessen nicht viele Mühe, ihre Habsucht zu hintergehen. Er füllte viele Fässer mit Bley an; oben aber belegte er dasselbe mit Gold und Silber. Darauf stellte er die Fässer in Gegenwart der Gortynier in den Tempel der Diana, und bezeigte öffentlich, daß er ihnen sein Vermögen hiermit anvertraue. Dagegen füllte er die ehernen Bildsäulen der Götter, die er mitgebracht hatte, mit seinem Gelde an, und ließ sie mit einer verstellten Sorglosigkeit im Vorhause liegen. Die Gortynier bewachten den Tempel sehr fleißig, damit er nichts von seinem Gelde herausnehmen möchte; er reiste aber dafür mit seinen Bildsäulen ungehindert ab, und kam zum Prusias, Könige von Bithynien, am schwarzen Meere. Auch diesen suchte er gegen die Römer aufzubringen. Es war eben kein sehr mächtiger Fürst; daher bemühte sich Hannibal, andere Könige und streitbare Völcker mit ihm zu verbinden. Und da derselbe mit dem Eumenes, Könige von Pergamus, der ihm als ein Bundsgenosse der Römer überlegen war, einen Krieg führte: so ersezte Hannibal dasjenige durch List, was dem Prusias an Macht fehlte. Sie waren im Begriff nächstens eine See-Schlacht zu halten: in dieser wollte er dem Eumenes das Leben nehmen. Er befohl daher den Schiffs-Soldaten, eine Menge giftiger Schlangen lebendig zu fangen, und sie in irdene Gefäße zu werfen; ihren Angriff aber lediglich auf das

Schiff des Eumenes zu richten, und gegen die übrigen feindlichen Schiffe sich nur zu vertheidigen: er versprach ihnen zugleich eine große Belohnung, wenn sie diesen Fürsten umbrächten oder gefangen nähmen. Das See-Gefechte sollte schon angehen, als Hannibal, um seinen Soldaten zu zeigen, in welchem Schiffe sich Eumenes befinde, einen Herold in einem Boote an die Feinde abschickte, und mit Vorzeigung eines Briefes vor ihren König gelassen zu werden verlangte. Man brachte ihn sogleich zu demselben, weil man glaubte, daß in dem Briefe Friedensvorschläge enthalten wären; er kehrte aber auch in dem Augenblicke zurück: Eumenes fand nur Spöttereyen in dem Briefe, und Hannibal hatte seine Absicht erreicht. Da es hierauf zur Schlacht kam, wurde das Königliche Hauptschiff von den Bithyniern so heftig angefallen, daß der König verloren gewesen seyn würde, wenn er sich nicht an das Ufer unter seine Land-Soldaten hätte retten können. Seine übrigen Schiffe fochten mit desto größerm Nachdrucke, bis die Bithynier anfiengen die irdenen Gefäße in dieselben zu werfen. Die Pergamener lachten erstlich darüber; allein da sie gleich darauf die Schiffe mit Schlangen angefüllt sahen, und nicht wußten, ob sie sich gegen diese oder gegen die Feinde wehren sollten, ergriffen sie die Flucht. Durch ähnliche schlaue Einfälle verschaffte Hannibal dem Prusias auch auf dem Lande mehrmals einen Sieg über den Eumenes.

Endlich verfolgten ihn die Römer bis in diese seine lezte Freystätte. Die Gesandten, welche Prusias nach Rom geschickt hatte, erzählten bey einer gewissen Gelegenheit, daß sich Hannibal in dem Gebiete ihres Herrn aufhalte. Sobald diese Nachricht vor den Senat kam, wurde eine Gesandtschaft an diesen König abgefertiget, welche ihn ersuchen sollte, er möchte den unver-

unversöhnlichsten Feind der Römer nicht ferner beschü-
tzen, sondern an sie übergeben. Die Geschichtschreiber
theilen sich hier: und ich führe die Verschiedenheit ihrer
Erzählung auch deswegen an, weil ich wünsche, daß
man den Prusias nicht der schändlichsten Undanckbar-
keit gegen einen Mann, der sich um ihn so sehr verdient
gemacht hatte, beschuldigen dürfte; allein er bleibt doch
nach beyderley Berichten tadelnswürdig. Dem Livius
scheinet es nicht unglaublich zu seyn, daß dieser König,
um sich bey den Römern beliebt zu machen, selbst auf
den Anschlag gefallen sey, ihnen den Hannibal in die
Hände zu geben, gegen welchen er sich schon vorher
unbeständig erwiesen hatte. Folgt man hingegen dem
Cornelius Nepos: so getrauete sich zwar der König
nicht, dem Flaminius, welches der vornehmste Rö-
mische Abgesandte war, sein Begehren abzuschlagen:
er bat nur, man möchte nicht von ihm verlangen, daß
er das Gastrecht, welches so heilig beobachtet wurde,
verlezen sollte; die Römer möchten sich des Hannibals
selbst bemächtigen, wenn sie könnten; sie würden den
Ort seines Aufenthalts leicht finden. Diese elende Aus-
flucht war im Grunde von der eigenen Auslieferung
nicht unterschieden. Die Römer ließen also das Schloß,
in welchem Hannibal wohnte, mit Soldaten umrin-
gen. Er hatte in demselben, weil er allemal ein solches
Ende befürchtete, sieben Ausgänge anbringen lassen,
und darunter einige geheime. Da er aber auch diese
besezt fand, ließ er sich, um nicht in die Gewalt seiner
Feinde zu kommen, das Gift bringen, welches er auf
einen solchen Fall in Bereitschaft hielt. „Wir wollen,
„sagte er, die Römer von ihrer langen ängstlichen Sor-
„ge befreyen, weil sie doch den Todt eines alten Man-
„nes nicht erwarten können. Flaminius wird keinen
„großen oder merckwürdigen Sieg über mich Unbewaff-
„neten und Verrathenen davon tragen. Dieser einzige

„Tag aber wird zu einem Beweise dienen, wie sehr „sich die Sitten der Römer geändert haben. Ihre „Vorfahren warneten den König Pyrrhus, ihren „Feind, der mit einem Kriegsheere in Italien stand, „er möchte sich vor einer Vergiftung in Acht nehmen; „sie aber schicken einen Gesandten, der Consul gewesen „ist, ab, um den Prusias anzustiften, daß er die „Schandthat begehen möge, seinen Gast umzubrin„gen.“ Nach diesen Worten, welche bey der Nachwelt stets Mitleiden und Abscheu erregen werden, verwünschte er die Treulosigkeit des Prusias; rufte die Götter, welche als Vorsteher der Gastfreyheit verehrt wurden, um Rache an, und tranck darauf den Giftbecher aus. Er starb in seinem siebzigsten Jahre, ohngefähr hundert und neunzig Jahre vor Christi Geburt.

Er ist der größte Feldherr des Alterthums: desto größer, je mehrere Schwierigkeiten und Unglücksfälle er zu bestreiten hatte: und er bleibt es auch, ohngeachtet das Ende seiner Laufbahn nicht siegreich gewesen ist. Alle Eigenschaften berühmter Eroberer waren in ihm vereinigt; er besaß aber auch einige besondere, oder doch in einem Maaße, welches die übrigen nicht erreichten. Er entwarf die wichtigste und gefährlichste Unternehmung, auf die man zu seiner Zeit fallen konnte, Rom, die Gebieterinn der Welt, nicht nur zu bekriegen; sondern aus einer weiten Entfernung her, mit einem Heere, dessen Hälfte er sich kaum vertrauen konnte, und das gegen die Römische Kriegsmacht gehalten immer unansehnlich war, auf einem langen, beynahe unübersteiglichen, von Feinden besezten Wege, mitten in ihrem Sitze aufzusuchen, und zu stürzen. Gleichwohl war seine Kühnheit noch nicht Verwegenheit. Er kannte und brauchte die Maaßregeln, durch welche dasjenige,

was beynahe unmöglich zu seyn schien, zwar nicht leicht wurde; aber doch für einen Mann von seinen Gaben Oeffnungen gewann, die ihn einen glücklichen Ausgang hoffen ließen. Er hatte den Muth und die Unerschrockenheit mit tapfern Soldaten gemein; aber er übte sie als Feldherr aus, indem er sie durch Klugheit zu nützen und zu mäßigen wußte. Seine unvergleichliche Geschwindigkeit und geschäftige Lebhaftigkeit war eine der gewissesten Stützen seiner glücklichen Thaten. Niemand ist so fruchtbar und so fertig in der Erfindung neuer Hülfsmittel gewesen, wenn die alten unbrauchbar geworden waren; nicht leicht hat ein Feldherr so bald, mit wenigen Blicken, alle Gelegenheiten übersehen, deren er sich vortheilhaft bedienen könnte. Er war unerschöpflich in listigen Anschlägen; aber ihn hat niemand hintergehen können. Begiengen die feindlichen Feldherren einen Fehler, so schlug er durch die Aufmercksamkeit des Hannibal gewiß zu ihrem Verderben aus. Allein so genau er die Stärcke und Schwäche der Feinde kannte, so wohl verstand er auch sein eigenes Heer zu gebrauchen. Er sorgte für dasselbe mit allem Eifer; er theilte mit demselben die Mühseeligkeiten der Feldzüge, um es desto mehr zur Standhaftigkeit aufzumuntern; er gönnte ihm zur rechten Zeit Ruhe und Erquickung; jedem Volcke, aus welchem es zusammengesezt war, begegnete er nach der eigenen Gemüthsart desselben: und indem er seinen Soldaten Muth und Verachtung gegen die Feinde, Liebe und Vertrauen auf ihn einflößte, so machte er lange Zeit die sonst unüberwindliche Tapferkeit der Römer und alles, wodurch sie ausserdem furchtbar waren, zu Schanden. Er hat, wie es scheinet, einige Fehler im Kriege begangen: entweder überhaupt, weil er ein Mensch war; oder weil er sich in der Erwartung des Ausschlags gewisser Maaßregeln irrte: eine Entschuldigung, die von dem allge-

meinen Loose der Menschlichkeit nicht sonderlich unterschieden ist. Man muß sich in der That einen sehr hohen Begriff von einem vollkommenen Feldherrn bilden; zumal, wenn er mit außerordentlichen Hindernissen zu kämpfen hat, und sie durch sich selbst überwinden soll. Nur wenige Menschen sind geschickt, diesen Nahmen zu führen: es gehört eine ausnehmende, unverrückte Erhebung des Geistes zu demselben, und es befremdet mich also die ungemeine Ehrerbietung nicht, welche man stets gegen diejenigen bezeigt hat, denen er in der Geschichte beygelegt worden ist. In dieser Betrachtung halte ich den Hannibal vor einen großen und vortrefflichen Mann.

Man bewundert an ihm, als Feldherrn, nichts so sehr, als die seltene Geschicklichkeit, mit welcher er sechszehn Jahre hindurch, im feindlichen Lande, unter so vielerley schlimmen Zufällen, ein Heer wie das seinige war, beständig in Einigkeit und Unterwürfigkeit hat erhalten können. Es war eine Vermischung von Carthaginensern, Africanern, Spaniern, Galliern, Italiänern und Griechen: mithin von Völckern, die einander ganz fremde waren, weder Religion, noch Sprache, Geseze oder Gebräuche mit einander gemein hatten, und die nur aus Zuneigung und Ehrfurcht gegen ihren Anführer, mit vereinigten Kräften fochten, nur durch sein Betragen gewonnen, ihm getreu verblieben. Wenn Hannibal, so urtheilet Polybius mit Recht, den Anfang damit gemacht hätte, die andern Völcker zu bekriegen, und durch sie verstärckt die Römer angegriffen hätte: so würden sie ihm nicht haben widerstehen können; da er aber seine Waffen gegen sie zuerst wandte, so mußte er endlich unterliegen. Aber auch in diesem würcklichen Falle würde er ihnen den

Sieg noch streitig gemacht haben, wenn ihn sein Vaterland zeitiger und besser unterstüzt hätte.

Er besaß noch andere, noch gemeinnüzigere Gaben, als die kriegerischen. Man hat in seiner Geschichte gesehen, mit welchem Eifer er die Gerechtigkeit und Gleichheit unter seinen Mitbürgern aufrecht erhalten, und durch ein besonders Gesez bestätigt, wie weise er die Einkünfte des Staats verwaltet, wie heilsam seine Vorschläge zum Frieden, und wie richtig seine Betrachtungen über den Zustand von Carthago gewesen sind. Er führte auch Staatsgeschäfte und Unterhandlungen mit den auswärtigen Fürsten, und nachdem er sich zu ihnen geflüchtet hatte, zu ihrem Besten, alles mit geübter Einsicht in das Wohl eines jeden Staates. Selbst auf die Wissenschaften hat er in einem so unruhigen Leben doch einige Zeit gewandt. Er hatte unter andern vom Sosilus, einem Lacedämonier, der ihn in seinen Feldzügen begleitete, die griechische Sprache erlernet, und in derselben einige Bücher geschrieben. Eines derselben begriff die Kriegsverrichtungen des Consuls Cnejus Manlius Vulso in Asien, der sich in den lezten Jahren des Hannibal hervorthat; es ist aber nebst den übrigen verloren gegangen.

Hannibal hat sich durch seine Handlungen selbst abgeschildert. Seine Gemüthsart war hizig und heftig; er mäßigte sie aber doch fast immer durch die Ueberlegung. Es ist Livius allein, der ihm eine unmenschliche Grausamkeit, die ärgste Treulosigkeit, eine Verachtung von aller Religion, Recht und Billigkeit, kurz, einen Character beylegt, der aus der Erbitterung der Römer gegen ihn, und noch gegen sein Andencken, erwachsen zu seyn scheinet. Seine Geschichte zeigt vielmehr, daß es ihm weder an Ehrerbietung gegen seine

Götter,

genau zu wissen. Sezt man hinzu, daß er ein geübter Staatsmann, ein Kenner der Kriegskunst, und das Muster der Geschichtschreiber in dem Alterthum gewesen ist: so wird man ihn mit desto höherer Erwartung erzählen hören. Man muß es nur bedauern, daß von seinem vortrefflichen Wercke, und besonders von Hannibals Geschichte in demselben, ein großer Theil verloren gegangen ist. Die Anmerckungen des Ritters Folard über die Französische Uebersetzung des Polybius, dienen zwar zu einer genauern Kenntniß und Beurtheilung der Kriegsverrichtungen des Hannibal; allein man muß mit denselben die noch schäzbarern und verbessernden Mémoires militaires sur les Grecs & sur les Romains des Obersten Guischardt, welcher unter dem Nahmen Quintus Icilius berühmt ist, vergleichen.

Nach ihm nimmt Livius die nächste Stelle ein. Er ist oft nur ein Uebersezer des Polybius: und er scheint sich dabey große Freyheiten genommen zu haben, um zierlicher und angenehmer zu schreiben, als dieser. Allein ich konnte deswegen noch nicht mit einigen Neuern urtheilen, daß diejenigen Umstände, welche er allein erzählt, nicht glaubwürdig seyn dürften. Polybius konnte sie vielleicht nicht wissen; oder er konnte Ursache haben, sie wegzulassen. Livius hat vor diesem in der Schreibart ungemeine Vorzüge.

Die Lebensbeschreibung des Hannibal vom Cornelius Nepos, ist mit der körnichten und einnehmenden Kürze, welche diesem Schriftsteller eigen ist, ausgesezt: es sind mehr mit einer anscheinenden Nachlässigkeit hingestreuete Züge zu dem Bilde des Helden, als sein Leben in Handlung gesezt, und er in seiner ganzen Größe vorgestellt. Auch dieser Geschichtschreiber erzählt einige besondere Umstände, die man bey den andern nicht findet.

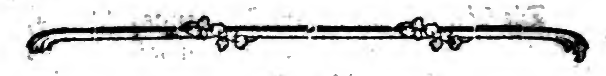
Die

Die spätern Schriftsteller, Appianus, Florus, und andere mehr, ingleichen das historische Gedicht des Silius Italicus, habe ich weit weniger gebraucht, weil ihre Nachrichten vom Hannibal, in so ferne sie von den vorhergehenden abgehen, theils unerheblich sind, theils keinen starcken Glauben verdienen.

Unter den Neuern, die vom Hannibal geschrieben haben, habe ich, bey den ersten Ausgaben, nur den Rollin, und die Verfasser der allgemeinen Welthistorie gelesen. Diese erzählen vollständiger; jener aber ist lehrreicher. Der dritte, den ich bey dieser neuen Ausgabe aufgeschlagen habe, der Verfaßer der Neuen Welt- und Menschen-Geschichte, die eben jezt aus dem Französischen übersezt wird, ist freylich glänzender und unterhaltender als jene. Es könnte jedoch Leser genug geben, die eine edle Einfalt in der Darstellung der Begebenheiten mehr nach ihren Bedürfnißen fänden; oder andere, die mitten in der alles verschönernden Kunst seichte Stellen gewahr würden.



Leben



Leben
des
Cato von Utica.

Wenn der wahre Heldenmuth seine größeste Stärcke in der Bezwingung von uns selbst offenbaret, und sich durch die überwundenen Leidenschaften den Sieg über äußerliche Hindernisse und Gefahren erleichtert, aber auch veredelt: so war Cato von Utica ein weit größerer Held, als Hannibal. Dieser überwältigte Völcker und Städte; allein er konnte niemals den Haß, die Rachbegierde und den Ehrgeiz dämpfen, welche ihn zum Kriege und zu unaufhörlichen Unruhen fortrissen. Cato hingegen war zeitig Herr über sich selbst geworden: und er blieb es bis an sein Ende. Er hat zwar die Welt durch keine so gewaltige Thaten in Erstaunen und Bewegung gesezt, als Hannibal; er hat nicht einmal die vornehmste seiner Absichten zum Besten des Vaterlandes erreichen können. Doch die Größe seiner Seele verlor nichts dadurch, daß er die unwiderstehliche Macht des Schicksals, die Thorheiten und Laster der Menschen nicht besiegen konnte. Er selbst wurde durch nichts zu Boden geworfen, oder von seinem Lauf zurückgehalten: und alles, was edlere Triebe in einer verdorbenen feindseeligen Welt ausrichten konnten, das that Cato.

Der

Der Ruhm seines Geschlechts fängt sich mit seinem Urgroßvater, dem ältern Cato, an, welcher auch unter dem Zunahmen des Censors oder Sittenrichters bekannt ist: einem Manne, der durch die allgemeinste Fähigkeit zu allen Angelegenheiten und Bedienungen im Staate, und durch die strengste Tugend, ein Vorbild für seinen Urenckel gewesen zu seyn scheinet. Dieser kam ohngefähr hundert Jahre vor Christi Geburt auf die Welt, und zeigte von seiner Kindheit an einen standhaften und unbiegsamen Charakter. Er begegnete den Schmeichlern kaltsinnig, und denen die ihn schrecken wollten, trozig. Er lächelte selten, und war auch nicht zum Zorne geneigt; aber wenn er in denselben gerathen war, konnte man ihn nicht leicht versöhnen. Die Anfangsgründe der Wissenschaften begriff er mit vieler Mühe; hingegen behielt er dasjenige desto fester, was er einmal gelernet hatte. Diese Anstrengung erforderte bey ihm eine größere Gewalt als bey andern Kindern, weil er sehr schwer zu überreden war: er folgte auch seinem Lehrer nicht anders, als wenn er ihm die Ursachen von allem, was er vortrug und befahl, sagte. Aus dieser seiner Gemüthsart sah man voraus, wie er sich im Staate betragen würde: und er gab davon einige frühe Proben.

Da er noch ein Knabe war, und nebst seinem Bruder Cäpio bey dem Livius Drusus, seinem Oheim, erzogen wurde, weil ihre Eltern gestorben waren, bemühten sich die Bundsverwandten Nationen der Römer in Italien, um das Römische Bürgerrecht. Ein angesehener Mann von einer derselben, Silo Pompädius, hielt sich in dieser Absicht einige Tage beym Drusus auf. Eines Tages sagte er zu den beyden Knaben: Bittet doch euren Oheim, daß er uns behülflich sey, das Bürgerrecht zu erlangen. Cäpio ver-

„meine Sitten nicht tadelt! ich werde mich schon hö-
„ren lassen, wenn ich werde Dinge vorbringen können,
„die nicht vielmehr des Stillschweigens werth sind.“
Die erste Gelegenheit, vor dem Volcke aufzutreten,
gab ihm eine Kleinigkeit. Man wollte in einem öffent-
lichen Gerichtshause, das sein Urgroßvater gebauet
hatte, eine Säule, die am unbequemen Orte stand,
wegschaffen; er widersezte sich aber diesem Versuche
glücklich: und seine Rede hatte so wenig ein Merckmal
der Jugend an sich; sie war so gesezt, scharf und lehr-
reich, daß seine ganze Gemüthsart daraus hervorblickte.
Er besaß dabey eine angenehme Stimme, und Kräfte,
die nicht zu ermüden waren.

Nach dieser rühmlichen Probe wandte er sich ganz
wieder zu seinen stillen Uebungen. Diese erstreckten
sich auch auf seinen Körper, indem er sich gewöhnte,
bey jeder Witterung mit bloßem Haupte, und immer
zu Fuße zu gehen. Wenn seine Freunde ihn zu Pferde
begleiteten, gieng er neben ihnen her, und unterhielt
sie wechselsweise mit einem Gespräche. In Kranck-
heiten bezeigte er eine ungemeine Geduld: überfiel ihn
das Fieber, so brachte er ganze Tage allein zu, bis seine
vorige Stärcke wieder kam. In seinen jüngern Jah-
ren bediente er sich des Weins überaus mäßig; bey zu-
nehmendem Alter aber saß er zuweilen ganze Nächte,
über philosophischen Unterredungen, mit seinen Freun-
den trinckend, weil ihm der Tag durch die wichtigsten
Geschäfte völlig geraubt wurde. Als daher jemand
sagte, er bringe die Nächte mit Trincken zu, so ver-
sezte Cicero sogleich: „Du kanst aber nicht hinzusezen,
„daß er auch den Tag mit Bretspielen verderbe.“ Im
übrigen sonderte sich Cato überhaupt von der Lebensart
seiner Zeiten ab, weil er glaubte, daß sie einer großen
Verbesserung benöthigt sey. Er kleidete sich schlecht,
und

und kam sogar öfters mit bloßen Füßen zum Vorschein: nicht, als wenn er im Sonderbaren einen Ruhm gesucht hätte; sondern damit er sich die Begriffe, welche der große Hauffen von Schande und Ehre hatte, abgewöhnen möchte. Da ihm die Erbschaft eines reichen Anverwandten zufiel, verwandelte er dieselbe in Geld, und lieh dieses seinen Freunden ohne Zinsen. Seine erste Braut wurde ihm von einem andern weggenommen, den er anfänglich verklagen wollte; nachher aber nur mit satyrischen Versen verfolgte. Er heyrathete darauf die Attilia; allein er mußte sie nach einiger Zeit wegen ihrer lasterhaften Aufführung verstoßen. Mit diesem Unglücke des Cato im Ehestande mögen sich andere rechtschaffene Männer trösten, die sich sonst nicht unterstehen dürften, sich mit ihm zu vergleichen.

In dem Sclaven-Kriege wider den Spartacus diente er zuerst als ein Freywilliger, weil sein Bruder Oberster unter dem Heere war. Er konnte aber dabey seine Tapferkeit und Klugheit nur wenig zeigen: denn ihr Feldherr verstand fast nichts vom Kriege. Dieser wollte ihm gleichwohl Belohnungen und Ehrenstellen ertheilen; allein Cato nahm sie nicht an, weil er nicht glaubte, sie verdienet zu haben. Man hielt ihn daher, und das mit Recht, zur Ehre der gemeinen Denkungsart, vor einen seltsamen Menschen. Auch diejenigen, welche ihm günstig waren, konnten ihn nicht lange ohne Verdruß sehen, weil er sie durch die genaueste Beobachtung der Geseze beschämte. Nachdem er Oberster geworden war, bekam er bey dem Heere in Macedonien die Befehlshaber-Stelle über eine Legion. Hier bemühte er sich, seine Soldaten sich selbst ähnlich zu machen; und er brachte es bald dahin, daß sie gegen die Feinde streitbar, leutseelig gegen ihre Bundsgenossen, furchtsam etwas Böses zu thun, und sehr begierig

rig nach Lobe wurden. Er selbst lebte hart wie ein Soldat; aber an den Eigenschaften der Feldherren übertraf er alle, welche dort diesen Nahmen führten. Daher erlangte er dasjenige, was er am wenigsten suchte: ausnehmende Ehre, Hochachtung und Ergebenheit der Soldaten.

Er hörte damals von einem berühmten Stoischen Weltweisen zu Pergamus, Cordylio, welcher sich in einem hohen Alter befand, und alle Anträge grosser Fürsten, mit ihnen zu leben, verworfen hatte. Cato merckte leicht, daß er ihn durch Briefe nicht dahin bringen würde, seine Ruhe zu verlassen. Er reisete also selbst zu ihm, und bewog ihn, mit ihm in das Lager zu kommen, in welches er ihn eben so frohlockend einführte, als wenn er den wichtigsten Triumph erfochten hätte. Niemand wird sich wundern, daß Cordylio lieber zu diesem jungen Obersten, als zu Königen gezogen sey. D'Alembert hat es in unsern Zeiten Monarchen abgeschlagen, an ihrem Hofe zu leben; vielleicht würde er keine Schwierigkeiten gemacht haben, auf einem angenehmen Landgute eines vornehmen Freundes sein Leben zuzubringen.

Unterdessen daß Cato diese Eroberung machte, verlor er seinen Bruder Capio. Sobald er von der Kranckheit desselben Nachricht bekam, sezte er sich, obgleich die See überaus stürmisch war, auf das erste kleine Schiff, das er habhaft werden konnte; er traf ihn aber bereits todt an. Seine Standhaftigkeit schien ihn damals zu verlassen; er brach in heftige Klagen aus, umarmte den Leichnam, ließ ihn mit den prächtigsten Anstalten verbrennen, und sezte seinem Bruder ein sehr kostbares Denckmal. Einige tadelten ihn wegen dieses ganzen Bezeigens; allein eben der Geist,

der so leicht in brüderliche Liebe zerfloß, widerstand allen Versuchungen der Wollüste, allen Gefahren und unverschämten Bitten. Nachdem endlich die Zeit seiner Kriegsdienste verflossen war, begleiteten ihn die Soldaten nicht bloß mit Wünschen und Lobsprüchen, sondern mit Thränen und Umarmungen: sie streueten ihm Kleider unter den Weg, und küßten seine Hände.

Er war entschlossen, ehe er nach Rom zurückkehrte, Asien und jede Römische Provinz darinne besonders zu besehen, um sich auch durch diese Kenntniß zu den Aemtern im Staate geschickter zu machen. Allein er reisete ganz anders als die vornehmen Römer, welche den Provinzen durch ihre Erpressungen und ihr großes Gefolge sehr zur Last fielen. Cato schickte in diejenige Stadt, wo er sich aufhalten wollte, bey anbrechendem Tage seinen Becker und Koch. Diese kamen in aller Stille an: wenn er keinen Bekannten daselbst hatte, bereiteten sie ihm das Essen im Wirthshause; und erst alsdann, wenn sie kein Wirthshaus fanden, begehrten sie von der Obrigkeit eine Wohnung für ihren Herrn. Oft verachtete man sie, weil sie nicht, wie die Bedienten anderer Großen, dieses mit Geräusche und Drohungen forderten: ja Cato kam zuweilen an, ohne daß man für ihn das Geringste in Bereitschaft gesezt hatte. Alsdann wurde er selbst noch geringer geschäzt, wenn man ihn auf seinem Geräthe stillschweigend sizen sah, und ihm deswegen keine grossen Gaben zutrauete. Manchmal aber gefiel es diesem großen Manne, die Obrigkeit zu sich rufen zu lassen, und er gab ihr die Warnung: „Ihr nichtswürdigen „Leute, geht künftig mit euren Gästen nicht so unfreund„lich um! denn es werden nicht lauter Catone zu euch „kommen. Sucht vielmehr durch ein höfliches Be„tragen die Frechheit derer zu mildern, welche nur

„nach einer Gelegenheit streben, dasjenige mit Ge-
„walt zu nehmen, was man ihnen nicht willig zu ge-
„ben scheinet.

Auf eben dieser Reise fand Cato eine lächerliche Ursache, sich über die Niederträchtigkeit ganzer Städte zu ärgern. Er näherte sich Antiochien, der Hauptstadt von Syrien, als er vor dem Thore derselben, auf beyden Seiten des Weges, eine große Menge Volcks, und darunter auch Priester und obrigkeitliche Personen, im feyerlichen Anzuge erblickte. Er konnte nicht anders glauben, als daß sie insgesammt da stünden, um ihn zu empfangen: er erzürnete sich daher über seine Bedienten, welche er vorangeschickt hatte, daß sie solches nicht verhindert hätten, ließ seine Freunde absteigen, und gieng mit ihnen zu Fuße fort. Nachdem er näher hinzu gekommen war, trat der Anführer der ganzen Versammlung, ein alter Mann, der einen Stab und eine Crone in der Hand führte, zu ihnen hin, und fragte sie ohne weitere Umstände, wo sie den Demetrius gelassen hätten, und ob er bald ankommen würde? Demetrius war ein Freygelassener des Pompejus, und wurde ungemein verehret, weil er bey diesem großen und glücklichen Feldherrn viel vermochte. Ueber diese Irrung fiengen die Freunde des Cato ein so ausgelassenes Gelächter an, daß sie es nicht einmal unterdrücken konnten, da sie durch die zwo Reihen des Volks giengen. Er selbst aber sagte nur die Worte: O du elende Stadt! Doch in der Folge pflegte er ebenfals zu lachen, wenn er sich an diese Begebenheit erinnerte.

Pompejus belehrte bald darauf die Einwohner Asiens, wie wenig sie den Cato kenneten. Er, dem damals unter den Römern an Würde und Ansehen niemand glich, gieng diesem jungen Manne, welcher noch kein

kein Amt bekleidete, da er ihn zu Ephesus besuchte, mit außerordentlicher Höflichkeit entgegen, und man sah, daß solches weit mehr aus Hochachtung als aus Liebe gegen ihn geschah. Denn so viele Ehre er ihm auch bezeigte; so nöthigte er ihn doch nicht lange bey ihm zu bleiben, und ließ einiges Vergnügen über seine Abreise spüren, weil ihn die ausnehmende Tugend des Cato gewissermaaßen verdunckelte. Die Asiatischen Städte beeiferten sich darauf, ihm vorzügliche Beweise ihrer Ehrerbietung zu geben. So steht oft ein vortrefflicher Mann, der sich nicht geltend zu machen weiß, in dem Gedränge um einen mächtigen Herrn, von jedermann unbemerckt; aber kaum hat ihm dieser einen gütigen Blick voll Beyfall zugeworfen: so braucht niemand mehr in der ganzen Schaar Augen, um die Verdienste desselben vollkommen einzusehen. Bey den öffentlichen Festen und Gastmahlen, welche man ihm damals gab, bat er seine Freunde auf ihn Acht zu geben, ob er die Vorhersagung des Curio, seines Vertrauten, erfüllte, welcher ihm versichert hatte, er werde viel von seiner bisherigen Strenge verlieren, wenn er Asien besuchen würde. Allein so schwach war Cato nicht mehr, daß er der Ueppigkeit, die in diesen Gegenden herrschte, untergelegen hätte. Er besuchte auch zu dieser Zeit einen alten Freund seines Vaters, den König Dejotarus von Galatien, welcher ihm seine Familie empfol. Da ihm aber derselbe eine Menge Geschencke anbot, und beynahe aufdringen wollte, entrüstete er sich darüber dergestalt, daß er nur eine Nacht bey ihm verblieb. Auf der Rückreise fand er in der Stadt Peßinus noch mehr Geschencke, und zugleich einen Brief des Königs, in welchem er ihn bat, entweder dieselben zu behalten; oder solche seinen Freunden zu verstatten, welche seinetwegen ihrer würdig wären. Cato ließ auch dieses nicht geschehen, und antwortete,

daß seine Freunde an demjenigen, was er rechtmäßig besitze, stets einen Antheil haben würden.

Er schiffte darauf nach Italien zurück; wobey er sich lieber einer ziemlichen Gefahr aussezte, als daß er sein Schiff, wie man ihm anrieth, durch die Wegschaffung der Ueberbleibsale seines Bruders auf ein anderes, erleichtert hätte. Ob er gleich die Jahre erreicht hatte, in welchen er um die Quästur oder das Rentmeister-Amt, welches ordentlich das erste öffentliche Amt war, das einem jungen Manne den Eintritt in den Senat verschaffte, mit Rechte anhalten konnte; so that er doch solches nicht eher, als bis er alle Pflichten dieses Amtes aufs genaueste hatte kennen lernen. Sobald er aber dasselbe erlangt hatte, nahm er bey den Unterbedienten und Schreibern der Schatzkammer große Veränderungen vor. Sie waren bisher, weil sie immer mit den öffentlichen Urkunden umgiengen, und von Zeit zu Zeit neue Rentmeister bekamen, welche keine Erfahrung hatten, im Grunde selbst Rentmeister gewesen. Allein Cato, welcher zu diesem Amte nicht fremd kam, gab einen scharfen Aufseher von ihnen ab, jagte den vornehmsten derselben wegen seiner Betrügereyen weg, und ließ einen andern vor Gerichte fordern. Diesen suchte der Censor Catulus, der sonst ein Freund vom Cato war, durch seine Fürbitte zu retten; allein Cato beschämte ihn dadurch, daß er ihm vorwarf, er, der die Sitten der Bürger beurtheilen sollte, lasse sich von einem Unterbedienten zu unanständigen Handlungen verführen. Und obgleich der Angeklagte nicht verurtheilt wurde, weil sich ein Amtsgenosse des Cato seiner annahm; so bediente sich doch dieser desselben niemals, und zahlte ihm auch seine Besoldung nicht. Auf diese Art machte er bald das Rentmeister-Amt sehr ehrwürdig. Der gemeine Schatz hatte viele Forderungen an Privat-

vatpersonen, welche Cato mit Schärfe einsammlete; er war aber auch mit vielen Schulden beschweret: diese bezahlte er eben so richtig, und zum Erstaunen vieler, welche schon alles vor verloren hielten. Man konnte ihn auch nicht durch falsche oder erschlichene Befehle hintergehen: er trug einst einen gewissen Schluß des Senats nicht eher ein, als bis die Consuls selbst die Richtigkeit desselben beschworen hatten.

Er rächte zugleich, da er dieses Amt verwaltete, den Staat an einer verabscheuungswürdigen Art von Leuten. Es gab nemlich viele, denen der Diktator Sylla, weil sie die von ihm Verwiesenen umbrachten, aus dem öffentlichen Schatze große Summen geschenckt hatte. Jedermann haßte sie; aber niemand wollte sich an sie wagen, bis Cato dieses that. Er forderte ihnen das Geld des Staats, das sie für einen so schändlichen Dienst bekommen hatten, wieder ab; machte ihnen die verdienten Vorwürfe, und brachte es dadurch so weit, daß sie auf Befehl der Obrigkeit am Leben gestraft wurden. Dem Volcke gefiel ausserdem sein unermüdeter Fleiß ungemein. Er versäumte auch keine Versammlung des Volcks oder des Senats, weil er immer diejenigen scheuete und beobachtete, welche gar zu leicht zum Schaden des gemeinen Schatzes allerley Erlassungen bewilligten. Er zeigte endlich, daß der Staat, ohne jemanden Unrecht zu thun, reich seyn könne. Im Anfange wurde er zwar einigen seiner Amtsgenossen verhaßt; allein sie liebten ihn gar bald, weil er die Feindschaften, welche sie sich dadurch zugezogen hatten, daß sie mit den öffentlichen Geldern treu und gerecht umgiengen, allein für alle trug, und ihnen erlaubte, denen, welche sehr in sie drangen, zur Entschuldigung zu sagen, ihr Verlangen könne bloß darum nicht erfüllt werden, weil sich Cato dawider sezte. Als er am lez-

ten

ten Tage dieses Amtes von beynahe allen Bürgern nach Hause begleitet wurde, hörte er, daß sein Amtsgenosse Marcellus von vielen bekannten und angesehenen Leuten in der Rentkammer gleichsam belagert werde, um eine gewisse Summe Geldes einzuschreiben, die ihnen aus dem öffentlichen Schatze, ihrem Vorgeben nach, gebührte. Marcellus war sein vertrauter Freund, und in der Verwaltung dieses Amts stets mit ihm einig gewesen; aber allein konnte sein gutthätiges Herz den Bittenden nicht widerstehen. Daher eilte Cato zurück, und da er erfuhr, daß sich derselbe habe überwinden lassen, löschte er das von ihm Eingeschriebene in seiner Gegenwart wieder aus, und nahm ihn mit nach Hause. Marcellus blieb auch, ohne ihm darüber einigen Vorwurf zu machen, unveränderlich sein Freund. Der sanfte, zu lenckbare Geist ergab sich an den erhabenen. Auch nachdem Cato dieses Amt niedergeleget hatte, fuhr er doch fort, sich genau darum zu bekümmern, was in der Rentkammer vorgenommen wurde, und ließ sich täglich daselbst Abschriften von allem machen. Eben weil er es vor sehr wichtig hielt, die Einkünfte und Ausgaben des Staats zu kennen, hatte er sich auch die Rechnungen über die Anwendung der öffentlichen Gelder seit den Zeiten des Sylla angeschafft, und sah sie sehr fleißig durch.

Ein solcher Mann, der so viel Eifer, Redlichkeit und Einsicht besaß, stand denen sehr im Wege, welche Rom nach ihren besondern Absichten regieren wollten. Er fand sich zuerst auf dem Rathhause ein, las etwas bis die übrigen zusammen kamen, und gieng allemal zulezt weg, um bey allem, was vorfiel, gegenwärtig zu seyn. Da Pompejus merckte, wie standhaft sich Cato seinen ehrgeizigen Entwürfen widersezte, versuchte er es, ihm etwas außer dem Rathhause zu thun zu geben.

ben. Allein dieser merckte geschwind den Fallstrick, den man ihm legte, und erklärte sich, daß er niemals eine andere Beschäftigung vornehmen würde, so lange der Rath beysammen wäre. Es war in der That weder ein bloßer Zufall, noch Begierde nach Ehre oder Geld, daß Cato sich der öffentlichen Angelegenheiten so sehr annahm, sie gleichsam zu seinen eigenen machte, und sich selbst die Verordnungen und andere Urkunden aus den Provinzen zuschicken ließ; sondern er hielt es vor seine größte Pflicht, dem Vaterlande als ein treuer und danckbarer Bürger zu dienen. Als er daher einmal dem unruhigen Zunftmeister Clodius, welcher schädliche Neuerungen einzuführen suchte, so kräftig widerstanden hatte, daß derselbe, vom allgemeinen Haß gedrückt, aus der Stadt flüchten mußte, und ihm Cicero, dem dadurch ein besonderer Dienst war geleistet worden, davor danckte: so sagte Cato, er müsse nicht ihm, sondern dem gemeinen Wesen Danck abstatten: denn aus Neigung gegen dieses entstünden alle seine Handlungen. Zu einem Beweise, daß er dieses nicht bloß vorgab; sondern daß auch jedermann zu Rom davon überzeugt war, wurde sein unsträflicher Charakter daselbst gar bald zu einem Sprüchworte. Man brachte in einer Rechtssache ein einziges Zeugniß vor; allein der Beystand des Beklagten wandte dagegen ein, daß Ein Zeugniß, und wenn es gleich vom Cato herrührte, zur Ueberzeugung nicht hinlänglich sey. Von unglaublichen Dingen pflegte das Volck zu sagen: Und wenn sie Cato selbst erzählte, so wären sie doch nicht wahrscheinlich. Ueberhaupt aber nannte man diejenigen, welche ernsthaft und strenge redeten, Catonen. Wenn ein Mann zu einem solchen Range in der Hochachtung seiner Mitbürger gestiegen ist: so bedarf er keiner Ehrenstellen, um ansehnlich oder dem Staate nützlich zu werden.

Daher wollte sich auch Cato, ohngeachtet ihn seine Freunde aufmunterten, nicht darum bewerben, Zunftmeister des Volcks zu werden. Er glaubte, daß die große Gewalt, welche mit dieser Würde verknüpft war, die öffentlichen Berathschlagungen und Schlüße zu hemmen, damals eben nicht angebracht werden könne, und daher auch nicht bey unerheblichen Dingen verschwendet werden müsse. Und da gerade zu derselben Zeit alle öffentliche Geschäfte ruhten, wollte er auf seinen Landgütern unter Büchern und in der Gesellschaft von Weltweisen, sich belustigen. Kaum aber hörte er, daß Metellus Nepos um eine Stelle unter den Zunftmeistern anhalten würde, so kehrte er nach Rom zurück. Seine Freunde wunderten sich darüber; allein er sagte zu ihnen: „Wißt ihr nicht, daß man vom „Metellus schon wegen seiner eigenen Thorheit alles „befürchten müsse? Jezt aber wird er nach den Absich„ten des Pompejus, wie ein Bliz auf den Staat „loßfahren, und alles in Verwirrung sezen. Gewiß, „dieses ist die Zeit nicht, da ich auf dem Lande müßig „gehen könnte: ich muß entweder diesen Mann über„wältigen, oder für die Freyheit streitend auf eine an„ständige Weise sterben.“ Als es ruchtbar geworden war, daß Cato sich um das Tribunat bewerbe, bestärckten ihn viele rechtschaffene Männer in diesem Vorsaze, und gestanden, daß er keine Wohlthat dadurch empfange, sondern vielmehr dem gemeinen Wesen eine erweise: indem er dieses Amt schon mehrmals ausgeschlagen hätte, da er es leicht erhalten konnte; jezt aber es annehme, da er es nicht ohne die heftigsten Streitigkeiten würde verwalten können. Er wurde würcklich nebst dem Metellus und einigen andern, Zunftmeister des Volcks. Es schien ihm darauf, daß die auf das folgende Jahr erwählten Consuls sich durch Bestechungen den Weg zu dieser Würde gebahnet hätten;

er

er warf dieses dem Volcke vor, und drohte sogleich, diejenigen, welche Antheil daran hätten, zu verklagen. Nur nahm er den Silanus, seinen Schwager, welcher ebenfalls zum Consul ernannt worden war, davon aus; vermuthlich, weil er einen so nahen Anverwandten nicht mit Anstande öffentlich anklagen konnte.

Allein den andern neu bestellten Consul Murena ließen er und einige andere, weil er solches durch unerlaubte Künste geworden wäre, vor Gericht fordern. Er verfolgte wohl dabey mehr den Schein, als einen ganz gewissen Grund; denn der vornehmste Ankläger des Murena war aus Neid wider ihn aufgebracht. Dieser war durch ein Gesez berechtiget, seinem Ankläger eine Art von Hüter oder Aufseher beyzugeben, damit derselbe wider den Beklagten keine geheimen und hinterlistigen Maaßregeln nehmen möchte. Murena beobachtete dieses gleichfals bey dem Cato; allein dieser handelte in der ganzen Rechtssache so frey und offen, daß ihn Murena selbst besuchen, und von ihm erfahren konnte, wenn er die Klage anbringen würde. Da sie endlich vor Gerichte vorgenommen wurde, vertheidigte ihn Cicero, der eben Consul war, mit so vieler Geschicklichkeit, daß er loßgesprochen wurde. Wenn man seine Rede für den Murena nicht wegen der Kunst und der artigen Wendungen lesen wollte, die darinne herrschen; so müßte man sich dieses Vergnügen wenigstens darum machen, um daraus den Cato, das heißt, die ungemeine Hochachtung kennen zu lernen, welche man zu Rom durchgängig gegen ihn hatte. Cicero befürchtet, wie er selbst sagt, nichts so sehr, als daß das Urtheil des Cato über den Murena, diesem den meisten Schaden bringen möchte; er gesteht, daß derselbe alle große und erhabene Tugenden besize, daß sie ihm von Natur eigen sind; aber er wünscht zugleich,

gleich, daß diese Tugenden gelinder und weniger hart seyn möchten. Daß sie es nicht sind, sagt er, rührt nicht vom Cato her; sondern von der Stoischen Philosophie, welche er angenommen, und ganz zur Ausübung gebracht hat. Hievon nimmt Cicero Gelegenheit, über die Stoischen Grundsäze, wie zum Beyspiel: daß ein Weiser niemals durch einige Gunst bewegt werden dürfe; daß er gegen alle Verbrechen unerbittlich und ohne Mitleiden seyn müsse; daß er allein schön, reich und mächtig sey; daß alle Vergehungen und Sünden einander gleich sind, und über andere sogenannte Stoische Paradoxa zu spotten. Er reizte durch seine Vorstellungen die Richter selbst zum Lachen. Auch Cato konnte sich nicht enthalten zu lächeln, und sagte zu den Umstehenden: Haben wir nicht einen possierlichen Consul! So wußten diese beyden großen Männer, wenn sie gleich in wichtigen Angelegenheiten mit einander uneins waren, doch frey von Beleidigung zu bleiben, ihren Widerspruch durch Scherz zu mäßigen, und unter einer verschiedenen Denckungsart, aber mit gemeinschaftlicher Liebe gegen das Vaterland, demselben zu dienen. Murena beobachtete ein eben so rühmliches Verhalten gegen den Cato, obgleich dieser ihn heftig angeklagt hatte: er zog ihn in seinem Consulate mit Ehrerbietung zu Rathe, und folgte seinen Erinnerungen. Um eben dieselbe Zeit unterstüzte Cato den Cicero, der damals Consul war, bey manchen gefährlichen Unruhen; am allermeisten aber zeigte sich sein Eifer, seine Standhaftigkeit, und die ausnehmende Kenntniß, welche er von dem Besten des Staats besaß, bey der Verschwörung des Catilina.

Sie war durch die Wachsamkeit des Cicero entdeckt, und durch seinen Muth ersticket worden; Catilina sahe sich genöthigt, aus Rom zu flüchten; aber einige

nige der vornehmsten Mitschuldigen seines Verbrechens, welche zum Theil Mitglieder des Senats waren, wurden ergriffen und gefangen gesezt. Wie man mit diesen verfahren sollte, darüber war der Senat nicht einig. Ein Theil stimmte darauf, daß sie hingerichtet werden müßten. Cäsar hingegen, der eine jede solche Bewegung im Staate lieber erweitern als ganz unterdrücken wollte, damit er Gelegenheit haben möchte, wenn daraus Krieg entstünde, sich über andere empor zu schwingen, rieth in einer sehr einnehmenden Rede, man sollte sie nur zu einer beständigen Gefangenschaft verurtheilen. Er brachte würcklich den größten Theil der Rathsherren dahin, daß sie ihm, unter andern auch aus Furcht vor dem Volcke, beyfielen: und Cicero schien ihnen vergebens die nöthige Schärfe gegen so schlimme Verbrecher zu empfelen. Aber endlich kam die Reihe seine Meinung zu sagen, an den Cato: er wurde, weil er einer der jüngsten war, beynahe zulezt darum befragt. Darauf hielt er eine so nachdrückliche Rede, daß die Meinung des Cäsar wieder verlassen, und die seinige zum Grunde des Rathschlußes gelegt wurde, nach welchem die Mitverschwornen des Catilina mit der Lebensstrafe belegt werden sollten. Weil sie die einzige übrig gebliebene Rede des Cato ist, indem sie Cicero durch heimlich hingestellte Schreiber, die er gewisse Zeichen zur Geschwindigkeit im Nachschreiben lehrte, hatte auffangen lassen, und weil sie von der Staats-Beredsamkeit, von dem ganzen Charakter ihres Urhebers eine so merckwürdige Probe ablegt, auch außerdem so entscheidend gewesen ist: so wird man sie hier, wie ich hoffe, nicht ungerne lesen.

„Ich dencke, sagte Cato, über diese Angelegen„heit ganz anders, ihr Väter des Senats, wenn ich „die Sache selbst, und die Gefahr, in welcher wir uns

„befinden, überlege, als wenn ich den Meinungen
„nachsinne, die einige vor mir eröffnet haben. Diese
„scheinen mir von der Bestrafung derer geredet zu ha-
„ben, welche ihr Vaterland, ihre Eltern und Fami-
„lien haben bekriegen wollen; allein die Sache selbst
„erinnert uns, daß wir uns vor diesen Leuten mehr hü-
„ten, als daß wir berathschlagen sollten, was wir ihnen
„vor ein Urtheil sprechen müssen. Denn andere Ver-
„brechen kann man alsdann bestrafen, wenn sie began-
„gen worden sind; wenn man aber bey diesem nicht
„Sorge trägt, daß es nicht begangen werde, so ruft
„man, nachdem es vollbracht worden, die Obrigkeit
„vergebens um Hülfe an. Ist einmal die Stadt ein-
„genommen, so bleibt den Ueberwundenen weiter keine
„Rettung übrig. Nun aber fordere ich euch auf, um
„der unsterblichen Götter willen, euch, die ihr allemal
„eure Häuser, Landgüter, und Gemählde höher als den
„Staat geschätzt habt; wenn ihr dieses alles, das ihr so
„sehr liebt, es mag einen Werth haben, welchen es
„will, beybehalten, wenn ihr ruhig eurer Wollüste ge-
„nießen wollt: so erwacht doch einmal, und sorgt im
„Ernste für das gemeine Wesen. Es ist ja hier nicht
„die Rede von den Zöllen, oder von Beleidigungen, die
„unsern Bundsgenossen zugefügt werden; unsere eigene
„Freyheit und unser Leben stehen in Gefahr. Ich habe
„oft in dieser Versammlung weitläuftig geredet, ihr
„Väter! oft habe ich über die Ueppigkeit und den Geiz
„unserer Bürger geklagt, und deswegen habe ich so
„viele Feinde. Da ich aber mir selbst niemals ein Ver-
„sehen verziehen habe, so konnte ich auch nicht leicht
„die Ausschweifungen anderer übersehen. Unterdessen
„ob ihr gleich diese meine Reden gering geachtet habt;
„so befand sich doch damals der Staat in einer sichern
„Verfassung, und unser Ueberfluß verstattete diese
„Sorglosigkeit. Jezt aber kommt es nicht darauf an,
„ob

„ob wir ehrbar oder lasterhaft leben, auch nicht darauf,
„wie groß und wie herrlich das Römische Reich sey;
„sondern es ist die Frage, ob dieses, es mag so viel
„werth seyn als es will, unser seyn soll, oder ob wir es
„mit den Feinden theilen sollen? Kann denn hier je-
„mand von Sanftmuth und Mitleiden zu reden anfan-
„gen? Schon lange haben wir in der That die wahren
„Benennungen der Dinge verloren. Denn dadurch,
„daß man die Verschwendung fremder Güter Freyge-
„bigkeit, und den kühnen Sinn zu bösen Unterneh-
„mungen Tapferkeit nennet, ist der Staat ins Verder-
„ben gerathen. Dergleichen Leute mögen nun immer-
„hin, weil es einmal die Sitten mit sich bringen, von
„den Gütern unserer Bundsgenossen freygebig seyn; sie
„mögen sich gegen diejenigen mitleidig bezeigen, welche
„den öffentlichen Schatz bestehlen: nur unser Blut
„mögen sie nicht verschencken; nur mögen sie nicht, um
„einiger Bösewichter zu schonen, zugleich alle Recht-
„schaffene ins Unglück stürzen. Cäsar hat kurz vor-
„her in dieser Versammlung sehr wohl und artig von
„Leben und Todt gesprochen; es scheinet, daß er alles
„vor falsch halte, was von einem Zustande nach dem
„Tode gesagt wird; daß nemlich die Bösen, von den
„Tugendhaften weit entfernt, in gräßlichen, abscheu-
„lichen, und fürchterlichen Gegenden wohnen. Da-
„her hat er die Meinung vorgetragen, man solle die
„Güter dieser Verbrecher einziehen, und sie selbst in
„den Italiänischen Städten, welche ihr besonderes
„Bürgerrecht haben, gefangen aufbehalten lassen: und
„das in der Absicht, damit sie nicht, wenn sie zu Rom
„bleiben, entweder von andern Mitgenossen der Ver-
„schwörung, oder von einem gedungenen Hauffen des
„Pöbels, der Gefangenschaft entrissen werden. Ge-
„rade als wenn es nur zu Rom, nicht aber in ganz
„Italien Bösewichter gäbe; oder als wenn die Ver-

„gegenheit nicht an solchen Orten mehr vermöchte, wo
„man sich weniger verschelogen kann. Wenn er also
„von ihnen eine Gefahr befürchtet, so ist dieser Vor-
„schlag ganz unnüz; fürchtet er aber bey dieser allge-
„meinen großen Furcht allein nichts, so ist desto mehr
„daran gelegen, daß ich für mich selbst und für euch
„Furcht trage. Gewiß, wenn ihr über den Lentulus
„und die übrigen Mitverschwornen ein Urtheil fällen
„werdet: so glaubt nur immer, daß ihr zugleich in An-
„sehung des Kriegsheeres des Catilina, und aller die
„an dieser Verschwörung Antheil haben, einen Schluß
„gefaßt habt. Je strengere Aufmercksamkeit ihr hie-
„bey bezeigen werdet, desto mehr wird ihnen der Muth
„fallen; mercken sie aber, daß ihr euch nur etwas in
„Gelindigkeit auflöset, so werden sie gar bald alle tro-
„zig hier erscheinen. Dencket ja nicht, als wenn un-
„sere Vorfahren den Staat, bloß durch Waffen, von
„einem kleinen Anfange zu einer solchen Größe gebracht
„hätten. Wäre dieses wahr, so befände sich jezt unser
„Staat in der vortrefflichsten Verfassung: denn wir
„haben weit mehr Bundsgenossen und Bürger, mehr
„Waffen und Pferde, als sie. Nein, sie sind durch
„andere Dinge groß geworden, welche uns fehlen. In-
„nerhalb ihrer Mauern waren sie geschäftig und fleißig;
„ausserhalb derselben regierten sie gerecht; sie brachten
„zu ihren Berathschlagungen ein freyes Gemüth, das
„weder von Ausschweifungen noch von unordentlichen
„Begierden regiert wurde. An statt dieser Eigenschaf-
„ten haben wir Ueppigkeit und Geiz; das gemeine
„Wesen ist dürftig, die Privatpersonen hingegen haben
„an allem Ueberfluß; wir loben den Reichthum, und
„ergeben uns gleichwohl der Faulheit; der Unterscheid
„zwischen Rechtschaffenen und Lasterhaften ist bey uns
„aufgehoben, und der Ehrgeiz allein besizt alle Beloh-
„nungen der Tugend. Es ist auch gar kein Wunder,

„daß,

„daß, wenn ein jeder von euch nur bloß für sich sorgt,
„wenn ihr euch zu Hause den Ergözlichkeiten überlasset,
„und hier entweder aus eigennüzigen oder aus parthey-
„schen Absichten handelt, daß alsdann auf den gleich-
„sam leer stehenden Staat ein Anfall gewagt wird.
„Doch davon will ich jezt nicht reden. Einige der vor-
„nehmsten Bürger haben sich mit einander verschworen,
„ihre Vaterstadt anzuzünden. Sie wiegeln die Gal-
„lier, das feindseeligste Volck gegen die Römer, zum
„Kriege auf; der Anführer unserer Feinde ist mit dem
„Heere bereits vor unsern Thoren. Und ihr könnt noch
„jezt zaudern, und unschlüßig seyn, was ihr mit den
„Feinden, die innerhalb der Mauern ergriffen worden
„sind, anfangen sollt? Ich rathe euch, erbarmet euch
„ihrer! Es sind junge Leute, welche aus Ehrgeiz ge-
„fehlet haben. Laßt sie sogar mit ihren Waffen loß!
„Wahrhaftig, diese Gelindigkeit und dieses Mitleiden
„wird, wenn sie erst die Waffen ergriffen haben, zu eu-
„rem Leiden und Elende ausschlagen. Es ist also zwar
„die Sache wohl arg; aber ihr fürchtet euch vor der-
„selben nicht! Ja wohl steht ihr in großer Furcht dar-
„über; aber aus Trägheit und Weichlichkeit des Ge-
„müthes wartet ihr einer auf den andern und zaudert:
„vermuthlich aus Vertrauen auf die unsterblichen Göt-
„ter, welche diesen Staat oft aus den größten Gefah-
„ren gerettet haben. Allein man erlangt die Hülfe der
„Götter nicht durch Wünsche und weibisches Flehen:
„nur alsdann, wenn man wachsam und geschäfftig ist,
„wenn man guten Rath ertheilet, geht alles glücklich
„von Statten. Ergiebt man sich aber der Sorglosig-
„keit und Faulheit, so ruft man die Götter vergebens
„um ihren Beystand an: sie bezeigen sich alsdenn zor-
„nig und feindseelig. Zu den Zeiten unserer Vorfah-
„ren befohl Aulus Manlius Torquatus, in dem
„Kriege wider die Gallier, daß sein Sohn, weil er

 „ohne

„ohne Erlaubniß des Feldherrn mit den Feinden gefoch-
„ten hatte, hingerichtet werden sollte: und dieser treff-
„liche Jüngling wurde würcklich für seine unzeitige Ta-
„pferkeit am Leben gestraft. Ihr aber könnt noch zwei-
„felhaft seyn, was ihr über die grausamsten Feinde des
„Vaterlandes vor ein Urtheil fällen sollt! Es mag wohl
„ihr übriges Leben dieser Schandthat nicht gemäß seyn.
„Ja, schonet immer der vornehmen Würde des Len-
„tulus, wenn er selbst seiner Keuschheit und Ehre,
„wenn er jemals der Götter oder irgend eines Menschen
„geschont hat! Laßt der Jugend des Cethegus Gnade
„wiederfahren, wenn er nicht schon zum zweytenmale
„sein Vaterland bekriegt hat! Denn was soll ich erst
„vom Gabinius, Statilius und Ceparius reden?
„Wenn sie jemals einige Ueberlegung gehabt hätten:
„so würden sie dergleichen Anschläge gegen den Staat
„nicht gefaßt haben. Endlich, ihr Väter, wäre das
„Verbrechen würcklich noch zu begehen, so wollte ich
„es leicht geschehen lassen, daß ihr erst durch die Erfah-
„rung auf andere Meinung gebracht würdet, weil ihr
„nach Worten nichts fragt. Aber wir sind ja schon
„von allen Seiten umringt. Catilina dringt mit sei-
„nem Heere bereits auf uns loß; andere Feinde giebt
„es innerhalb der Mauern, und mitten in der Stadt.
„Man kann keine Zurüstung, keine Berathschlagung
„mehr heimlich anstellen: desto mehr muß geeilet wer-
„den. Ich stimme also darauf, weil der Staat durch
„die schändlichen Anschläge lasterhafter Bürger in die
„äußerste Gefahr gesezt worden ist, und diese Perso-
„nen durch die Anzeige des T. Volturcius, ingleichen
„der Gesandten der Allobroger überwiesen, und zum
„Geständniße genöthigt worden sind, Mordthaten,
„Feueranlegen, auch andere abscheuliche und grausa-
„me Schandthaten wider ihre Mitbürger und ihr Va-
„terland beschlossen zu haben, daß sie, als überwiesene
„Ver-

„Verbrecher, nach alter Gewohnheit, am Leben ge„straft werden müssen.“

Diese Rede that zwar ihre Würckung; sie schien aber auch eine schädliche hervorzubringen. Denn weil die Lebensart und die Gesinnungen des Cäsar in derselben nachtheilig und mercklich genug waren abgeschildert worden, wandte er sich vom Senat auf die Seite des gemeinen Volcks, und suchte sich einen Anhang von den allerschlechtesten Leuten zu machen. Um dieses zu verhüten, theilte der Senat, nach dem Vorschlage Cato, unter den dürftigen und unruhigen Pöbel eine Menge Getreyde aus. Zu gleicher Zeit aber hatte dieser eine weit größere Gefahr von dem Staate abzuwenden, mit welcher denselben sein Amtsgenoße Metellus bedrohte. Unter dem Vorwande, daß man sich wider den Catilina in Gegenwehr sezen müsse, schlug derselbe vor, daß man den Pompejus mit dem Heere, welches er damals in Asien anführte, eiligst nach Rom sollte kommen lassen; im Grunde aber wollte er dadurch denselben zum Herrn des Staats machen. Als dieses in der Rathsversammlung untersucht wurde, sprach Cato gar nicht mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit gegen den Metellus; er gab ihm vielmehr nur sanfte Ermahnungen, und ließ sich endlich bis zum Bitten herab, wobey er demselben vorstellte, daß seine Familie doch stets der bessern Parthey im Staate gefolgt sey. Metellus wurde durch diese Gelindigkeit nur übermüthiger, verachtete seinen Gegner, als wenn er sich vor ihm fürchtete, und fieng an zu drohen, daß er auch wider den Willen des Senats sein Vorhaben ausführen wollte. Darauf aber veränderte Cato Gesicht, Stimme und Ausdrücke, und versicherte, daß, so lange er lebte, Pompejus nicht gewaffnet in Rom einziehen sollte. Der Vorschlag des Metellus wurde unterdessen doch

vor das Volck gebracht, ob dieses vielleicht denselben zu einer Verordnung machen dürfte. Er hatte einen bewaffneten Hauffen, viele fremde Fechter und Knechte auf seiner Seite, und ein großer Theil des Volcks wünschte dem Pompejus eine solche Macht; auch Cäsar unterstüzte diesen Vorschlag durch sein großes Ansehen. Mit dem Cato hingegen hielten es zwar die vornehmsten und rechtschaffensten Männer der Stadt; allein er konnte von ihnen mehr erwarten, daß sie mit ihm gemeinschaftlich Gewaltthätigkeiten leiden, als daß sie ihm in der Vertheidigung des gemeinen Wesens Beystand leisten würden. Bey diesen Aussichten befürchteten seine Freunde alles für ihn; einige blieben des Nachts bey ihm, und seine Familie stand den äusserſten Kummer aus; er allein aber war voll Zuversicht und Muth. Da er des andern Tages, an welchem die Sache ihren Ausschlag gewinnen sollte, auf den Marckt kam, warneten ihn viele vor der bevorstehenden Gefahr. Er sah würcklich eine Menge Bewaffneter in der Nähe, und seinen Feind, den Metellus, mit dem Cäsar an einem erhabenen Orte sitzen. Bey diesem Anblicke sagte er zu seinen Freunden: „Ist das „nicht ein furchtsamer Mann, der wider einen einzigen „unbewaffneten Menschen so viele Streiter versammlet „hat!“ Er gieng darauf gerade auf denselben mit ein paar Freunden loß, und sezte sich zwischen ihn und den Cäsar, um ihre Gespräche zu unterbrechen. Alle redliche Männer, die zugegen waren, bewunderten die Standhaftigkeit und die gesezten Züge des Cato: sie näherten sich ihm, und ermunterten ihn, ferner die Freyheit unerschrocken zu verfechten. Metellus wollte nun sein vorgeschlagenes Gesez vorlesen; allein Cato riß es ihm aus der Hand. Er wollte es aus dem Gedächtnisse hersagen; doch Thermus, ein Freund des Cato, der gleichfals Zunftmeister war, stopfte ihm den

den Mund mit der Hand zu. Darauf rief Metellus seine bewaffneten Anhänger herbey, welche die Gegenparthey sogleich zerstreueten. Nur Cato wollte nicht weichen; in der Lebensgefahr, in der er sich damals befand, verließ ihn Murena, eben derjenige, den er angeklagt hatte, nicht: er bedeckte ihn mit seinem Kleide, rief dem Volcke zu, mit Steinwerfen inne zu halten, und zog ihn endlich in einen nahgelegenen Tempel. Da Metellus seine Gegner in die Flucht getrieben sah, schickte er die Bewaffneten weg, und suchte sein vorgeschlagenes Gesez bloß durch Ueberredung zu Stande zu bringen; allein jene sammleten sich bald wieder, kamen mit einem zuversichtlichen Geschrey zurück, und nun wurde die Parthey des Metellus von einer so plözlichen Furcht ergriffen, daß sie sich ganz verlor. In diesen Umständen trat Cato unter dem Volcke auf, lobte und bestärckte es in dem Vorsaze, sich dem Metellus zu widersetzen; auch der Senat erholte sich von seinem Schrecken, und befohl, daß jedermann dem Cato zu Hülfe kommen sollte, um das oftgedachte Gesez zu hintertreiben. Man war auch in der That ihm diesen Sieg schuldig, den er dem Staate gleichsam über den Pompejus selbst verschaffte; gleichwohl verhinderte er es, daß der Senat den Metellus nicht um sein Zunftmeister-Amt brachte. So viele Mäßigung bey einem so gerechten Unwillen, zog ihm desto größere Lobsprüche zu: und man billigte auch dieses sehr, daß er bey diesem Handel den Pompejus selbst, der immer Hochachtung verdiente, nicht angegriffen hatte.

Sobald es aber darauf ankam, die Gerechtigkeit zu handhaben, vergaß er wiederum, wie groß Pompejus sey. Lucullus war durch diesen von der Befehlshaber-Stelle in Asien verdrängt worden, und

verlor beynahe durch Anstiften der Freunde desselben, die verdiente Ehre des öffentlichen Triumphs. Cato erhielt ihm dieselbe durch die eifrigsten Bemühungen. Unterdessen erwarb sich Pompejus durch seine kriegerische Thaten einen sehr glänzenden Ruhm, und verlangte im Vertrauen auf denselben, von dem Senate, daß er die Wahlversammlung der neuen Consuls aufschieben möchte, damit er persönlich den Piso dazu empfelen könnte. Die meisten waren geneigt, in dieses Begehren zu willigen; aber Cato brachte es dahin, daß dasselbe abgeschlagen wurde, damit Pompejus nicht immer kühner werden möchte. Dieser erkannte endlich, daß er sich vor allen Dingen den Cato zum Freunde machen müsse, wenn er seine Absichten erreichen wollte. Das Mittel, welches er wählte, diese Freundschaft oder doch Verbindung bey den öffentlichen Angelegenheiten, zu erlangen, ist von Personen seines Ranges häuffig und mit gutem Erfolge gebraucht worden; nur beym Cato kam man auf dem gemeinen Wege nicht weit. Pompejus ließ zwo von den Anverwandtinnen desselben, die eine für sich, die andere für seinen Sohn zur Ehe begehren. Die Familie des Cato zweifelte gar nicht, daß ihr durch diesen Antrag eine ausnehmende Ehre erwiesen würde, die sie mit Freuden annehmen müßte. Er selbst aber ließ, ohne sich im geringsten zu bedencken, dem Pompejus zur Antwort sagen, Cato lasse sich nicht durch Frauenzimmer verstricken; „ich wünsche mir, sezte er hinzu, seine Ge„wogenheit, und werde ihm, wenn er recht handelt, „eine Freundschaft bezeigen, die stärcker ist als alle Ver„wandtschaft; allein ich werde seiner Ehre keine Geisel „wider das Vaterland geben.“ Diese Antwort klang in den Ohren aller Anverwandten und Freunde des Cato zu hart. Als aber Pompejus bald darauf das Volck zum Besten eines seiner Freunde bestach, belehrte

sie

sie Cato, daß er in dergleichen unanständige Handlungen mit würde verwickelt worden seyn, wenn er sich in diese Blutsfreundschaft eingelassen hätte.

Sehr ungern widerspricht man einem so weisen Schriftsteller, als Plutarch ist; aber, wenn man auch eben nicht richtiger zu urtheilen glaubt, als er, so ist es doch erlaubt, dem Leser wenigstens seine Zweifel vorzulegen. „Wenn man, sagt Plutarch, nach „dem Ausgange ein Urtheil fällen soll: so hat Cato „überhaupt hierinne gefehlet, daß er diese Verwandtschaft nicht angenommen, sondern vielmehr zugegeben hat, daß sich Pompejus auf die Seite des Cäsar gewandt, und sich mit ihm durch eine Heyrath „verbunden hat: Denn nachdem diese beyde ihre Macht „vereiniget hatten, haben sie beynahe das Römische „Reich, wenigstens als einen Freystaat betrachtet, umgestürzt. Dieses wäre aber vielleicht nicht geschehen, „wenn sich Cato nicht an die geringen Versehen des „Pompejus gestoßen, und in Rücksicht auf wichtigere Folgen verhindert hätte, daß derselbe seine Gewalt „nicht mit einem andern verbände." Es könnte genug scheinen, hiegegen einzuwenden, daß man keine Handlung bloß nach ihrem Ausgange beurtheilen dürfe, und daß sich Cato nach seinen strengen Grundsäzen nicht anders habe verhalten können; man kann aber auch aus der Kenntniß, welche er von der Gemüthsart des Pompejus besaß, und aus der ganzen folgenden Geschichte desselben, darauf antworten. Er wußte, daß Pompejus, der ehrgeizigste Mann seiner Zeit, sich durch Vorstellungen eines Anverwandten allein, von seinen großen Entwürfen nicht werde zurück halten lassen. Sie beyde insonderheit dachten viel zu verschieden über die erlaubte Art, sich im Staate hervorzuthun, als daß sie, unter allen andern Verbindungen, hierinne mit

mit einander hätten einig werden können. Und obgleich Cato nachmals der Parthey des Pompejus in dem Kriege wider den Cäsar anhieng; so haben doch auch alsdann seine Rathschläge weit wenigern Eingang gefunden, als er verlangen konnte.

Er sezte sich dem Pompejus bald von neuem entgegen, da dieser den Lucullus unterdrücken wollte. Jener suchte sich darauf durch den öffentlichen Vorschlag, daß gewisse Ländereyen unter die Soldaten ausgetheilt werden sollten, bey diesen beliebt zu machen. Auch hierinne widerstand ihm Cato. Daher vereinigte sich endlich Pompejus mit dem Clodius, einem der verwegensten Zunftmeister, und noch genauer mit dem Cäsar, welcher sich ebenfals vom Cato vor beleidigt hielt, weil dieser ein gewisses Verlangen desselben hintertrieben hatte. Nachdem Cäsar zum Consul war ernannt worden, empfolen diese drey aufs neue dem Volcke, einige Verordnungen wegen der Austheilung von Ländereyen unter dürftige Bürger zu machen. Der andere Consul Bibulus widersezte sich ihnen, und mit ihm unter andern auch Cato. Dieser sah die Freundschaft des Pompejus und Cäsar als eine Art von Verschwörung wider die Freyheit des Staats an, wie sie es auch würcklich war; er fürchte sich, sagte er, nicht sowohl vor der Austheilung der Aecker, welche sie vorschlugen, als vielmehr vor der Belohnung, die sie für diese Freygebigkeit von dem Volcke begehren würden. Allein ihre Parthey gebrauchte die offenbarste Gewalt, um den Bibulus nebst seinen Freunden von dem Marcktplatze zu vertreiben. Viele von diesen wurden verwundet, und alle flüchteten aufs schnellste fort: der einzige Cato gieng zulezt mit langsamen Schritten weg, indem er sich öfters mit Verwünschung dieser Unordnungen umsah. Darauf wurden nicht allein die vorgeschlagenen

nen

nen Acker-Geseze von dem Volcke gebilligt, sondern auch beschlossen, daß sie der ganze Senat beschwören sollte. Man mußte wegen der zugleich angedrohten Strafe gehorchen; aber Cato ließ sich weder durch seine Familie, noch durch seine Freunde bewegen, solches zu thun. Zulezt brachte ihn noch Cicero mit ungemeiner Mühe dazu, nachdem er ihm vorgestellt hatte, daß er nicht einmal völlig Recht darinne habe, sich den öffentlichen Schlüssen ganz allein entgegen zu sezen; daß sein Widerstand nunmehr doch fruchtlos seyn werde, und daß er vielmehr dadurch den Staat und seine Freunde, welche beyde seiner Dienste so bedürftig wären, derselben berauben dürfte. Unter diesen Freunden aber war Cicero der erste, welcher vom Clodius bedroht wurde.

Wie ungern Cato dabey nachgegeben habe, sah man bey der ersten ähnlichen Gelegenheit. Cäsar, der sich die Gunst des Volcks durch seine vorhergehenden Geseze erworben hatte, schlug abermals vor, daß beynahe der ganze Campanische Acker unter arme Bürger vertheilt werden sollte. Fast niemand wagte es ihm zu widersprechen, als Cato. Darauf ließ ihn Cäsar von der Redner-Bühne herunter ziehen, und ins Gefängniß führen. Noch unterwegens sprach Cato laut wider das neue Gesez: und ermahnte zugleich seine Mitbürger, dergleichen Gewaltthätigkeiten nicht zu verstatten. Der ganze Senat und viele rechtschaffene Leute aus dem Volcke, folgten ihm traurig nach. Allein obgleich Cäsar ihren Verdruß merckte, so war er doch zu stolz, ihn freywillig loßzulassen: er wartete immer, daß Cato appelliren oder bitten sollte, und ließ ihn daher weiter fortführen, bis er, von Schaam über diese unedle Handlung überwunden, einen Zunftmeister anstiftete, welcher Kraft der Gewalt seines Amtes befohl,

dem

dem Cato die Freyheit wieder zu geben. Der große Hauffen war unterdessen dem Cäsar völlig zugethan: daher fiel es ihm leicht, die Statthalterschaft von Illyricum und Gallien, das heißt vom obern Italien, und einem Stücke des heutigen Franckreich, nebst dem Befehle über vier Legionen, auf fünf Jahre zu erlangen. Vergebens sagte Cato den Römern voraus, daß sie sich durch diese Anstalten in dem wichtigsten Theile des Reichs einen Oberherrn sezten. Sie hatten deren eigentlich schon damals drey, indem Crassus, der reichste unter allen Römern, einerley Maaßregeln mit dem Cäsar und Pompejus folgte. Die mächtige Parthey dieser Verbundenen ließ den Clodius wider die Geseze zum Zunftmeister ernennen, und ein paar Consuls wählen, die ihnen völlig zu Gebote standen. Dieses alles ohngeachtet, fürchteten sie sich doch vor dem einzigen Cato. Sie dachten immer daran, wie schwer es ihnen gefallen sey, denselben zu überwältigen, wie wenig ihnen dabey fast die äußerste Gewalt gedienet habe. Clodius insonderheit hatte gar keine Hoffnung, so lange derselbe noch zugegen war, den Cicero mit Nachdruck verfolgen zu können.

Er ersann daher folgenden Kunstgriff, den Cato auf die Seite zu schaffen. Er hatte das Römische Volck zu bereden gewußt, daß es den Ptolemäus, König von Cypern, unter dem nichtigen Vorwande, weil er sehr übel regierte, seines Reichs verlustig erklärte, und sich dasselbe zueignete: eine der größesten Ungerechtigkeiten, welche jemals von den Römern begangen worden ist. Man mußte nun einen angesehenen Mann nach Cypern schicken, um diese Insel im Nahmen des Staats in Besiz zu nehmen. Clodius trug diese Gesandschaft dem Cato an; er sezte hinzu, er halte ihn vor den rechtschaffensten unter allen Römern, und daher

her wollte er ihm diese Ehre, nach welcher viele streb-
ten, zuwenden. Der Fallstrick war zu sichtbar gelegt,
als daß Cato demselben nicht hätte ausweichen können.
Er nannte daher sogleich diesen Auftrag eine Art von
Nachstellung und Beschimpfung, die man ihm zufügen
wollte. Wenn er Dir nicht gefällt, sagte Clodius
trozig, so wird man Dich zwingen, dahin zu gehen:
und er würckte darauf einen Schluß des Volcks aus,
durch welchen dieses Geschäfte dem Cato auferlegt
wurde. Zu meiner großen Verwunderung sagen die
Geschichtschreiber nichts davon, was Cato über diese
ganze Angelegenheit gedacht, ob er sich den ungerechten
und eigennüzigen Maaßregeln, welche ganz Rom hier-
inne ergriff, nicht widersezt, oder ob er geglaubt habe,
daß dieselben einigermaaßen gerechtfertigt werden könn-
ten. Vielleicht erschöpfte er seine Beredsamkeit verge-
bens, um dieselben zu hintertreiben, da sie von der
herrschenden Parthey empfolen wurden: und nachdem
es ihm einmal durch einen öffentlichen Schluß war auf-
getragen worden, dieselben auszuführen, scheinet es
ihm noch weniger möglich gewesen zu seyn, davon be-
freyet zu bleiben. Ich werde mich wenigstens wohl
hüten, ihn mit neuern Schriftstellern zu tadeln, daß er
sich zu einem Werckzeuge der Gewaltthätigkeit habe
brauchen lassen, weil ich nicht weiß, wie viel er dage-
gen mag gekämpft haben. Beklagen muß ich ihn de-
sto mehr: wenn ich ihn in dieser Verrichtung betrachte,
so glaube ich den strengsten und tugendhaftesten Richter
einer Stadt vor mir zu sehen, den einige Rotten des
Pöbels nöthigen, ihren Anführer abzugeben, indem sie
ein Haus erbrechen und plündern.

**Clodius begnügte sich nicht daran, den Cato auf
eine schimpfliche Art von Rom wegzubringen: er mach-
te ihm auch seine Geschäfte auf alle Weise beschwerlich.**

Er

Er verhinderte, daß ihm weder ein Schiff, noch Soldaten, noch einige Bedienten auf öffentliche Kosten mitgegeben wurden; zween Schreiber ausgenommen, davon der eine ein bekannter Bösewicht, der andere ein Vertrauter des Clodius war. Und damit Cato desto länger abwesend seyn möchte, sollte er auch noch eine innerliche Uneinigkeit zu Byzantium beylegen. Bey seiner Abreise bat Cato den Cicero, welcher schon vom Clodius angegriffen wurde, sich seinen Feinden nicht zu heftig zu widersezen, damit es nicht zu einem bürgerlichen Kriege käme; sondern durch Nachgeben, welches die damaligen Umstände nothwendig machten, sein Vaterland noch einmal zu erhalten. Nach Cypern schickte er den Canidius voraus, welcher dem zu Rom abgesezten Könige vorstellen sollte, es sey für ihn am rathsamsten, den Römern von selbst zu weichen; zumal da sie ihm das Priesterthum der Venus zu Paphos, als eine angesehene und einträgliche Stelle, geben wollten; einen sonderbaren Tausch mit einem Königreiche. Cato selbst blieb auf der Insel Rhodus, um auf die Antwort des Königs zu warten, und Anstalten zu seiner fernern Reise zu treffen.

Eben da er sich zu Rhodus befand, landete auch daselbst der König von Aegypten, Ptolemäus. Dieser Fürst reisete nach Rom, wo er den Pompejus und Cäsar bitten wollte, ihn mit einem Heere in sein Reich zurück zu bringen, aus welchem er wegen einer Streitigkeit mit seinen Unterthanen gewichen war. Da er hörte, daß Cato in der Nähe zugegen wäre, ließ er ihm seine Ankunft melden, und hoffte, daß er ihn besuchen würde. Cato war eben über einer natürlichen Handlung begriffen, die man nicht zu nennen pflegt; die aber daraus sehr begreiflich wird, daß sie ihn hinderte aufzustehen. Er ließ also dem Ptolemäus sa-

gen,

gen, er möchte, wenn es ihm gefiele, zu ihm kommen. Der König kam, und erstaunte anfänglich sehr über den anscheinenden Stolz des Cato bey so wenigem äusserlichem Gepränge: denn dieser blieb unverrückt auf der besondern Art von Stuhle sizen, die er eingenommen hatte, und ließ den König nur neben sich Plaz nehmen. Allein da er den Cato mit ihm von seinen Angelegenheiten überaus weise und freymüthig sprechen hörte; wie ihm dieser Vorwürfe darüber machte, daß er mit Verlassung seines bisherigen glücklichen Zustandes, sich zu Rom den unanständigsten und beschwerlichsten Bemühungen, und der Nothwendigkeit, ungeheure Summen zur Befriedigung des Geizes der Grossen zu verschwenden, aussezen wollte, welche kaum, sagte Cato, durch den Werth von ganz Aegypten gesättigt werden könnten; wie er ihm ferner rieth, nach Aegypten zurück zu seegeln, und sich mit seinen Unterthanen auszusöhnen, wobey er sich anbot, ihn selbst zu begleiten, und ihm zu einem Vergleiche behülflich zu seyn: da kam Ptolemäus gleichsam aus einer Art von Wahnwiz wieder zu sich selbst, erkannte die Wahrheit und Klugheit dieser Erinnerungen, und entschloß sich, denselben zu folgen. Allein seine Staatsbedienten brachten ihn bald wieder auf seinen ersten Entschluß zurück, weil ihnen vermuthlich mehr daran gelegen war, ihr Ansehen bey ihm nicht zu verlieren, als ihm das Beste zu rathen. Kaum aber war der König zu Rom angelangt, und hatte die erste obrigkeitliche Person besucht: so beklagte er seine Thorheit, daß er nicht sowohl den Rath eines verständigen Mannes, als vielmehr in demselben beynahe einen Götter-Ausspruch verachtet hätte.

Der König von Cypern nahm den Antrag des Cato noch weniger an. Er besaß aber weder Muth noch

Stärcke genug, sich gegen die Römer zu vertheidigen, und starb wenigstens noch als König, indem er sich selbst vergiftete, nachdem er versucht hatte, sich auf einem Schiffe mit allen seinen Schätzen im Meere zu versencken, und dennoch zur Ausführung dieses Entschlußes nicht herzhaft genug gewesen war. Auf diese Nachricht seegelte Cato, nachdem er noch vorher die Byzantiner unter einander vereinigt hatte, nach Cypern, wohin er außer dem Canidius, zu mehrerer Sicherheit des hinterlassenen königlichen Schatzes, den Brutus, seiner Schwester Sohn, voraus schickte. Er fand denselben an Edelgesteinen, Hausgeräthe und vielen andern Kostbarkeiten, sehr ansehnlich, und ließ ihn gänzlich verkauffen. Dabey wandte er eine so mühsame Sorgfalt an, und suchte so eifrig hohe Preise herauszubringen, als wenn er sein eigenes Vermögen, nicht die Einkünfte des Staats, dadurch vermehrte. Weil er bey diesem Verkaufe fast niemanden als sich selbst trauete, beleidigte er wider seinen Willen manche von seinen Freunden, und unter andern den Munatius, welcher der allervertrauteste war. Dieser glaubte vom Cato verachtet zu werden, weil ihn derselbe nicht vor sich ließ, als er eben mit dem Canidius geheime Geschäffte ausmachte. Munatius beschwerte sich darüber glimpflich; allein Cato rechtfertigte sein Betragen mit Hitze; daher reiste jener im Unwillen fort, und verharrte lange in demselben. Die zweyte Gemahlinn des Cato, Marcia, legte nachmals den Grund zu ihrer Versöhnung, und es gereicht dem Cato zum Ruhm, daß er dabey die ersten Schritte gethan hat. Er brachte gegen sieben tausend Talente Silbers, das ist über acht Millionen Reichsthaler, von dem verkauften Schatze zu Schiffe. An jede Kiste, in welche er das Geld vertheilte, ließ er einen langen Strick, und an das Ende von diesem ein großes Stück Pantoffelholz befestigen,

damit

damit man, wenn eines von den Schiffen untergienge, den Ort, wohin es versuncken wäre, durch das obenschwimmende Holz erkennen möchte. Das Geld kam beynahe alles glücklich nach Rom; hingegen verlor er die Rechnungen über dasselbe, von welchen er zwo Abschriften hatte machen lassen: die eine derselben gieng in einem Schiffbruch seines Freygelassenen; die andere in einem Brande, welcher ihn selbst betraf, zu Grunde. Es verdroß ihn dieses nicht deswegen, als wenn er hätte befürchten müssen, daß seine Feinde nunmehr seine Treue verdächtig machen könnten: denn er hatte die Rechnungen nicht zu seiner Rechtfertigung aufgesezt, zu welcher die Aufseher der königlichen Schätze, welche er mit sich führte, schon hinlänglich waren; sondern um andern ein Beyspiel der fleißigsten Genauigkeit bey Verrichtungen dieser Art zu geben.

Sobald man zu Rom die Nachricht erhielt, daß Cato in die Mündung der Tiber eingelauffen sey, giengen ihm alle obrigkeitliche Personen und Priester, der ganze Senat und eine Menge Volcks entgegen; beyde Ufer des Flußes waren besezt, und er schien im Triumphe einzuziehen. Desto seltsamer kam es manchem vor, daß er nicht an demjenigen Orte ausstieg oder inne hielt, wo sich die Consuls und andere Großen befanden; sondern bey ihnen vorbey fuhr, und erst in dem eigentlichen Hafen ans Land trat. Wenn er dieses Bezeigen, das man gar wohl geringschäzig nennen konnte, darum angenommen hat, weil Rom nicht sowohl ihm, als der großen Geldsumme, welche er mitbrachte, entgegen zu gehen schien: so war dasselbe seinem Charakter gemäß, und gefällt mir besser, als die ganze Mühe, welche er in Cypern ausgestanden hatte. In der That bewunderte das Volck, das seine Verdienste sonst wenig erkannte, die Menge Geldes, welche

er mitbrachte; der Senat lobte ihn deswegen in öffentlicher Versammlung, und ertheilte ihm das Stadtrichter-Amt außerordentlich, nebst noch andern Ehrenbezeigungen. Allein Cato nahm diese Belohnungen nicht an; vielleicht weil er glaubte, eben nichts Vortreffliches ausgerichtet zu haben.

Damals war Philippus, der Vater seiner Gemahlinn Marcia, Consul; sein Amtsgenosse bezeigte dem Cato nicht weniger Ehrerbietung: und dadurch geschahe es, daß dieser eigentlich ihr Consulat leitete. Um eben dieselbe Zeit war auch Cicero von seiner Verweisung zurückgekommen, welche ihm Clodius, in der Abwesenheit des Cato, hatte zuerkennen lassen. In der Absicht, sich an demselben zu rächen, wollte er alle Schlüße und andere öffentliche Handlungen, welche Clodius während seines Tribunats zu Stande gebracht hatte, vor ungültig erklären lassen; unter dem Vorwande, daß derselbe den Gesezen zuwider Zunftmeister geworden wäre. Allein Cato vertheidigte den Clodius. „Er hat zwar, sagte er, unter seinem Tribu„nate gar nichts Vernünftiges und Gutes ausgerichtet; „allein wenn man alles umstoßen wollte, was er damals „gethan hat, so müßte auch das Geschäfte, welches „mir in Cypern aufgetragen wurde, mit gleichen Au„gen angesehen werden: und ich hätte dabey in keinem „Stücke rechtmäßig gehandelt, wenn er wider die Ge„seze Zunftmeister gewesen ist. Doch dieses leztere „kann man nicht behaupten, weil ihm die Geseze er„laubten, sich in eine Familie des Volcks aufnehmen „zu lassen, ob er gleich ein Patricier war. Hat er sein „Zunftmeister-Amt, wie mehrere andere, schlecht ver„waltet: so muß man ihn deswegen angreifen, nicht „aber das Amt, welches zugleich darunter gelitten hat.“ Diese Vorstellung erregte in dem Herzen des Cicero einen

einen Groll wider den Cato, der eine Zeitlang fortgedauert hat. Man kann auch hier fragen, ob nicht Cato in dieser Rede noch mehr auf seine eigene Ehre, als auf die Würde des Zunftmeister-Amtes gesehen habe? Ich gestehe wenigstens, daß ich die Bewegungs-Gründe nicht anzugeben weiß, welche ihn so sehr wünschen ließen, daß seine unrühmliche Eroberung in Cypern nicht möchte gemißbilligt werden. Glaubte er etwan, daß, nachdem er zu derselben genöthigt, und der Staat dadurch bereichert worden wäre, es unnüz sey, dem Römischen Volcke darüber einen öffentlichen Schandfleck anzuhängen?

Bald darauf widersezte sich Cato allein den drey mächtigsten Römern seiner Zeit, die man schon die Fürsten des Reichs nennen konnte, und deren Absichten er immer auf das eifrigste nachspürte. Pompejus und Crassus beschlossen, um das Consulat anzuhalten: im Besize dieser Würde wollten sie für sich und den Cäsar, mit welchem sie dieses verabredeten, solche Anstalten treffen, daß die höchste Gewalt im Staate zwischen ihnen auf lange Zeit, und vielleicht auf immer, getheilt seyn möchte. Viele rechtschaffene Männer, welche sich um das Consulat hatten bestreben wollen, wurden sogleich abgeschreckt, als sie jene beyden Mitbewerber sahen. Den einzigen Domitius, seinen Schwager, bewog Cato, ihnen nicht zu weichen, noch sich vor einem Streite mit ihnen zu scheuen, weil es hierbey nicht bloß auf das Consulat, sondern selbst auf die Freyheit des Römischen Volcks ankomme. Ein Theil der Stadt dachte eben dieses, und munterte den Domitius noch mehr durch die Vorstellung auf, daß sich viele, welche jezt aus Furcht stille schwiegen, wenn es zum Sammeln der Stimmen käme, für ihn erklären würden. Dieses befürchtete eben Pompejus:

daher ließ er seine zween Gegner, sobald sie auf dem Wahlfelde erschienen, durch einen gedungenen Hauffen angreiffen. Ihr Gefolge wurde zerstreuet; Cato bekam selbst eine Wunde, und wollte gleichwohl nebst dem Domitius allein den Tyrannen so lange, wie er sagte, widerstehen, als ein Leben in ihnen wäre. Aber seinen Schwager verließ der Muth. Nach seinem Ab- Abzuge machte niemand mehr dem Pompejus und Crassus das Consulat streitig.

Cato hielt es nunmehr vor desto nothwendiger, sich wider sie in eine feste Verfassung zur Gegenwehre zu sezen. Er bewarb sich daher um die Prätur, oder das Stadtrichter-Amt, damit er als eine obrigkeitliche Person, mit desto mehr Nachdruck die Geseze gegen sie vertheidigen könnte. Um dieses zu verhindern, wandten sie alle ersinnliche Mühe, alle schlimmen Kunstgriffe an: und doch leuchtete die Tugend des Cato so sehr hervor, daß sich das Volck schämte, sich für andere bestechen zu lassen. Es fieng bereits an, ihm seine Stimmen zu geben, als Pompejus plözlich ausrief, er habe donnern gehöret. Die Römer pflegten dieses als ein Zeichen von dem Mißfallen der Götter an ihren öffentlichen Verrichtungen anzusehen: daher wurde die Wahl des Cato sogleich unterbrochen. An seine Stelle wurde nachmals Vatinius zum Prätor ernannt, welchem eine große Summe Geldes und neue Gewaltthätigkeiten den Weg dazu bahnten. Es gab noch Römer genug, welche dieses alles verabscheueten: und einer von den Zunftmeistern gab dem Cato die Erlaubniß, eine Rede an das versammelte Volck zu halten. In derselben verkündigte er alles Unglück, welches dem Staate bevorstünde, gleichsam weissagend voraus; er zeigte insonderheit offenbar, daß die neu ernannten Consuls sich fürchteten, in ihren gefährlichen Entwürfen

gestört

gestört zu werden, wenn Cato die Prätur erlangte. Er wurde darauf von einer so großen Menge Bürger nach Hause begleitet, als allen neuerwählten Prätoren zusammen genommen nicht nachfolgte: das Volck mochte ihm nun entweder völlig Beyfall geben; oder zum wenigsten von seinem hohen und patriotischen Geiste gerührt worden seyn.

Er fuhr unterdessen fort, auch ohne das Ansehen einer neuen Würde, die Freyheit zu verfechten. Da die neuen Consuls verlangten, daß ihnen gewisse Länder als sogenannte Provinzen, welche sie besonders regieren sollten, zugetheilt, und zugleich die Macht eingeräumt werden sollte, nach ihrem Belieben Krieg zu führen, widersprach ihnen niemand von denen, welche diesen Vorschlag mißbilligten: denn sie sahen dieses vor einen fruchtlosen Versuch an. Nur Cato stritt öffentlich dagegen; allein seine Feinde liessen ihn mit Gewalt von der Redner-Bühne herunter reißen: und da er noch mitten unter dem Volcke seine Stimme erhob, wurde er völlig von dem Marcktplatze weggeschafft. Kaum aber hatten ihn die Gerichtsbedienten loßgelassen, so kehrte er wieder dahin zurück, und rief dem Volcke zu, ihm beyzustehen. Er that dieses mehr als einmal, bis endlich der Zunftmeister Trebonius befohl, ihn ins Gefängniß zu bringen. Indem man ihn wegführte, sprach er noch immer mit gleichem Muthe fort; das Volck begleitete ihn, und hörte ihm zu. Daher ließ ihn Trebonius, aus Furcht vor demselben, in Freyheit sezen. Einige Tage nachher wurde doch der Vorschlag wegen der consularischen Provinzen, durch die äußerste Gewalt unterstüzt, in eine Verordnung verwandelt. Viele übten deswegen an den Bildsäulen des Pompejus eine ohnmächtige Rache durch Steinwerfen aus, von welcher sie Cato, der dazu kam, wie-

der abzog. Als hierauf von den neuen Consuls auch die heimlich entworfenen Verfügungen zur Erhaltung und Vergrößerung der Macht des Cäsar, dem Volcke vorgetragen wurden: wandte sich Cato nicht mehr an dieses, sondern an den Pompejus selbst. Er nehme jezt, sagte er zu ihm, ohne daß er es mercke, den Cäsar auf seine Schultern; wenn er aber von ihm würde niedergedrückt werden, und diese Last weder ertragen noch abwerfen werde können, alsdenn werde er sich mit derselben auf den Staat stürzen, und sich an die Warnungen des Cato zu späte erinnern. Pompejus hörte dergleichen Reden öfters; aber er verließ sich zu sehr auf sein Glück und seine Macht: er glaubte auch nicht, daß Cäsar seine Gesinnungen jemals verändern werde.

Im folgenden Jahre wurde Cato Stadtrichter. So ernsthaft und gerecht er dieses Amt verwaltete, so glaubte man doch, er erniedrige dasselbe dadurch, daß er in einem zu nachläßigen Anzuge auf dem Richterstuhle erscheine. Er nahm sich damals vor, die Seuche der Bestechungen, welche von allen, die sich um Aemter bewarben, ungescheut angewandt, und von dem Volcke, wie der Verdienst eines Handwerckes, öffentlich angenommen wurden, aus dem Grunde zu tilgen. Daher rieth er dem Senate, ein Gesez zu geben, nach welchem die ernannten obrigkeitlichen Personen, wenn sie gleich nicht angeklagt würden, sich doch selbst vor geschwornen Richtern stellen, und Rechenschaft ablegen sollten, wie sie zu ihrem Amte gelangt wären. Dieser Vorschlag machte ihn sowohl bey denen, welche sich um Aemter bewarben, als bey der feilen Menge sehr verhaßt. Er wurde des andern Tages, da er sich auf den Richterstuhl verfügen wollte, von einem grossen Hauffen mit Schimpfworten und Steinen verfolgt; so daß er ganz allein blieb, und kaum aus dem Gedränge

dränge auf die Redner-Bühne kommen konnte. Hier sah er sich mit einem so standhaften und zuversichtlichen Gesichte um, daß er das Getümmel sogleich stillte: und durch seine Reden machte er auch der ganzen Bewegung ein Ende. Der Senat lobte ihn deswegen; allein er antwortete demselben: „Und ich lobe Euch „nicht, weil ihr Euren Prätor in der Gefahr verlassen, „und ihm keine Hülfe geleistet habt.“

Er hatte jezt diejenigen, welche um Aemter anhielten, in eine ausnehmende Verlegenheit gesezt. Sie getraueten sich nicht, Geld auszutheilen; und mußten doch befürchten, daß ihre Mitbewerber die Stimmen erkauffen möchten. Daher kamen sie mit einander darinne überein, daß ein jeder eine gleich starcke Geldsumme niederlegen, daß sie alle die Bedienungen im Staate auf eine rechtmäßige Weise suchen, und daß derjenige sein Geld verlieren sollte, der das Volck würde bestochen haben. Sie wollten das gesammte Geld dem Cato anvertrauen: dieser sollte auch ihr Schiedsrichter, der Zeuge und Beschüzer ihres Vertrags seyn. Er willigte darein; nur an Statt des Geldes nahm er bloß Bürgschaft an. Da endlich die öffentliche Wahl angestellet wurde, beobachtete er, daß einer von dieser Gesellschaft seinen Vergleich listiger Weise breche. Er befohl ihm daher, das niedergelegte Geld seinen Mitbewerbern zu zahlen; diese aber erließen ihm die Geldstrafe, weil er beschimpft genug war, und priesen die Rechtschaffenheit des Cato. Unter den übrigen Römern that dieser sein ungemeiner Eifer für die Gerechtigkeit eine ganz andere Würckung. Man beneidete ihn auf das heftigste, weil er gleichsam die ganze Ehre aller obrigkeitlichen Personen zu Rom an sich zog. Plutarch macht hierbey die wahre Anmerckung, daß keine Tugend dem Neide mehr ausgesezt sey, als die

Liebe zur Gerechtigkeit. Sie verschafft nicht nur Hochachtung und Verehrung; sondern noch mehr Liebe und allgemeines Vertrauen, mithin die angenehmsten Belohnungen, nach welchen Männer von Ansehen trachten können. Man schämt sich keines Lasters so sehr als der Ungerechtigkeit; aber man sieht auch Personen, welche in dem gegründeten Ruf stehen, Recht und Billigkeit niemals zu übertreten, nicht gerne neben sich. Die vornehmsten zu Rom also waren dem Cato nicht günstig, weil er sie durch diese Tugend alle beschämte, und in der Meinung des Volcks herunter sezte.

Auch Pompejus befand sich unter dieser Anzahl; doch hauptsächlich darum, weil er fühlte, daß seine Macht durch den Ruhm des Cato geschwächt werde. Er schickte daher öfters Leute über ihn, welche ihm öffentliche Vorwüfe machen mußten. So beschuldigte ihn Clodius, er habe einen großen Theil von dem Schaze des Königs von Cypern für sich behalten, und widerseze sich nur deswegen dem Pompejus, weil dieser seine Tochter nicht habe heyrathen wollen. Cato antwortete darauf, er habe dem Staate so viel Geld aus Cypern mitgebracht, da ihn derselbe doch dabey gar nicht unterstüzt hätte, als Pompejus durch alle seine Siege dem gemeinen Schaze nicht zugewandt habe. Diesen habe er sich niemals zu seinem Anverwandten gewünscht: nicht, als wenn er ihn dessen unwürdig hielte; sondern, weil sie beyde in ihren Grundsäzen über das gemeine Wesen uneins wären. „Ich habe, fuhr „Cato fort, eine mir als Prätor angebotene Provinz „abgelehnt; dieser aber hat sich selbst Provinzen ge„nommen, oder andern gegeben. Eben jezt hat er dem „Cäsar eine Legion nach Gallien geliehen, ohne daß „man euch, ihr Römer, um eure Erlaubniß dazu ge„beten, oder euren Befehl erwartet hätte. Privatper„sonen

„sonen unter euch theilen jezt Heere, Waffen und Pro-
„vinzen aus: man nennt den Pompejus einen Feld-
„herrn, weil er sich dieses zu thun untersteht; er selbst
„aber sizt in der Stadt, um eure Wahlen durch auf-
„rührerische Bewegungen zu stören, und man sieht wohl,
„daß er seine Herrschaft auf die öffentliche Verwirrung
„gründen wolle.“ Alles dieses war sehr richtig; aber
es waren auch zu späte Klagen, denen nicht mehr abge-
holfen werden konnte, und zu welchen immer neue Ur-
sachen gehäufft wurden.

Zugleich war doch Cato auch auf die Angelegen-
heiten seiner Freunde aufmercksam. Unter diese gehörte
Favonius, welcher ohngefähr eben einen solchen Nach-
eiferer von ihm abgab, als ehemals Apollodorus
Phalereus vom Socrates, wenn er durch die vor-
trefflichen Reden desselben nicht bloß gerührt, sondern
fortgerissen und beynahe außer sich gebracht wurde. Fa-
vonius hielt um das Baumeister-Amt an, und wurde
abgewiesen. Allein Cato, welcher bey der Wahl zu-
gegen war, bemerckte, daß mehrere Täfelchen, durch
welche die Stimmen gesammelt wurden, von einerley
Hand beschrieben waren; er zeigte diesen Betrug an,
brachte es dahin, daß eine neue Wahl angestellt, und
sein Freund Baumeister wurde. Bey diesem Amte
stand er demselben nicht nur überhaupt bey, sondern
besorgte auch in seinem Nahmen die öffentlichen Spiele
auf dem Theater, welche er als Baumeister halten las-
sen mußte. Er theilte aber den Schauspielern keine
goldenen Kronen aus, wie sonst gewöhnlich war, son-
dern, wie bey den Olympischen Spielen, Kronen
aus Oelblättern: und an Statt der prächtigen Geschen-
cke anderer Baumeister, gab er den Griechen Kohl und
Obst, den Römern aber Wein, Schweinefleisch, an-
dere Eßwaaren, und Bündel Holz. Viele lachten
über

über diese schlechten Geschencke; andere hingegen fanden ein Vergnügen daran, zu sehen, daß sich Cato von seinen großen und ernsthaften Beschäftigungen zu solchen Kleinigkeiten herabließe. Favonius selbst stellte sich unter die Zuschauer, bezeigte ihm mit Händeklatschen seinen Beyfall, und rief ihm zu, daß er diejenigen, welche es verdienten, belohnen möchte. Der andere Baumeister Curio gab zwar ein sehr kostbares Schauspiel auf einem andern Theater; allein das Volck verließ ihn, um die sonderbare Feyerlichkeit des Favonius zu sehen. Indem Cato dabey diese außerordentliche Person vorstellte, war es seine Hauptabsicht, die vornehmen Römer zu belehren, daß man bey dergleichen Spielen sich auch spielend verhalten, und mehr eine gewisse leutseelige, gemeinnüzige Gütigkeit an den Tag legen, als ungeheure Kosten, wie sie zu thun pflegten, auf solche Kleinigkeiten verwenden müsse.

Darauf aber zeigte er sich wieder in desto ernsthaftern und wichtigern Auftritten. Scipio, Hypsäus und Milo hielten um das Consulat an: sie bedienten sich nicht mehr bloß der gewöhnlichen Künste des Bestechens; sondern suchten einander durch Waffen und Blutvergießen zu verdrängen. In dieser Unordnung waren einige der Meinung, man sollte dem Pompejus die Aufsicht über die Wahl der Consuls ertheilen. Cato weigerte sich Anfangs, ihnen beyzutreten: denn es müssen, sagte er, nicht die Geseze vom Pompejus, sondern er muß von den Gesezen seine Sicherheit erhalten. Da aber täglich gleichsam drey Heere von eben so vielen Mitbewerbern, auf dem Marcktplatze gegen einander loßzogen, und man fast kein Mittel mehr wußte, diese Gewaltthätigkeit zu dämpfen: so hielt es Cato vor zuträglich, die höchste Gewalt, als eine Wohlthat des Senats, dem Pompejus zu übertragen, die grös-

sesten

festen Uebel durch ein weit kleineres aufzuheben, und eher selbst eine Art von Herrschafft einzuführen, als zu gestatten, daß sie durch aufrührische Rotten festgesezt würde. Er ließ also durch seinen Anverwandten Bibulus den Vorschlag thun, man möchte den Pompejus allein zum Consul ernennen: denn entweder würde er die gute Ordnung wieder herstellen; oder, wenn er seine Gewalt mißbrauchte, würden die Römer doch den Trost haben, dem rechtschaffensten Manne unter ihren Großen zu dienen. Wider die allgemeine Erwartung billigte Cato sogleich diesen Vorschlag. Er zeigte, daß man lieber jede Art von Regierung, als gar keine Gesezmäßige Obrigkeit, wünschen müsse: und er sezte hinzu, er hoffe vom Pompejus das Beste zur Erhaltung des Vaterlandes. Cato hatte eigentlich seine Meinung von ihm nicht geändert: er kannte seinen Ehrgeiz und seine Herrschsucht; das Heer, welches Pompejus zu seinen Befehlen hatte, machte ihn noch fürchterlicher; aber man konnte den Staat nicht anders, wenigstens auf eine Zeitlang, retten. Pompejus, der an sich kein böser Mann war, suchte doch die Freyheit desselben nicht mit den Waffen in der Hand zu unterdrücken; er wollte nur allein in demselben regieren, und erregte deswegen allen, die um Aemter anhielten, so viele Schwierigkeiten; er störte die obrigkeitlichen Personen so oft in ihren Verrichtungen, und machte sich das Volck durch seine Freygebigkeit so verbindlich, daß er sich Hoffnung machen konnte, man werde ihm die Dictatur, oder die unumschränckte Gewalt im Staate, freywillig antragen, um nur ruhig zu leben. Aber, weil ein Dictator nicht zur Verantwortung gezogen werden konnte, wollte ihn Cato lieber zum einzigen Consul ernannt wissen.

Nachdem

Nachdem Pompejus diese Würde, welche noch niemals in Einer Person vereinigt gewesen war, erlangt hatte, ersuchte er den Cato, unter vielen Dancksagungen, ihm mit seinem Rathe beyzustehen. Cato versicherte ihm, er habe niemals etwas aus besondern Absichten, sondern lediglich aus Liebe zum gemeinen Besten, entweder für oder wider ihn gethan; er sey bereit ihm seinen Rath zu ertheilen, wenn er denselben insgeheim verlangte; er werde ihm aber auch öffentlich seine Meinung freymüthig sagen, wenn er ihn gleich nicht um dieselbe fragen sollte. Er hielt sein Versprechen würcklich. Denn da Pompejus gleich Anfangs wider diejenigen, welche das Volck bisher bestochen hatten, neue Strafen und Geseze ergehen lassen wollte, rieth ihm Cato, das Vergangene auf die Seite zu legen, und nur für das Künftige zu sorgen. Denn es sey gewiß nicht leicht zu bestimmen, was vor Grenzen er der Untersuchung über die ehemals im Staate begangenen Verbrechen setzen sollte: überdieß würde es auch Unbilligkeit seyn, Laster nach einem neu gegebenen Geseze zu bestrafen, welches durch dieselben noch nicht verlezt werden konnte. Da ferner viele angesehene Männer, und darunter auch Freunde und Verwandte des Pompejus, vor Gerichte angeklagt wurden, gegen welche sich dieser etwas zu nachgebend bezeigte: sezte ihn Cato deswegen scharf zu Rede, und ermahnte ihn zu größerer Strenge. Pompejus hatte die Lobreden oder rühmlichen Zeugniße, welche man für die Beklagten vorzubringen pflegte, verboten; er gab aber selbst dem Munatius Flaccus eines: als man es daher vorlesen wollte, verstopfte sich Cato mit den Händen die Ohren, und ließ solches nicht geschehen, indem er selbst einer von den Richtern war. Flaccus nahm ihn zwar in dieser Würde nicht an; er verlor aber gleichwohl seine Sache. Ueberhaupt waren die Beklagten in Ansehung

hung des Cato sehr verlegen: sie ließen ihm ungerne einen Plaz unter ihren Richtern; und unterstanden sich doch nicht, ihn davon auszuschließen. Denn viele schadeten sich dadurch vor Gerichte, daß sie, im Mißtrauen auf ihre Unschuld, den Cato auf die Seite zu schaffen schienen: und es wurde manchem als eine schimpfliche Handlung vorgeworfen, daß er denselben nicht vor seinen Richter habe erkennen wollen.

Mittlerweile wurde der Zustand des Staats immer bedencklicher. Crassus war in dem Feldzuge wider die Parther ums Leben gekommen: und mit seinem Tode hörte die Einigkeit der beyden übrigen Verbundenen, des Pompejus und Cäsar, gänzlich auf. Pompejus wollte jezt dem Cäsar die ungeheure Gewalt wieder entreissen, welche er ihm selbst zugewandt hatte. Allein dieser hatte die Statthalterschaft von Gallien, wozu außer einem Stücke vom heutigen Franckreich, auch der obere Theil von Italien gehörte, in den Händen. Er sammlete in derselben große Reichthümer, welche er dazu anwandte, daß er nicht nur das gemeine Volck zu Rom, sondern auch viele Vornehme daselbst, auf seine Seite zog; er bildete sich durch beständige Kriege mit streitbaren Nationen, ein sehr geübtes, ihm ganz ergebenes Kriegsheer: und es war daher überaus schwer, ihn wieder in den Stand einer Privatperson herab zu ziehen, zu welchem er auch wenige Lust bezeigte. Pompejus traf zu langsame Anstalten, als daß er sich ihm mit Nachdruck hätte widersezen können; ob er gleich nunmehr die Wahrheit der Warnungen des Cato einsehen lernte: er war auch selbst weit mächtiger, als es den Vertheidigern der alten Freyheit von Rom gefiel. Daher entschloß sich Cato, den sonst der Glanz allein von einem Amte niemals reizte, um das Consulat anzuhalten, damit er sich beyden, insonderheit aber dem Cäsar,

Cäsar, von welchem am meisten zu befürchten war, desto stärcker widersezen, und diesen nöthigen könnte, entweder die Waffen niederzulegen, oder seine gefährlichen Absichten deutlich an den Tag zu legen. Allein er wollte sich um diese Würde nicht nach der gewöhnlichen Art bewerben, da man sich auch durch seine Freunde und Anverwandten die Stimmen des Volcks ausbat, und demselben Liebkosungen erweisen, oder Geschencke geben ließ; sondern er brachte eine Verordnung des Senats zuwege, daß ein jeder, der das Consulat verlangte, allein das Volck darum ersuchen sollte. Diese Neuerung machte ihn schon verhaßt: denn das Volck verlor durch dieselbe nicht allein viel von seinem Ansehen, sondern auch gewisse Belohnungen, die ihm bey dieser Gelegenheit ertheilet wurden. Und da er selbst nicht dazu aufgelegt war, sich mit einer gefälligen, schmeichelnden Miene zum Consulate zu empfelen, sondern seine ernsthafte Würde auch damals beybehielt: so wurden ihm andere in der Wahl vorgezogen. Die Freunde des Pompejus und Cäsar trugen dazu ebenfalls das ihrige bey. Ordentlich sah man diejenigen, welche so öffentlich in der Bewerbung um Aemter abgewiesen wurden, nebst ihren Freunden eine Zeitlang beschämt und traurig. Cato hingegen wurde durch diesen Zufall so wenig beunruhigt, daß er an eben demselben Tage, an welchem man ihn übergangen hatte, auf dem Marcktplatze spatzieren gieng, und vor den Augen des Volcks mit dem Ball spielte. Das Volck hatte sich in der That zu schämen, daß es einen solchen Consul verwarf; Cato aber konnte höchstens nur Mitleiden gegen dasselbe empfinden. Cicero tadelte ihn zwar deswegen, daß er, da er gewußt habe, wie sehr der Staat eines Consuls von seinen Eigenschaften benöthiget sey, sich nicht eifriger um dieses Amt beworben, dem Volcke nicht freundlicher begegnet sey, und auch in der Folge

sich

sich wenige Mühe um öffentliche Ehrenstellen gegeben habe: wie er denn auch abermals vergeblich um die Prätur anhielt. Allein Cato antwortete ihm darauf, das leztere Amt sey ihm nicht von dem Volcke abgeschlagen, sondern dieses sey vielmehr genöthigt worden, es einem andern zu geben. Bey der Wahl der Consuls aber habe er zwar keine Räncke, wohl aber wahrgenommen, daß seine strengern Sitten dem Volcke zuwider wären: und da er diese andern zu Gefallen nicht ändern könne, so würde es auch vergebens seyn, sich aufs neue um ein Amt zu bestreben.

Die Siege des Cäsar machten damals zu Rom ein großes Aufsehen. Er hatte alle Gallische Völcker, einen Theil der Germanier, die Helvetier und Britannier überwunden; sein kriegerischer Geist suchte immer neue Gelegenheiten zu Feldzügen; er hatte sogar die Germanier, wie es schien, mitten im Frieden angegriffen. Sein Ruhm und seine Macht nahmen durch alle diese glückliche Unternehmungen gleich ansehnlich zu. Als man zu Rom diese Thaten vernahm, waren viele der Meinung, daß man wegen derselben ein öffentliches Danckfest halten sollte. Cato hingegen sagte, man müßte vielmehr den Cäsar denjenigen Völckern übergeben, gegen welche er so ungerechte Kriege geführt hätte, damit die Schuld und Strafe davon nicht auf den Staat zurück fiele; doch könne man auch den Göttern dafür dancken, daß sie die unsinnigen Handlungen des Feldherrn nicht an den Soldaten rächten. Gegen diese harte Vorstellung schickte Cäsar einen Brief an den Senat, welcher mit Schmähworten wider den Cato angefüllt war. Nachdem man denselben vorgelesen hatte, stand dieser auf, und antwortete darauf ohne alle Heftigkeit, gleichsam als wenn er sich dazu hätte vorbereiten können. Er zeigte, daß dieser Brief nur spötti-

sche und schimpfliche Vorwürfe, die keinen Grund hätten, enthielte: und zugleich erklärte er alle Absichten und Anschläge des Cäsar, wie er denselben so lange nachgegangen wäre, nicht mit der Partheylichkeit eines Feindes; sondern mit einer so augenscheinlichen Richtigkeit, als wenn er selbst mit demselben verbunden gewesen wäre. Er beschloß damit, daß man sich nicht vor den Galliern und Britanniern, sondern vor dem Cäsar allein zu fürchten habe. Die Freunde dieses Feldherrn reuete es nunmehr, daß sie seinen Brief bekannt gemacht hatten: zu so vielen wahren Beschuldigungen wider ihn hatte Cato eben von demselben Anlaß genommen. Der Senat erkannte würcklich die nahe Gefahr, und wollte den Cäsar durch einen andern Statthalter ablösen laßen; allein das Volck, welches seine Freygebigkeit erfahren hatte, verlangte desto eifriger, daß er seine ganze Größe beybehalten möchte, und seine Freunde begehrten, daß, wenn er seine Provinzen und Kriegsheere fahren lassen sollte, auch Pompejus ein gleiches thun möchte. Da Cato dieses hörte, sagte er zum voraus, daß Cäsar bald selbst kommen, und sich mit Gewalt im Besize erhalten würde.

Er kam in der That, und rückte mit seinem Heere gegen Rom loß. In der allgemeinen Bestürzung, welche diese Nachricht verursachte, waren alle Augen auf den Cato gerichtet, als auf denjenigen, der allein diesen Ausgang vorher gesehen und vor demselben gewarnet hätte. Wenn ihr meinen Erinnerungen gefolgt wäret, sagte Cato in der Versammlung des Senats: so würdet ihr jezt nicht nöthig haben, euch vor Einem zu fürchten, noch auf Einen eure einzige Hoffnung zu sezen. Da Pompejus hierauf versezte, Cato habe allerdings schärfer, als er, in die Zukunft gesehen; er hingegen habe sich mehr auf sein freundschaftliches Be-

tragen

tragen gegen den Cäsar verlassen: so gab Cato den Rath, daß bey diesen Umständen die höchste Gewalt im Staate dem Pompejus möchte übertragen werden. Denn, sezte er hinzu, eben diejenigen, welche großes Uebel stiften können, sind auch im Stande dasselbe zu dämpfen. Pompejus hatte sich nicht in die gehörige Verfassung gesezt, um den Cäsar zu Rom erwarten zu können: er zog sich also mit seinen Soldaten, und allem was zu Rom groß und vornehm war, in den untern Theil von Italien. Dahin folgte ihm auch Cato nach, nebst seinem ältesten Sohne; den jüngern aber versteckte er bey einem seiner Freunde. Und damit sein Haus und seine Töchter unter einer sichern Aufsicht stünden, heyrathete er die Marcia wieder, welche er ehemals dem Hortensius überlassen hatte.

Sie war die zweyte Gemahlinn des Cato gewesen, und hatte ihm bereits einige Kinder gebohren, als es einem sehr angesehenen und rechtschaffenen Manne unter seinen Freunden, dem Hortensius, aus Begierde, mit dem Cato verwandt zu werden, einfiel, zu begehren, er möchte ihm seine Tochter, welche bereits an den Bibulus verheyrathet war, zur Frau geben. Es sey dieses zwar, sagte er, nach der gewöhnlichen Denckungsart ein ungereimtes Begehren; dagegen aber sey es der Natur und dem Besten der menschlichen Gesellschaft gemäß, daß man eine junge Frau weder in der Blüte ihres Alters unfruchtbar bleiben, noch durch sie eine Familie mit zu vielen Kindern beschwert werden lasse: und eine solche Vereinigung mehrerer tugendhafter Männer durch eine Frau von bewährten Sitten, sey ihnen sowohl als dem Staate vortheilhaft und rühmlich. Wenigstens verlangte er die Gemahlinn des Bibulus nur so lange, bis er ein Kind mit ihr gezeugt hätte. Cato mißbilligte die Absichten seines Freundes nicht; allein

da seine Tochter einmal verheyrathet war, wollte er von diesem Vorschlage nichts wissen. Darauf hielt nun Hortensius aus gleichen Bewegungsgründen um die Gemahlinn des Cato selbst an, indem sie noch jung wäre, und er bereits erwachsene Kinder von ihr hätte. Cato liebte die Marcia; man sagt sogar, daß sie damals von ihm schwanger gewesen sey; allein er schlug seinem Freunde dieses Begehren nicht ab, wenn nur ihr Vater Philippus damit zufrieden wäre: und dieser verlobte sie auch in Gegenwart des Cato mit dem Hortensius. Man muß ein Cato seyn, das ist ein Mann, bey dem die Liebe zum Vaterlande alle andere Arten von Liebe in sich gezogen, und beynahe verschlungen hat, um eine geliebte tugendhafte Frau, die unzertrennliche Freundinn des Lebens, das größte Gut, dessen man in der menschlichen Gesellschaft genießen kann, gleichgültig von sich zu lassen. Bey ihm siegte eine Art der Freundschaft über die andere; aber über diejenige, die kein solches Schicksal verdiente. Hortensius gieng endlich mit Tode ab; die Kinder, welche er von der Marcia bekommen hatte, starben gleichfals; sie wurde die Erbinn seines großen Vermögens, und brachte es wieder dem Cato zu. Man hat nicht unterlassen, daraus einen Vorwurf wider ihn herzunehmen, als wenn er sich ihres Reichthums wegen mit ihr wieder verbunden hätte. Allein nach seiner Denkungsart, die sich mehr durch Handlungen als Worte geäußert hat, war der größte Ueberfluß an Gelde für ihn kein wahres Vergnügen: er konnte es am wenigsten zu einer Zeit seyn, da er die Marcia mehr als eine Gefährtinn der bevorstehenden Unglücksfälle, als zu einem gemeinschaftlichen Genusse von Glückseeligkeit heyrathete. Die rührende, fast tragische Beschreibung, welche Lucanus von der Erneuerung dieser Ehe, im zweyten Buche seines Gedichts vom Pharsalischen Kriege macht,

ver-

verdienet von jedermann gelesen zu werden: und ich würde sie hieher sezen, wenn sie entweder abgekürzt werden könnte; oder wenn sie nicht noch mehr auf der Kunst des Dichters, als auf dem Grunde der Geschichte, zu beruhen schiene.

Von dem Tage an, da er sich in den bürgerlichen Krieg begeben mußte, nahm Cato die öffentlichen Zeichen der Trauer und Betrübniß an, und hat sie niemals wieder abgelegt. Seitdem ließ er seine Haare und seinen Bart wild fortwachsen: es kamen auch keine Blumenkränze mehr auf seinen Kopf. Er allein war empfindlich und unpartheyisch genug, das Unglück seines Vaterlandes, und mit demselben, der Welt überhaupt zu beweinen. Andere wurden durch Ehrgeiz, Liebe oder Haß gegen einen von den beyden Anführern, durch Eigennuzen und besondere Betrachtungen geleitet; aber Cato stellte gleichsam die Person des sonst freyen und glückseeligen Staates vor: er hielt es für denselben gleich traurig und schmerzlich, zu überwinden oder überwunden zu werden, weil ihn beydes sein eigenes Blut kosten mußte. Er hatte sich auf alles gefaßt gemacht, und erwartete gar keinen Wohlstand mehr. Wenn Cäsar die Oberhand behielt, so war er entschlossen zu sterben; erlangte sie Pompejus, so wollte er sich freywillig von Rom verbannen. Da er voraus sah, daß der Sieger, es möchte seyn welcher es wollte, seine schlimmen Absichten erst recht an den Tag legen würde: so war es ihm, obgleich Pompejus die Sache der Republik zu führen schien, und das Vertrauen des Senats besaß, für sich selbst fast gleichgeltend, ob dieser oder Cäsar die Freyheit von Rom stürzen sollte; nur sein armes Vaterland preßte ihm Kummer und Thränen aus. Unveränderlich in seinen Maaßregeln, fochte er auf derjenigen Seite, wo mehr Recht, aber nicht

mehr Hoffnung für das gemeine Beste vorhanden war.

Zuerst gieng er nach Sicilien, und als daselbst Asinius, einer von den Befehlshabern des Cäsar, mit einem Heere landete, ließ er denselben fragen, in welcher Absicht er käme; erhielt aber von demselben keine andere Antwort, als daß ihn dieser hinwiederum fragen ließ, wer der Stifter des ganzen Krieges sey? Er hörte hierauf, daß Pompejus aus Italien nach Macedonien habe überschiffen müssen. Dieses Schicksal, sagte er, zeige, wie dunckel und ungewiß die Vorsehung der Götter sey: denn so lange Pompejus nichts Edles und Ruhmwürdiges im Sinne gehabt, sey er unüberwindlich gewesen; jezt aber müsse er fliehen, da er seinem Vaterlande zu Hülfe kommen wollte. Cato hätte den Asinius aus Sicilien vertreiben können; allein weil derselbe leicht verstärckt werden konnte, wollte er diese Insel nicht in den allgemeinen Krieg verwickeln. Er rieth also den Syracusanern, sich auf die stärckere Seite zu wenden, und für ihr Bestes besorgt zu seyn; er selbst aber schiffte zum Pompejus.

Diesem gab er den wichtigen Rath, den Krieg in die Länge zu spielen: er hoffte, daß man auf diese Art desto eher zum Frieden gelangen könnte, und wünschte durchaus nicht, daß sich der Staat durch seine eigenen Kräffte aufreiben möchte. Außerdem war es dem Pompejus eben so leicht und nüzlich, durch einen langsamen Feldzug sich immer mehr zu befestigen, als Cäsar hingegen, der lange so viele Hülfsmittel nicht um sich sah, auf hizige und geschwinde Unternehmungen bedacht seyn mußte. Es geschah ebenfals auf das Anrathen des Cato, daß bey dem Heere des Pompejus der Schluß gefaßt wurde, keine den Römern unterworfene Stadt in

in diesem Kriege zu plündern, noch einen Römischen Bürger außer der Schlacht umzubringen. Dergleichen Gesinnungen erwarben ihm Ruhm, und brachten zugleich viele auf die Seite des Pompejus. Er wurde von demselben nach Asien geschickt, um das Anwerben der Soldaten und die Ausrüstung der Schiffe daselbst zu beschleunigen. Auf dieser Reise führte er seine Schwester Servilia mit sich, welche ehemals durch ihre unordentliche Aufführung in einen schlimmen Ruf gerathen war; nunmehr aber, da sie als Wittwe nicht von der Seite des Cato wich, durch diesen Umgang alle vorige Schandflecken ihres Lebens in Vergessenheit brachte. Auch die Rhodier, die besten Seeleute der damaligen Zeit, wußte Cato durch seine Leutseeligkeit zu gewinnen, und kehrte darauf zum Pompejus zurück, der unterdessen ein ansehnliches Kriegsheer versammlet hatte. Dieser war schon im Begriff, den Cato zum Befehlshaber über seine Flotte zu ernennen, welche aus fünfhundert Kriegsschiffen und fast unzähligen kleinern Fahrzeugen bestand. Allein da er bedachte, oder auch von seinen Freunden daran erinnert wurde, daß es die Hauptabsicht des Cato sey, den Staat von der Herrschaft eines einzigen Mannes zu befreyen; und daß derselbe, wenn er eine so große Macht in die Hände bekäme, den Pompejus an eben demselben Tage, wenn er den Cäsar überwinden würde, nöthigen dürfte, die Waffen niederzulegen, und sich den Gesezen zu unterwerfen: so änderte er seinen Entschluß, ob er gleich mit dem Cato bereits davon gesprochen hatte, und gab diese Stelle dem Bibulus.

Cato ließ darum von seinem Eifer für den Pompejus nicht das geringste nach. Vor dem berühmten Gefechte bey Dyrrachium, welches jezt Durazzo in Albanien heißt, munterte Pompejus nicht allein selbst

 sein

sein Heer zu einem tapfern Angriff auf; sondern verlangte auch, daß ein jeder seiner Feldherren solches noch besonders thun sollte. Die übrigen wurden von den Soldaten ziemlich kaltsinnig und mit einem trockenen Stillschweigen angehört. Als aber Cato unter allen zulezt, aus dem Innersten seiner Philosophie, und mit einer sichtbaren Bewegung des Gemüths, von Freyheit, Tugend, Ehre und Todt gegen sie zu reden anfieng, wie es die damalige Gelegenheit erforderte; als er endlich die Götter um ihren Beystand anrief, und sie als gegenwärtig vorstellte, wie sie den bevorstehenden Kampf für das Vaterland betrachten würden: so erregte das Heer ein so muthiges Geschrey, es zeigte sich so außerordentlich gerührt, daß die Befehlshaber eine gewisse Hoffnung des Sieges daraus schöpften. Dieser würde auch zur Endigung des ganzen Krieges entscheidend geworden seyn, wenn sich Pompejus der erfochtenen Vortheile mit mehrerer Lebhaftigkeit und Zuversicht bedienet hätte. Unterdessen war doch der Sieg beträchtlich genug, um ein allgemeines Frohlocken bey dem Heere zu veranlassen. Nur Cato blieb dabey traurig, und beklagte den unseeligen Ehrgeiz, dem so viele redliche Bürger aufgeopfert würden, welche er von einander getödtet vor sich liegen sah. Pompejus verfolgte darauf den Cäsar nach Thessalien, und ließ bey Dyrrachium viele Leute von seinem Heere, die ihm eben keine großen Dienste leisteten, viele Vornehme, mit denen er nicht völlig einig war, und eine Menge Kriegsgeräthe zurück: die Bedeckung davon übergab er dem Cato mit einigen tausend Soldaten. Dieser Auftrag war zwar ein Beweis des Vertrauens, welches er auf ihn sezte; allein der geringe Hauffen, den er ihm unterwarf, zeigte zugleich, daß er sich vor ihm fürchtete. Er wußte, daß ihm, wenn er überwunden werden sollte, niemand getreuer bleiben würde als Cato;

aber

aber als Sieger hatte er auch von niemanden mehr Widerstand gegen seine herrschsüchtigen Gedancken zu erwarten.

Von ihm entfernt, vergaß er den heilsamen Rath desselben, den er sich auch selbst gegeben hatte, seinen Feind, der weit geübtere Soldaten hatte, mehr einzuschräncken als anzugreiffen; ließ sich mit Uebereilung, von seinem Heere genöthigt, in die Schlacht bey Pharsalus ein, und verlor mit derselben alle Hoffnung, sich dem Cäsar weiter entgegen stellen zu können. Auf die Nachricht von dieser Niederlage, beschloß Cato, wenn Pompejus in derselben umgekommen wäre, die Kriegsvölcker, welche unter seinem Befehl standen, nach Italien zu führen, und sein übriges Leben weit von Rom als ein Verwiesener zuzubringen; wäre er aber am Leben geblieben, so wollte er diese Kriegsvölcker zu seinem Dienste erhalten. Er begab sich daher auf die Insel Corcyra, welche jezt Corfu heißt, wo die Flotte des Pompejus lag, und bot daselbst dem Cicero, weil dieser Consul, er selbst aber nur Prätor gewesen war, die Befehlshaberstelle über dieses kleine Heer an. Cicero aber nahm dieselbe so wenig an, daß er sich vielmehr fertig machte, nach Italien zurück zu schiffen. Der Sohn des Pompejus gerieth darüber gegen ihn und andere, die eben denselben Enschluß gefaßt hatten, in die äußerste Erbitterung: ja er würde den Cicero umgebracht haben, wenn Cato ihn nicht besänftiget hätte. Dieser muthmaaßte bald, daß sich Pompejus nach Aegypten oder Africa möchte geflüchtet haben: daher gieng er eilig mit seinen Soldaten zu Schiffe, um ihm Hülfe zu bringen. Allein da er längs der Africanischen Küste seegelte, erfuhr er vom Sextus, dem jüngern Sohne des Pompejus, daß sein Vater auf Befehl des Königs von Aegypten, zu welchem er seine

Zuflucht genommen hatte, ermordet worden sey. So sehr alle diejenigen, welche dem Cato folgten, dieses traurige Ende eines der größten Männer, welche Rom gehabt hatte, beklagten: so wenig wollten sie nun von einem andern Feldherrn etwas wissen, als vom Cato. Er übernahm daher diese Stelle aus Mitleiden, ja selbst aus Erkenntlichkeit gegen so viele rechtschaffene Leute, welche sich ihm ganz vertraueten, und in fremden Gegenden ohne allen Beystand und Anführer waren. Er stieg mit ihnen in der Landschaft Cyrenaica, (dem jezigen Königreiche Barca in Africa,) ans Land; die Einwohner von Cyrene öffneten ihm auch alsbald ihre Thore, ob sie gleich dieselben wenige Tage vorher dem Labienus, einem andern Feldherrn des Pompejus, verschlossen hatten. Daselbst bekam er Nachricht, daß Scipio, der Schwiegervater des Pompejus, der König von Mauritanien Juba, und Appius Varus, den Pompejus zum Statthalter von Africa bestellt hatte, diese Parthey mit einem sehr zahlreichen Heere unterstüzten. Er entschloß sich sogleich zu ihnen zu stoßen; allein er hatte den schrecklichsten Weg von der Welt zu ziehen, um dahin zu gelangen.

So groß auch die Beschwerlichkeiten waren, welche auf ihn warteten; so war doch die Standhaftigkeit des Cato noch größer. Er mußte viele Tagereisen in abscheulichen Wüsteneyen zubringen, in welchen keine Einwohner, nichts als Sand und Staub, weder Wasser noch einige Kräuter anzutreffen waren. Desto mehr waren sie mit giftigen Schlangen, und andern schädlichen oder wilden Thieren angefüllt. Von Zeit zu Zeit erhoben sich so heftige Sturmwinde, daß die Soldaten sich nicht mehr aufrecht erhalten konnten, und Gefahr liefen von ganzen Sandwolcken, welche sich in die Höhe thürmeten, bedeckt zu werden. Sie hatten gar keinen

nen gebahnten Weg vor sich, und mußten sich mehr nach der Sonne und den Gestirnen richten: oft konnten sie nicht einmal gewisse Schritte thun, weil sie in der Nähe der berühmten Wasser-Strudel und Sandbäncke, welche Syrtes hießen, fortzogen, die das Erdreich des festen Landes selbst faul und beständig nachgebend machten. Wenn sich aber die Winde legten, so verschmachteten sie vor unerträglicher Hitze und Durst. Cato hatte ihnen diese Mühseeligkeiten nicht verborgen: er wandte auch alles mögliche an, sie ihnen zu erleichtern. Er ließ eine Menge Esel dem Heere Wasser und Lebensmittel nachtragen. Es folgten auch viele Wagen, und eine Anzahl sogenannter Psyllen, welches Africaner waren, die eine besondere Geschicklichkeit besaßen, die Schlangenbisse zu heilen, ja sich rühmten, die Schlangen durch Beschwörungen entkräften zu können.

Allein das vornehmste, was Cato zur Aufmunterung seines Heeres that, war sein eigenes Beyspiel. Er gieng stets vor demselben mit den Waffen in der Hand, zu Fuße her, und theilte alles Ungemach mit den Soldaten. Sie hatten bald Mangel an Wasser; aber wenn sie zuweilen eine kleine Quelle antrafen, so wartete er, bis alle getruncken hatten. Eines Tages, da sie bey brennender Hitze ihren Durst nicht löschen konnten, entdeckte ein Soldat eine kleine elende Pfütze. Er lief sogleich hin, sammlete das Wasser aus derselben in seinen Helm, und reichte es dem Cato dar. Allein dieser vortreffliche Mann wollte mitten unter so vielen mit Staub bedeckten und schmachtenden Menschen nicht allein eine geringe Erquickung genießen, um welche sie ihn, wie er sah, beneideten; er sagte zu dem Soldaten: „Siehst du mich allein vor so weichlich in „dieser ganzen Menge an, daß ich einige Hitze nicht ertragen

„tragen könnte? du verdienest zur Strafe und Be„schämung allein zu trincken, wenn das ganze Heer „dursten muß.“ Und bey diesen Worten goß er das Wasser weg. Bey einem noch dringendern Durste fand das Kriegsheer in der Folge zwar eine sehr Wasserreiche Quelle; aber sie war mit einer unglaublichen Menge Schlangen beynahe bedeckt. Am Rande saßen Ottern, und das Wasser selbst war voll von einer andern Art derselben, die durch ihren Biß einen Durst erregten, der niemals gelöscht werden konnte, und durch eine verzehrende innerliche Hitze tödtlich wurde. Kein Soldat unterstand sich von diesem Wasser zu trincken: gleichwohl mußten sie vor Durst umkommen, wenn sie sich dieser Gelegenheit nicht bedienen durften. Darauf trat Cato hin, und sprach ihnen Muth zu, aus der Quelle zu trincken. Nur der Biß der Schlangen, sagte er, ist fürchterlich, wenn sie ihr Gift mit unserm Blute vermischen können; allein das Wasser, in welchem sie sich aufhalten, ist unschädlich. Wenn ja eine Gefahr damit verknüpft wäre, so wollte er den Versuch davon an sich machen, und er tranck zuerst vor den Augen des Heeres von diesem gräulichen Wasser: er, der sonst immer zu warten pflegte, bis alle Soldaten ihren Durst gestillt hatten. Sie trancken jezt, durch sein großmüthiges Beyspiel aufgemuntert; aber verschiedene unter ihnen verloren doch durch den Biß der Schlangen ihr Leben.

Auf eben diesem Zuge gelangte Cato an den berühmten Tempel des Jupiter Ammon, welcher mitten in unermeßlichen Wüsteneyen stand, und in dieser ganzen Gegend das einzige Wäldchen, und eine frische Quelle hatte. Man schickte von allen Orten zu demselben hin, um die vermeinten Antworten des Gottes zu hören, welche er den Fragenden ertheilte. Und hier zeigte

zeigte sich Cato, wenn man einem Dichter glauben darf, der wenigstens seine Gesinnungen vollkommen getroffen hat, sollte er sie auch in Reden von seiner eigenen Erfindung abschildern, erhabener als jemals. Die Freunde des Cato ermahnten ihn, ein Orakel von so großem und langem Ansehen ebenfals um Rath zu fragen: am meisten drang deswegen Labienus in ihn. „Das Schicksal, sagte er, welches dich auf diesen Weg „geführet hat, bietet dir Gelegenheit an, die Aussprü„che und Lehren des größten Gottes zu hören: unter „einem so erhabenen Anführer können wir diese gefähr„liche Straße desto sicherer gehen, und den Ausgang „dieses Krieges von ihm erfahren. Wem sollten die „Götter wohl ihre Geheimnisse lieber eröffnen als dem „unsträflichen Cato? Dein Leben war ja stets nach den „Gesezen des Himmels eingerichtet, und du ahmest „Gott nach. Da du nun jezt frey mit dem Jupiter „sprechen kannst: so frage ihn um das Schicksal des „schlimmen Cäsar, um den künftigen Zustand unsers „Vaterlandes. Erkundige dich, ob die Römer dereinst „wieder nach ihren Gesezen und Freyheiten werden le„ben können, oder ob dieser bürgerliche Krieg verge„bens geführet wird? Fülle dein Gemüth mit dieser „heiligen Stimme an! Wenigstens frage den Jupi„ter, da du ein Liebhaber der strengsten Tugend bist, „was eigentlich die Tugend sey, und begehre von ihm „die Vorschrift zu einem untadelhaften Leben!“

Auf diese Anrede gab Cato eine Antwort, welche, wie Lucanus sagt, zeigte, daß Gott in seinem Herzen wohne, und welche man selbst einen Götter-Ausspruch hätte nennen können. „Was, sagte er, willst du, o „Labienus, daß ich fragen soll? Etwan, ob ich lie„ber wünschte, bewaffnet, aber frey, umzukommen, „als meine Mitbürger in der Knechtschaft zu sehen?

„Ob

„Ob das Leben an sich keinen Werth habe? oder ob es „einen bekomme, wenn es lange währet? und ob die „Dauer darinne einen Unterscheid mache? Ob Gewalt„thätigkeiten einem rechtschaffenen Manne schaden kön„nen? Ob die Drohungen des Unglücks verschwinden, „wenn man ihm die Tugend entgegen sezt? Ob es ge„nug sey, sich zu vortrefflichen Thaten zu entschließen? „und ob ein tugendhafter Vorsaz dadurch niemals schäz„barer werde, wenn er von einem glücklichen Erfolge „begleitet wird? — Alles dieses weiß ich längst, und „der Ammonische Jupiter kann es mir nicht tiefer „in das Herz eindrücken. Wir hängen alle von den „Göttern ab; und wenn wir ihnen gleich keinen äusser„lichen Dienst im Tempel erweisen, so thun wir doch „nichts ohne ihren Einfluß. Gott ist keiner ausdrück„lichen Worte benöthigt, um uns zu belehren: er hat „uns einmal, da er uns gebohren werden ließ, alles „gesagt, was wir wissen sollen. Er hat gewiß nicht „diese unfruchtbaren Sandwüsten dazu ausgesucht, um „hier einigen wenigen seinen Willen kund zu thun; in „diesen Staub hat er gewiß die Wahrheit nicht vergra„ben. Wo anders hat die Gottheit ihren Siz, als auf „der Erde, im Himmel, Luft und Meer, und in der „Tugend? Warum sehen wir uns denn noch weiter „um, wo die Götter seyn mögen? Du magst hinsehen, „dich begeben wohin du willst, so ist Jupiter daselbst. „Nur diejenigen, welche immer wanckend sind, und „wegen der künftigen Zufälle in Sorgen stehen, mögen „Wahrsager nöthig haben; mich machen nicht Orakel„sprüche, sondern der gewisse Todt macht mich gewiß. „Der Furchtsame muß endlich eben sowohl fallen, als „der tapfere Mann. Es ist genug, daß uns Jupiter „so viel gesagt hat.“ In dieser Denckungsart, welche für einen Heyden unverbesserlich schön war, verließ Cato den Tempel, ohne sich in demselben umgesehen

zu haben. Nach zween Monathen kam er in dem eigentlichen Africa an, wohin er ohngefähr zehn tausend Soldaten brachte. Er hatte nicht nur einerley Elend mit diesen ausgestanden; sondern auch die Zeichen seiner Trauer über das allgemeine Unglück, seit dem Tage, an welchem er die Nachricht von der Pharsalischen Schlacht vernommen, damit vermehret, daß er niemals mehr liegend, wie die Alten zu thun pflegten, sondern sitzend seine Mahlzeit einnahm, und sich nur zum Schlafen, dessen er sich ebenfals mäßiger als alle andere bediente, niederlegte.

Nachdem er sich mit dem Scipio und Varus vereinigt hatte, fand er, daß diese beyden Feldherren sich mit dem Könige Juba schlecht vertrugen. Dieser Mauritanische Fürst bezeigte zwar einen großen Eifer für die Parthey des Pompejus, welche nunmehr vollkommen die Parthey der Freyheit geworden war; allein seine Macht und seine Reichthümer flößten ihm einen unerträglichen Stolz ein: er gieng mit den Römischen Feldherren wie mit seinen Statthältern um. Bey dem ersten Gespräche mit dem Cato, sezte er sich zwischen diesen und den Scipio. Cato, den dieses verdroß, trug seinen Stuhl auf die Seite des Scipio, und verschaffte dadurch diesem, ob er gleich wußte, daß derselbe sein Feind sey, und eine anzügliche Schrift wider ihn ausgestreuet habe, den mittelsten Platz. Er stellte auch das gute Vernehmen zwischen dem Juba und den Römischen Befehlshabern wieder her. Gleichwohl hat man es diesem Manne, der so willig seinem Feinde die geehrteste Stelle überließ, verarget, daß er einstmal im Spazierengehen einen Philosophen, aus Hochachtung gegen seine Wissenschaft, in die Mitte genommen habe: so alt und allgemein sind die Thorheiten des Cäremoniels.

Man

Man trug ihm darauf einmüthig die Anführung des ganzen Kriegsheeres an: selbst Scipio und Varus wollten ihm hierinne weichen. Allein da Cato nur Prätor gewesen, und Scipio hingegen Proconsul war: so weigerte er sich diese Stelle anzunehmen, weil er dadurch der Verfassung des Staates und eben denjenigen Gesezen zuwider handeln würde, welche sie gegen den Cäsar vertheidigten. Ausserdem sah auch das gemeine Volck den Nahmen des Scipio als eine glückliche Vorbedeutung für diesen Krieg in Africa an, wo sich zween andere Scipionen gegen die Carthaginenser einen so großen Ruhm erworben hatten. Allein dieser ihr Nachkomme hatte mit dem Nahmen ihre Klugheit nicht geerbt. Kaum hatte er die oberste Befehlshaber-Stelle übernommen, so entschloß er sich, dem Juba zu Gefallen, alle Einwohner von Utica, unter dem Vorwande, daß sie dem Cäsar zugethan wären, umbringen, und die Stadt zerstören zu lassen. Cato hatte ungemeine Mühe, diese Grausamkeit, welche auch der Kriegs-Rath billigte, abzuwenden. Das Bitten der Einwohner von Utica, und das Verlangen des Scipio, bewogen ihn endlich, die Beschüzung dieser Stadt selbst auf sich zu nehmen. Sie lag sehr vortheilhaft am Meere, und gab ihren Besizern allen Ueberfluß in die Hände; Cato aber sezte sie noch in einen stärckern Vertheidigungsstand. Er schaffte eine Menge Getreyde hinein, ließ die Mauern ausbessern, Thürme längst denselben aufführen, und umgab sie mit tiefen Gräben und Schanzen. Den erwachsenen Uticensern wies er ihren Aufenthalt in den Verschanzungen an, nachdem sie ihm vorher ihr Gewehr hatten übergeben müssen; die übrigen aber ließ er in der Stadt bleiben, und war sehr dafür besorgt, daß ihnen von den Römern kein Leid zugefügt würde. Er schickte auch aus dieser Stadt eine Menge Waffen, Geld und Lebensmittel

mittel in das Römische Lager. Auf diese Art hatte er Utica zu dem vornehmsten Waffen-Platze seiner Parthey gemacht.

Dabey vergaß Cato nicht, dem Scipio eben denjenigen Rath zu ertheilen, den er ehemals dem Pompejus gegeben hatte, er möchte sich mit einem so kriegerischen und hizigen Feldherrn, als Cäsar wäre, in keine Schlacht einlassen; sondern Zeit zu gewinnen suchen, mit welcher sich die tyrannische Gewalt desselben von selbst verzehren würde. Allein Scipio verachtete diese Erinnerung so sehr, daß er den Cato in einem Schreiben fragte, ob es ihm nicht genug sey, selbst innerhalb der Mauern zu sitzen, und ob er auch andere verhindern wollte, kühnere Maaßregeln zu ergreifen? Darauf antwortete ihm Cato, er sey bereit mit denjenigen Soldaten, welche er nach Africa gebracht habe, nach Italien überzuschiffen, und dadurch den Cäsar zu nöthigen, sich ebenfals dahin zu wenden. Dieser Rath, der desto weiser war, je mehr man erwarten konnte, daß viele tausende in Italien sich gegen den Cäsar, zumal unter einem Anführer, wie Cato war, erklären würden, wurde vom Scipio nur verlacht. Daher reuete es nun den Cato, daß er demselben die höchste Befehlshaber-Stelle überlassen hatte: er hoffte weder, daß derselbe den Krieg geschickt führen, noch daß er, wenn er wider alles Vermuthen den Sieg erhalten sollte, sich desselben mit Mäßigung bedienen werde. Er war auch schon entschlossen, im Fall daß Cäsar geschlagen würde, nicht zu Rom zu leben; sondern der Härte und Grausamkeit des Scipio, die er schon damals gegen viele mercken ließ, auszuweichen. Allein bald darauf kam die Nachricht nach Utica, daß alles verloren sey, und daß in einer entscheidenden Schlacht bey Thapsus, die drey Heere des Scipio,

Varus und Juba, völlig zu Grunde gerichtet worden wären, wenige ausgenommen, die sich mit dem Scipio und Juba flüchten konnten.

Um die Bestürzung, welche diese Nachricht erregte, zu stillen, gieng Cato selbst an dem Abende, da sie angekommen war, in der Stadt herum, und sprach dem Volcke, das mit einem kläglichen Geschrey herumlief, Trost und Muth zu. Des andern Morgens aber ließ er die dreyhundert Römischen Bürger, welche zu Utica wohnten, und Kaufleute oder Wechsler waren, nebst den Römischen Rathsherren und ihren Söhnen, welche sich daselbst befanden, zusammen rufen. Während daß sie sich versammleten, las er vor ihnen mit völliger Ruhe des Gemüths ein Verzeichniß von allem, was zu Utica zur Erhaltung und Vertheidigung der Stadt vorhanden war. Er fieng darauf mit den Dreyhunderten zuerst zu reden an; lobte die Bereitwilligkeit, mit welcher sie bisher das gemeine Beste befördert hätten, und ermahnte sie, in ihren Entschlüssen nicht ein jeder für sich, sondern gemeinschaftlich zu verfahren. Wenn sie zusammen hielten, sagte er, so werde Cäsar, sie möchten gegen ihn fechten, oder ihn um Gnade bitten, desto mehr Achtung gegen sie bezeigen. Er überließe es ihren eigenen Berathschlagungen, welches von beyden sie thun wollten. Würden sie sich nach dem veränderten Glücke richten: so werde er ihre Gesinnungen der Nothwendigkeit zuschreiben. Wollten sie aber dem Cäsar widerstehen, und sich für die Freyheit in Gefahr begeben: so werde er ihre Großmuth nicht allein loben, sondern auch bewundern, und sich selbst zu ihrem Anführer und Mitstreiter anbieten, bis sie die lezten Versuche für das Vaterland gewagt hätten. Dieses sey nicht Utica, oder eine andere Africanische Stadt, sondern Rom, welches sich durch seine Größe schon oft

oft aus weit schwerern Unglücksfällen wieder aufgerichtet hätte. Unter vielen vortheilhaften Umständen, auf welche sie in Ansehung ihrer Rettung vertrauen könnten, sey dieses der vornehmste, daß sie sich gegen einen Mann zu wehren hätten, der Africa gar bald würde verlassen müssen. Spanien habe sich schon für den jüngern Pompejus erklärt. Rom selbst sey des Jochs noch nicht gewohnt, welches er ihr aufgelegt habe; und werde bey jeder wichtigen Veränderung sich ebenfals bewegen. Vor der Gefahr müßten sie sich nicht scheuen: das lehre sie selbst das Beyspiel ihres Feindes, welcher seines Lebens desto weniger schone, je größere Verbrechen er begehen wolle. Allein er habe keinen gleichen Ausgang des Kriegs mit ihnen zu erwarten: denn, wenn sie siegten, so könnten sie das glückseeligste Leben hoffen; würden sie aber überwunden, so werde ihr Todt sehr rühmlich seyn. Sie wären es, sagte er zulezt, welche dieses alles wohl überlegen und wünschen müßten, daß ihnen jeder Entschluß, den sie ihrer bisherigen tugendhaften Gesinnung gemäß fassen würden, glücklich gelingen möge.

Diese Ermahnungen des Cato machten einigen der Anwesenden würcklich Muth. Die meisten aber bewunderten seinen unerschrockenen und großmüthigen Geist, und seine Menschenliebe; sie sahen ihn als den einzigen unüberwundenen, über das Glück selbst erhabenen Feldherrn an, und boten ihm ihr Vermögen und Leben an, weil sie lieber beydes verlieren, als einen so vortrefflichen Mann ohne Hülfe lassen wollten. Einer unter ihnen that auch den Vorschlag, welchen die meisten annahmen, man möchte zur Beschüzung der Stadt alle Sclaven frey lassen; allein Cato willigte darein nur unter der Bedingung, wenn ihre Herren solches freywillig thun wollten, weil man sonst eine Ungerech-

tigkeit dadurch begehen würde. Die Rathsherren thaten dieses sogleich. Allein die Dreyhundert, deren meistes Vermögen eben in ihren Sclaven bestand, blieben nicht lange standhaft. Die Rede des Cato hatte sie erhizt; sobald sie ihn aber nicht mehr sahen und hörten, erkalteten sie. Diejenigen unter ihnen, die sich noch zu mäßigen wußten, sagten: „Wer sind wir, daß wir „uns allein dem Cäsar, der die ganze Macht des Römischen Volcks in seinen Händen hat, widersezen sollten? Keiner unter uns ist ein Scipio, ein Pompejus, oder ein Cato. Und wir sollten zu einer Zeit, „da sich alle Menschen aus Furcht unter ihre Würde „erniedrigen, für die Römische Freyheit aus Utica „wider denjenigen fechten, vor welchem Cato mit dem „großen Pompejus aus Italien fliehen mußte? Wir „sollten unsere Sclaven freylassen, und wider den Cäsar bewaffnen? Sie haben gewiß schon so viel Freyheit, als es ihm gefällt, ihnen zu lassen. Wir Elende sollten uns jezt schon kennen lernen, den Sieger „vielmehr um Gnade bitten, und Abgeordnete deswegen zu ihm schicken.“ Allein die meisten unter den Dreyhunderten dachten nicht bloß kleinmüthig, sondern auch boshaft: sie wollten sich der Römischen Senatoren zu Utica bemächtigen, und hofften den Zorn des Cäsar dadurch zu besänftigen, daß sie ihm dieselben überlieferten. Als Cato dieses merckte, widerrieth er dem Scipio und Juba, welche sich in der Nähe aufhielten, und ihn fragen ließen, ob sie ihm mit den übrig gebliebenen Kriegsvölckern zu Hülfe kommen sollten, diesen widerrieth er sich nach Utica zu begeben, weil er den Dreyhunderten nicht mehr trauen konnte. Er hätte sie zwar leicht durch eine Anzahl Soldaten im Zaum halten, oder gar aus dem Wege räumen können; und dieses würde vielleicht jeder andere Befehlshaber an seiner Stelle gethan haben; allein Cato, der mit ihrer

Furcht

Furcht Mitleiden hatte, und sie nicht ganz mißbilligen konnte, war einer solchen Begegnung nicht fähig.

Unterdessen näherte sich eine Anzahl Reiter, welche aus der Schlacht bey Thapsus entflohen waren, der Stadt. Sie waren unter sich uneins, ob sie sich zum Juba, oder zum Cato wenden sollten: sie verlangten daher mit diesem zu sprechen, weil sie sich zu Utica selbst nicht vor sicher hielten. Cato ließ den Rubrius in der Stadt zurück, mit dem Befehl, auf die Dreyhunderte acht zu geben, diejenigen in der Stille aufzuschreiben, welche ihre Sclaven frey lassen wollten; aber niemanden dazu zu zwingen. Er selbst gieng nebst den Senatoren den Reitern entgegen, und bat ihre Befehlshaber, daß sie doch diese edle Römer nicht verlassen, nicht statt seiner den Juba zu ihrem Anführer wählen, sondern vielmehr zum gemeinschaftlichen Besten das ihrige beytragen, und in die Stadt kommen möchten. Diese sey nicht leicht zu erobern, indem sie Vorrath von aller Art auf viele Jahre habe. Eben dieses baten die Rathsherren mit Thränen, und Cato wartete nebst ihnen auf die Entschließung der Soldaten. Indessen meldete ihm Rubrius, daß die Dreyhundert eine große Verwirrung in der Stadt stifteten, und sie offenbar zur Empörung zu verleiten suchten. Cato ließ ihnen sagen, daß sie noch eine kurze Zeit Geduld haben möchten; er tröstete die Gegenwärtigen, welche sich nach dieser Nachricht vor verloren hielten, und wollte vors erste die Gesinnungen der Reiter vernehmen. Allein diese ließen ihm zwar versichern, daß sie gewiß nicht in den Sold des Juba treten, daß sie sich auch unter der Anführung des Cato vor dem Cäsar nicht fürchten würden; aber mit den Einwohnern von Utica, von denen gar keine Treue zu erwarten wäre, wollten sie nicht in Einer Stadt bleiben. Wenn sich diese gleich jezt

ruhig verhielten, so würden sie doch bey der Ankunft des Cäsar auf nichts als auf Verschwörung und Verrätherey dencken. Sie müßten daher aus der Stadt gejagt oder umgebracht werden; alsdann wollten sie dieselbe besezen und vertheidigen. Ein so hartes Mittel, ich brauche es kaum hinzu zu sezen, gefiel dem Cato nicht: er versprach also nur, daß er mit den Dreyhunderten sich berathschlagen wollte.

Er unterredete sich auch mit ihnen; allein sie bezeigten ihm nicht mehr die alte Ehrerbietung. Sie ließen ihren Zorn gegen alle diejenigen mercken, welche sie nöthigen wollten, sich zur Gegenwehr zu sezen; einige sagten sogar, man müsse die Rathsherren bis zur Ankunft des Cäsar in der Stadt zurückhalten. Doch Cato stellte sich, weil er ohnedieß ein schweres Gehör hatte, als wenn er dieses leztere nicht vernommen hätte. Desto mehr war er für die Sicherheit dieser seiner verlassenen Freunde besorgt, und erschrack nur ihrentwegen, als man ihm meldete, daß die Reiter im Begriff wären fortzuziehen. Er jagte ihnen sogleich nach; sie nahmen ihn nicht nur mit Freuden auf, sondern baten ihn auch, daß er sich in ihrer Gesellschaft retten möchte. Cato bat sie weinend und demüthig, sich der Senatoren anzunehmen; er lenckte sogar einigen die Pferde um, ergriff ihre Waffen, und brachte sie endlich dahin, daß sie noch diesen Tag daselbst verbleiben wollten, damit dieser kleine Hauffen standhafter und Freyheitliebender Römer sich mit Sicherheit flüchten könnte. Er gab ihnen darauf die Thore und das Schloß ein.

Ueber diese Anstalten des Cato zitterten die Dreyhunderte: sie kannten ihn so wenig, daß sie befürchteten, er würde sich der Reiter dazu bedienen, ihre Unbeständigkeit zu bestrafen. Sie ließen ihn daher bitten, zu ihnen zu kommen. Die Rathsherren wollten dieses

durchaus

durchaus nicht zugeben, daß sich ihr Beschützer unter diese Treulose wagen sollte. Allein er danckte ihnen für ihren Eifer, und gieng allein zu denselben hin. Ganz Utica erkannte damals die Großmuth des Cato und seine unverfälschten Tugenden am allerdeutlichsten. Er hatte schon seit einiger Zeit den Vorsaz gefaßt, sein Leben selbst zu endigen: man merckte solches auch, obgleich wider seine Absicht. Und gleichwohl stand er noch ungemeine Sorgen, Arbeiten und schmerzhafte Bewegungen für andere aus, um sie eher als er stürbe, in Sicherheit zu sezen. Die Dreyhunderte boten ihm bey allen übrigen Gelegenheiten ihre treuen Dienste an; nur in den gegenwärtigen Umständen baten sie ihn um Verzeihung ihrer Schwachheit, daß sie ihm nicht ähnlich werden könnten. Sie hätten sich, sagten sie, entschlossen, den Cäsar durch Abgeordnete um Gnade zu bitten, und für ihn zuerst und am meisten darum anzuhalten. Wenn Cäsar ihm nicht verzeihen würde: so wollten sie auch für sich selbst die Gnade, welche sie erhalten könnten, nicht annehmen, sondern für ihn streiten, so lange noch ein Leben in ihnen wäre. Cato lobte ihre guten Gesinnungen; ja er gab ihnen den Rath, ihre Abgeordnete eiligst abzuschicken; allein er verlangte zugleich, daß sie für ihn gar keine Fürbitte einlegen möchten. Nur Ueberwundene, sezte er hinzu, und diejenigen, welche einen Fehler begangen hätten, müßten um Verzeihung bitten. Er hingegen sey niemals vom Cäsar besiegt worden; sondern es stehe vielmehr in seinem Gefallen, sich als den Ueberwinder desselben durch gute und gerechte Handlungen, zu betrachten. Cäsar sey in der That überwunden und gefangen; denn jezt werde er vor den Augen der Welt derjenigen Unternehmungen wider sein Vaterland überführet, welche er vorher immer geleugnet hätte.

Als man hierauf dem Cato hinterbrachte, daß Cäsar mit seinem ganzen Kriegsheere im Anzuge gegen die Stadt begriffen sey, rief er im Scherze aus: Ey! gegen was vor tapfere Männer kommt er angezogen! Sodann wandte er sich gegen die Rathsherren, und ermahnte sie, ihre Flucht zu beschleunigen, so lange noch die Reiter zugegen wären, um dieselbe zu bedecken. Er ließ daher alle Thore verschließen, bis auf dasjenige, welches zum Meere führte, theilte unter seine Freunde Schiffe aus, und sorgte dafür, daß es bey der Einschiffung ordentlich zugienge. Wo einige Gewaltthätigkeiten und Unruhen vorfielen, da stillte er sie sogleich; er gab auch den Dürftigern Geld zur Reise. Unter den Kriegsvölckern, die sich aus der Schlacht bey Thapsus gerettet hatten, befanden sich noch zwo Legionen, mit welchen sich Marcus Octavius bey Utica lagerte, und vom Cato verlangte, daß er es mit ihm ausmachen möchte, auf was Art sie sich beyde in die Befehlshaberstelle theilen könnten. Allein Cato, welcher sah, wie vergeblich dergleichen Anstalten seyn würden, gab darauf gar keine Antwort, sondern sagte nur zu seinen Freunden: Dürfen wir uns wohl noch wundern, daß unsere Angelegenheiten zu Grunde gerichtet sind, da wir mitten im Untergange selbst noch einen unzeitigen Ehrgeiz beybehalten! Die Reiter zogen nunmehr fort, plünderten aber vorher die Einwohner von Utica. Auf diese Nachricht eilte ihnen Cato nach, und entriß einigen das Geraubte mit eigener Hand. Die übrigen warfen geschwinde alles, was sie mitgenommen hatten, weg, und alle standen beschämt, stumm und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm. Er ließ darauf die Einwohner von Utica zusammen kommen, um sie zu bitten, daß sie den Cäsar nicht gegen die Dreyhunderte aufbringen, sondern auf das allgemeine Beste sehen möchten.

Weit

Weit mehr aber war er um seine Freunde bekümmert, die auch in größerer Gefahr vor dem Feinde standen. Er sah ihnen daher zufrieden zu, als sie die Schiffe bestiegen, und nahm von ihnen Abschied. Seinem Sohne rieth er nicht, sich mit ihnen zu flüchten: er sah, wie unzertrennlich ihm derselbe nachfolgte, und wollte dieser kindlichen Pflicht keine Gewalt anthun. Hingegen verlangte er durchaus, daß sich sein Freund Statillius mit den andern in Sicherheit begeben sollte. Dieser war ein Mann in seinem besten Alter, und hatte seinen Haß gegen den Cäsar sehr mercklich an den Tag gelegt: er war aber entschlossen, die Standhaftigkeit des Cato in allen Stücken nachzuahmen. Da ihn dieser vergebens ermahnte, übergab er ihn zween umstehenden Philosophen mit den Worten: „Euch kommt „es zu, seinen Trotz zu erweichen: und ihn zu demje„nigen zu leiten, was ihm am nüzlichsten ist." Er brachte noch die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages damit zu, allen denjenigen beyzustehen, die seine Hülfe brauchten. Ein Anverwandter des Cäsar war im Begriff, als Abgeordneter der Dreyhunderte zu demselben zu reisen: er bat den Cato, ihm seinen Rath über die Rede zu ertheilen, welche er für dieselben an den Cäsar halten wollte, und sezte hinzu, er werde sich nicht schämen, dem Cato zum Besten, diesem sogar zu Füßen zu fallen. Cato verbot ihm, dieses leztere zu thun. „Wenn ich, sagte er, der Gna„de des Cäsar meine Sicherheit zu dancken haben woll„te: so müßte ich selbst zu ihm gehen. Allein ich mag „einem Tyrannen für seine Verbrechen keine Verbind„lichkeit schuldig seyn. Denn darinne begeht er aller„dings ein Verbrechen, daß er denen als ihr unum„schränckter Herr das Leben schenckt, über welche ihm „gar keine Herrschaft gebühret. Was aber die Rede „für die Dreyhunderte betrift, so wollen wir uns über

„dieselbe unterreden.“ Er that auch solches, und empfol dem Anverwandten des Cäsar beym Abschiednehmen seinen Sohn und seine Freunde. Nachdem er hierauf diese hatte zusammen kommen lassen, verbot er seinem Sohne, niemals an den Staatsgeschäften einen Antheil zu nehmen, weil es ihm nicht möglich seyn werde, sie als ein Cato zu verwalten, und eine jede andere Art unanständig sey. Gegen den Abend erinnerte er sich an den Statillius, und fragte einen von den Philosophen, ob er demselben seinen hohen Eigensinn benommen, und ihn bereits zur Abreise bewogen habe. Als er aber hörte, daß sein Freund noch immer bey dem Vorsaze bleibe, seinem Betragen in allem nachzufolgen, sagte er lächelnd: „Dieses wird sich bald zeigen.“

Am lezten Abende seines Lebens speiste Cato in der Gesellschaft einiger Freunde und der obrigkeitlichen Personen von Utica. Man sprach während der Mahlzeit von allerhand philosophischen Materien mit vieler Lebhaftigkeit. Cato fiel endlich auf die sogenannten Paradoxa der Stoiker, unter andern auf ihre Lehre, daß nur ein rechtschaffener Mann frey, hingegen alle Lasterhafte Sclaven wären. Da ihm ein Aristotelischer Philosoph hierinne widersprach: so vertheidigte er diesen Saz so weitläuftig und so heftig, daß jedermann merckte, er sey Willens, ein Beyspiel von der Freyheit zu geben, welche dem Weisen, nach seiner Meinung, niemand rauben könnte, indem er sich selbst umbringen würde. Um die Gäste von diesem Verdachte abzuziehen, den sie durch ein trauriges Stillschweigen verriethen, fieng er von seinen abreisenden Freunden zu reden an, welche, wie er befürchtete, sowohl auf der See als auf dem festen Lande mancher Gefahr ausgesezt seyn dürften. Nach der Mahlzeit umarmte er seinen Sohn und seine Freunde mit weit mehrerer Hitze als er sonst

zu

zu thun pflegte: und auch daraus schlossen sie, daß er auf einen nahen Todt bedacht sey.

Cato saß jezt allein in seinem Schlafzimmer. Voll von dem Entschluße, sein Leben abzukürzen, suchte er sich auf die neue Welt vorzubereiten, in welche er eingehen wollte. Er fieng daher an, den Phädon des Plato zu lesen. Diesen Nahmen führt eines der vortrefflichsten Gespräche dieses großen Mannes, in welchem er seinen Lehrer, den Socrates, über die Natur und Würde der menschlichen Seele, und sonderlich auch über ihre Unsterblichkeit, erhaben und überzeugend reden läßt. Man hat es als einen sonderbaren Umstand angemerckt, daß Cato, indem er mit dem Selbstmorde umgieng, eine Schrift zu lesen gewählt habe, in welcher derselbe getadelt wird. „Wir Menschen, sagt „Socrates darinne, sind von Gott gleichsam auf ei„nen Wach-Posten gesezt, den wir nicht nach unserm „Gefallen verlassen dürfen. Wir gehören unter die „Besizungen der Götter, und sie müssen sich daher eben „so sehr darüber erzürnen, wenn wir uns selbst umbrin„gen, als sich ein Herr von seinem Leibeigenen, der „sich das Leben genommen hat, beleidigt hält, und ihn „dafür, wenn er könnte, strafen würde. Jedoch, fährt „Socrates fort, wenn uns Gott eine nothwendige „und gerechte Ursache zuschickt, aus der Welt zu gehen, „wie diejenige ist, die ich jezt vor mir habe,“ (er saß unschuldig im Gefängnisse, und war verurtheilt den Giftbecher zu trincken,) „alsdenn kann man sich dersel„ben bedienen.“ Cato glaubte ebenfalls, wie Cicero im ersten Buche seiner Tusculanischen Untersuchungen sagt, eine solche dringende Ursache, sein Leben aufzugeben, von Gott bekommen zu haben: und er freuete sich darüber.

Nachdem

Nachdem er das Gespräch beynahe durchgelesen hatte, sah er sich nach seinem Schwerdte um, und fand es nicht mehr über seinem Kopfe hängen: denn sein Sohn hatte es heimlich weggenommen. Er fragte darauf einen Sclaven, wer es weggetragen hätte, fieng wieder an zu lesen, und befohl sodann mit einer gleichgültigen Miene, es wieder hereinzubringen. Da dieses aber nicht geschah, rief er über eine Weile alle Sclaven, verlangte mit mehrerer Heftigkeit sein Schwerdt, schlug im Verdruß über ihren Ungehorsam, einen unter ihnen so gewaltsam, daß er sich die Hand verwundete: er beklagte sich zugleich laut, daß ihn sein Sohn und seine Sclaven unbewaffnet an den Feind verrathen wollten. Sein Sohn kam hierauf nebst seinen Freunden herbeygelauffen, umarmte ihn, und bat ihn mit kläglicher Stimme, seinen Vorsaz zu ändern. Allein Cato sagte mit finstern Blicken zu ihm: „Wenn habe ich denn „jemals eine offenbare Thorheit begangen? Oder war„um giebt man mir nicht Erinnerungen, wenn ich einen „unvernünftigen Entschluß fasse, und sucht mich durch „Gründe davon abzuziehen; sondern hindert mich nur „schlechterdings an meinen Absichten, und beraubt mich „meiner Waffen? Binde lieber gar deinem Vater die „Hände auf den Rücken, damit Cäsar, wenn er an„kommt, mich gänzlich außer Stande finde, mich zu ver„theidigen. Ich brauche endlich auch das Schwerdt „nicht nothwendig, um mir das Leben zu nehmen: und „ich kann es eben so leicht verlieren, wenn ich nur den „Athem eine kurze Zeit an mich halte, oder den Kopf an „die Wand stoße." Der feste Vorsaz des Cato, der aus diesen Worten hervorleuchtete, machte, daß sein Sohn und seine Freunde das Zimmer weinend verließen.

Es blieben nur zween Philosophen bey ihm, welche er in einem gelindern Tone anredete. „Wollt ihr et-

„wan

„wan auch, sagte er, einen Mann von meinen Jahren „mit Gewalt beym Leben zurückhalten, und gleichsam „stillschweigend hier bewachen? Wollt ihr mir vielleicht „beweisen, daß es für den Cato nicht unanständig und „schimpflich sey, da er von keiner Seite mehr Heil er„wartet, dasselbe von seinem Feinde zu hoffen? Belehret „und überzeugt mich lieber davon, daß ich die Grund„säze, denen ich so viele Jahre hindurch gefolgt bin, „verwerfen, durch den Câsar weiser werden, und ihm „dafür noch Danck sagen soll. Ich habe noch nichts „über mich beschlossen; aber es muß wenigstens in mei„ner Gewalt stehen, was ich nach genugsamer Ueberle„gung beschließen werde, auszuführen. Mit euch selbst „will ich mich darüber berathschlagen, indem ich die „Lehren zu Rathe ziehen werde, welche ihr empfelet. „Gehet also getrost, und sagt meinem Sohne, er möchte „seinen Vater in solchen Dingen, in welchen er ihn kei„nes andern überzeugen kann, auch nicht zu zwingen „suchen." Die Philosophen konten hierauf nichts antworten, weil er sie mit ihren eigenen Waffen bestritt: sie giengen daher mit Thränen von ihm weg.

Ein kleiner Knabe brachte ihm hierauf sein Schwerdt zurück. Er zog es aus der Scheide, fand es scharf genug, und rief mit einer Art von Zufriedenheit aus: „Nun bin ich endlich mein eigener Herr!" Darauf las er nochmals das Gespräch des Plato. So gewiß ich bin, daß er dem Inhalte desselben Beyfall gegeben habe; so sehr wünschte ich doch, daß man seine Gedancken über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, und über ihren Zustand nach dem Tode, etwas genauer wüßte. Nach dieser Beschäftigung verfiel er in einen so tiefen Schlaf, daß man ihn vor der Thüre schnarchen hörte. Um Mitternacht ließ er seinen Freygelassenen Cleanthes, der ihm zum Arzte diente, und den Butas, wel-

chen

chen er bey öffentlichen Angelegenheiten zu gebrauchen pflegte, zu sich kommen. Diesen schickte er ans Meer, um zu erfahren, ob alle seine Freunde abgeseegelt wären; von jenem aber ließ er sich die verwundete Hand verbinden. Alle Anwesenden schöpften daraus eine fröliche Vorbedeutung, daß Cato weiter nicht ans Sterben dächte; er scheinet aber mehr dadurch sie in ihrer Meinung haben stärcken wollen, damit sie seinen Entschluß nicht hindern möchten. Butas brachte ihm hierauf die Nachricht, daß alle seine Freunde abgeseegelt wären, den Crassus ausgenommen, der durch einige Geschäfte bisher zurückgehalten würde: doch ebenfals im Begriff sey, ins Schiff zu steigen: zugleich meldete er ihm, daß sich ein großer Sturm auf der See erhoben habe. Cato seufzete darüber aus Mitleiden gegen seine Freunde, und schickte den Butas wieder in den Hafen, um zu sehen, ob etwan einer von den Abgereiseten aus Noth zurückgekommen wäre, dem er helfen könnte. Er fieng hierauf abermals zu schlafen an. Da er endlich von dem Butas erfuhr, daß in dem Hafen eine große Stille regiere, befohl er ihm die Thür zu verschließen, und legte sich auf das Bette, gleichsam als wenn er die übrige Nacht des Schlafs genießen wollte.

Aber jezt war er zu dem Ziele gekommen, welches er seinem Leben selbst gesezt hatte. Seine Freunde waren gerettet; die Ruhe und Ordnung war in der Stadt wieder hergestellet: und nachdem diese Absichten erfüllt waren, konnte er nach seinen Grundsäzen die Stunde seines Todes desto weniger entfernen, da Cäsar an dem eben anbrechenden Tage gewiß bey Utica eintreffen mußte. Kaum war er also allein gelassen, so stieß er sich sein Schwerdt durch die Brust. Der Stoß wurde nicht gleich tödtlich, weil er ihn mit der schwachen Hand geführt hatte: er rang daher mit dem Tode, fiel vom Bette

Bette herab, und stieß zugleich eine daneben stehende geometrische Tafel um. Auf das Geräusche, welches dadurch entstand, erhub das Gesinde, welches in der Nähe war, ein starckes Geschrey: und sogleich drangen sein Sohn und seine Freunde in das Zimmer hinein. Sie fanden ihn zu ihrem Schrecken verblutet, und einen Theil seiner Eingeweide aus dem Leibe gefallen; doch holte er noch Athem, und sah sie an. Der Arzt eilte herzu, um die Eingeweide, welche nicht verlezt waren, wieder an ihre Stelle zu bringen, und die Wunde zuzunähen. Allein sobald Cato zu sich kam, stieß er den Arzt von sich, riß seine Wunde von neuem auf, und beschleunigte dadurch seinen Todt. Er starb in einem Alter von acht und vierzig Jahren, im siebenhundert und siebenten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, das ist, einige vierzig Jahre vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung.

Sein Todt wurde mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ruchbar. Die Dreyhunderte versammleten sich sogleich vor seinem Hause, und bald nach ihnen die Einwohner von Utica. Alle nannten ihn mit Einer Stimme ihren Wohlthäter und Erretter: er allein, sagten sie, war frey und unüberwindlich. Sie fuhren noch fort, diese Zeichen ihrer Ehrfurcht und Danckbarkeit abzulegen, als man ihnen schon meldete, daß Cäsar vor den Thoren sey. Weder die Furcht, noch die Nothwendigkeit, sich vor dem Ueberwinder zu demüthigen; nicht einmal ihre eigene Uneinigkeit unter einander, hielt sie ab, dem Verstorbenen vor allen Dingen die lezte Ehre zu erweisen. Sie schmückten seinen Leichnam prächtig aus, und begruben ihn mit großen Feyerlichkeiten. Erst hierauf sorgten sie für ihre eigene Wohlfahrt, und für das Beste ihrer Stadt.

Cäsar

Cäsar hatte dieses Ende des Cato nicht vermuthet. Er vernahm zwar von verschiedenen, daß derselbe, an Statt sich auf die Flucht zu begeben, nur andere in Sicherheit brächte, und mit seinem Sohne und einigen vertrauten Bekannten allein und unerschrocken zu Utica zurückbliebe; allein er begriff nicht, was bey diesem Verhalten seine Absichten wären. Desto mehr eilte er mit seinem Heere nach Utica, weil ihm ungemein viel am Cato gelegen war, als an dem einzigen, vor welchem er sich, auch ohne alle Unterstüzung betrachtet, persönlich zu fürchten hatte. Als ihm aber sein Todt hinterbracht wurde, sagte er nur diese Worte: „Ich „mißgönne dir, o Cato! den Todt, weil du mir deine „Rettung und Wohlfahrt nicht gegönnet hast." Er ließ dagegen dem Sohne desselben kein Leid wiederfahren. Dieser lebte in seinen jüngern Jahren etwas üppig; er wischte aber diesen Flecken durch ein rühmliches Ende aus, indem er in der Schlacht bey Philippi, welche der lezte Versuch der sterbenden Freyheit der Römer war, sich für dieselbe tödten ließ. Die Tochter des Cato, Porcia, die an den berühmten Brutus verheyrathet war, zeigte bey der Verschwörung ihres Gemahls wider den Cäsar, einen bewundernswürdigen Muth, mit der höchsten Verachtung von Gefahren und Schmerzen verbunden. Auch der Freund des Cato, Statillius, blieb seiner würdig. Die Philosophen hinderten ihn zwar, sich mit demselben umzubringen; er verlor aber nachmals auch bey Philippi das Leben.

Die Römer behielten nach dem Tode des Cato noch eine ungemeine Ehrerbietung gegen sein Andencken: sie erkannten erst damals, was sie an ihm verloren hatten. Cicero verfertigte eine eigene Lobschrift auf ihn, welcher Cäsar einen Anti-Cato entgegen sezte: mehr vermuthlich, um sich als ein Redner gegen diese Schrift, die seinem

seinem heftigsten Feinde zu Ehren aufgesezt war, zu vertheidigen, als daß er, wie Plutarch etwas zu hart muthmaaßet, dadurch ein Merckmal seines Hasses, eine Probe von der Art, wie er demselben würde begegnet seyn, wenn er ihm lebendig in die Hände gerathen wäre, abgelegt hätte. Als dieser große Feldherr nach Rom zurückgekommen war, stellte er wegen seiner Eroberungen und Siege in so vielen Ländern, einen vierfachen Triumph, mit außerordentlicher Pracht, kurz nach einander an. Der vierte war der Ueberwindung seiner Feinde in Africa gewiedmet: man trug dabey die Bildsäulen der vornehmsten unter ihnen, welche ums Leben gekommen waren, öffentlich zur Schau; aber da das Römische Volck den Cato darunter erblickte, wie er sich in sein Schwerdt stürzte: so wandte es die Augen weg, und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Pope hat diesen Auftritt in seinem Prologus zu Addißons Cato, so vortrefflich geschildert, als es immer ein Römischer Dichter, der dabey zugegen gewesen wäre, hätte thun können. „Da der stolze Cäsar, sagt er, mitten unter seinen Triumphwagen, mitten unter der „Beute der Nationen, und dem ganzen Kriegsgepränge, unedel, stolz und ohnmächtig groß, Rom die Gestalt des Cato zeigte, und sie im Triumph aufführte: „so verlor sich auf einmal das Licht, der Pomp wurde „verdunckelt, als das ehrwürdige Bild ihres todten „Vaters vorbey gieng. Der Triumph hörte jezt auf; — „Thränen ergossen sich aus jedem Auge, und der große „Weltbezwinger gieng nun unbemerckt vorüber. Das „niedergeschlagene Rom verehrte seinen lezten redlichen „Mann, und hatte mehr Ehrfurcht für den Dolch des „Cato, als für das Schwerdt des Cäsar.“

Eben dieses Bild von dem Leben und Tode des Cato, ist jezt hier vorbeygeführet worden; aber es ist ge-

wiß meine Absicht nicht, deutsche Leser zu Römischen Gesinnungen zu erhizen. Für diese ist kein Plaz mehr in den meisten unserer Staaten übrig; und wir wollen uns auch darüber nicht beklagen: denn die Freyheit ist, wie der Dichter zu den Zeiten des Augustus sagte, niemals schäzbarer und angenehmer, als unter einem weisen und guten Fürsten. Allein wir müssen doch die Stelle der Römer einnehmen, wenn wir vom Cato urtheilen wollen: wir müssen uns in seine Zeiten, in die Denckungsart und Religion, welche ihm eigen war, unter seine Freunde und Feinde versezen. Schon stehe ich an diesem Orte: und nun finde ich in dem ganzen heydnischen Alterthume niemanden, der mir grösser und ehrwürdiger vorkäme, als er. Mich rührt die Weisheit und Heiterkeit der Seele am Socrates, der Patriotismus des Cicero, der hohe kriegerische Geist des Cäsar, fast mit der menschenfreundlichen Güte des Titus vereinigt. Aber Cato ist mein Held: er allein besaß alle ihre Tugenden zusammen, und wenn sie bey ihm nicht menschlich, nicht herablassend genug gewesen zu seyn scheinen, so muß man sein Zeitalter darüber zur Rede sezen — nicht ihn.

Rom war, da es den Cato besaß, aber weder kannte noch nüzte, nicht mehr der alte, verehrungswürdige Staat, in welchem die Liebe zum Vaterlande, zur Tugend und zur Freyheit, alle Bürger unter einander verbunden, und ihn unüberwindlich gemacht hatte. Reichthum und Ueppigkeit hatten zuerst angefangen, diese Gesinnungen zu ersticken. Der unbegränzte Ehrgeiz der Großen folgte darauf, und fand dadurch seinen Weg schon gebahnet, um das Volck, das zu jeder Absicht leicht zu erkaufen ist, zum Werckzeuge seiner Herrschsucht zu machen. Endlich brachten Gewaltthätigkeiten und bürgerliche Kriege das Verderben nur geschwinder zur

Reife,

Reise, das ohne dieselben als ein langsames Gift gewürckt haben würde. Die schönste Regierung, die es jemals gegeben hat, ihrer Fehler ohngeachtet, wurde durch ihre eigene Kräffte — denn andere konnten sie nicht zerstören — zu Grunde gerichtet. Es war nicht mehr die Frage, ob Rom frey bleiben, und ob seine Geseze gelten sollten? man konnte nur noch untersuchen, was vor einen Herrn man lieber zu wählen oder zu wünschen hätte; welcher von beyden, die sich die Herrschaft streitig machten, die Geseze weniger übertreten würde? In diesen lezten Stunden des sterbenden Staats trat Cato auf, und suchte ihn mit Gewalt ins Leben zurückzuführen. Er sezte sich fast allein zum Damm gegen die allgemeine Zerrüttung, rufte vergebens andere auf, um ihn zu verstärcken, und wurde zulezt von den Fluthen, die schon das ganze Vaterland überschwemmt hatten, auch mit fortgerissen.

Hier sage man noch, wenn man kann, daß Cato durch Glimpf und Nachgeben die Wunden des Staats sicherer würde geheilt haben, als durch eine unbarmherzige Schärfe. Große, fast verzweifelte Krankheiten erfordern auch Mittel, die gewaltsam und geschwind entscheiden. Die Gelindigkeit, der Wanckelmuth, und die süßen Hoffnungen, mit welchen so viele andere damals die öffentlichen Angelegenheiten betrachteten, dienten würcklich nur dazu, die noch in den Rechtschaffenen übrigen Kräfte unbrauchbar zu machen. Wenn es mehrere Catonen, nur mehrere Nachahmer von ihm gab: so war der Staat gerettet. Andere haben seinen Sinn störrisch, unbiegsam, zu streng für die unglücklichen Zeiten, in denen er gelebt hat, gefunden; ich aber halte ihn vor die lezte Hülfe, die seinem Vaterlande geschenckt wurde, und deren es sich nicht bedienen wollte.

Wenn man glauben könnte, daß gewiße Menschen mit großen und edeln Gesinnungen gebohren werden: so würde ich dieses vom Cato behaupten. Er war wenigstens von der kleinen Anzahl derer, in denen die Seele fast gar keine Hindernisse antrifft, sich frühzeitig und hoch über das Körperliche empor zu schwingen: einer von den glücklichen Sterblichen, bey welchen die Kindheit kurz und unmercklich ist. Als ein bejahrter Mann widerstand er allein den gefährlichen Absichten des Pompejus und Cäsar, das ist, der halben Welt: und als ein Knabe war er schon bereit, Rom von seinen Tyrannen zu befreyen.

Aber ist es auch wahre Tugend gewesen, welche die Handlungen des Cato beseelt hat? Ich fürchte mich nicht vor dem Ausspruche eines alten Kirchenlehrers, welcher mehr gutmeinend als philosophisch geurtheilt hat: „Die Tugenden der Heyden wären nur glänzende Sün„den gewesen." So lange es durch die Geschichte ausgemacht bleibt, daß das Gesez der Natur, welches in die menschlichen Gemüther eingegraben ist, Millionen Menschen, nach der göttlichen Absicht, den Begriff von Religion und Pflicht, allein habe vorzeichnen müssen: so lange kann es nicht vor unmöglich gehalten werden, daß sich unter eben diesen Menschen viele würcklich Tugendhafte gefunden haben. Die Tugend des Cato war so rein, als sie nach seiner vernünftigen Erkenntniß von Gott, von dem Verhältnisse der Menschen gegen ihn, seinen Forderungen an dieselben, und ihrem künftigen Zustande; aber auch, als sie es nach den besondern Grundsäzen der Stoischen Weltweisheit seyn konnte. Sie saß tief in seinem Herzen, gebauet auf Ueberzeugung und Neigung; nicht auf Absichten; nicht nach besondern Veranlassungen gedreht, welche bey den meisten Menschen täglich neue Richtungen der Triebe,

neue

neue Arten zu dencken, hervorbringen können. Und hierinne suche man die Ursache, warum seine Tugend so unveränderlich und so fruchtbar gewesen ist. Ich sage, so fruchtbar; damit niemand die gewöhnliche aber seltsame Frage thun möge, welche Tugenden er gehabt, und welche ihm gefehlet haben. Alle Tugenden machen nur Einen Stamm aus; sie können nicht von einander getrennt werden; sie sind den Gliedern an einem schönen regelmäßigen Körper gleich: man haue einige derselben ab; es wird nicht mehr der vollkommene, zu seiner Bestimmung so tüchtige Körper seyn, und er läuft Gefahr, ganz zu vertrocknen und zu Grunde zu gehen. Nur Eine Tugend also regierte im Cato; aber sie zeigte sich auf allen Seiten würcksam, und auf manchen mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit. Wenn es das Ansehen haben sollte, daß hier von dem Herzen und der innern Tugend des Cato entscheidender geurtheilt worden sey, als es Menschen zu thun im Stande sind: so dient wenigstens sein Leben zu einiger Entschuldigung, das ganz aus der reinsten Quelle geflossen zu seyn scheinet.

Niemand glich ihm an der ausnehmenden Liebe zum Vaterlande, an der großmüthigen Aufopferung für das gemeine Beste. Unaufhörliche, fast immer vergebliche Arbeiten eines ganzen Lebens zu diesem Endzwecke; Gefahr, Schaden, Beschimpfung, den gewissen Todt selbst, alles dieses glaubte er dem Staate schuldig zu seyn. Der Gedancke von diesem machte, daß er alle andere Vortheile und Verbindungen, sich selbst am ersten, vergaß. Mit Abscheu und Schmerzen nahm er an dem bürgerlichen Kriege einen gezwungenen Antheil; aber nur darum, weil er noch in demselben eine Rettung für Rom zu finden hoffte. Freyheit und Geseze wurden von ihm mit einem Muthe ohne Beyspiel verfochten: und beyde wußte er vortrefflich zu verbinden; denn frey seyn hieß

bey ihm, niemanden als den Gesezen gehorchen. Er war der unerbittlichste Feind von Lastern; in der Ausübung der Gerechtigkeit unbeweglich strenge; noch eher gegen fremde Schwachheiten herablassend und nachsichtlich, als daß er sich selbst die geringste Abweichung von der rauhen Bahn des Rechtes vergeben hätte. Und dennoch sieht man ihn, bey so vieler Schärfe, voll von Menschenliebe, von gütigem Wohlwollen gegen andere; immer bereit, ihnen mit eigener Beschwerlichkeit und Nachtheil nüzlich zu werden. Soll ich meine Leser noch erinnern, wie tapfer, wie mäßig, wie erhaben über die falschen Einbildungen von Ehre und Hoheit, was vor ein eifriger Freund, mit einem Worte, wie groß Cato in allen Stellungen des Lebens gewesen sey? Ein solches trockenes Verzeichniß von Tugenden würde sie weniger rühren, als das wiederholte Lesen seiner Geschichte: es würde auch zu viele Aehnlichkeit mit einer Lobschrift bekommen.

Große Meister in der Zeichnung der Charaktere haben dasjenige längst verdunckelt, was ich vom Cato zu sagen im Stande bin. „Er war ein wahrhaftes „Ebenbild der Tugend, sagt Vellejus, der niemals „deswegen recht handelte, damit er das Ansehen davon „haben möchte; sondern weil er nicht anders handeln „konnte; der bloß dasjenige vernünftig fand, was ge„recht war, frey von allen menschlichen Fehlern, und „immer Herr über sein Schicksal.“ Lucanus, der ihn in mehrern Auftritten unvergleichlich schildert, hat vielleicht in folgender Stelle das vollständigste Gemählde von ihm hinterlassen: „Hier sieht man die Sitten, „die unbeweglichen Grundsäze des strengen Cato; stets „das Maaß und die Grenzen des Rechtes zu beobach„ten, der Natur zu folgen, sein Leben dem Vaterlande „zu wiedmen, und nicht zu glauben, daß man für sich

„allein,

„allein, sondern daß man für die ganze Welt gebohren „sey. Seine Gastmahle waren nichts weiter als eine „Stillung des Hungers; war er vor dem schlimmen „Wetter beschüzt, so wohnte er prächtig genug; ein rau„hes Kleid über seinen Körper, wie es die gemeinsten Rö„mer trugen, war für ihn ein kostbarer Anzug; er ge„noß die Freuden der ehelichen Liebe nur um Kinder zu „erhalten; nur für die Stadt war er Vater und Ehe„mann geworden; er verehrte die Gerechtigkeit, und hielt „über der strengsten Ehrbarkeit; sein gütiges Herz war „ganz dem gemeinen Besten ergeben, und nie hat sich „die eigennüzige Wollust in irgend eine Handlung des „Cato eingeschlichen, oder einen Gewinn von dersel„ben gezogen.“

Dieser so tugendhafte Geist war auch der standhafteste, der sich jemals im Unglücke und unter einem Heere von Hindernissen gezeigt hat. Jene Stärcke der Seele, die nichts aus ihrer Fassung bringen, nichts befremden kann, die den innerlichen Widerstand eben so leicht überwindet, als die äußerlichen Bestürmungen, diese hatte im Cato ihren höchsten Grad erreicht. Sein Betragen war unter allen heftigen Erschütterungen, die das Vaterland und ihn selbst betrafen, gleich herzhaft und gelassen: und zu einer Zeit, da es kaum mehr schimpflich war, sich unter das allgemeine Joch zu beugen, erhielt er sich allein frey. „Die ganze Welt war über„wunden, wie Horaz sagt; nur nicht der trozige Sinn „des Cato.“ Es ist schwer, sich gegen plözliche und wiederholte Anfälle von Ungemach mit Geduld zu wehren; wie viel mehr scheint es die Kräfte der menschlichen Natur zu übersteigen, daß man unter dem viele Jahre anhaltenden Elende des Vaterlandes, welches man stärcker als sein eigenes empfindet, und bey der traurigen Erfahrung, alle seine Bemühungen demselben zu

helfen, verachtet und umgestürzt zu sehen, doch einen unbezwinglichen Muth beybehalte. Hier steht die berühmte Stelle des Seneca an ihrem rechten Orte. „Sehet da, ruft er aus, ein Schauspiel, welches würdig „ist, daß Gott, wenn er seine Wercke betrachtet, die „Augen auf daßelbe richte! sehet da ein Paar, das Got„tes würdig ist! einen tapfern Mann, der mit dem Un„glück kämpfen muß; besonders wenn er es sogar her„ausgefordert hat. Ich wiederhole es, ich weiß nichts „schöneres, worauf Jupiter seine Aufmercksamkeit in „der Welt wenden könnte, als daß er den Cato an„schaue; wie er noch immer, obgleich seine Parthey „schon mehr als einmal zu Boden geworfen ist, doch „unter den öffentlichen Trümmern aufrecht steht.“

Gerne würde ich den Auftritt seines Todes in der Entfernung liegen lassen, wenn es mir nicht vorkäme, als wenn mich meine Leser bereits dabey erwarteten. Dieser Ausgang war, überhaupt genommen, der Person, welche Cato in der Welt vorgestellt hatte, anständig. Nach den Römischen Begriffen von Freyheit und Vaterland, welche seine ganze Brust erfüllten; nach den Stoischen Lehren, das Leben zu verachten, und es freywillig aufzugeben, wenn es zu den wichtigsten Pflichten untauglich geworden ist; nach dem unheilbaren Elende seiner Zeiten, und nach andern Triebfedern, die den Römer und den Philosophen, vielleicht auch den edeln Ehrgeizigen gegen sich selbst waffneten, beurtheilt, muß man den grausamen Entschluß des Cato wider sein Leben fast mehr beklagen, als tadeln. Er war ein unglücklicher Märtyrer seines Patriotismus und seiner Philosophie. Allein so viele Würde er sich auch dabey zu geben gewußt hat; so groß ihn Seneca in dem Augenblicke findet, da er sich selbst mit dem Schwerdte in Freyheit sezt; so ist es mir doch, nach vieler Mühe, gelungen,

diesen

diesen blendenden Schimmer auf die Seite zu schaffen. Cato schämt sich, sein Leben als eine Gnade des Cäsar zu erhalten. Schämte er sich auch, von ihm die Erlaubniß zu bekommen, seinem Vaterlande noch nüzlich zu werden? Nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Gelegenheiten dazu, zeigten sich alle Tage: und weil die Verfassung des Staats umgestoßen war, durfte ihm deswegen ein guter Bürger alle seine Dienste aufsagen? Wo war hier ein göttlicher Winck an den Cato, sein Leben zu verlassen? Der große Geist irrte da, wo es am leichtesten und gefährlichsten ist: in der Abwägung des Lebens und Todes gegen einander. Socrates der mit ihm so vieles gemein hat, glänzte zwar auf einem weit kleinern Schauplaße; aber er starb schöner und rühmlicher als Cato.

Ich berühre diese Vergleichung nur, die in einer Lebensbeschreibung des Socrates so lehrreich ausgeführt werden könnte; besonders, da die Römer, vielleicht aus Nationalstolz, vielleicht durch den Unterschied griechischer und römischer Sitten verführt, in einer Art von Sprüchworte sagten: **Ein Cato sey ihnen lieber, als dreyhundert Socrates.** Allein man hat den Cato zween großen Männern seiner Zeit gegen über gestellt: es ist der Mühe werth, ihren Unterschied und ihre Aehnlichkeit bey einerley Staatsgeschäften, zu bemercken. Sallustius vergleicht ihn folgendergestalt mit dem Julius Cäsar: „Beyde waren fast von glei„cher Herkunft, Alter und Beredsamkeit; sie hatten „einen gleich großen Geist und Ruhm; aber sie betra„ten einen sehr verschiedenen Weg. Cäsar wurde we„gen seiner Wohlthätigkeit und prächtigen Freygebig„keit; Cato aber wegen seines untadelhaften Lebens vor „einen großen Mann gehalten. Jener war durch Sanft„muth und Mitleiden berühmt geworden; dieser hin-

Er war ein bewundernswürdiger Mann, höre ich oft sagen; aber man kann ihm nicht nachahmen. Mir gefällt diese Sprache nicht. Ich sollte nichts nachahmen können, wo ich alles bewundere? Man nehme die außerordentliche Strenge vom Cato weg, die seine Gemüthsart und seine Zeiten nothwendig machten; man entkleide ihn von der harten Schale der Stoischen Grundsäze; man betrachte ihn nicht unter seinen besondern Verhältnissen, als einen Römischen Bürger, sondern als einen großmüthigen Freund des menschlichen Geschlechtes, der unendlich mehr für dasselbe als für sich selbst lebte; als einen der weisesten und gerechtesten Männer, welche die Liebe zum Vaterlande verzehrt hat. Wenn wir gleich in unsern Staaten keine Catonen brauchen; so sind uns doch seine Tugenden in einem gemäßigten Gange unentbehrlich: Tugenden, die zu allen Zeiten sehr selten waren und bleiben werden.

Gleichwohl ist es noch am Ende dieser Lebensbeschreibung erlaubt, und sogar zur Ehre der Geschichte nothwendig, einen Blick auf dieselbe zurück zu werfen, um zu sehen, ob sie nicht durch den betrüglichen Schein des Außerordentlichen, der dabey zu übereilt zum Muster der Abbildung genommen seyn konnte, mißlungen sey. Cato erscheint beym ersten Anblicke als ein über die meisten Menschen sehr erhabener und unvergleichlicher Mann; aber hat er nicht vielleicht unter allem Geräusche, das ihn umgab, und ihm Bewunderung erworben hat, einen herrschsüchtigen, hartnäckigen und heuchlerischen Sinn verborgen? Es könnte seyn, daß er sich nur das blendende Ansehen der strengsten Tugend und eifrigsten Liebe zum Vaterlande gegeben hätte, um desto sicherer alle seine Absichten im Staate zu erreichen. Wenn dieses ist, so kann man ihn einen der verabscheuungswürdigsten Männer nennen; so müssen aber auch die Spuren dieser Gesinnungen tief und augenscheinlich in seiner

seiner Geschichte eingedrückt seyn. Ich habe sie darinne gesucht, und nicht gefunden. Stolz, wie die größten unter den Römern; ehrgeizig, wie die großen Männer aller Zeiten; unbiegsam und störrisch durch seine Gemüthsart, durch philosophische Grundsäze, und durch den Zustand seines Vaterlandes; so kenne ich den Cato: und aus diesen Eigenschaften flossen seine Fehler. Allein den Elenden, der nicht rechtschaffen, sondern nur scheinheilig ist; der seine Mitbürger betrügt, um sie unumschränckt regieren zu können, ohne daß sie es empfinden; diesen zeigt — mir wenigstens — keine Handlung seines Lebens. Der geschickteste Heuchler wird doch unvermeidlich ein Verräther von sich selbst. Das Alterthum, das den Cato vor sich sah, hat nie ein solches Urtheil von ihm gefällt: Schriftsteller und Große von der Gegenparthey selbst, haben den aufrichtigen Patrioten wenigstens an ihm erkannt; ich begnüge mich an ihren Einsichten.

* * *

Die eigentliche historische Gerechtigkeit gegen das Andencken des Cato, muß man in Plutarchs Lebensbeschreibung von ihm suchen. Die meinige folgt ihr auf dem Fuße nach, und ist oft nur eine Uebersezung von derselben; was sie noch mehr sagt, gebühret mir nicht anzumercken. Mit diesem vortrefflichen Geschichtschreiber habe ich noch die Nachrichten des Dio Caßius und Appianus verbunden.

Sallustius und Vellejus Paterculus zeigen den Cato, außer einer allgemeinen Abbildung, nur von der Seite der Catilinarischen Verschwörung; allein das Wenige, was sie von ihm beybringen, ist mit so vieler Einsicht gewählt und bearbeitet, daß ich es mir ganz eigen gemacht habe.

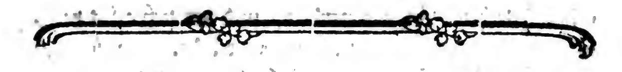
In

In dem Pharsalischen Gedichte des Lucanus ist Cato der wahre Held, und niemand hat die Hoheit seines Geistes glücklicher geschildert als dieser Dichter. Er ist zugleich Geschichtschreiber: auch alsdenn, wenn er seinen Helden durch Hülfe einiger Erdichtungen preiset, stützt er sich doch auf einen historischen Grund. Nur selten hat er sich ihm zu Gefallen unter die Wolcken verloren.

Seneca in seinen moralischen Schriften und Briefen hat Witz und Beredsamkeit noch mehr erschöpft, um den Cato über alles, was unter den Menschen groß und edel gewesen ist, zu erheben. Viele dieser Stellen sind sehr schön und richtig; andere hingegen spielen mit einem Gedancken so lange, daß er dem Leser endlich abgeschmackt wird. Man muß sich erinnern, daß es ein Stoischer Weltweiser ist, der seinen philosophischen Mitbruder mit Blumen bestreuet; man muß aber auch, wenn man das Lob des Cato beym Seneca zuerst lieset, auf seiner Hut seyn, um nicht für eine falsche Größe eingenommen zu werden.

Unter den neuern Schriftstellern hat Addißon in seinem Trauerspiele, Cato, den Schatten des großen Römers mit einer recht zauberischen Kunst von neuem belebt.





Leben des Kaysers Otto des Großen.

Der große Mann ist nicht bloß derjenige, der, nachdem er alle Erwartungen seiner Zeitgenossen übertroffen, auch der strengern Nachwelt nichts zu fordern übrig gelassen hat. Er ist schon dieses Nahmens würdig, wenn er fast alles ausgeführet hat, was unter den Umständen der Zeit, zu welcher er lebte, möglich war; wenn er die wichtigsten und dringendesten Angelegenheiten, die seinem Geiste winckten, und sein ganzes Leben verlangten, ohngeachtet der mächtigsten Hindernisse, vor allen Dingen glücklich zu Stande gebracht; bey der übrigen Verfassung der Welt aber, wo ihn das allgemeine Wohl noch von mehrern Seiten um Hülfe anrief, in der Unvermögenheit dieselbe völlig zu leisten, wenigstens den Zustand, welchen er vor sich fand, auf eine nach seinen Begriffen edle Art zu nüzen gesucht hat. Man kann, wenn man als Geschichtschreiber die Verdienste eines berühmten Helden, zumal viele hundert Jahre nach ihm, richtet, immer genug finden, was er noch ausrichten, worinne er richtiger hätte dencken und handeln sollen. Aber wo unendlich viel zu thun war, da darf der Maaßstab der menschlichen Kräfte nicht will-

willkührlich verlängert werden: und wo sich alles vereiniget hatte, die Seele nieder zu drücken, da begehre man nicht, daß sie sich eben so hoch, als in bessern Zeiten, hätte erheben sollen.

Otto der Erste, welcher Deutschland im zehnten Jahrhunderte regierte, hat noch bey seinem Leben den Nahmen des Großen erhalten, und führt ihn in der Geschichte immer fort. Bey einer solchen Ehrenbenennung kann sich die Welt irren; besonders wenn sie von den Geschichtschreibern ohne alle Untersuchung fortgepflanzt wird. Allein sie irrt sich darinne selten, und die Nachkommenschaft niemals lange, weil sich die wahre Bedeutung von dergleichen Beynahmen gar bald entwickelt. Niemand stellt mehr die beyden Ludwige, den Frommen im neunten Jahrhunderte, und den Gerechten im siebzehnten, zu Beyspielen der Frömmigkeit und Gerechtigkeit auf; ob man gleich nicht leugnet, daß sie es nach der Denckungsart ihrer Zeit, oder doch ihres Hofes, gewissermaaßen haben seyn können. Der Nahme des Großen ist fast immer kriegerischen Fürsten und glücklichen Eroberern beygelegt worden. Daß in diesen Eigenschaften eine gewisse Größe liege, wird niemand bestreiten können; und daß diese Art der Größe vor allen andern bewundert worden ist, davon sind die Ursachen bekannter, als daß ich sie aufsuchen sollte. Noch weiser hat die Welt geurtheilt, wenn sie zuweilen solche Fürsten mit dem Nahmen der Großen bezeichnet hat, welche neben dem Ruhm von Tapferkeit und Siegen, auch durch alle Gaben der Regierung dem menschlichen Geschlechte ausnehmende Dienste erwiesen, und ein Muster, das über die gemeine Laufbahn hinausgeht, hinterlassen haben. Sollten wir also aufhören, unsern Otto den Großen zu nennen, weil er es fast nur im Kriege gewesen ist? Nein, und solches desto

desto weniger, da wir sehen, daß es seine würckliche Bestimmung gewesen sey, beynahe lauter blutige Schritte zu thun, um bald seine Rechte zu behaupten, bald die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, bald Beleidigungen und Verbrechen zu strafen. In einem solchen Leben, dessen ganze Anstrengung den Waffen gewiedmet werden mußte, kann es uns nicht befremden, für die Religion, die Geseze, Wissenschaften und fruchtbare Einrichtungen im Staate, nur hin und wieder eine glänzende Stelle anzutreffen. Otto hatte in jeder dieser Betrachtungen erhabene Absichten: und vielleicht hätte er sie doch, ohngeachtet einer so gewaltsamen und langen Zerstreuung erreicht, wenn er in einem andern Jahrhunderte gelebt hätte.

Man hat in der vorhergehenden Geschichte Gelegenheit gehabt, den Cato zu beklagen, daß er in dem unglücklichsten Zeitalter seines Vaterlandes hat auftreten müssen. Allein die Zeiten des Otto waren noch weit unglücklicher. Unsere Vorfahren fühlten damals nicht den Verlust einer äußerlichen Freyheit, welche sie schon lange nicht mehr kannten; sondern die traurigere Knechtschaft des Verstandes und Gewissens. Die Religion, oder, um dem Christenthum Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der Aberglaube, der an die Stelle derselben getreten war, drückte dem menschlichen Geschlechte lauter schändliche Zeichen einer blinden Unterwürfigkeit ein. Das liebenswürdige Bild der Religion war fast in eine eben so schreckliche Gestalt verwandelt worden, als Lucretius von der Religion der Griechen vor den Zeiten des Epicurus entwirft. Die Geistlichkeit war ihrer allgemeinen Regierung über die Europäische Welt schon sehr nahe gekommen. Man wußte nicht mehr, was eine freye Denckungsart, was gründlicher Geschmack an den Wissenschaften, und gemeinnüzige Gelehrsam-

geben, vortreffliche Anstalten zur Vertheidigung gegen die Einfälle der barbarischen Völcker gemacht, den kriegerischen Muth der Nation mit guter Zucht und Klugheit geleitet, viele Städte angelegt, bevölckert und befestiget, fast alle Feinde des Staats überwunden, seine Gerechtsame ausgeführet, und auch die Wildheit der Sitten zum Theil gemildert. Er war Herzog von Sachsen und Thüringen, da er den Thron bestieg: von jenem alten Sachsen, das einen grossen Theil von dem jezigen Niedersachsen und Westphalen ausmacht; aber er führte aus diesen Ländern zahlreiche Schaaren Einwohner in die Meisnischen Gegenden, zwischen der Saale und Elbe, nachdem er in denselben die heydnischen Sorben überwältigt hatte: und durch diese Vermischung beyder Nationen bekam hier die christliche Religion und die deutsche Sprache an Statt der Wendischen die Oberhand. Doch dieser Herr starb mitten unter eben so großen und nüzlichen Entwürfen, als er bereits ausgeführet hatte. Sein Nachfolger fand noch für das längste Leben genug zu thun übrig. Die Kayserwürde und die Ansprüche auf Italien, waren von den deutschen Königen seit geraumer Zeit vernachläßigt worden. So viele heydnische Völcker, welche das deutsche Reich noch umgaben, und demselben durch ihre Streifereyen desto beschwerlicher fielen, weil sie einen großen Theil vom jezigen nordlichen und östlichen Deutschlande einnahmen, machten einen wachsamen und tapfern Anführer gegen sie nothwendig. Bey den neubekehrten Völckern selbst in Deutschland, fehlte noch viel daran, daß die Neigung zum Christenthum auf einen dauerhaften Grund erbauet gewesen wäre. Die Römischen Bischöfe, welche sich nun allein Päpste, das heißt, Väter nannten, wie sonst alle Bischöfe geheißen hatten, schickten Befehle an die deutsche Kirche, und verachteten unsere Könige. Die Geistlichkeit, welche sich mehr vor Rom, als vor ihrer

ihrer natürlichen Obrigkeit erniedrigte, wurde dieser immer gefährlicher. Unter den deutschen Völckern waren die Sachsen, Francken, Schwaben, Lothringer und Bayern die vornehmsten. Ihre Herzoge folgten zwar noch nicht erblich auf einander, obgleich manchen Häusern solches beynahe vergönnt wurde; allein sie versuchten zuweilen mit Gewalt, sich in dem Besize der väterlichen Länder zu erhalten: und wenn sie gleich noch nicht die Rechte der Landeshoheit erlangt hatten; so waren sie doch mächtig genug, um sich den Königen zu widersezen. Sie und die Großen von Deutschland überhaupt erregten häuffige Unruhen, und überzogen einander feindseelig, ohne auf die höchste Gewalt im Staate zu achten. Der streitbare Geist der Deutschen brauchte ein strenges Oberhaupt, und eine gemeinschaftliche Richtung. Im Grunde war die Nation nicht barbarisch: nicht ohne Einsicht über ihre wahren Vortheile: vielleicht auch nicht einmal so lasterhaft als die spätern Zeiten; aber ohne Gefühl der Reizungen des gesellschaftlichen Lebens: ohne Wohlstand, Künste und Wissenschaften: ganz rauh und kriegerisch, überall mehr zum Gewaltthätigen als zum Sanften geneigt. Allein sie war nicht im Ganzen betrachtet, an diesem finstern und unbiegsamen Charakter Schuld; diejenigen, welche es über sich genommen hatten, sie zu unterrichten und aufzuklären, die Geistlichen müssen deswegen am meisten angeklagt werden. Sie hatten die Religion auf Zwang und Furcht gegründet; den Verstand von wahrer Wissenschaft und eigenem Dencken abgehalten, und das Herz mit abergläubischer Andacht erfüllt. Einer Nation, die so erzogen, in einer solchen sittlichen Unterwürfigkeit erhalten wurde, blieb, bey den größten Gaben, nichts mehr übrig, als sich durch ihren Arm und Muth hervorzuthun.

desto weniger gleichgültig bleiben, je mehr es zu befürchten war, daß die französischen Könige bey einer solchen Gelegenheit einen Versuch gegen dasselbe machen dürften. Otto erklärte sich also zum Vormunde des jungen Königs; nahm diese Würde durch ein Heer in Besiz, und behauptete sie bis zum Jahr 969, indem er den König unter seiner genauen Aufsicht behielt.

Der Herzog von Bayern, Arnulf, starb ebenfals im Jahr 937. Sein ältester Sohn Eberhard bemächtigte sich hierauf des Herzogthums, ohne es erst, wie damals erfordert wurde, von der Gnade des Königs zu verlangen. Er hatte noch zween Brüder, welche zwar gleichfals einen Antheil an dem Herzogthum begehrten; allein eben so wenig als er, die Belehnung darüber von dem Könige bitten wollten. Otto nahm es daher ihnen allen, und gab es Arnulfs Bruder, dem er durch ein Kriegsheer zum Besiz verhalf. Wenn sie ihre Nachfolge in dem Herzogthum nicht als ein Erbrecht, sondern als eine freye Gunst des Königs, zu behaupten gesucht hätten: so würde er ihnen dieselbe nicht streitig gemacht haben. Mehrere Herzoge hatten zwar schon ein gleiches, und manchmal glücklich, versucht: sein eigener Vater hatte, da er noch bloß Herzog war, sich Thüringen wider den Willen des Königs Conrad erhalten: die Söhne des verstorbenen Herzogs konnten auch sich auf die freye Wahl berufen, welche die Stände von Bayern seit langer Zeit ausübten. Allein Otto war vornemlich darauf bedacht, das königliche Ansehen durch keine unabhängige Handlungen der Herzoge verringern zu lassen: zumal da es ohnedieß durch die deutschen Stände von vielen Seiten eingeschränckt wurde. Er ertheilte unterdessen doch Arnulfs Söhnen einen anständigen Unterhalt: der

der zweyte insonderheit, Arnulf, bekam die Pfalzgrafschaft von Bayern, die Grafschaften Scheyren und Wittelsbach, und von ihm stammen die nachmaligen Kurfürsten von Bayern und Pfalz ab. Der älteste Sohn hingegen führte den Herzoglichen Titel auch wider den Willen des Königs; der Papst selbst nahm sich die Freyheit, ihn in dieser Würde zu erkennen; und Otto konnte ihn nicht gleich Anfangs demüthigen, weil ihn noch wichtigere Händel auf die Seite riefen.

Dieses waren Zwistigkeiten zwischen den Sachsen und Francken. Beyde Völcker hegten einen alten Groll gegen einander; die erstern aber waren insonderheit stolz darauf, daß sie Deutschland Könige gaben, und weigerten sich, die Gerichtsbarkeit eines andern Herzogs zu erkennen. Eberhard, Herzog von Francken und Pfalzgraf am Rhein, gerieth darüber mit dem jüngern Bruder des Königs, Heinrich, in Uneinigkeit. Um sich zu rächen, verbrannte er ein Heßisches Städtchen eines Sächsischen Freyherrn, und ließ alle Einwohner desselben niederhauen. Otto unterließ nicht, ihn sogleich zu bestrafen. Er mußte eine gewisse Anzahl Pferde liefern, und seine vornehmsten Anhänger wurden zum Hundetragen verurtheilt. Mit dieser Strafe wurden damals der höhere Adel und die Kriegsbedienten belegt, wenn sie die öffentliche Ruhe gestört hatten. Eberhards Anhänger mußten vor jedermanns Augen eine gute Strecke Weges bis nach Magdeburg, wo sich der König befand, Hunde auf ihren Schultern tragen. Das Andencken von dieser beschimpfenden Gewohnheit, an deren Stelle bey dem niedrigen Adel ein Sattel, bey den Geistlichen ein großes Meßbuch, und bey den Bürgern ein Pflug gesezt war, ist noch in einigen unserer Redensarten übrig.

bieten mußte, und dessen Heer sich täglich verminderte, weil viele Vornehme nicht über die bestimmte Zeit zu dienen bleiben wollten, andere aber seine Parthey gänzlich verließen, stand in Gefahr unterzuliegen. Allein seine Standhaftigkeit rettete ihn. Er sezte die Belagerung von Breysach fort, ob es gleich sehr unwahrscheinlich war, daß er diesen Plaz erobern sollte. Und da einer seiner obersten Kriegsbedienten, welcher glaubte, daß Otto in dieser Verfassung alles eingehen müsse, eine Abtey von ihm begehrte, so antwortete der König darauf: „Man bilde sich nicht ein, daß ich die Kirchengüter den Layen ertheilen werde: wenn du mir aber „nicht mehr dienen willst, so kannst du hingehen, wohin es dir beliebt.“ Er überwand endlich, wie man bereits gesehen hat, die deutschen Fürsten, und nöthigte darauf auch den König von Franckreich, durch einen Einfall in sein Land, im Jahr 942. zum Frieden, welcher durch die Vermählung desselben mit der Schwester des Otto befestiget wurde.

Sobald Ludwig mit dem deutschen Könige wieder ausgesöhnet war, hatte er den gewissesten und eifrigsten Freund an ihm: und einen solchen brauchte er kurz darauf. Richard, Herzog von der Normandie, und Hugo, Graf von Paris, hielten ihn eine Zeitlang gefangen; sie gaben ihm auch nur unter harten Bedingungen seine Freyheit wieder. Er wünschte nun, ihren Uebermuth zu bändigen; allein er konnte es nicht ohne fremde Hülfe thun. Otto, den er um dieselbe bat, war gleich bereit dazu: er drang mit einem mächtigen Heere in Franckreich ein. Um ein paar Züge von den Sitten und scherzhaften Einfällen dieser Zeit einzuschalten, nehme ich mir die Freyheit anzuführen, daß Hugo, auf die Nachricht von dem Anzuge dieses Heers, dem Otto durch einen Abgesandten, mit einem Schwur bey

bey seines verstorbenen Vaters Seele, habe versichern lassen, er werde ihm so viele Soldaten entgegenstellen, als der König noch niemals gesehen hätte, und er wolle mit Einem Truncke sieben sächsische Pfeile verschlucken. Otto aber gab ihm zur Antwort, er werde ihm so viele Stroh-Hüte vorstellen lassen, als weder er, noch sein Vater, jemals erblickt hätten: denn in der That hatten sich alle königliche Soldaten mit Stroh-Hüten bedeckt. Der erste Anfall des Otto war glücklich; allein da er auf das Zureden des Grafen von Flandern, Rouen belagerte, widerstand ihm diese feste Stadt so muthig, daß er sich entschließen mußte, von ihr abzuziehen. Dieser Rückzug mitten in einem feindlichen Lande konnte nicht so leicht vorgenommen werden. Es gab ein Mittel denselben zu erleichtern, wenn der König den erstgedachten Grafen dem Herzoge Richard in die Hände gegeben hätte: und er fragte darüber würcklich seine Kriegsbedienten um ihre Meinung. Sie brachten ihn aber bald von einem Schritte ab, durch welchen Otto seinen Ruhm würde befleckt haben. Unglücklicher Weise erfuhr der Graf von Flandern, was man wider ihn im Sinne gehabt hatte. Er wollte sich von den Sachsen und Franzosen unvermerckt in der Nacht trennen; diese aber hielten die Bewegung in seinem Lager vor das Anrücken eines feindlichen Heeres, und flüchteten sich in der größten Unordnung. Auf diese Art zog Otto, von seinen Bundsgenossen schlecht geführet, und von seinen Soldaten fortgerissen, nach Deutschland zurück. Er hörte jedoch nicht auf, dem Könige von Franckreich wichtige Dienste zu leisten. Nachdem er zwischen ihm und seinen Feinden einen Vergleich vermittelt, und sich vergebens bemüht hatte, diesen Händeln durch die Aussprüche der Kirchenversammlungen zu Verdün, Ingelheim und Trier, ein Ende zu machen: schickte er ihm unter den Befehlen

Con-

Hause zu erhalten. Ihm gehörte von Sachsen nur ein sehr kleiner Theil eigenthümlich zu: über das ganze Herzogthum gebot er nur im Nahmen des Otto, und führte die Kriegsvölcker darinne an. Aber da dasselbe in seiner Familie erblich geworden war, und eine Reihe Billungischer Herzoge, hundert und funfzig Jahre hindurch, dasselbe inne hatten, gelangten sie nach und nach zum völligen Besitze desselben. Von diesen kam es, nachdem es eine kurze Zeit in ein paar andern Häusern gewesen war, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, an die Grafen von Ascanien, oder Anhalt, welche zugleich Kurfürsten von Sachsen wurden; und als diese ausstarben, wurde sowohl die Kurwürde als das Herzogthum Obersachsen, (denn das eigentliche Herzogthum Sachsen, oder das jezige Niedersachsen und Westfalen, war schon unter dem Anhältischen Hause zertrümmert worden, und an andere Herren gekommen,) im funfzehnten Jahrhunderte den Marckgrafen von Meissen, in der Person Friedrichs des Streitbaren, ertheilt. Eben dieser Hermann wurde auch mit der Pfalz Sachsen belehnt, welches schon zu den Zeiten Otto des Großen eine ansehnliche Würde war. Die Pfalz-Grafen hatten seit den Carolingischen Kaysern die Aufsicht über alle Kayserliche Cammer-Güter und Palläste, welche in den verschiedenen Landschaften des Reichs zerstreuet waren; außerdem aber stellten sie noch die obersten Richter am Kayserlichen Hofe vor, an welche man sich bey den Streitigkeiten wandte, die zwischen den deutschen Fürsten und den geringern Vasallen der Crone entstanden: und zuweilen berief man sich auf ihren Ausspruch, wenn man mit der Entscheidung der Untergerichte nicht zufrieden war. Zuerst gab es nur einen Pfalzgrafen der Francken; allein, da die Sachsen, ohngeachtet sie sich der Fränckischen Monarchie unterwerfen mußten, doch ihre Rechte

Rechte und Gebräuche beybehielten: so bekamen sie auch ihren eigenen, und die Sächsischen Kayser haben demselben, zur Ehre ihrer Nation, das meiste Ansehen verschafft. Die Menge der Geschäffte und der weite Umfang des Reichs hat endlich noch mehrere untergeordnete Pfalzgrafen hervorgebracht; bis diese Würde nach und nach ihre erste Bedeutung verloren hat.

Eben so frühzeitig, als sich Otto mit dem Böhmischen Kriege beschäftigen mußte, beunruhigten auch die Ungarn sein Reich. Dieses kriegerische Volck aus dem nördlichen Asien, war kaum seit vierzig Jahren an die Stelle der Hunnen und Avaren in Pannonien eingerückt, dem sie ihren Nahmen gaben. Sie waren zwar von dem Vater des Otto, einige Jahre vorher, mit großem Verluste zurückgeschlagen worden; allein sie fielen schon im Jahr 937 in Francken, und nachdem sie damals in die Flucht gejagt worden, im folgenden Jahre wieder in Sachsen ein. Hier erlitten sie an der Bode eine so starcke Niederlage, daß sie sich seitdem in Sachsen nicht mehr sehen ließen. Dagegen streiften sie durch andere Gegenden von Deutschland, und richteten überall die größte Verwüstung an. Sie verheerten unter andern Bayern im Jahr 944. allein die Herzoge dieses Landes erlegten ihrer abermals eine ungemeine Anzahl. Im Jahr 954. brachen sie von neuem in Bayern ein, sezten ihren Zug bey Worms über den Rhein fort, und kehrten ungehindert durch Franckreich und Italien in ihr Vaterland zurück. Es war bey der damaligen Verfassung dieser Länder unmöglich, sich einem so zahlreichen und gleich den Heuschrecken forteilendem Schwarme von Reiterey zu rechter Zeit zu widersezen. Endlich erschienen sie im Jahr 955. in so ungeheurer Menge, daß sie selbst sagten, sie könnten nicht anders überwunden werden, als wenn der Himmel

mel über ihnen einfiele, oder die Erde sie verschlänge. Otto konnte nur ein schwaches Kriegsheer bey Augsburg, welches sie belagerten, versammeln. Aber er suchte den Muth seiner Soldaten durch Hoffnungen dieses und des zukünftigen Lebens anzufrischen. Er selbst genoß vorher das heilige Abendmahl, und that ein Gelübde, daß er, wenn ihm der Heyland der Welt auf die Fürsprache des heiligen Laurentius, an dessen Feste die Schlacht geliefert wurde, den Sieg verleihen wollte, diesem Märtyrer zu Ehren, ein Bißthum und eine Kirche zu Merseburg stiften werde. Dergleichen Zeichen der Frömmigkeit, wenn man sie gleich nicht erleuchtet nennen kann, bey einem solchen Helden zu sehen, muß dem Leser in jeder Betrachtung gefallen; am meisten aber in dem Falle, wenn ein Feldherr, der sich seiner und seines Kriegsheers Stärcke bewußt ist, gleichwohl nicht vergißt, noch eine höhere Hülfe anzurufen. Das Heer des Otto lief Gefahr, von den Feinden umringt zu werden; allein er stellte durch das persönliche Beyspiel von Tapferkeit, welches er ihm gab, alles wieder her, und erhielt den vollkommensten Sieg. Eine große Menge der flüchtigen Ungarn ersoff in dem Fluße Lech. Seitdem hat diese Nation niemals mehr einen Einfall in Deutschland gewagt.

Ein anderes rohes und heydnisches Volck, oder eigentlich viele Nationen, unter einem gemeinschaftlichen Nahmen bekannt, welche den Sächsischen Ländern um diese Zeit vielen Schaden zufügten, waren die Slaven, welche die jezige Lausiz, die Marck Brandenburg, Mecklenburg und Pommern bewohnten. Otto sezte gegen sie, besonders in der heutigen Niederlausiz, den Feldherrn Gero zum Marckgrafen; oder, welches einerley ist, zum Befehlshaber und Beschützer der Gränzen: und die nachmalige Marckgrafschaft

Lausiz

Lausiz nahm vermuthlich von dieser Zeit an ihren Anfang. Dieser tapfere Mann trieb die Slaven glücklich in die Enge, und bis an die Pohlnischen Gränzen wurde dem Könige alles zinsbar. Dieser überwand sie auch mehrmals selbst, unter andern noch im Jahr 955, nachdem er die Ungarn geschlagen hatte, und noch in spätern Zeiten, bis sie mit seiner Herrschaft auch die christliche Religion annahmen.

Noch weniger konnte Otto den Einfall der Dänen ungeahndet lassen. Sie hatten den Marckgrafen von Schleswig, der von seinem Vater geordnet worden war, umgebracht, und die Colonie von Sachsen, welche gleichfals Heinrich der Erste in die dortige Gegend geführt hatte, zu Grunde gerichtet. Otto drang daher im Jahr 948. mit seinem Heere in Jütland ein, und kam bis an die äußersten Gränzen dieser Dänischen Provinz, welche er verwüstete. Daselbst warf er, wie man sagt, zum Zeichen seiner erlangten Herrschaft, seine Lanze in das Meer: daher glaubt man, daß noch ein Theil des Lymfurter Meerbusens den Nahmen Ottesund führe. Als ihm hierauf der Dänische König Harald bey Schleswig entgegen rückte, besiegte er ihn in einer Schlacht, und nöthigte ihn, sich auf seine Schiffe zu retten. Der Friede zwischen beyden Königen war nun bald geschlossen. Harald wurde dem Otto zinsbar: wenigstens erzählt diesen Umstand, über welchen die Deutschen noch mit den Dänen streiten, ein Schriftsteller des folgenden Jahrhunderts, Adam von Bremen; und wenn er auch nichts von demselben sagte, so würden die darauf folgenden Zeichen der Abhängigkeit der Dänischen Könige von dem deutschen Reiche, auch noch unter dem Kayser Friedrich dem Rothbart im zwölften Jahrhunderte, ein hinlängliches Zeugniß davon ablegen. Otto behauptete zugleich die

Marckgrafschaft Schleswig. Harald versprach, sich mit den seinigen taufen zu lassen, welches bald darauf geschah, und der deutsche König stiftete zur Ausbreitung der christlichen Religion in diesen Gegenden, die Bißthümer Schleswig, Ripen und Aarhus, welche er dem Erzbischof von Hamburg untergab.

Nach so vielen muthigen Unternehmungen, um Deutschlands Gränzen zu sichern, die Ruhe darinne, und sein Ansehen auch außerhalb demselben zu erhalten, fand Otto eine Gelegenheit, die verlornen Rechte der Deutschen auf Italien und die Kayserwürde geltend zu machen. Heinrich, sein Vater, würde schon einen Feldzug dahin vorgenommen haben, wenn ihn nicht der Todt zurückgezogen hätte. Aber Otto wußte sich einer glücklichen Einladung tapfer und standhaft zu bedienen. Die beyden lezten Könige von Italien, Hugo, und sein Sohn Lotharius, besaßen wenig mehr als den Nahmen der königlichen Gewalt. Diese wurde würcklich vom Berengarius, Marckgrafen von Eporedien oder Ivrea, ausgeübt. Und da Lotharius im Jahr 950 gestorben war, erhielt Berengarius, unter dem Zunahmen der Zweyte, die Crone. Er ließ jezt seinen Lastern freyen Lauf, die er unter den vorigen Regierungen versteckt hatte, zu welcher Zeit er auch als ein Verfolgter vom Otto in Schuz genommen worden war. Man glaubte sogar, daß er den Lotharius mit Gifte ums Leben gebracht habe. In der Absicht, sich im Besize des Reichs zu befestigen, wollte er die Witwe desselben, Adelheid, mit seinem Sohne vermählen. Allein diese Prinzeßinn bezeigte eine beständige Abneigung dagegen: sie wurde daher sehr gemißhandelt, und gefangen gesezt. Da sie endlich ein Mittel gefunden hatte, aus ihrem Verhafte zu entwischen, und sich auf das Schloß Canoßa zu flüchten;

ten; wurde sie zwar vom Berengarius darinne belagert; sie rief aber den König Otto zu Hülfe, und erbot sich zugleich, ihn zu heyrathen. Er hatte vor kurzem seine Gemahlinn Editha, eine Engländische Prinzeßinn, verloren, und diese neue Verbindung versprach ihm große Vortheile. Desto mehr eilte er im Jahr 951 nach Italien, befreyte die Adelheid, und heyrathete sie. Er war schon damals gesonnen, sich nach Rom zu begeben, und die Kayserwürde daselbst anzunehmen; allein, die Gewalt, welche Alberich, Marckgraf von Toscana, und Consul zu Rom, dort behauptete, ließ dem Papste die Freyheit nicht, seiner Neigung hierinne zu folgen, und nach einem neuern Rechte, das seine Vorgänger an sich gebracht hatten, dem deutschen Könige die Kaiserkrone aufzusezen. Otto gieng also mit seiner neuen Gemahlinn im Jahr 952 nach Deutschland zurück. Er ließ aber seinen Eydam, den Herzog von Lothringen, Conrad, in Italien, um diesem Kriege, in welchem die Bahn bereits glücklich gebrochen war, ein Ende zu machen.

Berengar sah sich bald genöthigt, sich nebst seinem Sohne dem Könige völlig zu unterwerfen: sie folgten ihm daher nach Deutschland. Bey ihrer Ankunft zu Magdeburg, wo Otto seinen Sitz hatte, wurden sie zwar als Fürsten aus königlichem Stamme eingeholt und empfangen; allein sie durften in drey Tagen nicht vor ihn kommen. Diese kleine Demüthigung scheint ihnen hauptsächlich von Seiten der Königinn, welche sie am härtesten beleidigt hatten, wiederfahren zu seyn. Sie mußten daher von ihrer Rache alles befürchten. Allein Otto und Adelheid waren gleich großmüthig, und die beyden Fürsten, denen es nicht unerwartet hätte vorkommen können, wenn sie nichts von ihrer vorigen Hoheit beybehalten hätten, wurden

vermuthlich lebhaft gerührt, da sie dieselbe größtentheils wieder erhielten. Otto belehnte sie im Jahr 952 auf dem Reichstage zu Augsburg mit dem Königreiche Italien. Der Vater und Sohn legten ihre vereinigten Hände in die Hand des Königs, und schwuren ihm gehorsam und treu zu bleiben; sie bekamen zugleich die Erinnerung, ihre Unterthanen liebreicher als bisher, zu regieren. Nur die Marck Verona und Aquileja wurden von ihrem Königreiche getrennt, und dem Bruder des Königs, Heinrich, gegeben.

Dieses Betragen des Otto ist von Tadel nicht frey geblieben. Man hat gesagt, daß er dabey mehr Gütigkeit als Klugheit bezeigt habe. Er konnte damals, wie man ihm vorwirft, Berengarn gänzlich aus Italien entfernen: dadurch würde er diesem Lande und sich selbst viele Unruhen und Uebel erspart haben. Und da ihm seine Vermählung den Besiz von Italien gleichsam zuführte: so scheinet er selbst die Früchte seines Siegs seinem Feinde überlassen zu haben. Ich will nicht suchen, ihn durch das Vorgeben einer, vielleicht falschen, Mäßigung zu vertheidigen. Dieß ist nicht die herrschende Tugend derer, welche man vor ausgemachte Eroberer hält; obgleich Otto würcklich unter sie nicht gehört. Aber man kennet ihn schon aus Thaten von sechszehn Jahren: und man hat noch nicht gesehen, daß er sorglos gegen seine Rechte, oder ungeschickt im Gebrauch vortheilhafter Gelegenheiten, gewesen wäre. Man muß also glauben, daß ihn wichtige Ursachen abgehalten haben, damals weiter zu gehen. Es scheinet, daß er es noch nicht vor leicht gehalten habe, Italien für sich allein zu behaupten. Deutschland, wo immer Bewegungen entstanden, verlangte seine Gegenwart, und der mächtige Alberich zu Rom war seinen Absichten in Italien nicht günstig. Er hoffte außerdem

ſerdem mit einigem Grunde, daß ſein neuer Vaſall, Berengar, aus Danckbarkeit und Pflicht ihm zugethan bleiben, und zufrieden mit ſeinem Schutze, ihm die Mittel erleichtern würde, Deutſchland ſeine Oberherrſchaft über Italien zu erhalten. Auf allen Fall behielt er ſich die Marck Verona und die von Aquileja vor, um einen offenen Weg nach Italien zu haben, wenn er vor nöthig finden würde, dahin zu ziehen. Er nannte ſich auch ſeitdem in einigen Urkunden einen König der Langobarden: ein Nahme, der kein bloßer Titel, ſondern bereits der Grund zu ſeiner nachmaligen Größe in Italien war.

Dasjenige, was gleich nach ſeiner Rückkunft aus dieſem Lande, in Deutſchland vorfiel, rechtfertigt eben denſelben vorſichtigen und nachgebenden Glimpf, den man getadelt hat, zur Genüge. Ludolf, ſein Sohn, Herzog von Schwaben, verſchwor ſich wider ihn. Er war mit den Kriegsvölckern ſeines Herzogthums, bey dem erſtgedachten Feldzuge, noch vor ſeinem Vater in Italien eingerückt; allein ſein Vetter, Heinrich, bereitete ihm bey den Großen dieſes Landes, eine ſo ſchlechte Aufnahme, daß er ſich zurück ziehen mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Otto war deswegen übel mit ihm zufrieden, und trauete ihm bey dieſem frühzeitigen Zuge nur ehrgeizige Abſichten zu. Noch mehr Mißvergnügen empfand Ludolf über die Heyrath ſeines Vaters mit der Adelheid: denn er befürchtete, die Kinder dieſer zweyten Ehe möchten ihm bey der Nachfolge auf dem Throne vorgezogen werden. Mit ihm verband ſich der Eydam des Königs, Conrad, welchen es verdroß, daß Berengar, den er doch beredet hatte, nach Deutſchland zu kommen, keine beſſern Bedingungen des Vergleiches erhalten hatte. Beyde beklagten ſich auch darüber, daß der Herzog von Bayern

vermuthlich lebhaft gerührt, da sie dieselb
wieder erhielten. Otto belehnte sie i ... e.
dem Reichstage zu Augsburg mi ... ß-
Italien. Der Vater und Soh ... ße.
ten Hände in die Hand des Kö ... gen
gehorsam und treu zu bleiben ... Lo-
Erinnerung, ihre Untert ... rung
zu regieren. Nur die ... bald
wurden von ihrem Kö ... agerte
der des Königs, ... Sie
... bega-

Dieses Be ... ein Stillstand
geblieben. ... gegeben worden, in
tigkeit als ... Allein die Unterhandlung zer-
wie man ... sich weigerten, die Mitschuldigen
lien e ... örung auszuliefern. Bey dieser Gelegenheit
selbst machte der Herzog Heinrich seinem Vetter Ludolf so
bittere Vorwürfe, daß dieser auf eine geschwinde Ra-
che bedacht war. Er begab sich nach Bayern, wohin
ihm viele von dem Heere des Herzogs folgten. Der
Aufstand, welcher sich daselbst erhob, machte, daß
Ludolf Regensburg einnehmen, und Heinrichs Fa-
milie verjagen konnte. Er rief sogar, wie man ihn
beschuldigte, die Ungarn nach Deutschland, welche in
den Ländern der Königlichen Bundsgenossen die gräu-
lichste Verwüstung anrichteten; ob er gleich nachmals
behauptete, daß er nichts weiter dabey gethan habe, als
sie durch Geld von seinem Gebiete abzuwenden.

Otto mußte also den Ländern seines Bruders zu
Hülfe kommen. Allein sein Heer war schwach, weil
es viele seiner Vasallen, die nur eine gewisse Zeit im
Kriege zu dienen schuldig waren, verließen: er richtete
daher in Bayern wenig aus. Hingegen fand er zu
gleicher Zeit an seinem Bruder Bruno, welcher zum
Erz-

von Cölln erwählt wurde, und an dem Bi-
gsburg, Ulrich, zwo feste Stützen seiner
erstern gab er das Herzogthum Lothrin-
s dem aufrührischen Conrad genom-
aber führte ihm Soldaten aus sei-
nd erhielt dasselbe durch muthige
horsam des Königs. Ludolf
Vater aufs neue entgegen;
ürcklich, nicht weit von Ulm,
ander über; allein es war
inem so abscheulichen Tref-
es dahin brachte, daß man sich
Händel der Versammlung der Reichs-
vorzulegen. Eben dieser Ulrich ist, nach dem
Cäremoniel der Römischen Kirche, ein erklärter Hei-
liger; er ist sogar der erste, den man feyerlich zu Rom
canonisirt hat. Dieser neue Rang im Himmel, der
noch immer von Menschen verwegen ausgetheilt, und
von dem armen Hauffen, den sie regieren, lächerlich
geglaubt und verehrt wird, würde allein genommen,
dem Bischof Ulrich nur ein zweydeutiges oder verdäch-
tiges Andencken in der Geschichte verschaffen. Seine
canonische Heiligkeit bey Seite gesezt, sagt jeder recht-
schaffene Mann, der diese Geschichte lieset: Ulrich
war ein großer Heiliger im Staate, weil er wahre
Verdienste um seinen König und um sein Vater-
land hatte.

Die deutschen Fürsten von beyden Seiten kamen
nunmehr zu Zinna, welches man ordentlich vor das be-
rühmte Closter dieses Nahmens im Magdeburgischen
hält, vielleicht aber, um sich nach Wittichinds Er-
zählung zu richten, näher an Regensburg setzen sollte,
zusammen. Otto hielt daselbst eine Rede, welche voll
Schmerzens und Eifers für das Vaterland war: „Ich

„würde es noch leiden, sagte er, wenn der Unwille mei-
„nes Sohns, und der übrigen, welche mir nachstellen,
„nur mich allein quälte; nicht aber auch alle christliche
„Völcker beunruhigte. Es wäre etwas geringes für
„mich, daß meine Städte gleichsam wie von Straßen-
„räubern überfallen, und ganze Länder meiner Gewalt
„entzogen worden sind, wenn sich meine Feinde nur nicht
„an dem Blute meiner Anverwandten und liebsten Gra-
„fen gesättigt hätten. Sehet mich hier meiner Kinder
„beraubt sitzen, indem ich meinen Sohn zum ärgsten
„Feinde habe, den ich doch so sehr geliebt, und aus
„einem mittelmäßigen Stande zu der höchsten Ehre er-
„hoben habe. Meinen einzigen Sohn habe ich wider
„mich. Dieses alles wäre auch noch erträglich, wenn
„nur nicht Gottes und der Menschen Feinde in diese
„Händel wären hineingezogen worden. Noch haben
„sie mein verwüstetes Reich inne, wo die Einwohner
„gefangen oder umgebracht, die Städte zerstört, die
„Kirchen verbrannt, und die Geistlichen ausgerottet
„sind. Die Straßen sind noch mit Blute befeuchtet,
„und die Feinde Christi gehen jezt mit dem Gold und
„Silber, mit welchem ich meinen Sohn und Eydam
„bereichert hatte, angefüllt in ihr Land zurück. Ich
„kann gewiß weiter keine Bosheit und Untreue erden-
„cken, die noch übrig wäre.“ Ein solcher Fürst, der
mehr das Vaterland und die Seinigen als sich selbst
beklagte, verdiente es, daß man sich ihm unterwarf:
dieses thaten auch alle Anführer der Empörung; nur
sein Sohn blieb ungerührt. Er warf sich in Regens-
burg, wurde eine Zeitlang von seinem Vater darinne
belagert, entwischte aus dieser Stadt, und kam end-
lich um Gnade bittend. Otto wollte ihn erst auf ei-
nem Reichstage, nach vorhergeganger Untersuchung,
feyerlich in seine Gewogenheit wieder aufnehmen. Al-
lein Ludolf wartete nicht so lange. Als sein Vater
bald

bald darauf sich auf der Jagd befand, erschien er plözlich vor demselben mit bloßen Füßen, warf sich vor ihm mit allen Zeichen der Reue nieder, und redete ihn so beweglich an, daß Otto zuerst, und darauf alle Anwesende in Thränen ausbrachen. Er erhielt eine völlige Verzeihung, und wanckte nicht mehr in seiner Treue, ob er gleich das Herzogthum Schwaben verlor. Es geschah eben zur gelegensten Zeit, daß Otto alle diese Unruhen auf dem Reichstage zu Arnstadt im Jahr 954. gänzlich beylegte: denn gleich darauf hatte er gegen die Ungarn und Slaven jene Feldzüge vorzunehmen, die bereits oben beschrieben worden sind.

Kaum hatte er die Ruhe in Deutschland einigermaaßen wieder hergestellt, als man ihn von neuem nach Italien rief. Berengar regierte daselbst so tyrannisch und rachgierig, daß man vom Otto wider ihn Hülfe begehrte. Dieser war noch in den Krieg mit den Slaven verwickelt, und konnte daher nicht selbst nach Italien ziehen; er schickte aber seinen Sohn im Jahr 956. dahin. Der Erzbischof Bruno hatte ihm gerathen, dem kriegerischen und ehrgeizigen Jünglinge diese Gelegenheit sich hervorzuthun, zu verschaffen. Ludolf, dem sein Vater das Königreich Italien versprochen hatte, machte in der That durch die Ueberwindung des Adelbert, einen glücklichen Anfang; allein er starb bereits im folgenden Jahre.

Um diese Zeit war Otto durch ganz Europa zu einem so ausgebreiteten Ruhm gelangt, daß die entferntesten Fürsten seine Freundschaft suchten. Ein Arabischer Emir in Spanien, Abderram, schickte ihm unter andern Gesandte und Geschencke zu. Dieser sah bald darauf auch Gesandte des Königs bey sich ankommen, und fällte gegen sie sein Urtheil von der Regierung des Otto.

Otto. „Alles übrige, sagte er, billige ich an dersel„ben; nur darinne hat er sich nicht vorsichtig genug be„wiesen, daß er die Provinzen seines Reichs, die er „für sich behalten konnte, andern in der Hoffnung er„theilt hat, sie dadurch getreuer zu machen; die aber „durch diesen Besitz nur stolzer und zu Empörungen ge„neigter worden sind.“ Dieser Vorwurf scheint durch die bürgerlichen Kriege, welche Otto auszustehen hatte, gerechtfertigt zu werden; wenn man aber bedenckt, daß er die deutschen Herzogthümer nicht sogleich in bloße Statthalterschaften habe verwandeln können, und daß er sie seinen nächsten Anverwandten ertheilt habe: so muß man doch gestehen, daß er den sichersten Weg gegangen ist. Von seinen Brüdern hatte er den einen zum Herzoge von Bayern, den andern zum Erz-Bischof von Cölln und Herzoge von Lothringen gemacht: sein Sohn war Herzog von Schwaben; ein anderer Sohn, den er mit einer edeln Slavinn gezeugt hatte, Wilhelm, war Erzbischof von Maynz, und sein Schwiegersohn war Herzog von Lothringen. Es war betrübt, aber doch unerwartet für ihn, daß er in seiner eigenen Familie so wenig treue Ergebenheit gegen sich fand.

Eine andere Gesandschaft erhielt er im Jahr 959. von der Großfürstinn der Rußen, Helena, welche sich zu Constantinopel zum Christenthum bekannt hatte. Sie bat ihn um Bischöffe und Geistliche, welche ihre Unterthanen gleichfals in dieser Religion unterrichten möchten. Otto ließ einen Mönch, Adelbert, zum Bischof der Rußen weihen, und gab ihm einige Gefährten zu. Allein sie erfuhren, daß ein Volck, welches seinem Aberglauben eifrig zugethan ist, und weder milde Sitten noch Wissenschaften hat, überaus schwer zu bekehren sey. Einige von ihnen wurden von den Rußen

um-

umgebracht, und Adelbert entgieng mit vieler Mühe einer gleichen Gefahr. Doch diese ganze Erzählung hat noch einige Zweifel wider sich.

Nachdem endlich Otto sich aller Kriege entledigt hatte, gab er den neuen Bitten der Italiäner, sie wider den Berengar zu schützen, im Jahr 960. Gehör. Der Papst Johann der Zwölfte ersuchte ihn selbst darum: und mit diesem schloß er, um seiner desto mehr gewiß zu seyn, vorläufig einen Vergleich, durch welchen er versprach, wenn er nach Rom käme, ihn und die Römische Kirche nach seinem Vermögen zu erhöhen; sein beständiger Vertheidiger zu seyn; ohne sein Vorwissen zu Rom keine Verordnung herauszugeben; dem Lande des heil. Petrus (so beliebten die Päpste diejenigen Besitzungen zu nennen, welche sie, ganz wider die Absicht des Apostels Petrus, seit dem achten Jahrhunderte, durch allerley Künste von den Fränckischen Königen erlangt hatten,) alles wieder einzuverleiben, was demselben wäre entrissen worden, und denjenigen, den er zum Könige von Italien ernennen würde, mit einem Eyde zu verbinden, daß er das gedachte Land stets beschützen wolle. Otto mußte einen so mächtigen Bischof, als der Römische schon damals war, nothwendig auf seine Seite ziehen; allein, ob er gleich seine Verheissungen gegen ihn erfüllte, so war er doch, wie man bald sehen wird, gar nicht gesonnen, ihm noch mehrere Gewalt in die Hände zu geben. Ehe Otto nach Italien zog, ließ er noch seinen siebenjährigen Sohn Otto zu Worms im Jahr 961. zum Könige von Deutschland wählen und salben, und übergab ihn der Aufsicht der Erzbischöffe von Maynz und Cölln. Er wollte, weil seine Abwesenheit allem Ansehen nach lang währen durfte, die Thronfolge wenigstens sicher stellen.

In Italien hatten seine Waffen den glücklichsten und geschwindesten Fortgang. Berengar, der es seiner Grausamkeit verdancken mußte, daß er sich auf seine Kriegsvölcker nicht verlassen konnte, wagte es nicht, sich im freyen Felde zu widersezen: er flüchtete also nebst seiner Familie in feste Schlösser. Otto ließ sich hierauf zu Mayland von dem Erzbischof dieser Stadt mit der eisernen Crone, welche ihren Nahmen von einem eisernen Ringe führet, zum Könige von Italien krönen. Im folgenden Jahre 962. wurde er auch zu Rom von dem Papste zum Römischen Kayser gekrönt. Der Besiz von Rom und ganz Italien, den untern Theil ausgenommen, von welchem noch ein ansehnliches Stück den Griechischen Kaysern zugehörte, und die Unterwerfung aller Großen dieses Landes, welche Berengarn seiner Rechte an die Crone verlustig erklärten: beydes machte, daß diese Erneuerung der Kayserwürde im Otto kein bloßer Titel war. Er gab ihm bald alle Stärcke und Bedeutung, die derselbe unter Carln dem Großen gehabt hatte, und er hatte Recht, diesen grossen Zuwachs seines Ansehens mit einer besondern Zufriedenheit zu betrachten. Das Kayserthum ist seitdem mit dem deutschen Reiche stets verbunden geblieben. Otto ließ sich zugleich von dem Papste und den Vornehmsten zu Rom schwören, daß sie ihm mit beständiger Treue zugethan seyn wollten. Darauf kehrte er zurück, um Berengarn in seine Gewalt zu bekommen.

Mit diesem Abzuge des Kaysers nahm auch die Verstellung ein Ende, in welche der Papst seine Freundschaft gegen ihn eingewickelt hatte. Es scheinet, Johann der Zwölfte habe die Absichten desselben nur so lange unterstützen wollen, als es bloß auf Höflichkeiten und beyderseitige Hülfe ankam; so bald er aber merckte, daß er am Otto einen auf seine Rechte aufmerckſamen Herrn

Herrn haben würde, suchte er sich von demselben, seinem Eyde zum Troz, loß zu machen. Der Kayser schickte vergebens Gesandte an ihn, um ihn zu bessern Gesinnungen zu bringen; er wußte alle ärgerliche Ausschweifungen, denen sich dieser Papst, der in einem Alter von kaum zwanzig Jahren die Kirche zu regieren bekam, überlassen hatte; es war ihm bekannt, daß er den Kayser zu Constantinopel, und sogar die Ungarn, wider ihn zu einem Angriff reizte; allein Otto zog immer noch den Weg der Gelindigkeit vor. Er war, wie er selbst sagte, entschlossen, dem Papste väterliche Vorstellungen zu thun, und ihn durch sein Ansehen wenigstens zu einer äußerlichen Beobachtung seiner Pflichten zurück zu führen, wenn gleich sein Herz dabey unverändert bliebe. Es ist ein junger Mensch, sagte er, der sich durch das Beyspiel rechtschaffener Männer leicht ändern wird. Da aber der Papst endlich Adelberten, Berengars Sohn, nach Rom rief, und sich mit ihm verband, erschien der Kayser mit seinem Heere so plözlich vor dieser Hauptstadt, daß sich seine beyden Feinde kaum auf die Flucht begeben konnten. Die Römer erneuerten darauf ihren Eyd gegen ihn, und versprachen ihm noch insbesondere, daß sie niemals ohne seine und seines Sohns Einwilligung einen Papst wählen oder einweihen wollten. Otto machte von ihrer Versicherung und von seinen Rechten sogleich einen würdigen Gebrauch. Er ließ im Jahr 963. eine Kirchenversammlung zu Rom halten, die aus vielen deutschen und italiänischen Bischöffen bestand. Auf derselben wurde Johann der Zwölfte vieler abscheulichen Laster angeklagt. Sein Haupt-Verbrechen war zwar damals die Empörung wider den Kayser; allein auch die übrigen Beschuldigungen hatten einen nur gar zu gewissen Grund: er wurde daher abgesezt, und der Kayser bestätigte den neuen Papst, Leo den Ach-

ten,

In Italien hatten seine Waffen ... eistlichen ge-
und geschwindesten Fortgang. N...
seiner Grausamkeit verdancken m...
seine Kriegsvölcker nicht verlass... gt zu haben, als
sich im freyen Felde zu wider... nwohner von Rom
seiner Familie in feste Sch... Papstes verführen
auf zu Mayland von de... ayser zu ergreiffen, und
der eisernen Crone, ... n. Seine leutseelige Ge-
eisernen Ringe füh... s in die größte Gefahr: denn
nen. Im folg... Kriegsvölcker aus Rom gezogen,
Rom von dem ... nicht zur Last fallen möchten. Aber
Der Besiz ... en Ueberbleibsalen derselben gieng
Theil aus... Haufen des Volcks herzhaft entgegen,
ches S... ihn mit leichter Mühe. Die Soldaten
Unter... den treulosen Ueberwundenen mit aller
rer ... zu begegnen; allein Otto hielt sie zurück: und
h... Römer von neuem treu zu seyn schwuren,
... zum Unterpfande ihres Gehorsams hundert Geiseln
... den vornehmsten Familien stellten, gab er ihnen
... diese wieder.

Man hätte dencken sollen, daß Otto durch alle
diese Zeichen der Sanftmuth ihre Herzen müßte gewonnen
haben. Gleichwohl blieben ihm noch so viele Feinde
zu Rom übrig, daß sie, nachdem er wieder abgereiset
war, um einige vom Adelbert besezte Städte zu belagern,
Johann den Zwölften zurück beriefen, und
den neuen Papst nöthigten, zu dem Kayser zu flüchten.
Jener starb zwar bald darauf; sie wählten aber an seine
Stelle Benedict den Fünften, welcher ehemals
selbst mit andern eydlich versprochen hatte, daß keine
päpstliche Wahl ohne Vorwissen des Kaysers vollzogen
werden sollte. Otto hatte dieses kaum erfahren, als
er bereits mit seinem Heere vor Rom stand, und es
nöthigte, sich ihm zu ergeben. Weit gefehlt, daß er
dieser

'hrische Stadt seinen Zorn mit verdienter
. fühlen lassen, legte er die Unruhen in der-
' einen gerichtlichen Schluß bey. Er
chenversammlung, welche im Jahr
'n wurde, Benedict den Fünf-
näßige Erwählung selbst gestand,
'lchten wieder herstellen. Zu
. auch den Berengar nebst der
. in seine Gewalt. Er schickte diese
. nach Deutschland, wo sie keine Unruhen
. konnten, und doch leidlich gehalten wurden.
. er ehemalige König von Italien beschloß sein Leben mit den seinigen zu Bamberg; Benedict aber starb zu Hamburg. Erst nunmehr saß Otto auf dem Römischen Kayser-Throne unumstößlich fest, und kehrte ohne einige Furcht wegen Italien, im Jahr 965. nach Deutschland zurück.

Es ist aus dieser ganzen Geschichte der Thaten des Otto in Italien offenbar, daß er die neue Hoheit und Macht, welche er in diesem Lande erlangte, sich selbst und allein erworben hat. Rom rief ihn zwar zu Hülfe, übertrug die ehemaligen Rechte der Fränckischen Könige über diesen Staat auf ihn, und leistete ihm den Eyd der Treue; aber daß er im Besitze von diesen Vorzügen blieb, ja daß er sich dieselben nur zueignen konnte; dieses hat er bloß seiner Klugheit und Tapferkeit zu dancken. Darum braucht man nicht zu leugnen, daß ihm der Schluß der lezten Römischen Kirchenversammlung, auf welcher zugleich der Römische Adel gegenwärtig war, vor den Augen der Welt ein noch Gesezmäßigeres Ansehen verschafft habe. Man ertheilte durch diesen Schluß ihm und seinen Nachfolgern in dem Königreiche Italien die Gewalt, nicht nur sich selbst ihre Nachfolger zu bestimmen, sondern auch Päpste, Erz-

bischöfe und Bischöfe zu setzen. Mit dieser Bewilligung stellte man nur die Rechte der Carolingischen Kayser wieder her: und wenn gleich die Gestalt dieses Schlusses, wie wir sie jezt in dem Gesezbuche der Päpste, das ist in der Sammlung des Canonischen Rechts, finden, in neuern Zeiten entstanden zu seyn scheinet; so ist doch die Grundlage desselben keinem Zweifel unterworfen. Es giebt mehrere Urkunden aus diesen ältern Zeiten, bey denen wir uns begnügen müssen, nur so viel davon zur Glaubwürdigkeit der Geschichte retten zu können.

Doch aller Siege des Kaysers ohngeachtet, hatte der Saame der Empörungen in Italien noch nicht ganz vertilgt werden können. In eben demselben Jahre, da er nach Deutschland zurück gieng, fand Adelbert in der Lombardey einen starcken Anhang. Allein Otto schickte sogleich den Herzog von Schwaben, Burchard, wider ihn, von welchem er völlig geschlagen wurde. Auch die Regierung des neuen Papstes, Johann des Dreyzehnten, welcher in Beyseyn der von den Römern selbst verlangten Gesandten des Kaysers gewählt worden war, wurde unruhig. Er gerieth mit den Grossen zu Rom über die weltliche Gerichtsbarkeit in Händel: und diese jagten ihn nach Campanien. Darauf zog der Kayser im Jahr 966. abermals nach Italien. Er merckte endlich, daß die Gelindigkeit, welche er bey den unaufhörlichen Meutereyen der Italiäner bisher bezeigt hatte, sie nur troziger und verwegener gemacht habe: es war Zeit, daß er ihnen auch Strenge sehen ließ. Obgleich also die Römer, aus Furcht vor ihm, den Papst wieder aufgenommen hatten; so stellte er doch eine genaue Untersuchung über die Urheber des Aufruhrs an, und befohl, dreyzehn der Vornehmsten aufzuhängen. Seitdem blieb ihm Rom und Italien ruhig

ruhig unterworfen. In diesem erwünschten Zustande nahm er, um sich eine neue Stütze seines Ansehens zu verschaffen, seinen Sohn, **Otto den Zweyten**, zum Reichsgehülfen an. Dieser Prinz, welcher bereits Deutscher König war, hatte zwar erst sein vierzehntes Jahr erreicht; allein er war von seinem Vater frühzeitig mit den Regierungsgeschäften, durch Mittheilung der Briefe und anderer Aufsätze, welche dieselben betrafen, bekannt gemacht worden. Er berief ihn also jezt nach Rom, wo er von dem Papste zum Kayser gekrönt wurde.

Bey eben diesem lezten Aufenthalte in Italien, bot sich dem Kayser eine Gelegenheit dar, seine Herrschaft auch bis auf den untern Theil dieses Landes, welcher noch zum Theil den Griechischen Kaysern, theils aber deutschen Fürsten und den Saracenen gehorchte, zu erweitern. Die Fürsten von **Benevent** und **Capua** begaben sich im Jahr 967. in seinen Schuz. Der Kayser zu Constantinopel, **Nicephorus**, welcher sie, ohngeachtet aller Schwäche seiner Regierung in diesen Gegenden, vor seine Unterthanen ausgab, bezeigte darüber seinen Verdruß. Er war lange schon über **Otto den Großen** unwillig, daß dieser sich die Kayserwürde, Rom und viele andere Städte zugeeignet hatte. Denn auf dieses alles machten die Griechischen Kayser alte Ansprüche, ob sie gleich seit zweyhundert Jahren ganz unvermögend waren, dieselben auszuführen. **Nicephorus** schickte Gesandten an den Kayser, deren Antrag eben die noch übrigen Besizungen der Griechen in Italien betraf. **Otto**, welcher ihre Forderungen so wenig Willens war einzugehen, daß er sich vielmehr deutlich mercken ließ, er hoffte, wenn es zum Kriege mit den Griechen käme, ihnen noch Apulien und Calabrien dazu abzunehmen, trat doch mit diesen Gesand-

ten, sowohl wegen eines Bündnisses, als wegen einer Vermählung des jüngern Otto mit der Stieftochter des Griechischen Kaysers, Theophania, in Unterhandlung. Da diese einen guten Fortgang zu gewinnen schien, sandte er ebenfals Gesandte nach Constantinopel, und ein ansehnliches Gefolge, welches die Braut seines Sohnes abholen sollte. Allein die Griechen überfielen diese Gesandtschaft plözlich auf dem Wege, brachten verschiedene, welche dazu gehörten, um, und führten andere in die Gefangenschaft. Dieses verrätherische Bezeigen wurde vom Otto sogleich gerächt. Seine Sächsischen Heerführer, Günther und Siegfrid, fielen in Calabrien ein, schlugen viele Griechen todt, und schickten eine Menge anderer mit abgeschnittenen Nasen zurück. Er selbst bemächtigte sich einiger Städte in Apulien. Unterdessen wurde doch ein Stillstand zwischen beyden Theilen getroffen, und Luitprand, Bischof von Cremona, gieng im Jahr 968. als Gesandter des Kaysers, nach Constantinopel, um am Frieden zu arbeiten. Er wurde daselbst sehr hart und schimpflich empfangen. Nicephorus wiederholte seine Forderungen und Beschwerden: er versprach sogar dem Adelbert wider den deutschen Kayser Hülfe. Dieser rückte daher abermals in das griechische Gebiete ein, wo er Eroberungen machte, und Verwüstungen anrichtete. In diesem Feldzuge des Otto gerieth sein Heer über eine große Sonnenfinsterniß, welche am 22. December des Jahrs 968. vorfiel, in unglaubliches Schrecken. Eben diejenigen Soldaten, welche so viele Städte erobert, und so viele Völcker bezwungen hatten, verkrochen sich jezt in Weinfässer, Kasten und Wagen: sie glaubten, der jüngste Tage breche herein, und ein jeder wünschte nur für die darauf folgende Nacht einen Schlupfwinckel zu finden. Mir wäre weit mehr daran gelegen, zu wissen, was bey dem Anblick dieser

großen

großen Verfinsterung, in der Seele des Otto vor Bewegungen vorgefallen sind. Vermuthlich wußte er ihre natürliche Ursachen eben so wenig als sein Kriegsheer; aber, wenn ich ihn recht kenne, so erwartete er den Untergang der Elemente unerschrocken. Sein Feldherr, der Herzog Pandolf von Capua, dem er die weitere Führung dieses Kriegs überließ, war zwar unglücklich, und wurde selbst gefangen; allein Otto ersezte den erlittenen Verlust nachdrücklich durch einen neuen Einfall. Mittlerweile kam Nicephorus durch eine Verschwörung ums Leben; sein Nachfolger, Johann Tzimisces, erneuerte die Freundschaft mit dem abendländischen Kayser, und Theophania wurde im Jahr 972. die Gemahlinn Otto des Zweyten. Otto der Große wurde zugleich als Kayser erkannt, und behielt die Oberherrschaft über Capua und Benevent; den Griechen aber wurden ihre übrige Besitzungen in den dortigen Gegenden gelassen.

Während daß der Kayser die Italiänischen Angelegenheiten auf allen Seiten zu seinem Ruhme endigte, brachen in Deutschland noch einige kleine Ueberbleibsale der alten Unruhen aus. Seine Abwesenheit machte den Grafen Wichmann, einen Neffen des Herzogs von Sachsen, Hermann, kühner als er jemals gewesen war. Er war ein sehr tapferer Mann; aber, wie man es von so vielen andern sagen kann, nur zum Schaden seines Vaterlandes, welches er zu wenig liebte. Aus Haß gegen seinen Oheim hatte er schon ehemals die Slaven aufgewiegelt, war überwunden, und vom Kayser begnadigt worden. Jezt stand er diesen Völckern in einem neuen Kriege, den sie wider den Herzog und unter sich selbst führten, bey; er verlor aber darinne im Jahr 967. das Leben. Der Kayser schenckte seine Güter ein paar Klöstern; vielleicht hätte er mit

den Einkünften derselben eine Anzahl Wittwen und Waysen versorgen sollen, die es durch seine Kriege geworden waren. Einige Jahre darauf gerieth auch der Marckgraf von der Lausiz, **Udo**, in einen Krieg mit dem Pohlnischen Herzoge **Micislaus**. Die Sächsischen Kriegsvölcker erlitten dabey eine harte Niederlage. Otto ließ daher beyden Fürsten befehlen, sich so lange friedlich gegen einander zu betragen, bis er aus Italien zurückkäme, und ihre Händel entscheiden könnte. Er that dieses auch würcklich zu Quedlinburg, im Jahr 973. kurz vor seinem Tode.

So wurde die ganze Regierung des Otto durch unaufhörliche Kriege, Empörungen und Zwistigkeiten in einem ungestümen Lauf fortgetrieben. Kaum hatte er endlich eine, dem Anschein nach, dauerhafte Ruhe erlangt, als er den Todt sich nähern sah. In den kurzen Zwischenräumen, da er gleichsam stille stehen, und auf den innern Wohlstand des Reichs bedacht seyn konnte, fand er immer noch Zeit genug zu vielen heilsamen oder doch wohlgemeinten Anstalten. Er übergab die Provinzen desselben solchen Fürsten, auf welche er das beste Vertrauen zu setzen berechtiget war: und wenn sie seine Erwartung hintergiengen, so war seine Wahl bald verbessert; ja sein Betragen gegen sie, änderte oft ihre Gemüthsart zum Vortheil des Vaterlandes. Man sieht insonderheit, daß er sie in einer gewissen Abhängigkeit zu erhalten gesucht hat, welche ihn in den Stand sezte, sie nach ihren Verdiensten zu gebrauchen. Alle deutsche Herzoge und Grafen waren zu seiner Zeit noch nicht viel mehr als Statthalter des Kaysers; obgleich einige sich dem Ansehen würcklicher Landesherren näherten, oder zu nähern versuchten. Er durchreiste das Reich häuffig: seine Gegenwart half die gute Ordnung, so viel es eine ganz kriegerische Regierung zuließ, erhalten oder wieder herstellen. Er

konnte

konnte zwar die Befehdungen und Ausschweisungen der Privat-Rache bey einer Nation, die fast beständig den Degen in der Hand führte, nicht ausrotten; aber er mißbilligte und bestrafte sie. Noch weniger war dieses die Zeit, da er neue Gesetze hätte geben; oder die alten mehr nach den natürlichen Rechten und Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft hätte einrichten können. Die Verordnungen oder Capitularien der Fränckischen Könige kamen in Abnahme; man bestimmte jezt das Recht nur nach Gewohnheiten oder Aussprüchen der Richter. Zuweilen aber kamen so streitige Fälle vor, daß Otto glaubte, sie könnten nicht würdiger entschieden werden, als durch einen Eydschwur, oder Zweykampf. Von dieser leztern Art sieht man ein merckwürdiges Beyspiel auf dem Reichstage zu Stella, welchen er im Jahr 942. halten ließ. Man war uneinig, ob Kinder, deren Eltern gestorben waren, die aber noch ihre lebende Großeltern hatten, von diesen leztern erben könnten? oder ob sie die Erbschaft derselben den Brüdern ihrer Eltern überlassen müßten, weil sie nicht als unmittelbare Söhne zu betrachten wären? Der Kayser befohl, daß beyde Theille eine Anzahl Kämpfer stellen, und sich durch dieselben um ihr Recht schlagen sollten. Dieses geschah, und die Parthey der Enckel behielt die Oberhand. Otto scheinet dabey, nach der Denckungsart seines und der frühern Jahrhunderte, darauf Rechnung gemacht zu haben, daß Gott die gerechtere Parthey selbst unterstützen, und sie im Zweykampfe nicht unterliegen lassen werde. Ich weiß aber überhaupt nicht, ob es viel gewagt seyn würde, wenn man in dem vielleicht nicht seltenen Falle, da über eine fast offenbare Ungerechtigkeit der Gesetze oder der Richter, zuweilen auch über die anstößige Verschiedenheit in den Meinungen der Rechtslehrer bey wichtigen Streitigkeiten geklagt werden kann, es beyden Partheyen erlaubte, ihre

Anforderungen mit den Waffen, nur nicht mit ihrem Leben, zu behaupten. Doch die Dienste, welche Otto den Gesezen nicht leisten konnte, weil sie Kinder des Friedens sind, der ihn fast niemals besuchte, erwies er seinen Unterthanen durch Beschüzung ihrer gewissesten Rechte. Er verschönerte auch manche Gegenden von Deutschland durch seine Wohlthaten, vor allen aber die Stadt Magdeburg. Seine erste Gemahlinn hatte dieselbe zu ihrem Leibgedinge bekommen. Er selbst warf so viele Liebe auf diese Stadt, daß er sie zu seinem Hauptsize machte, sie erweiterte und befestigte, mit Vorrechten, Freyheiten, Stiftungen und öffentlichen Gebäuden bereicherte. Die Einwohner von Magdeburg erinnern sich noch täglich bey seiner Bildsäule zu Pferde, welche sie auf ihrem Marckte vor den Augen haben, an diesen zweyten Stifter und Wohlthäter ihrer Stadt. Seine Regierung ist auch noch durch die Entdeckung der ersten Silber-Gruben in Deutschland auf dem Harze, merckwürdig geworden. Allein die Ausmünzung des Geldes selbst bekam niemals eine schlechtere Gestalt: und die sogenannten Blech- oder Hohl-Münzen, welche damals aufkamen, scheinen gleichsam das Gepräge eines an Ruhe und Kunst armen Zeitalters an sich zu führen. Auch die wenigen geschickten Künstler konnten damals nicht unterstüzt werden.

Noch weit mehr als auf alle diese Theile der Staatsverwaltung hatte Otto, mitten unter so vielen Kriegen, seine Sorgfalt auf die Religion, Kirche und Geistlichkeit zu wenden gewußt. Nach seinen Siegen über heydnische Völcker, war die Annehmung des christlichen Glaubens fast immer, wenn es möglich war, eine von den Bedingungen des Friedens, den er ihnen vorschrieb. Um die Ausbreitung und Erhaltung desselben desto mehr

bey

bey ihnen zu versichern, legte er in ihren Ländern eine Anzahl Bißthümer an: und diese dienten zugleich dazu, daß die neuen Christen durch eine Art von geistlicher Furcht in der Unterwürfigkeit gehalten würden. Sein Vater war eher gestorben, als er unter den überwundnen und bekehrten Wendischen Völckern im Meißner Lande Bißthümer, wie er sich vorsezte, hatte errichten können. **Otto** stiftete also zuerst im Jahr 938. das Bißthum **Meisen**, und im Jahr 968. die Bißthümer zu **Merseburg** und **Zeiz**, welches leztere in der Folge nach **Naumburg** verlegt wurde. Eben so sezte er unter den übrigen Slavischen Nationen, die Bischöfe zu **Brandenburg** im Jahr 939. zu **Havelberg** im Jahr 946. und zu **Altenburg** in Wagrien (oder im jezigen Holsteinischen,) im Jahr 956. ein. Das Bißthum zu **Posen** in Pohlen ist ebenfals von ihm im Jahr 967. angelegt worden. Aus allen diesen neuen Stiftern, das einzige Altenburgische ausgenommen, welches an den Erzbischof von Hamburg gewiesen, und nachher nach Lübeck verlegt wurde, wollte **Otto** ein ansehnliches geistliches Gebiet für ein neues **Erzbißthum** errichten, und sein geliebtes **Magdeburg** wurde zu dem Sitze desselben bestimmt. Er fand dabey anfänglich einige Schwierigkeiten, weil weder der Bischof von Halberstadt, in dessen Kirchensprengel Magdeburg lag, noch sein Metropolitan, der Erzbischof von Maynz, in diese Erhebung willigen wollte. Endlich wurde dieses neue Erzbißthum im Jahr 968. eingeweiht; es erhielt den Primat oder den obersten Rang unter den Stiftern in Deutschland, und wurde von dem Kayser mit ungemein vielen Gütern beschenckt. Alle diese deutschen Stifter des **Otto** sind seit zweyhundert Jahren nach und nach in weltliche Besizungen unserer Fürsten verwandelt worden, nachdem man wieder eingesehen hat, daß die christliche Gemeine

 nicht

nicht von reichen, mächtigen und fürstlichen Prälaten; sondern von Lehrern, die im Mittelstande den sichersten Weg zu einem tugendhaften Beyspiel finden, regiert werden müsse. Otto belehnte auch den ersten Bischof zu Prag, dessen Bißthum der Herzog Boleslav II. im Jahr 966. aufrichtete: und von den Bißthümern, welche er in Dänemarck gestiftet hat, ist bereits oben Nachricht ertheilt worden. Verschiedene Abteyen, Kirchen und Klöster haben ihm gleichfals ihren Ursprung zu dancken. Er brachte die Abtey Quedlinburg im Jahr 937. völlig zu Stande. In eben diesem Jahre legte er zu Magdeburg ein Benedictiner-Kloster an, welches er mit fürstlichen Einkünften und Rechten überhäufte; er nahm sie aber demselben nachmals größtentheils, um sie dem neuen Erzbißthum zu ertheilen. Die Benedictiner bekamen ein anderes Kloster auf einem kleinen Berge nahe bey Magdeburg; und von dieser Veränderung schreibt sich das berühmte Kloster Bergen her, das schon lange weit gemeinnüzigere Absichten erfüllt, als ihm der gute Kayser zugedacht hatte, und in welchem ich selbst, (wenn es erlaubt ist, dieses hinzuzusezen,) den ersten bessern Geschmack an den Wissenschaften gefaßt habe. Hier darf ich auch eines der vornehmsten Wercke des Otto, und eines der schönsten Denckmäler der alten Bauart, die Domkirche zu Magdeburg, nicht vorübergehen. Zwar die von ihm erbauete Kirche ist nicht lange nach seinen Zeiten verbrannt, und die sich jezt so prächtig und ehrwürdig erhebt, schreibt sich aus dem dreyzehnten Jahrhunderte her. Aber doch ruhen noch seine Gebeine in derselben neben dem Körper seiner ersten Gemahlinn. Als ich im Jahr 1751. bey seinem Grabmahl stand, welches in den neuern Zeiten etwas verändert worden ist, war es bloß der Nahme eines alten Kaysers, der mich einige Augenblicke aufmercksam machte; ich sah nur, wie

es

es den meisten zu gehen pflegt, welche dahin kommen, den Fürsten vor mir liegen, der eine große Kirche gebauet hat: jezt, da ich den Otto kenne, würden mich die Betrachtungen über seine Geschichte länger an einem Orte zurückhalten, wo eine solche Größe in so wenigen Staub aufgelöset ist.

Die Geistlichkeit allein wäre berechtigt gewesen, ihn aus Danckbarkeit den Großen zu nennen: denn seine Freygebigkeit gegen sie war königlich. Von ihm kommen hauptsächlich die ungemeinen Reichthümer und die daraus entstandene Macht der deutschen Clerisey her. Mit einer Art von Verschwendung schenckte er den Erzbischöfen und Bischöfen ganze Herzogthümer und Grafschaften, und den Klöstern eine Menge von Städten, Dörfern, und landesherrlichen Vorrechten. Er wollte, daß die größern Geistlichen den weltlichen Fürsten in nichts nachstehen, und noch gewissermaassen den Vorzug vor diesen haben sollten. Es ist glaublich, daß ihn außer den Trieben der Frömmigkeit, auch ein besonderes Vertrauen auf die Geistlichkeit, dazu bewogen habe, sie durch so außerordentliche Gaben und Erhöhungen gleichsam außer den Kreis ihrer einzigen wahren Bestimmung zu ziehen. Die meisten Herzoge und andere große deutsche Herren seiner Zeit hörten nicht auf, seine Regierung zu beunruhigen. Allein die Geistlichen blieben ihm weit unterthäniger, und er konnte auch hoffen, daß Leute, welche das Beste der Religion, die Bekehrung der Heyden, die Beförderung der Gottseeligkeit, zu ihrem vornehmsten Endzwecke machten, in der Treue gegen ihn und seine Nachfolger niemals wancken würden. Diese Erwartung schien desto gegründeter zu seyn, je genauer ein unverheyratheter Geistlicher, der seine Gewalt und seine Schätze, nicht wie weltliche Fürsten, seinen Erben hinter-

lassen

lassen kann, mit dem Staate und dessen Oberhaupte verbunden ist. Allein die folgenden Jahrhunderte haben gelehret, wie übel die Wohlthätigkeit des Otto bey dem geistlichen Stande angelegt worden sey.

Er war unterdessen doch immer Herr über denselben: und weit gefehlt, daß er die Geistlichen durch so viele Bereicherungen und Vergrößerungen ihres Ansehens, von sich unabhängig hätte machen wollen, übte er vielmehr alle Rechte, die einem Landesherrn zustehen, an ihnen aus. Die Bischöfe zu Rom hatten schon lange, unter Begünstigung schwacher Regenten, und unruhiger, abergläubischer Zeiten, einen großen Anfang gemacht, geistliche und weltliche Fürsten zu werden. Otto aber führte sie zum Theil in ihre alte Gränzen zurück; er behauptete die Aufsicht bey ihrer Wahl, das Recht sie zu bestätigen, die oberste Herrschaft über Rom, und über ihre Personen selbst; er ließ diesen bischöflichen Thron niemals durch übelgesinnte und unruhige Personen besteigen; sezte diejenigen ab, welche es wider seinen Willen thaten; bestrafte die Päpste mit Zuziehung ihrer geistlichen Mitbrüder, doch so, daß er sich stets die höchste Gewalt dabey vorbehielt; und er blieb ihnen fürchterlich, ohne sich jemals ungerecht gegen sie zu bezeigen. Die übrige Geistlichkeit durfte sich den Befehlen des Kaysers noch weit weniger entziehen. Er belehnte die Bischöfe und Aebte mit dem Ring und Stab, und also selbst mit den Zeichen ihrer geistlichen Gewalt. Die Bischöfe waren verbunden, ihn entweder selbst auf seinen Feldzügen mit den Soldaten aus ihrem Gebiete zu begleiten, oder doch diese zu stellen. Er entschied nicht nur die streitigen Wahlen dieser Prälaten, und bestätigte sie, wenn sie ihm anders gefielen; sondern er sezte auch manche aus eigenem Gefallen ein, richtete ihre Streitigkeiten, nahm

ver-

verschiedenen, wegen eines üblen Verhaltens, ihre Würde, oder belegte sie mit Strafen. Der erste Erzbischof von Magdeburg hatte den Herzog von Sachsen, Hermann, mit eben solchen Ehrenbezeigungen aufgenommen, als man dem Kayser zu erweisen pflegte. Dafür mußte er zur Strafe eben so viele Pferde liefern, als er bey der Ankunft desselben Kronleuchter hatte anzünden, und Glocken läuten lassen. Die Erzbischöfe brauchte Otto zu seinen Erz-Canzlern, und, wenn er in Italien gegenwärtig war, ließ er ebenfals durch Bischöfe dieses Amt versehen, zu dessen Ausübung sich seine kriegerische Hofleute nicht schickten. Er war bey vielen Kirchenversammlungen zugegen, und bestätigte die Schlüße derselben. Insonderheit aber schränckte er die Herrschsucht der großen Geistlichen dadurch ein, daß er ihnen sogenannte Vögte (advocatos) an die Seite sezte. Diese Schutzherren der Stifter und Klöster waren ansehnliche weltliche Herren, welche dieselben nicht allein gegen alle Gewalt vertheidigen, sondern auch ihre bürgerliche obrigkeitliche Gerichtsbarkeit verwalten, die Aufsicht über ihre Güter und Einkünfte führen, und bereit seyn mußten, dem Kayser davon Rechenschaft abzulegen. So behielt unter andern Otto die Stifts-Vogtey von Quedlinburg seiner Familie auf immer vor. Die Geistlichkeit sah diese Anstalt, welche sich schon von Karln dem Großen herschreibt, als ein Joch an, durch welches sie mehr als sie wünschte, der obersten Gewalt der Kayser unterworfen blieb: und sie hat es endlich von den Zeiten Friedrichs des Zweyten an, im dreyzehnten Jahrhunderte, abzuschütteln gewußt.

Am wenigsten konnte Otto den Wissenschaften einige Aufmercksamkeit wiedmen: seine große Unternehmungen ließen ihm keine Muße dazu übrig; und die Zeit,

Zeit, zu welcher er lebte, munterte ihn durch keine besondern Reizungen dazu auf. Gleichwohl hat er sie nicht gänzlich versäumet. Bey seiner Erziehung war daran so wenig gedacht worden, daß er erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn lesen lernete. Er brachte es so weit, daß er die lateinische Sprache verstand, aber doch nicht sprach: er konnte auch die sogenannte Romanische, eine Ausartung des Lateinischen, woraus die Französische Sprache entstanden ist, und die Slavische reden; allein er bediente sich ihrer selten. Bey einer so geringen Kenntniß war er doch den Gelehrten günstiger, als es die meisten kriegerischen Helden zu seyn pflegen. Diesen Geschmack brachte ihm sein Bruder, der Erzbischof von Cölln, Bruno bey, welcher damals der gelehrteste Prälat von Deutschland war. Otto zog ihn an seinen Hof, so bald er König geworden ward, und machte ihn zu seinem Canzler und Erz-Caplan. Mit der Verwaltung dieser Würden verband Bruno die Untersuchungen in den Wissenschaften beständig. Da er dem Hofe von einem Orte zum andern nachfolgte, so führte er immer eine kleine Bibliothek mit sich, die aus griechischen und lateinischen Schriftstellern bestand; verschiedene Gelehrte begleiteten ihn: und mit diesen stellte er öfters Unterredungen über allerhand Theile der Gelehrsamkeit an, denen Otto selbst bisweilen beywohnte. Auch in dem Eifer, mit welchem die Wissenschaften, so weit sie nemlich damals reichten, unter der Regierung dieses Kaysers in manchen Bischöflichen und Kloster-Schulen, unter andern zu Corvey, Reichenau, Cölln, Würzburg, und selbst in dem Nonnen-Kloster Gandersheim getrieben wurden, sieht man Spuren genug, daß er dieselben befördert habe.

Unter allen diesen Beschäftigungen erreichte Otto das Ziel seines Lebens in dem Kloster Memleben, an der

der Unstrut, am 7 May des Jahrs 973. Er hatte mit seiner ersten Gemahlinn, Editha, der Tochter des Königs von England Eduard I. den Ludolf, Herzog von Schwaben, und die Luitgard, welche Conrads, Herzogs von Lothringen, Gemahlinn wurde, gezeugt; sie starben aber beyde vor ihm. Aus seiner zweyten Ehe hingegen mit der Adelheid, einer Tochter Rudolphs II. Königs von Burgund, und Witwe des Italiänischen Königs Lotharius, hinterließ er seinen Nachfolger in der Regierung, Otto den Zweyten, und eine Prinzeßinn, Mathildis, welche Aebtißinn von Quedlinburg geworden ist. Adelheid wurde von ihm vorzüglich geliebt; selbst an den Regierungs-Geschäften bekam sie einen beträchtlichen Antheil. Sie hat ihm auch, allem Ansehen nach, sehr viel Wohlwollen und freygebige Gesinnungen gegen die Geistlichkeit beygebracht: denn sie selbst war eine ungemeine Freundinn derselben. Man zählt eine Menge Stiftungen von Klöstern und Schenckungen an die Kirchen, welche von ihr herrühren. Diese haben ihr vermuthlich mehr als die Wunder, welche ihr die Leichtgläubigkeit der ältern Zeiten zuschrieb, das Recht erworben, unter die Heiligen der Römischen Kirche zu kommen. Wenn sie bey dem Kayser, auch in den öffentlichen Angelegenheiten des Staats einen ungewöhnlich großen Einfluß behauptet hat: so rechne ich ihm dieses nicht bloß als eine der verzeihlichsten Schwachheiten, sondern als eine rühmliche Theilung seiner Gewalt und Herablassung zu freundschaftlichen Rathschlägen, an. Die Fürsten sezen, bey der Regierung ihrer Länder, auf Staatsbediente, an denen sie Einsichten und einen patriotischen Geist gefunden haben, ein oft unumschränktes Vertrauen. Warum sollten sie desselben nicht eben so sehr eine Gemahlinn würdig halten, so bald sie ihrer Liebe und Klugheit versichert sind? Aber von ihr gänzlich

lich beherrscht zu werden, scheint eben so wenig rühmlich zu seyn, als wenn sie völlig unter dem Einfluße ihrer Staatsbedienten stehen.

Nun betrachte man ein solches Leben als Otto geführt hat: hier Brüder, dort einen Sohn und Eydam; um ihn herum Böhmen, Slaven, Ungarn, Lothringer, Franzosen, Dänen, und Italiäner; einheimische und auswärtige Feinde; alle überwunden, überall Ruhe und Recht hergestellt; für die Religion und den Staat nach bestem Wissen gesorgt; fast keinen ungeschäftigen und unnüzen Tag in einer Regierung von sieben und dreyßig Jahren, und eine immerwährende Aufopferung zum gemeinen Wohl. Alsdenn wird man sagen: er hat doch große Dinge gethan, und alle seine Kräfte erschöpfet, um seine Bestimmung zu erfüllen, wenn sie ihn gleich noch mehr zum Schrecken der Völcker, als zu ihrem Seegen, sezte. Aber, wenn wir sein Verdienst und seinen wahren Ruhm ganz kennen wollen, so ist es nicht genug zu wissen, zu was vor Thaten ihn die Umstände seiner Zeit und sein ihnen gemässer Muth, fortgerissen haben; man muß auch sehen, mit welchen Empfindungen und Absichten er dieselben verrichtet; was er noch vor andere Fähigkeiten unter den Menschen habe blicken lassen, die nicht völlig wircksam werden konnten, und wodurch er sich von dem gemeinen Eroberer unterscheide.

Seit Karln dem Großen hatte kein so würdiger Fürst über Deutschland geherrscht, als Otto: und beyde haben so vieles mit einander gemein, daß es nicht unwahrscheinlich ist, der leztere habe sich den erstern zum Muster vorgesezt. Eine lange, aber unruhige Regierung, und in jedem Zeitraum, welchen die auf einander folgende Kriege ledig ließen, sehr lebhafte Bemü-

mühungen, der Kirche und dem Staate, nach allen ihren Bedürfnissen, aufzuhelfen: dieses macht kurz die Geschichte von beyden aus. Was Karl in Ansehung seiner Geseze und weisen Anstalten im gemeinen Wesen, insbesondere aber auch derjenigen, welche er zur Aufnahme der Wissenschaften getroffen, voraus hat, kommt, wenn ich richtig urtheile, von seiner etwas häufigern Muße, von seinen mehr erleuchteten Zeiten, und vielleicht am meisten davon her, weil er im Ganzen angesehen, ein größerer Geist, als Otto, war. Aber in den Eigenschaften des Herzens scheinet Otto hinwiederum den Vorzug zu behaupten. Karl brachte die Kayser-Crone auf die Fränckische Monarchie; Otto stellte sie wieder her, und verband sie mit dem deutschen Königreiche. Jener bahnte sich den Weg dazu durch die Zerstörung des Langobardischen Reichs in Italien; dieser durch die Ueberwindung des Berengars, welcher die Langobardische Crone trug. Beyde wurden nach Italien gerufen; waren tapfer, schnell in ihren Unternehmungen, und siegreich. Beyde legten den Völckern, welche sie durch Kriege bezwangen, die christliche Religion als ein Gesez auf; aber Otto mit größerer Mäßigung. Er sowohl als Karl, ehrte und beschenckte die Geistlichkeit überaus freygebig, aber hielt sie zugleich in den gebührenden Schrancken: beyde stifteten auch viele Bißthümer, und liebten die Religion aufrichtig. Doch kannte sie Karl so wie auch die Gelehrsamkeit, weit besser als Otto. Endlich regierten beyde mit einem Ansehen, an welchem ihnen bis auf Karln den Fünften wenige Kayser gleich gekommen sind.

Otto fand den Weg, welchen er betreten sollte, nicht ganz ungebahnt. Sein Vater Heinrich hatte ihm nicht nur ein Beyspiel hinterlassen, das von allen

Seiten nachahmungswürdig war, und ihm gleichsam in der Ferne gezeigt, was noch für ihn zu thun übrig bleibe; sondern er hatte ihm auch durch seine vorsichtige Einrichtungen die dazu nöthigen Mittel erleichtert. Man hat ihn mit Philipp von Macedonien verglichen, weil er eben so wie dieser, seinem Sohne geübte Kriegsvölcker bildete, mit welchen derselbe größere Unternehmungen, als er selbst, ausführen konnte. Ich bekümmere mich hier um die Aehnlichkeit dieser beyden Könige nicht, welche kaum in dem angeführten Umstande sehr sichtbar ist; aber, wenn man ihre Söhne neben einander stellt, so gebe ich es niemals zu, daß sie deswegen in Eine Classe gesezt werden, weil sie beyde den Nahmen der Großen führen. Alexander war ein tapferer und glücklicher Verwegener, unersättlich in der Begierde, ein Bezwinger von Völckern, von mehr als einem Welttheile zu werden; er maaß seine Angriffe nicht nach Recht und gegründeten Ansprüchen ab; sondern sezte sie in einer unsinnigen Hitze bis an das äusserste Ende Asiens fort: und er wurde oft selbst von seinen Lastern überwunden. Otto ist durch seine Thaten in der Geschichte eben so berühmt geworden, als er, oder er sollte es doch seyn; aber er hat sich weit über alle diese Arten des Tadels erhoben.

Das ist eben der Ruhm, der seltenere Glanz des deutschen Helden, kein Krieger aus Neigung gewesen zu seyn, und mitten unter Schlachten und Siegen doch den sanftesten Charakter beybehalten zu haben. Die Nachwelt, die Fürsten, welche noch kommen sollen, können es nicht genug hören: Otto hat sein ganzes Leben hindurch gekriegt; aber — er hat lauter gerechte Kriege geführt: er hat sie nicht gesucht, nicht mit sinnreicher Fruchtbarkeit an Vorwänden und Ursachen, hervorwachsen lassen; sondern als unvermeidliche Uebel ergriffen,

griffen, und immer zu ihrer Endigung fortgeeilet. Wenige also sind unter den Eroberern, die es verdienten, mit ihm verglichen zu werden. Man sehe von einer so großen Menge nur Ludwig den Vierzehnten an; er hat hauptsächlich wegen seiner glücklichen Kriege den Nahmen des Großen erlangt: viele edle Handlungen und Anstalten hätten ihn desselben würdiger gemacht; aber alle seine Kriege, vielleicht nur den lezten ausgenommen, waren ungerecht.

Die Eroberung von Italien und die Erwerbung der Kayserlichen Würde leuchtet, wie man gesehen hat, unter den Thaten des Otto insonderheit hervor. Nach der herrschenden Gewohnheit der Geschichtschreiber, würde man beydes auch alsdenn mit ausnehmenden Lobsprüchen belegen, wenn er es, ohne ein Recht daran zu haben, bloß durch kühne Tapferkeit zu Stande gebracht hätte. Allein ein großer Mann ist immer gerecht, und ohne diese Eigenschaft können ihm auch die glücklichsten und schimmerndsten Unternehmungen nicht für Ehre gereichen. Otto wurde von der verfolgten Erbinn des Italiänischen Königreichs, und von den unterdrückten Einwohnern nach Italien gerufen; er hatte dabey noch die Ansprüche des deutschen Reichs zu unterstüzen: und was er schon als Beschützer verdiente, wurde ihm noch durch die freywillige Ergebenheit der Gemüther zu Theil. Er bediente sich auch dieser neuen Hoheit mit vielem Glimpf; und befestigte sie durch Klugheit, oder, wo es nöthig war, mit den Waffen. Daß diese Verbindung Italiens mit Deutschland die folgenden Kayser gezwungen hat, viele beschwerliche Züge in jenes Land vorzunehmen; daß darunter der innere Wohlstand von Deutschland gelitten; daß die Kayser bey diesen Gelegenheiten von manchen Päpsten die unanständigste Begegnung erfahren, und endlich ihre

Macht in Italien, und sonderlich über Rom, schimpflicher eingebüßt haben, als ihnen die Behauptung derselben eine Zeitlang rühmlich war; alles dieses kann man nicht ohne große Unbilligkeit dem Otto vorwerfen. Bey ihm war die Oberherrschaft über Italien kein leerer Titel, um den man sich, einer eingebildeten Ehre zu Gefallen, stets wieder von neuem hätte streiten müssen. Sein Ansehen war daselbst völlig gegründet; er hatte den Eingang von Italien in seiner Gewalt; viele deutsche Herren, auf deren Treue er sich verlassen konnte, waren von ihm an statt der großen Stände in diesem Lande, mit geringern Lehen versehen worden: er würde auch, allem Ansehen nach, noch andere kräftige Anstalten, um Italien im Gehorsam zu erhalten, getroffen haben, wenn er länger gelebt hätte. Seine meisten Nachfolger hingegen hatten wenig von der Stärcke seines Geistes: und zu ihren Fehlern kamen Unglücksfälle, aus denen sie sich nicht, wie er, herausziehen konnten. Selbst die Vortheile, nicht bloß der Ruhm von Deutschland, wurden dadurch vermehrt, daß Otto sich Italien unterwarf. Wenn man seinen Maaßregeln hierinne gefolgt wäre: so würde unser Vaterland den Einfluß der römischen Bischöfe in seine geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, niemals so sehr zu seinem Schaden empfunden haben.

Otto besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn: Unerschrockenheit und Tapferkeit; standhaften Muth in den verworrensten und gefährlichsten Umständen; die Geschicklichkeit kluge Entwürfe zu Feldzügen zu machen; ungemeine Geschwindigkeit in der Ausführung derselben; Gegenwart des Geistes, die von allen Zufällen Gebrauch zu machen weiß; und die Gewißheit der Liebe und des Vertrauens von seinem Heere. Aber indem ich sehe, daß so anhaltende Kriege und Un-

Unruhen seine Seele niemals mit einer harten und rauhen Schale umzogen haben, wie sie es bey vielen andern fast unmercklich thun: so liebe ich ihn desto mehr. Sein gütiges Herz blieb sich immer gleich. Er war nach seinen Siegen und gegen seine heftigsten Feinde eben so gnädig, gelind und versöhnlich, als gegen kleine Versehen seiner Freunde; bisweilen sogar nachgebender, und bereitwilliger, Beleidigungen zu vergessen, als es seiner Sicherheit zuträglich war. Ob er gleich das Schwerdt wenig aus den Händen legen durfte; so war er doch immer friedliebend. Es fehlte ihm nicht an Ehrgeiz; aber daß er ihn nicht bloß auf Eroberungen gerichtet habe, beweiset die großmüthige Freygebigkeit, mit welcher er dieselben vertheilte. Sein festes Verharren bey gefaßten Entschließungen, (eine der männlichsten Tugenden;) seine treue Beobachtung von Bündnissen und Freundschaften, und die lebhafteste Danckbarkeit, welche er diejenigen empfinden ließ, die sich um ihn verdient gemacht hatten, sind noch einige der gefälligsten Züge zu seinem Bilde. Wie es möglich gewesen sey, daß man in den neuesten Zeiten auf den Argwohn habe gerathen können, Otto müsse etwas Widerliches an sich gehabt haben, weil er so vielen mißfallen, sich so viele Feinde zu machen gewußt habe, wie man sagt, ist mir nicht völlig erklärbar. Der gütigste Fürst kann durch sein sanftes und versöhnliches Betragen eine Menge unruhiger Köpfe aufmuntern, sich ihm zu widersezen, weil sie entweder nicht genugsam erhoben und belohnt zu seyn glauben; oder eben dieses von ihm zu erzwingen hoffen. Das so kriegerische Zeitalter des Faustrechtes, in welchem Otto lebte, und die getheilte Aufmercksamkeit, welche er, mit den Waffen in der Hand, auf alle Seiten wenden mußte, machen es noch begreiflicher, warum so viele in seiner Familie, und unter seinen Großen, die Ruhe seiner Regierung

 gestört

gestört haben. Aber schon das einzige ist zur Widerlegung jenes Verdachtes hinreichend, daß ihn seine würckliche Geschichte als einen sehr gütigen und nachgebenden Fürsten darstellt.

Die einzige schwache Seite dieses großen Fürsten ist seine Denckungsart über die Religion. Er war überaus wohlgesinnt gegen dieselbe; aber er kannte sie zu wenig. Und man sieht nicht, wer sie ihn hätte kennen lehren sollen. Nicht die Geistlichkeit, von welcher ihre Verfälschung allein herrührte. Wenn sie gleich die meisten Hauptheile derselben hatte stehen lassen; so hatte sie doch die Ausübung derselben fast auf lauter neuersonnene Vorschriften gebauet, welche ihr einträglich waren, aber die christliche Tugend auf äusserliche Kleinigkeiten zogen, und zum Theil entehrten. Der Eifer des **Otto** um die Ausbreitung des Glaubens, seine Begierde der Kirche zu dienen, und die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten, alles dieses zeigt einen tiefen Grund von Religion in seinem Herzen an. Doch seine Frömmigkeit war sehr oft nichts als Aberglauben. Man hatte schon lange die Meinung eingeführt, daß man sich bey Gott durch nichts beliebter machen könne, als wenn man seinen Dienern, den Geistlichen, und sonderlich den Mönchen, ungemein viel schenckte, eine Menge Gebäude aufrichtete, wo er eifrig verehrt würde, und durch eben solche Zeichen der Ehrfurcht und Freygebigkeit sich den Heiligen zu empfehlen suchte. Daher hielt **Otto**, welcher dieses aufrichtig glaubte, und königlich ins Werck sezen wollte, weder Maaß noch Ziel in der Stiftung gottesdienstlicher Oerter, in der Austheilung von liegenden Gründen, Einkünften und Rechten, an jene scheinheilige Schleicher. Man kann sich nicht enthalten zu lächeln, wenn man sieht,

sieht, wie viel er bloß dem heiligen Märtyrer Moriz zu Magdeburg, das heißt, dem Kloster und nachmahligem Erzbißthum daselbst, geschenckt hat. Die Mönche, welche keine Vollmacht aufweisen konnten, daß sie so viele Reichthümer im Nahmen dieses Heiligen in Besiz nehmen sollten, gaben dem Otto desto gewissere Versicherungen, daß er sich dadurch im Himmel ein ungemeines Verdienst erwerbe. Da er dieses gar nicht in Zweifel zog: so glaubte er nicht genug von seinen Besizungen, die er ohnedieß bald verlassen mußte, an Leute, welche bey Gott und bey den Heiligen so viel galten, weggeben zu können. Diese falsche Andacht des Otto, die aber damals unumschränckt in der Christenheit regierte, hat selbst seine Staatsklugheit erstickt. Die Gewalt seiner gottseeligen Empfindungen hinderte ihn einzusehen, wie gefährlich es sey, Leute, die durch ihren Stand von der Welt abgesondert sind, in dieselbe hineinzuziehen; die ihnen angemessene Gleichgültigkeit gegen Macht, ausnehmende Ehrenbezeigungen und Schätze, in Ehrgeiz, Herrschsucht und Geldbegierde zu verwandeln, und sie ganz vergessen zu machen, was sie sind und seyn sollen. Ihre Sitten wurden nicht nur dadurch verdorben; sondern sie wurden auch nach und nach für die Ruhe von Deutschland und das Ansehen der Kayser fürchterlich. Die Nachfolger des Otto haben die traurigen Wirkungen davon erfahren. An ihnen sind die unermeßlichen Wohlthaten desselben gegen die Geistlichkeit, von dieser mit der strafbarsten Undanckbarkeit belohnt worden. Wenn man ihn hier entschuldigen will: so muß man seine Ergebenheit gegen die Religion, seine liebenswürdige Gutherzigkeit, die finstern Begriffe seiner Zeit, und endlich auch die Absicht, welche er niemals vergessen hat, diejenigen, welche er groß und sehr begütert machte, doch in der Unterwürfigkeit zu erhalten; man muß alles dieses mit ein-

ander verbinden: und doch wird man ihn von einer dabey begangenen Unvorsichtigkeit nicht frey sprechen können. Man hat vergebens in den neuesten Zeiten zu beweisen gesucht, er sey nicht abergläubisch gewesen, weil er doch Herr über seine Geistlichen geblieben sey. Andere Kaiser nach ihm sind freylich weit abhängiger von der Geistlichkeit gewesen; allein schon das war Abhängigkeit von derselben, daß er die Begriffe einer ausgearteten Gottseeligkeit von ihr nehmen mußte: und wenn diese nicht Aberglauben, das heißt eigenmächtig verunstaltetes Christenthum, heißen soll, so weiß man nicht, wo derselbe zu suchen sey.

Wie er vor den Augen der Welt erschien, so war er auch in seinem täglichen Leben und Umgange: gütig und edel. Seine Familie hatte an ihm den liebreichsten Ehemann, Vater, Bruder und Sohn. Er wurde zwar einmal gegen seine Mutter mit falschen Beschuldigungen aufgebracht, und hielt es zum Besten des Staats vor nothwendig, ihr in einem Kloster den Aufenthalt anzuweisen; kaum aber sah er, daß man ihn hintergangen hatte, als seine Reue und das ehrerbietigste Bezeigen gegen sie, der kindlichen Liebe von neuem ihren Lauf gaben. Sein Ansehen war majestätisch; seine Lebensart überaus mässig, und nur an gewissen feyerlichen Tagen prächtig. Er bediente sich niemals einer fremden Tracht, und fand an Ritterspielen und Jagden seine vornehmste Belustigung. So viele Würde und Tugend breitete sich zugleich über seinen ganzen Hof aus, an welchem jede Art von Ausschweifungen unbekannt war.

Nur glücklichere Zeiten, und ein hellerer Schauplatz, haben ihm gefehlet, um sich der Nachwelt in

in einem noch vortheilhaftern Lichte zeigen zu können. Alsdenn hätten ihn sein hoher Geist, die vortreffliche Anlage zu großen Unternehmungen, welche er besaß, und der ächte deutsche Sinn, der in ihm lebte, uns noch bewundernswürdiger gemacht.

* * *

Es fehlet wenig, so hätte mich dieser erste Versuch in der sogenannten mittlern Geschichte, von derselben auf immer abgeschreckt. Der gänzliche Mangel, den sie an wahren Geschichtschreibern hat, und der dem Andencken großer Männer aus diesen Zeiten so nachtheilig geworden ist, könnte noch ertragen werden, wenn die histotischen Sammler, Erzähler und Lobredner, welche damals in ungeheurer Menge schrieben, nur Ordnung, Vollständigkeit und Genauigkeit beobachteten. Unpartheylichkeit, Geschmack in der Wahl und im Vortrage der Begebenheiten, und eine reine Schreibart, kann man ohnedieß von ihnen kaum erwarten. Denn diese Schriftsteller sind meistentheils Geistliche von sehr geringer Kenntniß, welche durch die Vorurtheile ihres Standes verleitet, die niemals größer waren als damals, alles nur im Verhältniß gegen die Kirche betrachten, und, wenn sie es weit bringen, in barbarischen Ausdrücken als Prediger oder Schullehrer declamiren. Allein man verliert bey ihnen selbst den Stoff der Geschichte durch die Verwirrung, in welche sie ihn größtentheils gesezt haben. Man hätte längst eine kritische Anweisung zum Gebrauch aller dieser Schriftsteller auffsezen sollen: und nachdem unsere Ge-

schichtskundige sie so fleißig gelesen, so mühsam mit einander verglichen, auch von manchen, einzeln genommen, so richtige Urtheile gefällt haben; so könnte es nicht mehr schwer fallen, im Ganzen und Allgemeinen, zugleich aber in der Verbindung derselben untereinander, ein solches Werck zu verfertigen. Herr D. Semler hat dazu im Jahr 1762. einen schönen Anfang gemacht.

Bey diesen Klagen über die trüben Quellen der mitlern Geschichte, muß man gleichwohl nicht alle Schriftsteller auf Einen Haufen werfen. Ausser so vielen schlechten und elenden, giebt es darunter auch einige mittelmäßige, und, gegen die übrigen gehalten, sehr brauchbare; ob sie uns gleich lange nicht alles sagen, was wir zu wissen wünschten. Von dieser Art sind verschiedene, welche die Thaten Otto des Grossen beschrieben haben. Wenn wir sie aber lesen, dencken wir immer, was dieser Fürst vor Geschichtschreiber verdienet hätte.

Der vornehmste unter denselben ist Wittichind oder Wittekind, ein Mönch aus dem Closter Corvey an der Weser, der zu den Zeiten des Otto selbst gelebt hat. Er ist einer der erträglichsten historischen Schriftsteller der mittlern Zeiten. Er hat sogar eine nicht geringe Anlage zum Geschichtschreiber, und sein Ausdruck ist weit besser als bey den meisten seiner Zeitgenossen. Auch in Ansehung der Glaubwürdigkeit hat er bey dieser Geschichte den ersten Rang. Seine Sächsischen Jahrbücher, das älteste Werck in der Sächsischen Ge-

Geschichte, beschreiben die Regierung des Otto im zweyten und dritten Buche.

Luitprand, Bischof zu Cremona, welcher zuerst beym Berengar, und sodann beym Otto in Diensten war, ist jenem in keiner Betrachtung nachzusezen, und übertrifft ihn noch sehr mercklich an Gelehrsamkeit und Freymüthigkeit. Er hat eine Europäische Geschichte, und eine Nachricht von seiner Gesandtschaft nach Constantinopel hinterlassen, welche Bücher die Hauptquellen zu den Italiänischen Begebenheiten unter der Regierung des Otto ausmachen. Man geräth in ein angenehmes Erstaunen, ihn ziemlich rein und zierlich, ja sogar wizig und mit Merckmalen der Gelehrsamkeit, im lateinischen schreiben zu sehen.

Der Bischof zu Merseburg, Ditmar, der einige Zeit nach dem Tode des großen Otto schrieb, hat in seiner Chronik von den Kaisern aus Sächsischem Stamme, die Geschichte dieses Fürsten mit vielem Fleiß; aber mit weit mercklichern Spuren seines Standes, als die beyden vorhergehenden, sowohl in der Denckungsart, als im Ausdrucke, beschrieben.

Bald nach dem Tode des Otto verfertigte auch die Nonne zu Gandersheim, Roswitha, ihr historisches Lobgedicht auf denselben. Als Geschichte betrachtet, ist es erheblich genug, um mit den erstgenannten Schriftstellern verglichen zu werden.

Die übrigen viel spätern Schriftsteller, aus denen die Geschichte des Otto geschöpft und ergänzt werden

werden kann, brauchen hier nicht angeführt zu werden. Unterdessen beruht doch zuweilen auf einem derselben ein Theil der Erzählung, wie unter andern auf dem Zeugniße Adams von Bremen, der erst hundert Jahre nach Otto dem Großen geschrieben hat, die Nachricht von demjenigen, was dieser Kaiser wider den Dänischen König Harald ausgeführet hat: eine Nachricht, gegen welche man einiges einwenden; die man aber nicht ganz umstoßen kann.

Ob es gleich unter allen diesen Schriftstellern keinen würdigen Biographen des Otto giebt; so enthalten sie doch so viele glaubhafte Umstände und Züge, daß man mit Hülfe derselben das Leben dieses großen Kaisers ziemlich glücklich abschildern kann. Gleichwohl ist dieses noch nicht versucht worden, und am wenigsten, wie es am ersten hätte geschehen sollen, in deutscher Sprache. Man muß also die Ehrenbezeigungen, welche die Neuern seinem Andencken erwiesen haben, bloß in ihren Geschichtbüchern der deutschen Reichshistorie suchen.

Struv hat in seinem großen Wercke nichts zu sammeln vergessen, was die ältern Schriftsteller vom Otto erzählen. Er schüttet ihre Stellen sehr reichlich aus, und webt sie oft, sogar bis auf ihre Sprachfehler, in seinen Vortrag ein. Er schreibt zwar meistentheils ohne Geschmack und Beurtheilung; man ist ihm aber doch für seinen unermüdeten Fleiß Danck schuldig. Diejenigen, welche nach ihm die Geschichte dieser oder jeder andern deutschen Regierung beschrieben haben, und noch

noch beschreiben, wissen es wohl, wie viele Arbeit er ihnen durch seine Anführungen ersparet habe.

Ohngefähr auf gleiche Art hat Hahn in seiner deutschen Staats- Reichs- und Kaiser- Historie die Handlungen Otto des Großen beschrieben. Er citirt und excerpirt noch gewaltiger als Struv; seine kurze Erzählung wird in einem Ocean von Anmerckungen ersäuft. Vor jenem hat er viele besondere nüzliche Erläuterungen der Geschichte, und des Staatsrechtes, auch einige Versuche selbst zu urtheilen, voraus; aber seine Schreibart ist eckelhaft und buntscheckigt. Dergleichen zusammentragende Schriftsteller sind immer die ersten bey einer Nation, welche die Geschichtskunde bearbeitet; wenn würckliche Geschichtschreiber nach und nach auf sie folgen, legt man sie zwar auf die Seite; allein wenn sie den Stoff zur Geschichte brauchbar gesammlet haben, werden sie doch niemals ganz vergessen.

Mascov, einer der größten Kenner der Geschichte und des Staatsrechtes von Deutschland, wäre vorzüglich im Stande gewesen, eine pragmatische Lebensbeschreibung von Otto dem Großen zu schreiben. Allein man kann demjenigen, was er in seinen Commentariis von demselben erzählet, diesen Nahmen nicht beylegen. Man sieht wohl, daß solches auch seine Absicht nicht gewesen sey. Dieses sein Werck enthält mehr als bloß gesammlete Nachrichten vom Otto: und doch behauptet es die Würde der Geschichte nicht. Sein Ausdruck ist edel; an Genauigkeit kommt ihm niemand gleich; desto mehr aber bedauert man, daß

es

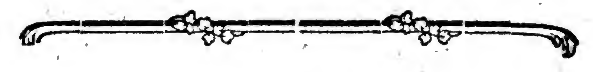
es ihm nicht gefallen hat, tiefer in die Ursachen und Bewegungsgründe der Begebenheiten zu dringen, und den Geist des Otto mit stärckern Farben zu schildern.

Daß der P. Barre die Geschichte von Deutschland unter der Regierung Otto des Großen am vollständigsten und angenehmsten beschrieben habe, kann freylich nicht geleugnet werden; allein er hat manche unrichtige Vorstellungen, und den Charakter dieses Fürsten wird man von ihm nicht kennen lernen.

Endlich hat der Hr. Hofrath Schmidt, im zweyten Theil seiner Geschichte der Deutschen, die Regierung dieses Kaisers, und noch mehr den Zustand der Deutschen während derselben, genau und würdig gezeichnet. Doch scheint er ihm, soviel ich wenigstens sehe, nicht alle Gerechtigkeit erwiesen, und harten Vermuthungen über ihn zu viel eingeräumt zu haben.



Leben



Leben Heinrichs des Großen.

Ich habe wenige Regierungen in der ganzen Geschichte so oft und mit so ausnehmendem Vergnügen betrachtet, als die Regierung Heinrichs des Vierten, Königs von Franckreich, den alle Europäische Nationen, so willig als die seinige, den Großen nennen. Sie stellt nicht nur beinahe alle Eigenschaften eines großen und vortrefflichen Fürsten beysammen dar; sondern sie zeigt ihn auch auf einer außerordentlichen Bahn, welche keiner von den Königen, die mit ihm verglichen werden könnten, betreten hat, und welche ihm einen wahren Vorzug vor ihnen allen giebt. Heinrich mußte sich erst viele Jahre vor den Augen der Welt, und seines Volcks insonderheit, des Thrones, der ihm zugehörte, durch seine Tugenden würdig beweisen, ehe er ihn besteigen konnte: er hielt eine der rühmlichsten und schwersten Proben aus, die man einem Menschen auflegen kann, indem er die seltene Fähigkeit, Völcker zu beherrschen und glücklich zu machen, mitten unter den zahlreichsten und gefährlichsten Hindernissen, am meisten sehen ließ. Der Dichter, welcher seine Thaten so sinnreich gepriesen hat, fängt mit einer Abschilderung an, welche so historisch wahr ist, daß

daß sie auch den Eingang zu einer Lebensbeschreibung abgeben kann. „Ich besinge, sagt er, jenen Helden, „der sowohl durch das Recht der Geburt, als durch das „Recht der Eroberung, über Franckreich herrschte; der „durch lange Unglücksfälle regieren lernte; alle Par„theyen dämpfte; zu siegen, aber auch zu verzeihen „wußte; und der sowohl der Ueberwinder als der Va„ter seiner Unterthanen war."

Heinrich schien durch seine Geburt nur zur Regierung eines kleinen Staats bestimmt zu seyn. Sein Vater war Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, und König von Navarra. Er stammte von Robert, Grafen von Clermont, dem sechsten Sohne des heil. Ludwigs, Königs von Franckreich im dreyzehnten Jahrhunderte, in gerader männlicher Linie ab. Robert war durch seine Gemahlinn Baron von Bourbon geworden; er behielt aber das Französische Wappen bey: und diese Vorsichtigkeit hat seinen Nachkommen, nicht weniger als ihre Herkunft, ihre Verbindungen und ihr edles Betragen, geholfen, dreyhundert Jahre nach ihm die Crone von Franckreich zu erlangen. Unter den jüngern Seitenlinien des Hauses Bourbon, wurde die von Vendome die ansehnlichste. Aus derselben war Heinrichs Vater, Anton, entsprossen, welcher sich mit Johanna von Albret, der Tochter und Erbinn Heinrichs von Albret, Königs von Navarra, vermählte. Dieser König besaß zwar nur Nieder-Navarra mehr, das ist, den geringern und auf der französischen Seite der Pyrenäischen Gebürge gelegenen Theil dieses Königreichs, indem die Spanier seinem Vater Ober-Navarra entrissen hatten. Allein er hatte außerdem noch Bearn, Albret, Foix, Armagnac, und andere große Herrschaften inne, welche seinen Staat einigermaaßen beträchtlich, und wegen seiner

ner Lage in den bergichten Gegenden zwischen Franckreich und Spanien, auch wichtig machten. Seine Tochter, welche man die Geliebte der Könige zu nennen pflegte, weil ihr Vater und ihrer Mutter Bruder, Franz I. König von Franckreich, sie gleich zärtlich liebten, wurde von dem Kayser Carln dem Fünften für seinen Prinzen Philipp zur Gemahlinn begehrt. Allein Franz wollte einen so fürchterlichen Feind seines Reichs sich in demselben nicht festsezen lassen: er verlobte sie also mit dem Herzoge von Cleve, und da dieser sein Wort zurücknahm, an Anton von Bourbon. Aus dieser Ehe waren bereits zween Prinzen gekommen, welche aber durch besondere Zufälle ihr Leben in der ersten Kindheit verloren. Auf diese Art wurde Heinrichen der Weg zum Besiz des Königreichs Navarra gebahnt, und zugleich brachte er ein gegründetes Recht, aber eine nur entfernte Hoffnung zur Französischen Krone auf die Welt.

Sobald der König von Navarra Nachricht erhielt, daß seine Tochter abermals schwanger sey, berief er sie zu sich, damit sie den jungen Prinzen und Erben, den er von ihr erwartete, in seinem Lande zur Welt bringen, und er selbst für die Erziehung desselben sorgen könnte. Sie verließ also ihren Gemahl, bey welchem sie sich damals in einem Lager von Kriegsvölckern in der Picardie, welche er als Statthalter dieser Provinz gegen die Spanier anführte, befand, reiste gegen den Anfang des Winters im Jahr 1553. bis an das andere Ende von Franckreich, und kam den 13. December dieses Jahrs zu Pau, der Hauptstadt von Bearn, mit unserm Heinrich nieder. Es war ein Vortheil für ihn, daß sein Großvater, von seiner Geburt an, eine besondere Aufmercksamkeit auf ihn wandte. Dieser Herr hatte den Ruhm eines leutseeligen, klugen und tapfern Für-

 sten

sten; da hingegen sein Vater von einem schwachen und unentschloßenen Charakter war. Der König von Navarra wollte die Natur seines Enckels auf alle Art starck und herzhaft bilden. Seine Tochter mußte ihm bey ihrer Niederkunst ein Liedchen singen, damit sie ihm, wie er sagte, nicht ein zum Weinen geneigtes und mürrisches Kind gebähren möchte. Gleich nach der Geburt rieb er ihm die Lippen mit Knoblauch, und flößte ihm etwas Wein ein, in der Meinung, seine Lebensbeschaffenheit dadurch Kraftvoller zu machen. Er ließ ihn auf dem Schlosse zu Coaraße, mitten in den Gebürgen, und ganz der zärtlichen Begegnung zuwider, deren junge Prinzen gewohnt sind, erziehen, um seine Seele nicht durch Weichlichkeit verderben zu lassen. Er verbot, ihm andere als gemeine Speisen und Kleidungen zu geben, ihn mit Puppen spielen zu lassen, oder ihm Schmeichelenen vorzusagen. Man gewöhnte ihn vielmehr an, Hitze, Kälte und Regen zu ertragen, oft mit entblößtem Kopfe und bloßen Füßen auf den Felsen herum zu klettern, und zu jagen. Sein Körper wurde dadurch beyzeiten zu allen Beschwerlichkeiten des Lebens abgehärtet, die auch nicht leicht auf einen Fürsten in so großer Menge gewartet haben, als auf ihn.

Ob er gleich seinen Großvater schon im zweyten Jahre seines Alters verlor; so wurde doch seine Erziehung nach dem angefangenen Entwurfe forgesezt. Seine Mutter, eine Prinzeßinn von großem Verstande und Muthe, führte darüber die vornehmste Aufsicht. Da sein Vater, der jezt König von Navarra, und erster Prinz von Geblüte war, unter der Minderjährigkeit Carls des Neunten, zum Statthalter von Franckreich, neben der Mutter des jungen Königs, die aber alle Gewalt in den Händen behielt, war bestellt worden: so brachte er seinen Sohn an den Französischen

Hof;

Hof; er selbst aber kam in der Belagerung von Rouen im Jahr 1562. ums Leben. Er war zur römischkatholischen Religion übergetreten, und bekriegte zulezt seine ehemaligen Glaubensgenoßen; blieb aber, ob es ihm gleich an Tapferkeit nicht fehlte, beyden Partheyen verächtlich. Die Königinn Johanna kehrte darauf nach Bearn zurück, und ließ ihren Prinzen am Hofe. Er hatte daselbst einen Lehrmeister, la Gauchiere, der nicht unwürdig ist, gekannt zu werden, weil er dem jungen Heinrich nüzliche Wissenschaft und tugendhafte Empfindungen sehr geschickt einzuprägen wußte. Es waren insonderheit kurze und faßliche Sittensprüche, welche er ihm geläufig machte, wie unter andern diesen: „Es ist besser mit Ruhm zu sterben, als mit Un„recht zu siegen;“ ingleichen folgendes aus dem Horaz: „Ein Fürst herrscht zwar mit großer Macht über „seine Völcker und Länder; aber Gott behält über ihn „doch die Oberhand.“ Dergleichen weise Lehren scheinen bey dem jungen Prinzen einen bleibenden Eindruck verursacht zu haben.

Nach dem Tode des la Gaucherie, nahm die Königinn Johanna ihren Sohn im Jahr 1566. nach Bearn zurück. Sie hatte sich, nachdem ihr Gemahl gestorben war, öffentlich zur Protestantischen Religion bekannt, und ließ jezt auch ihren Prinzen ebenfals in derselben erziehen. Dazu war ihr Florens Christian, ein berühmter Gelehrter, der ihn zugleich zu den Wissenschaften anführte, behülflich. Heinrich las vor andern Büchern, Plutarchs Lebensbeschreibungen, in der Uebersetzung des Amyot, die eben herausgekommen war, sehr fleißig: und die Jugend wird auch schwerlich ein nüzlicheres Lesen finden können, als das Leben großer und verdienter Männer, wenn es nach diesem Muster beschrieben ist. Er erlangte zu-

gleich in allen ritterlichen und kriegerischen Uebungen, denen sich junge Prinzen und Edelleute damals mit weit mehrerer Anstrengung als jezt, ergeben mußten, eine ungemeine Fertigkeit. Gern sprach er insonderheit von den Mitteln, Spanien dereinst Navarra zu entreissen, das sein Haus verloren hatte. Als er, dreyzehn Jahre alt, sich einige Zeit zu Bourdeaux aufhielt, zog er eine ungemeine Liebe und Bewunderung der Einwohner auf sich; und wenn es ihm daselbst zuweilen an Gelde fehlte, schickte er kleine Quittungen an diejenigen, welche er vor seine Freunde und Freundinnen hielt: worauf sie ihn reichlich versorgten.

Die bürgerlichen Kriege, welche um diese Zeit in Franckreich geführt wurden, zogen ihn schon in einem Alter von sechszehn Jahren zu Unruhen, Gefahren und Leiden fort, welche seitdem den größten und schönsten Theil seines Lebens erfüllten. Diese Kriege nahmen ihren Vorwand von der Verschiedenheit der Religion her, und wurden durch dieselbe in der That am meisten angefeuert; aber ihr wahrer Grund ist in der Regierungsart und Verfassung des Staats seit dem Tode Heinrichs des Zweyten im Jahr 1559. zu suchen. Unter seinen sehr jungen, zum Theil unmündigen Söhnen und Nachfolgern, bekamen die Herren aus dem Lothringischen Hause Guise die höchste Gewalt in die Hände. Sie hätte mit weit mehrerm Rechte dem Könige von Navarra, unsers Heinrichs Vater, gebühret: allein er war zu schläfrig, als daß er seine Ansprüche hätte behaupten können. Sein jüngerer Bruder hingegen, der Prinz von Conde, empfand das Unrecht, welches seinem Hause wiederfuhr, desto lebhafter, und suchte die Guisen mit Gewalt aus dem Besize der Regierung zu vertreiben. Die Nachstellungen und Feindseeligkeiten, welche darüber begangen wur-

wurden, schlugen endlich in einen offenbaren Krieg aus. Conde bekannte sich zur Reformirten Religion: daher traten alle seine Glaubensgenossen, welche bis dahin, vierzig Jahre in Franckreich, unter dem Nahmen der Hugonotten, auf das grausamste waren verfolgt worden, auf seine Seite. Der Haß gegen dieselben diente den Herzogen von Guise, die Römisch-catholischen wider diese Parthey mit einem wütenden Eifer anzuführen, und aus Händeln, welche ihr Ehrgeiz erregt hatte, Religions-Kriege zu machen. Man lieferte einander Schlachten; in der dritten derselben, bey Jarnac, im Jahr 1569. kam der Prinz von Conde ums Leben.

Seine Parthey brauchte nun ein neues Oberhaupt aus diesem Hause. Die Königinn Johanna bot ihren Sohn Heinrich, welchen man nur den Prinzen von Bearn nannte, dazu an, und man erkannte ihn davor. Er hatte schon gezeigt, daß er zum Feldherrn gebohren sey. Als die Protestanten sich in die Schlacht bey Jarnac einließen, war er zugegen, und glaubte vielmehr, daß sie dieselbe vermeiden müßten, weil ihr Kriegsheer noch zerstreuet war, die Feinde hingegen das ihrige beysammen hatten. Man erkannte nachmals zu späte, daß der funfzehnjährige Prinz den besten Rath gegeben hatte. Was ihm unterdessen an Wissenschaft und Erfahrung im Kriegswesen fehlte, lernte er von dem Admiral von Coligny. Dieser war einer der größten Feldherren seiner Zeit; zwar unglücklich in Schlachten, aber desto glücklicher und unerschöpflicher in neuen Hülfsmitteln, seinen Verlust wieder zu ersezen. Nach dem Tode des Prinzen von Conde, hatte er unter den Protestanten das meiste Ansehen. Heinrich konnte ihn als seinen Vater betrachten, und bildete sich unter seiner Anführung zu einem

vollkommenen Befehlshaber; ob er gleich zuweilen schon weiter sah als dieser. Der Admiral lieferte noch im Jahr 1569. die Schlacht bey Montcontour, und wurde wiederum überwunden. Er erlaubte dem Prinzen von Navarra nicht, an derselben Antheil zu nehmen; sondern ließ ihn, um für seine Person Sorge zu tragen, nicht weit davon auf einem Hügel, unter einer Bedeckung einiger Reiterey, halten. Heinrich war voll Begierde, die Feinde anzugreifen: es zeigte sich auch eine Gelegenheit, solches mit einem gewissen Erfolge zu thun, indem ihr Vordertreffen bereits in Unordnung gebracht war, und es eben Zeit war, auf das mittlere mit allen Kräften loßzugehen. Allein der Prinz Ludwig von Nassau, Befehlshaber der gedachten Reiterey, hatte einmal seine Befehle wegen derselben empfangen: er hielt ihn also davon zurück. Heinrich rief vergebens: „Wir verlieren unsern Vortheil, und mit demselben die Schlacht.“ Erst nachdem seine Prophezeiung eingetroffen war, gestand man, daß man ihm freye Hände hätte lassen sollen.

Er begleitete hierauf den Admiral, welcher sein Heer bald wieder verstärckte. Sie giengen sogar durch einen großen Theil von Franckreich den deutschen Hülfsvölckern entgegen, und vereinigten sich mit denselben, nachdem sie einen großen feindlichen Hauffen, der solches verhindern wollte, geschlagen hatten. Bey dieser Gelegenheit, in dem Gefechte bey Arnai le Duc im Jahr 1570, legte Heinrich die erste Probe seiner Tapferkeit ab: eine desto merckwürdigere, da er ohne Canonen gegen einen Feind fochte, der damit versehen war; auch im Fall, daß er sich zurückziehen mußte, weit um sich herum keinen Ort zur Zuflucht hatte. Er sezte mit dem Admiral den Krieg in verschiedenen Provinzen sehr muthig und heftig fort, und drang mit seinem Heere

Heere bis vor Paris; allein der Friede, welchen der Französische Hof im Jahr 1570. mit den Hugonotten eingieng, unterbrach seine Thaten.

Dieser verrätherische Friedensschluß wurde nur zum Verderben Heinrichs und seiner ganzen Parthey errichtet. Der Hof merckte, daß er dieselbe mit offenbarer Gewalt nicht unterdrücken würde: er beschloß also, sie durch eine treulose List zu Grunde zu richten. Der König Carl IX. ein Meister in der abscheulichsten Verstellungskunst, begegnete den Hugonotten, und sonderlich ihrer Stütze, dem Admiral Coligny, seit diesem Frieden, so gütig und gefällig, daß sie beynahe alles Mißtrauen fahren ließen. Er ließ der Königinn von Navarra anbieten, ihrem Sohne seine Schwester Margaretha zur Gemahlinn zu geben: und obgleich diese Vermählung der Königinn, wegen der Verschiedenheit der Religion, nicht gefiel; ob sie gleich befürchtete, man möchte davon Gelegenheit nehmen, ihren Prinzen bey Hofe zu behalten, und ihn, wie es ehemals mit seinem Vater geschehen war, von seiner Religion abzuziehen; so konnte sie doch einen Antrag, der, dem Anscheine nach, ihrem Hause so viele Ehre machte, nicht ausschlagen. Die wahre Absicht des Königs aber, seiner Mutter, Catharina von Medicis, welche seine Gemüthsart gänzlich verdarb, und der Herren des Hauses Guise, bey dieser Verbindung, war keine andere, als auf Veranlassung derselben, die Häupter der Protestanten, und einen großen Theil ihres Adels nach Paris zu ziehen, wo man sie mit einem male vertilgen könnte. Einige Schriftsteller haben zwar zeigen wollen, dieser Entwurf sey erst kurz vor seiner Ausführung angelegt worden; allein sie haben alle Wahrscheinlichkeit und die wichtigsten Zeugnisse wider sich. Die Königinn von Navarra kam zuerst in der Hauptstadt im

Jahr 1572. an. Kaum sah diese tugendhafte Fürstinn die ausschweifende Ueppigkeit des Hofes, des lasterhaftesten, den es damals in Europa gab, als sie sich entschloß, ihren Sohn, gleich nach seiner Vermählung, in ihr Reich zurück zu führen. Allein sie starb plözlich, und nicht ohne Vermuthung, daß man ihr Gift beygebracht hätte, weil sie ihr Eifer für die Reformirte Religion dem Hofe sehr verhaßt gemacht hatte; wiewohl sich diese Beschuldigung nicht gehörig erweisen läßt.

Heinrich, ihr Sohn, nahm nunmehr den Titel eines Königs von Navarra an. Er wurde endlich im August des Jahrs 1572. mit der Schwester des Königs vermählet; aber unter lauter unglücklichen Vorbedeutungen. Die Liebe verband sie beyde nicht: der König hatte sogar seine Schwester, welche ihre Neigung auf seinen Bruder, den Herzog von Alencon, geworfen hatte, durch Drohungen genöthigt, seinem Willen zu gehorchen; und das Brautpaar mußte sich unter den Feyerlichkeiten der Trauung selbst, wegen des Unterschieds im Glauben trennen. Diese Ehe nahm auch zulezt ein trauriges Ende.

Mitten unter den Freudensbezeigungen, welche über dieselbe angestellt wurden, und welche die Hugonotten nur noch sicherer machten, wurde man mit den Anstalten zu ihrem Untergange fertig. Auf ein gegebenes Zeichen mit der Glocke beym Anbruch des Tages vom Bartholomäus-Feste, oder vom 24. August des Jahrs 1572, wurden die Protestanten in ihren Betten angegriffen und ermordet; viele tausend zu Paris, und fast zu gleicher Zeit gegen hundert tausend in den Provinzen, wohin der Hof eben solche geheime Befehle geschickt hatte. Man nennet diese entsezliche Schandthat, wel-

che

che in der Geschichte keiner Zeit und keiner Nation ihres gleichen hat, die Pariser Blut-Hochzeit, oder die Bartholomäus-Nacht. Umsonst ruhten viele Freunde und Bediente des Königs von Navarra, neben ihm, in dem Königlichen Palaste, in völliger Sicherheit. Sie wurden alle umgebracht, und verschiedene derselben bis in sein Schlafzimmer verfolgt, wo sie vor seinem Bette sterbend niederfielen. Er selbst befand sich in der äußersten Gefahr eines gleichen Schicksals. Es wäre auch gar nicht befremdlich, wenn in einem Palaste, aus welchem der König von Franckreich selbst, von einem wütenden Religions-Haß angeflammt, auf seine vorbeyflüchtende Protestantische Unterthanen, die sich vor der Grausamkeit ihrer Mitbürger halbnackend retten wollten, schoß, auch sein Schwager, der, wenn bloß die Anhänglichkeit an seine Religion des Todes würdig macht, eben so strafbar war, als der geringste Hugonotte, ums Leben gekommen wäre.

Man hatte würcklich bey Hofe darüber berathschlagt, ob man den König von Navarra nicht ebenfals mit so vielen seiner Glaubensgenossen aufopfern sollte. Die Unmenschen, welche so viele tausend Unschuldige ermorden ließen, bedachten gleichwohl die persönliche Schande, welche Heinrichs Todt dem Könige von Franckreich zuziehen würde, seine Jugend und Leutseeligkeit: es wurde also beschlossen, ihm sowohl als seinem noch jüngern Vetter, dem Prinzen von Conde, das Leben zu erhalten. Allein das Mitleiden und die Billigkeit, welche man hierinne hätte suchen können, offenbarte sich gleich darauf, als eine versteckte Ungerechtigkeit von einer andern Art. Am Morgen nach dieser blutigen Nacht ließ sie Carl IX. beyde vor sich kommen, zeigte ihnen aus seinem Fenster einen Hauffen von Leichnamen ihrer Glaubensgenossen, und forderte

Religionen, und selbst der Herzog von Alencon, Bruder des Königs, um die Mutter deßelben, und die Herren von Guise, von der Regierung zu entfernen. Dieser Verbindung trat auch der König von Navarra bey, weil er sie als ein Mittel ansah, sich seine Freyheit wieder zu geben. Allein sie wurde entdeckt, und die beleidigte Königinn ließ ihn seitdem mit Soldaten bewachen. Er sollte sogar von dem Canzler über die gedachte Verschwörung abgehört werden; aber Heinrich vergaß seiner königlichen Würde nicht so sehr, daß er sich dieser Beschimpfung unterworfen hätte. Er zeigte vielmehr der Königinn in einer nachdrücklichen Rede, wie groß die Unordnung in der Staatsverwaltung sey: und diese hatte sie bisher fast allein geführet.

Da endlich Carl der Neunte sich dem Tode näherte, erkannte er, daß der König von Navarra, dem er am wenigsten sein Vertrauen geschenckt hatte, es durch seine Redlichkeit am ersten verdient hätte. Er unterredete sich noch sehr freundschaftlich mit ihm, und bezeigte ihm seine Reue über die Härte, mit welcher er ihm und den Protestanten begegnet war. Die Königinn Catharina, welche befürchtete, ihr Sohn möchte Heinrichen die Regierung übertragen, suchte diesen in Furcht zu sezen, als wenn unter dem Verlangen des Königs ihn zu sprechen, ein Anschlag wider sein Leben verborgen läge: sie ließ die Leibwache, durch deren Reihen er gehen mußte, dergestalt stellen, daß es schien, sie werde ihn sogleich über den Hauffen stossen; es fehlte auch wenig, daß er nicht zurückgetreten wäre; aber sein Muth führte ihn diesen verdächtigen Gang hindurch.

Nunmehr kam der Bruder des verstorbenen Königs, der bereits König von Pohlen war, unter dem Nahmen Heinrichs des Dritten, auf den königlichen Thron.

Thron. Er ließ dem Königē von Navarra die Wache abnehmen; ohne ihn doch völlig in Freyheit zu sezen. In kurzem aber gewann er ein besonderes Vertrauen zu ihm, nachdem er eine Verschwörung seines Bruders, des Herzogs von Alencon, welcher nach der Krone strebte, entdeckt hatte. Und da er bald darauf einen Ansaz zu einem Ohrgeschwüre bekam, an welchem auch sein Bruder Franz der Zweyte, und wie man glaubte, durch Gift, gestorben war: so zog er den Herzog in Verdacht, ihm dasselbe beygebracht zu haben. In diesen Gedancken befohl er dem Könige von Navarra, seinen Bruder aus dem Wege zu räumen, weil er doch eben so wenig vor den Nachstellungen dieses boshaften Prinzen sicher seyn würde.

Aber hier offenbarte sich Heinrichs großmüthige und tugendhafte Seele. Er wäre nach den gemeinen Begriffen berechtiget gewesen, den Herzog von Alencon umzubringen, weil es der König forderte, und jener Prinz den Todt verdient zu haben schien, auch von dem ganzen Hofe gehaßt wurde. Sein eigener Vortheil konnte ihn dazu noch mehr anfrischen: denn wenn diese beyden Brüder ohne männliche Erben, welche sie noch nicht hatten, starben; so war er ihr rechtmäßiger Nachfolger auf dem Französischen Throne. Wenigstens würde es bey vielen andern, die sich in seiner Stelle befunden hätten, Staatsklugheit geheißen haben, wenn er die Feindschaft zwischen den königlichen Brüdern unterhalten, und bis zu Gewaltthätigkeiten gereizt hätte. Ueber alle diese niederträchtige Absichten und Beschönigungen erhaben, besänftigte vielmehr Heinrich den König gegen seinen Bruder, und zog sich darüber beynahe den Zorn desselben zu; bis der König die Ungerechtigkeit seines Verdachtes erkannte. Diese einzige Vorstellung hätte ihn bewegen sollen, den

König

König von Navarra zu seinem vornehmsten Rathgeber anzunehmen.

An Statt diesen Vorzug zu erlangen, wurde Heinrich seines Aufenthalts bey Hofe, wo er ohne Freunde, entfernt von seinem Lande, und in einer gezwungenen Uebung der Religion lebte, außerdem verachtet, und von der Mutter des Königs insgeheim bey demselben angeschwärzt wurde, immer überdrüßiger. Er bediente sich also im Jahr 1576. einer Jagdlust, um von demselben zu entfliehen. Darauf bekannte er sich öffentlich wieder zu der Protestantischen Religion, welche er ehemals nur mit dem Munde, und um sein Leben in Sicherheit zu setzen, abgeschworen hatte. Er forderte auch sogleich seine Schwester vom Hofe zurück, welche sich ihrer Freyheit auf gleiche Art bediente. Der Herzog von Alencon und der Prinz von Conde hatten sich unterdessen mit den Hugonotten vereinigt, und ein starckes Kriegsheer wider den Hof zusammengebracht. Zu diesem verfügte sich auch der König von Navarra; weniger aus Neigung zum Kriege, als weil es die natürliche Parthey war, welche er ergreiffen mußte. Allein der König von Franckreich schloß mit den Protestanten, deren Macht er fürchtete, durch die Kunstgriffe seiner Mutter, einen für sie ungemein vortheilhaften Frieden: und ihre Anführer gewonnen insonderheit dabey, nur Heinrichen ausgenommen, der mit dem blühenden Zustande, in welchen seine Glaubensgenossen jezt gekommen waren, zufrieden, bloß darauf bedacht war, der Ruhe zu genießen.

Allein eben dieser Friedensschluß, welcher eine Wohlthat für das Reich zu seyn schien, gab Gelegenheit zu einer fast unheilbaren Spaltung. Der König von Franckreich Heinrich der Dritte, hatte sich eine allge-

allgemeine Verachtung zugezogen. Er zeigte eben so viele Schwäche beym Gebrauch gewaltsamer Mittel, durch welche er die Protestanten unterdrücken wollte, als bey der Bewilligung eines abgenöthigten Friedens. Seine weichliche und unbeschreiblich üppige Lebensart, die Verschwendung, womit er die Einkünfte des Staats zerstreuete, seine Ergebenheit gegen einige Lieblinge, und die schlechten Maaßregeln, durch welche er sich ein Ansehen zu verschaffen suchte, machten die vornehmsten Häuser des Königreichs und den größten Theil der Bürger beherzt, sich wider seinen Willen gegen die Protestanten mit einander zu verbinden. Der Herzog Heinrich von Guise legte dazu den Grund. Unter dem Vorwande, daß die Römischcatholische Religion durch den lezten Frieden, der den Hugonotten so günstig war, in Gefahr gerathen sey, stifteten sie im Jahr 1576. das unglückliche Bündniß, das unter dem Nahmen der Ligue berüchtigt geworden ist. Die Anhänger desselben wollten den König nöthigen, die Rechte und Freyheiten, welche er den Hugonotten ertheilt hatte, zu widerrufen, und den Krieg wider dieselben mit den äussersten Kräften zu erneuern. Sie machten selbst den Anfang dazu, indem sie denselben alles, was ihnen zugestanden worden war, versagten, sie verfolgten und beschimpften. In dieser Verwirrung wählte der König von Franckreich ein Mittel, welches sie noch verschlimmerte. Um diese furchtbare Parthey, welche bald die heilige Ligue genannt wurde, weil sie der Papst bestätigte, unter sein oberstes Ansehen zu ziehen, erklärte er sich zum Oberhaupte derselben; allein sie wurde dadurch nur verwegener und bekriegte die Protestanten im Nahmen des Königs, ohne daß er es befohl, oder verwehren konnte. Sie nöthigte ihn endlich auf der Versammlung der Stände zu Blois, welche gegen das Ende des Jahrs 1576. ihren Anfang nahm, den Entschluß

schluß zu faßen, daß die Reformirte Religion im ganzen Reiche verboten und aufgehoben werden solle.

Der König von Navarra — doch ich hätte den weit liebenswürdigern und berühmtern Nahmen Heinrich niemals mit dem königlichen vertauschen sollen — Heinrich, sage ich, wurde durch einige Abgeordnete dieser Versammlung eingeladen, sich bey derselben einzufinden, zu dem Verbote der Protestantischen Religion seine Einwilligung zu geben, und sie selbst zu verlassen. Man war versichert, daß er nichts von diesem allem thun würde; allein dieser Antrag sollte auch nur ein Fallstrick seyn, den man ihm legte: wenn er denselben ausschlüge, so glaubte man ein scheinbares Recht zum Kriege wider ihn zu haben. Er antwortete darauf mit vieler Mäßigung, daß er die Religion, in welcher er erzogen worden, vor die beste halte; daß man ihn durch nichts weniger als durch den Krieg, eines andern überzeugen würde, und daß er seine Parthey zu einer Zeit, da man den mit ihr geschlossenen Frieden übertrete, nicht mit Sicherheit verlassen könne. Unterdessen willigte er doch in einige Einschränckungen des gedachten Friedensschlusses. Auch nachdem der König, von den Anhängern der Ligue genöthigt, Feindseeligkeiten gegen die Hugonotten angefangen hatte, bot er doch zu dem neuen Frieden, der im Jahr 1577. mit ihnen errichtet wurde, sogleich die Hände.

Diesen Frieden hatte eigentlich die Mutter des Königs gestiftet: denn er gehörte zu dem Entwurfe, welchem sie beständig folgte, weder die Römischcatholische noch die Protestantische Parthey zu mächtig werden zu lassen, damit ihre Gewalt desto weniger einen Stoß leiden möchte. Sie that hierauf eine Reise nach Guienne, unter dem Vorwande, den Frieden daselbst voll-

strecken

strecken zu lassen, und Heinrichen seine Gemahlinn, die bey Hofe zurück geblieben war, zuzuführen. In der That aber wollte sie versuchen, ob sie ihn zu ihrer Parthey und an den Hof bringen, oder wenigstens zwischen ihm und den übrigen Oberhäuptern der Hugonotten Uneinigkeit anrichten könnte. Die beyden Eheleute kamen sehr kaltsinnig wieder zusammen. Die Königinn Margaretha war an die Lustbarkeiten des Hofs und an beständige Liebeshändel gewohnt: daher verlangte sie nicht zu ihrem Gemahl, und wurde von ihm auch nicht begehret. Unterdessen bediente er sich doch ihrer zu seinem Vortheil. Die verwittwete Königinn suchte ihn durch ihre Hoffräulein zu berücken; allein Margaretha betrog sie auf einer Seite, auf welcher sie es gar nicht vermuthete: sie nahm ihren vornehmsten Staatsbedienten, den Pibrac, welcher sonst wegen seiner Klugheit in großem Ruf stand, durch ihre Reizungen dergestalt ein, daß er den Hugonotten weit günstigere Bedingungen gestattete, als die königliche Mutter willens gewesen war. Doch machte sie auch viele katholische Edelleute von Heinrichs Parthey abwendig.

Ohngeachtet aller dieser Unterhandlungen und Vergleiche, mußte Heinrich endlich doch zu den Waffen greifen, um nicht unversehens überfallen zu werden. Die Gegenparthey band sich an den Frieden nicht, und nahm den Protestanten verschiedene Städte ab. Diese fiengen also ebenfals an, sich anderer zu bemächtigen. Heinrichs erste große Unternehmung im Jahr 1580, die ihm ungemein viele Ehre brachte, und beynahe in die Reihe der unglaublichen Thaten gesezt werden kann, war die Eroberung der Stadt Cahors in Guienne, von welcher Landschaft er Statthalter war. Diese große Stadt hatte außer einer festen Lage, einen tapfern Befehlshaber, eine Besazung von zwey tausend Mann

und eifrige Römischcatholische Einwohner, welche die Waffen nicht aus den Händen legten. Heinrich griff sie mit einem geringern Hauffen Soldaten an: er sprengte zwar die Thore auf; allein er mußte sowohl gegen die Besazung, als gegen die Bürger, welche ihn aus den Häusern anfielen, fechten; jede Straße mit der äußersten Gewalt einnehmen, und unter diesen Gefahren fünf Tage und eben so viele Nächte beynahe unaufhörlich zubringen; so daß er während dieser Zeit nebst seinen Soldaten, die er immerfort anführte, kaum einige Stunden zur Nahrung oder zur Ruhe anwenden konnte. Es wurde noch gar an keine Uebergabe gedacht; vielmehr näherte sich der Stadt ein Entsaz, und Heinrichs ermüdete Soldaten schienen es gegen die überlegene Anzahl der Feinde nicht länger aushalten zu können. Seine Befehlshaber baten ihn daher, sich zurück zu ziehen; allein er antwortete ihnen, obgleich verwundet, mit allen Merckmalen der Zuversicht: „Es ist einmal dort „oben geschrieben, was bey dieser Gelegenheit aus mir „werden soll. Bedenckt, daß mein Rückzug aus die„ser Stadt, ohne sie unserer Parthey unterworfen zu „haben, auch der Auszug meines Lebens aus diesem „Körper seyn würde. Es liegt meiner Ehre gar zu viel „daran, anders zu handeln; man rede mir also von „nichts mehr vor, als vom Fechten, Ueberwinden oder „Sterben.“ Eine kleine Anzahl Hülfsvölcker, welche ihm zugeführt wurden, sezte ihn endlich in den Stand, sich von der Stadt Meister zu machen, und den zu gleicher Zeit anrückenden Entsaz zurück zu schlagen. Diese Eroberung war an sich keine der wichtigsten; aber Heinrich erwarb sich durch den ungemeinen Muth und die Standhaftigkeit, welche er dabey bewies, in ganz Franckreich, und sonderlich bey den Protestanten, das größte Ansehen: man sah in ihm einen sehr tapfern und glücklichen Anführer, und eben um sein erstes Unter-

nehmen

nehmen glänzend zu machen, hatte er von demselben nicht abstehen wollen.

Er konnte jedoch keinen Vortheil davon ziehen, weil sein Heer sehr schwach war, und auch durch die Trennung des Prinzen von Conde, welcher sich von den übrigen Protestanten unabhängig machen wollte, war verringert worden. Der König von Franckreich hätte ihn sogar völlig unterdrücken können, wenn er den Krieg mit mehrerer Lebhaftigkeit hätte führen lassen. Er schloß aber vielmehr einen neuen Frieden mit ihm, welchen sein Bruder, der nunmehr der Herzog von Anjou hieß, vermittelte: denn dieser hoffte hierauf, bey seinem Bestreben nach der Oberherrschaft der Niederlande, welches die Königinn Margaretha durch eine eigene Reise in dieselben zu befördern gesucht hatte, von beyden Theilen unterstüzt zu werden. Heinrich wies damals auch die Anbietungen des Königs von Spanien ab, welcher durch ihn die innerlichen Unruhen in Franckreich fortgesezt sehen wollte: er zernichtete überdieß die Absichten des Prinzen von Conde; und der König von Franckreich erkannte von dieser Zeit an seine Redlichkeit, ohne ihm doch sein Vertrauen zu schencken.

Seit diesem Frieden des Jahrs 1581. folgte für Heinrichen eine Ruhe von einigen Jahren. Sie war seinen großen Gaben nicht zuträglich, indem sie ihn zu einem gemächlichen und wollüstigen Leben zu reizen anfieng. Er hat nachmals gestanden, er sey seinen Feinden vielen Danck schuldig, daß sie ihn aus der Trägheit seines Aufenthalts in Guienne durch harte Anfälle gezogen hätten, weil er sonst untüchtig geworden wäre, die Krone zu behaupten. Unterdessen vergaß er doch seine Angelegenheiten nicht gänzlich: er bemerckte das Wachsthum der Ligue, welche sich immer mehr zum

Schaden des Königs von Franckreich und der Protestanten auszubreiten suchte. Er schickte daher seinen Vertrauten, den Baron von Rosny, der nachher als Herzog von Sülly so berühmt geworden ist, und bereits zu Cahors mit ihm gefochten hatte, nach Hofe, um ihm von allem, was daselbst vorfiel, Nachricht zu geben.

Der Todt des Herzogs von Anjou im Jahr 1584. ermunterte ihn am meisten. Heinrich hatte den übeln Fortgang desselben in den Niederlanden vorhergesagt, weil es ein Prinz war, dem fast alle Gaben, sich beliebt zu machen, oder etwas Großes zu verrichten, fehlten. Sie waren auch Nebenbuhler bey dem Frauenzimmer gewesen, das den König immer mehr begünstigte; und da dieser bey einer solchen Gelegenheit sich die natürliche Ungeschicklichkeit des Herzogs dergestalt zu Nutzen machte, daß er sich eine Beule an den Kopf stieß, wäre beynahe ein Zweykampf zwischen ihnen erfolgt. Durch seinen Todt wurde Heinrich der nächste Kron-Erbe von Franckreich; allein die Ligue bereitete sich sogleich, ihm dieses Recht unter dem Vorwande, daß er der Ketzerey zugethan wäre, streitig zu machen. Sie beredete seines Vaters Bruder, den Cardinal von Bourbon, den Titel des ersten Prinzen von Geblüte anzunehmen, und machte ihm Hoffnung zur Thronfolge; obgleich ihre Anführer sich derselben im Grunde selbst zu versichern suchten. Der König von Franckreich schien jezt aus seiner Schlafsucht zu erwachen: er ermahnte seinen Schwager, um die Absichten der Ligue zu hintertreiben, sich zur Römischcatholischen Religion zu bekennen, und an seinen Hof zu kommen. Allein Heinrich erklärte sich, daß er seinen Glauben nicht eher verlassen würde, als bis man ihn eines Irrthums überzeugt hätte; er könnte sich

an

an den Hof nicht verfügen, wo man ihm so übel begegnet wäre, und wo seine Feinde so viele Macht in den Händen hätten; er werde sich aber auch der Waffen niemals, als im höchsten Nothfalle, zu seiner Vertheidigung bedienen. Diese Unterhandlungen konnten weiter nicht fortgesezt werden: denn an Statt, daß der König von Franckreich die noch schwache Ligue gedämpft hätte, gerieth er vor derselben dergestalt in Furcht, daß er seine Mutter mit ihr im Jahr 1585. einen Vergleich eingehen ließ, durch welchen alle bisherige Freyheiten der Protestanten aufgehoben, und ihre Religion aus dem Reiche verbannt wurde. Heinrich vertheidigte sich nicht nur durch Schriften gegen die Ligue; sondern er that auch den großmüthigen Vorschlag, daß er sich, um einen Krieg zu verhüten, mit ihrem Oberhaupte, dem Herzoge von Guise, in einen Zweykampf einlassen wollte, und daß noch mehrere von beyden Theilen diesen großen Handel auf gleiche Art mit einander ausmachen möchten. Der Herzog hingegen blieb immer bey seinem Vorwande, er habe über nichts mit dem Könige von Navarra zu streiten; sondern nur die Sache der catholischen Religion zu führen.

Zu eben dieser Zeit gab der Papst Sixtus der Fünfte eine Bulle wider Heinrichen und den Prinzen von Conde heraus, in welcher er sie als Ketzer mit Bannflüchen belegte, sie und ihre Nachkommen aller ihrer Länder und Würden beraubte; insonderheit aber sie vor unfähig erklärte, den Französischen Thron zu besteigen, und ihre Unterthanen von dem Eide der Treue gegen sie lossprach. Die Ligue hatte diese Bulle verlangt, und der herrschende Religionshaß gab einem so abscheulichen Mißbrauche des geistlichen Ansehens nur zu viele Stärcke. Doch Heinrich wehrte sich dagegen mit aller Unerschrockenheit. Zuerst stellte er dem

Könige von Franckreich vor, daß diese Verwegenheit des Römischen Bischofs, die Thronfolge zu entscheiden, ihn selbst noch mehr beleidigte, und endlich bis zur Absezung des Königs fortschreiten könnte. Zu Rom aber ließ er an vielen öffentlichen Orten eine Schrift anschlagen, in welcher er, nebst dem Prinzen von Conde, sich von dem Urtheil des Papstes auf den Ausspruch der Pairs von Franckreich berief; alle, die ihnen eine Kezerey Schuld gäben, Lügner nannte; sich vorbehielt, auf einer allgemeinen Kirchenversammlung das Gegentheil zu erweisen, und den Papst sowohl als seine Nachfolger mit ihrer Rache bedrohte. Sixtus, der eine ausnehmende Klugheit besaß; aber in dieser Angelegenheit nach den Grundsäzen der päpstlichen Würde hatte handeln müssen, bewunderte den muthigen Schritt, den Heinrich vor seinen Augen gethan hatte, und sagte nachmals öfters, dieser Fürst und die Königinn von England, Elisabeth, wären die einzigen christlichen Regenten, denen er seine größten Entwürfe offenbaren würde, wenn sie nicht Kezer wären.

Unterdessen nöthigte die Ligue den König von Franckreich, seinen Schwager, der unter allen Grossen des Reichs ihm am aufrichtigsten ergeben war, dem er aber vergebens einen neuen Antrag von der oben beschriebenen Art hatte thun lassen, zu bekriegen. Heinrich verstärckte sich, selbst durch den Beytritt vieler Catholischen von Adel, und bewarb sich auch um deutsche Kriegsvölcker. Er vertheidigte sich in den Jahren 1585. und 1586. gegen die Uebermacht der königlichen Heere glücklich; ja, da er bereits von dem Herzoge von Mayenne und dem Marschall von Matignon auf allen Seiten eingeschlossen war, entgieng er ihnen doch wider alles Vermuthen.

Es

Es folgte ein neuer Waffenstillstand, den die königliche Mutter auswürckte, deren Sohn zwar den Krieg getilgt wissen wollte; aber selbst unvermögend war, solches zu bewerckstelligen. Sie unterredete sich darüber mit Heinrichen im Jahr 1586. auf dem Schlosse St. Brix. Da sie sich vor der Macht der Ligue fürchtete: so wollte sie ihn bereden, seine Religion zu verändern, und sich darauf mit ihrem Sohne genau zu verbinden. Einige von seinem Gefolge versuchten es, die Römischcatholischen während des Stillstandes zu Feindseeligkeiten aufzubringen: dadurch würde Heinrich berechtigt geworden seyn, die Königinn in Verhaft nehmen zu lassen; er verbot aber den seinigen diese Räncke, sobald er von denselben hörte. Bey der Unterredung war er überaus wohl auf seiner Hut. Die Königinn fragte ihn, was er haben wollte? „Madame," antwortete er, und sah die Hoffräulein an, welche sie zu bekannten Absichten mitgebracht hatte, „es „giebt hier nichts, was ich haben wollte." Sie suchte weiter, ihn von seiner Parthey abzuziehen, und bot ihm daher vieles für seine Person allein an; er beharrte aber immer darauf, daß er alles mit seinen Freunden überlegen müßte. Als sie endlich fragte, ob alle ihre Mühe vergeblich seyn sollte, da sie doch nichts so sehr als die Ruhe wünschte, sagte er zu ihr, immer in einerley lebhaftem und aufrichtigem Tone: „Madame, daran bin „ich nicht Schuld; ich bin es nicht, der Sie hindert, „ruhig in Ihrem Bette zu liegen; Sie sind es, die „mich hindern in dem meinigen zu schlafen. Die viele „Mühe, die Sie sich geben, gefällt ihnen und nähret „sie: die Ruhe ist die größte Feindinn Ihres Lebens." Der Herzog von Nevers stellte ihm ebenfals vor, es würde ihm weit mehr Ehre bringen, sich bey dem Könige aufzuhalten, als unter Leuten, über welche er kein Ansehen hätte, und wenn es ihm zu Rochelle an Gelde

fehlen sollte, dürfte er daselbst nicht die geringste Auflage machen. „Mein Herr, antwortete ihm Heinrich „etwas trozig, ich thue zu Rochelle alles was ich will, „weil ich nichts daselbst will, als was ich soll.“

Diese Unterredung brachte keinen Nutzen hervor, und man sah desto deutlicher, daß sie von der Königinn nicht aus Liebe zum Frieden angestellt worden sey, weil sie zu gleicher Zeit ihren Sohn von den Unterhandlungen, in welchen er bereits mit Heinrichen begriffen war, wieder abgezogen hatte; obgleich bereits ein Vergleich zwischen beyden Königen geschlossen war, kraft dessen Heinrich den König von Franckreich mit seinen Kriegsvölckern und mit einer Anzahl Schweizer gegen die Ligue unterstüzen sollte. Sie vermehrte dagegen seine Furcht vor der Ligue, welche von dieser Verbindung eine neue Gelegenheit genommen haben würde, ihn als einen Freund der Ketzer vorzustellen. Er schickte daher den Herzog von Joyeuse mit einem Kriegsheere nach Guienne wider ihn, und schmeichelte sich, daß, wenn Heinrich von demselben würde überwunden seyn, auch die Ligue sich ihm unterwerfen werde. Heinrich war in der That nicht im Stande, ins Feld zu rücken; sondern mußte sich begnügen, die Städte zu besezen. Allein da Joyeuse eine Reise nach Hof thun mußte, verstärckte er sich unterdessen, und schlug einen Theil des königlichen Heeres. Joyeuse kam mit einem neuen Zuwachs von Kriegsvölckern zurück: sogleich entschloß er sich die Hugonotten anzugreifen. Auf der andern Seite befand sich Heinrich in einiger Verlegenheit: denn, wenn er die Schlacht verlor, so war seine Parthey fast gänzlich zu Grunde gerichtet; wenn er aber länger wartete, bis der Marschall von Marignon, der schon in der Nähe war, mit seinem Heere zu den Feinden stieß, so lief er Gefahr, völlig eingeschlossen

zu

zu werden. Sein Muth und die Streitbegierde der seinigen gaben ihm ein, die Schlacht zu wagen.

Die beyden Heere trafen im October des Jahrs 1587. bey Coutras, einem Flecken in Guienne, zwischen Bourdeaux und Perigueux, auf einander. Das königliche war gleichsam mit Gold und Silber bedeckt, indem es die prächtigsten Rüstungen führte; es war etwas stärcker als das Hugonottische, und hatte sonderlich eine weit bessere Reiterey. Heinrichs Heer hingegen war nur auf Stärcke und Dauer eingerichtet: es bestand meistentheils aus alten versuchten Soldaten, tapfern und zu allen Beschwerlichkeiten abgehärteten Anführern, und war an eine strenge Kriegszucht gewöhnt; es hatte außerdem einen klugen und sehr angesehenen Fürsten zum Oberhaupte: lauter Eigenschaften, die dem königlichen Heere fehlten. Joyeuse besaß nichts als Hitze und Uebereilung: er hielt sich des Siegs so gewiß, daß er schon eine Zeitlang vorher sich von dem Papste die Erlaubniß ausgebeten hatte, Heinrichs Erbländer einzuziehen. Dieser sein Gegner aber stützte sich auf ein weit gegründeteres Vertrauen. Er munterte sein Heer durch eine kurze Anrede auf; nahm Gott zum Zeugen, daß er nicht wider den König, sondern für die Religion und für seine Rechte streite, und sagte darauf zu dem Prinzen von Conde und dem Grafen von Soißons: „Ihnen will ich weiter nichts sagen, als daß Sie aus „dem Hause Bourbon sind, und so wahr Gott lebt, ich „will Ihnen zeigen, daß ich der älteste darunter bin.“ Das Heer war darauf im Begriff, sein Gebet zu verrichten, als einer von den Predigern ihm ein Vergehen gegen die Keuschheit eines jungen Frauenzimmers zu Gemüthe führte, welches den Reformirten zu Rochelle ein großes Aergerniß gegeben hatte, und ihn ermahnte, Gott deswegen öffentlich um Verzeihung zu bitten, wenn

er anders hoffen wollte, seine Waffen geseegnet zu sehen. Heinrich that dieses würcklich, indem er kniend sein Gebet ablegte, und der beleidigten Familie Genugthuung zu leisten versprach. Diese Demüthigung mag unserm Zeitalter klein und unanständig, zumal bey einem Fürsten, vorkommen; allein das Niederträchtige steckt nicht in einer solchen öffentlichen Büssung, sondern in der Entehrung eines tugendhaften Frauenzimmers, davon die Folgen desto unglücklicher sind, je weniger derjenige, der sie begangen hat, gezwungen werden kann, sich um dieselben zu bekümmern.

Heinrich gewann die Schlacht bey Coutras am 20. October durch die innere Stärcke und gute Anordnung seines Heeres, vornemlich aber durch seine eigene Tapferkeit, welche allen zum Beyspiel diente. Um desto kenntlicher zu bleiben, hatte er einen weissen Federbusch auf seinen Helm gesteckt: und da sich einige vor ihn stellten, um ihn zu bedecken, rief er ihnen zu: „Auf die Seite! ich bitte euch; verdeckt mich nicht! „ich will mich zeigen." Er machte selbst Gefangene, und faßte unter andern einen feindlichen Kriegsbedienten mit den Worten an: „Ergieb dich, Philister!" Sein Sieg war vollkommen: das ganze königliche Fußvolck wurde niedergehauen; der Herzog von Joyeuse kam selbst, nebst seinem Bruder und den meisten Anführern, ums Leben, und es rettete sich nur einige Reiterey von diesem Heere. Man meldete ihm, obgleich fälschlich, nach der Schlacht, das Heer des Marschalls von Matignon sey im Anzuge; gleich sagte er zu denen, die um ihn waren: „Fort, meine Freunde! das „wird eine unerhörte Sache werden; zwo Schlachten „an Einem Tage." Doch der Sieg war an sich nicht das schönste, dessen sich Heinrich rühmen konnte; es war die Großmuth, Mäßigung und Menschenliebe, welche

welche er auch nach demselben beybehielt. So ungerecht ihm die Parthey, welche er überwunden hatte, begegnet war; so wenig bezeigte er sich nun hart und übermüthig gegen dieselbe. Er schickte fast alle Kriegsgefangene ohne Lösegeld zurück, gab einigen darunter Geschencke, vielen ihre Fahnen und ihr Geräthe wieder, und trug für die Verwundeten große Sorgfalt. An die Reformirten Gemeinen schrieb er gleich darauf, daß er nach einem so großen Vortheil, doch immer nur diejenigen Friedensbedingungen verlangte, welche er ehemals begehrt hatte. Er meinte auch dieses sehr ernstlich: denn er schickte schon den Tag nach der Schlacht einen Abgeordneten an den König von Franckreich, und erklärte sich zum Frieden willig. Ein solcher Mann mußte endlich die Herzen eben so wohl besiegen, als die Kriegsheere.

Es kam nunmehr darauf an, wie Heinrich seinen Sieg nützen sollte: und dieses schien gar nicht streitig zu seyn. Da ihm ein beträchtliches Heer von Deutschen und Schweizern zu Hülfe zog, und schon in Franckreich eingedrungen war: so mußte er demselben entgegen gehen, um sich mit ihm vereinigen zu können. Aber an Statt daß dieses geschehen wäre, zerstreuete sich sein Heer in kurzem; er selbst gieng mit einer Anzahl Reiter bis nach Bearn zurück. Ueber diese Aufführung, welche seinen Sieg gänzlich unnüz machte, hat man nicht auf einerley Art geurtheilt. Es ist jedoch gewiß, daß ein großer Theil des Adels, welcher unter Heinrichs Heere diente, sich auf einige Wochen von ihm getrennt habe, um seine häusliche Angelegenheiten zu besorgen, und daß er ohnedieß kaum im Stande gewesen sey, so weit vorzurücken, als es die Stellung seiner Hülfsvölcker erforderte. Die eigennüzigen Absichten verschiedener Großen unter seinem Heere hinderten ihn eben-

ebenfals, sich seiner Vortheile nachdrücklich und geschwind zu bedienen. Man erzählt auch, daß Heinrich zu seiner eilfertigen Reise nach Bearn durch die Begierde bewogen worden sey, seine Geliebte, die Gräfinn von Guiche, welche sich daselbst befand, zu sehen, und ihr die eroberten Fahnen vorzulegen. Dieser Umstand ist nicht unwahrscheinlich: er brauchte bey dieser Rückkehr die Vermählung des Grafen von Soißons mit seiner Schwester zum Vorwande, welche er nachmals hintertrieb, da er erfuhr, daß dieser Graf dadurch nur in seine Rechte treten wollte, welche er, wie derselbe glaubte, als ein Protestant doch nicht lange würde behaupten können. Er begieng also nach seinem Siege einen wichtigen Fehler; aber er wurde zum Theil von andern dazu fortgerissen. Heinrich beschloß jedoch, gleich nach der Wiederversammlung seines kleinen Heeres, den Deutschen entgegen zu ziehen. Unterdessen schickte er den Baron von Rosny ab, um dem Prinzen von Conty aufzutragen, daß er sich zu denselben begeben, und sie anführen möchte. Allein Rosny erfuhr unterwegens, daß der König von Franckreich und der Herzog von Guise dieses fremde Heer bereits sehr in die Enge getrieben hatten: und bald darauf gieng es würcklich, kraft eines geschlossenen Vergleichs, nach Deutschland zurück. Alle diese Nachrichten waren hier nöthig, um die Beschuldigung, als wenn Heinrich zu Coutras zwar zu siegen, aber sich seines Sieges nicht zu bedienen gewußt habe, wenigstens nicht auf ihn allein fallen zu lassen. Er verlor im folgenden Jahr seinen Vetter, den Prinzen von Conde, und betrübte sich ungemein darüber. Die Reformirten bedauerten seinen Verlust eben so sehr, weil sie glaubten, daß er ihrer Religion noch eifriger, als Heinrich selbst, zugethan gewesen sey.

Der König von Franckreich wurde endlich im Jahr 1588. von der Ligue aufs äußerste gebracht; genöthigt aus Paris zu flüchten, und stand schon in Gefahr, die Krone zu verlieren. Er ließ vergebens den Herzog und den Cardinal von Guise, als seine beyden schlimmsten Feinde, umbringen; eben seit dieser That überschritt die Wuth der Ligue gegen ihn alle Schrancken. Man hatte Heinrichen öfters den Antrag gethan, den Herzog von Guise, der ihn am meisten haßte und verfolgte, zu ermorden; er hatte aber immer diese Art der Rache mit Abscheu von sich gewiesen. Jezt empfand er auch das große Vergnügen, daß sich der König von Franckreich doch zulezt noch an ihn, als an den einzigen Beschützer und Freund, der ihm übrig geblieben war, als an einen edelmüthigen Fürsten wandte, der so viele von ihm empfangene Beleidigungen vergessen konnte. Die beyden Könige vereinigten sich im Jahr 1589. unter der Bedingung, daß Heinrich dem Könige mit seinen Kriegsvölckern beystehen, dafür mit den seinigen die freye Ausübung der Protestantischen Religion genießen, und Saumür als einen festen Platz an der Loire besezen sollte: und doch wurde der Stillstand zwischen ihnen beyden nur auf Ein Jahr gesezt. Heinrich begab sich nicht ohne Mißtrauen zum Könige: die Pariser Bluthochzeit und der so oft gebrochene Friede, schwebten ihm immer noch vor den Augen: seine Freunde widerriethen ihm auch diesen Schritt. Allein er verließ sich auf die Wichtigkeit des Dienstes, den er dem Könige zu leisten in Bereitschaft war, und auf das natürlich gute Gemüth des Königs, dessen Mutter auch damals gestorben war, und noch vor ihrem Tode, aber viel zu spät, ihrem Sohne die Freundschaft mit dem Könige von Navarra, und die Gewissens-Freyheit für die Reformirten, empfolen hatte. Bey der ersten Unterredung, welche Heinrich mit dem Könige von Franckreich

reich zu Tours hielt, begleiteten ihn viele der seinigen; aber, um sein offenes Zutrauen zu bezeigen, besuchte er denselben, Tages darauf, nur mit einem einzigen Edelknaben.

Heinrich eilte darauf weg, um seine Kriegsvölcker herbey zu ziehen: hätte er solches langsamer gethan, so würde der König von Franckreich doch verloren gewesen seyn. Der Herzog von Mayenne, welcher jezt das Oberhaupt der Ligue war, machte einen Entwurf, den König in Tours gefangen zu nehmen; es würde ihm auch derselbe gelungen seyn, wenn Heinrichs Heer nicht zur Hülfe in der Nähe gewesen wäre. Die Vereinigung der beyden Könige hatte bald die glücklichsten Folgen. In verschiedenen, sonderlich mittäglichen Provinzen des Reichs, fieng, sobald sich nur das Gerüchte ausbreitete, daß an derselben gearbeitet werde, die Erbitterung zwischen beyden Religionsverwandten an, nachzulassen, und sie legten daselbst die Waffen nieder. Allein die Ligue hatte in dem ganzen Königreiche eine Menge Städte inne; Paris war ihr Siz, wo diese aufrührische Parthey bereits einen unabhängigen Staat errichtet, und den König der Krone verlustig erklärt hatte. Gegen diese Hauptstadt brachen beyde Könige mit einem ansehnlichen Kriegsheere auf. Sie bemächtigten sich in kurzem aller um Paris gelegenen Pläze. Bey diesen Eroberungen wurde der König von Franckreich durch seinen neuen Bundsgenossen ungemein verdunckelt, und man erzählt, daß er seine Eifersucht gegen denselben nicht gänzlich habe verbergen können. Die Städte, welche sich durch einen Vergleich ergaben, verlangten zur Versicherung desselben nur Heinrichs Wort: sie traueten demselben mehr, als allem schriftlichen Versprechen ihres eigenen Königs. Denn dieser hatte oft wider Treue und Glauben gehandelt, ja selbst

seine

seine Eydschwüre gebrochen; Heinrich hingegen hatte sein gegebenes Wort allemal, selbst mit seinem Schaden, gehalten. Er erwarb sich auch damals bey dem königlichen Heere viele Liebe und Hochachtung, indem er bey allen Unternehmungen selbst zugegen war, sich leutseelig und wohlthätig gegen die Soldaten bezeigte, und, wenn er an dem königlichen Lager Fehler bemerckte, sie mit so vieler Behutsamkeit anzeigte, daß man ihm Danck dafür sagen mußte.

Er sprach dem Könige von Franckreich auf diesem Anzuge nach Paris Muth zu, da ihn derselbe wegen eines päpstlichen Befehls, der ihm damals zu Gesichte kam, sincken lassen wollte. Der Papst hatte ihm durch denselben auferlegt, zween Prälaten, die er, weil sie die Empörung beförderten, gefangen hielt, in einer bestimmten Zeit loß zu lassen, und bedrohte ihn, wenn er nicht gehorchte, mit dem Kirchenbanne. Man konnte den König, welcher lasterhaft und schwach, mithin zu einer abergläubischen Furcht vor andern geneigt war, von seiner Bestürzung über diesen ungereimten Befehl nicht zurück bringen; aber Heinrich that es mit wenigen Worten. „Gnädiger Herr, sagte er — diese Anrede „schickte sich für ihn, ob er gleich König von Navarra „war; denn er war doch zugleich ein Vasall der Fran„zösischen Könige — lassen Sie uns nur siegen, so „werden wir auch die Loßsprechung vom Banne erhal„ten; werden wir aber überwunden, so wird man uns „in den Bann thun, die Strafe vergrößern, und den „Bann immer wiederholen."

Die beyden Könige lagerten sich nunmehr vor Paris. Mit einem Heere von mehr als dreyßig tausend Mann, meistentheils alter Soldaten, bey welchem sich Heinrich befand, konnten sie hoffen, diese Hauptstadt nächstens

stens einzunehmen: denn die zahlreiche Besazung, welche sich darinne befand, war nur aus Neugeworbenen zusammengesezt, und mußte den Mangel an Lebensmitteln, den man daselbst zu befürchten hatte, bald vermehren. Allein die Ligue rettete sich durch den Dominicaner-Mönch, Jacob Clement, welcher den König von Franckreich am 1 August des Jahrs 1589. zu St. Cloud ermordete. Heinrich war in seinen lezten Stunden bey ihm gegenwärtig; der König umarmte ihn, nannte ihn seinen guten Bruder und rechtmäßigen Nachfolger, empfol ihm das Reich, und ermahnte die anwesenden Herren, ihn vor ihren König zu erkennen. Nach seinem Tode also gieng die Französische Krone aus dem Hause Valois in die Familie von Bourbon über.

Aber ohngeachtet dieses unstreitigen Rechtes, wußte Heinrich noch nicht, wie bald er in der That König über Franckreich seyn würde. Es schien zwar, daß der Todt seines Vorgängers sich eben am rechten Orte und zur rechten Zeit für ihn zugetragen habe. Denn wäre er nicht in Gesellschaft desselben bis vor Paris gekommen, so würde es ihm unglaublich viele Mühe gekostet haben, aus Guienne oder Bearn so weit vorzudringen: und niemand hätte ihn auch so leicht zur Krone gerufen, wenn er nicht zugegen gewesen wäre, da sie erledigt wurde. Außerdem hat man auch geurtheilt, daß es sein Vortheil nicht würde gewesen seyn, länger an dem Hofe des Königs von Franckreich zu bleiben, weil dieser Herr nicht nur sehr unbeständig war; sondern auch bereits angefangen hatte, ihm einige seiner getreuen Diener abspenstig zu machen, und ihn zulezt unter seine willkührliche Gewalt würde gezogen haben. Auf der andern Seite hatte Heinrich ungemein große Schwierigkeiten zu überwinden, wenn er den Französischen

Thron

Thron behaupten wollte. Die furchtbare Ligue suchte ihn, unter dem Vorwande, daß er ein Ketzer wäre, mit allen Kräften von demselben zu entfernen. Ihm selbst fehlte es an Gelde und hinlänglichen Kriegsvölckern. Bey dem Heere aber konnte er sich, außer dem Reformirten Adel, nur auf wenige Anführer verlassen.

Einige katholische Herren unterwarfen sich ihm ohne alle Bedingungen. Der Marschall von Biron, der größte Feldherr in Franckreich nach dem Könige, leistete ihm dadurch einen wichtigen Dienst, daß er den Schweizern, die sich bey dem Heere befanden, den Eid der Treue abnahm. Er ließ sich zwar mercken, daß er die Grafschaft Perigord eigenthümlich zu besizen wünschte; aber Heinrich, welcher voraus sah, daß dieses Begehren mehrere von gleicher Art nach sich ziehen würde, ließ dem Marschall, ob er ihn gleich schonen mußte, so nachdrückliche Vorstellungen darüber thun, daß er nicht nur von seinem Verlangen abstand; sondern sich auch erklärte, es niemals geschehen zu lassen, daß ein Stück vom Reiche abgerissen würde. Die übrigen katholischen Befehlshaber und vornehmen Herren wollten ihre Treue von dem Könige theuer erkaufen lassen, oder waren ihm aus besondern Ursachen abgeneigt; allen aber mußte die Religion zum Vorwande dienen. Der König unterzeichnete endlich gewisse Bedingungen, welche sie von ihm forderten, und welche hauptsächlich die Erhaltung der Römischcatholischen Religion im Range der herrschenden, und die Berufung einer Kirchenversammlung, deren Schlüßen er gehorchen wollte, betrafen. Allein der Herzog von Epernon, ein Liebling des vorigen Königs, der reich und mächtig geworden war, sich viele Feinde gemacht hatte, und von Heinrichen wenig geliebt wurde, verließ ihn gleichwohl mit mehr als siebentausend Mann, die er aus sei-

nen Statthalterschaften herbeygeführt hatte: und seinem Beyspiele folgten andere Herren nach.

Der König mußte es also geschehen lassen, daß sich ein großer Theil dieses schönen Heeres, welches ihn in kurzer Zeit auf dem Throne hätte befestigen können, zerstreuete. Er wandte keine Bitten an, um die Mißvergnügten bey sich zu behalten; vielmehr bezeigte er eine würdige Standhaftigkeit. Ueberzeugt von der Wahrheit der Reformirten Religion, konnte er sich desto weniger entschließen, sie zu verlassen; obgleich dieses das einzige Mittel zu seyn schien, wodurch er alle Gemüther hätte gewinnen können. Er sah aber auch deutlich, daß diejenigen unter den Römischcatholischen, welche die Religion gegen ihn stets im Munde führten, ihm darum nicht ergebener seyn würden, wenn er zu der ihrigen getreten wäre. Unterdessen war sein Zustand einige Jahre hindurch desto beschwerlicher. Die Römischcatholischen hörten nicht auf ihn zu ermahnen, daß er sich, nach ihrem Ausdrucke, bekehren möchte: und er durfte ihnen die Hoffnung dazu nicht ganz benehmen. Seine Glaubensgenossen wurden darüber mißtrauisch, und beobachteten alle seine Handlungen. Er mußte mit beyden Theilen behutsam und gütig umgehen; da er wenig zu schencken hatte, sie durch eine liebreiche Begegnung einnehmen, und durch seine Klugheit und Sanftmuth alle Uneinigkeit unter ihnen verhüten.

Nach dem Abgange so vieler Kriegsvölcker, war es ihm nicht länger möglich, Paris eingeschlossen zu halten. Er that zwar noch dem Herzoge von Mayenne Vorschläge zu einem Vergleiche; allein dieser wollte nebst der Ligue von keinem andern Könige etwas wissen, als von dem Cardinal von Bourbon, welchem sie den Nahmen Carls des Zehnten beygelegt hatten, den aber

Hein-

Heinrich gefangen hielt. Der König wandte sich hierauf mit einem Theil seines Heeres, in die Normandie, um daselbst die Hülfsvölcker, welche er aus England erwartete, aufzunehmen, und Paris, durch die Einnahme einiger dortigen Städte, mehr einzuschräncken. Er erreichte diese Absichten, und fieng sogar an, Rouen einzuschließen. Im Grunde war es ihm nicht möglich, diese große und feste Stadt zu erobern; es war mehr ein Versuch, den er auf Verlangen des Adels in der Normandie wagte. Auf einmal aber gerieth er in die äußerste Gefahr. Der Herzog von Mayenne rückte mit einem Heere von dreyßig tausend Mann, welches er in der Geschwindigkeit gesammlet hatte, gegen ihn an. Der König hatte kaum sechs tausend Soldaten beysammen. Er zog sich nach Dieppe, einem Seehafen, zurück, dessen Befehlshaber ihm ergeben war, und fand es weder vor rathsam, sich in diese Stadt einzuschließen, noch den Feinden im freyen Felde entgegen zu gehen. Wäre Mayenne, ohne Zeit zu verlieren, auf ihn loßgegangen: so würde der König allem Ansehen nach haben suchen müssen zu entfliehen. Allein er glaubte ihn viel zu gewiß in den Händen zu haben, und kündigte seine bevorstehende Gefangenschaft schon überüberall an.

Würcklich war die Stellung des Königs so mißlich, daß ihm seine tapfersten Befehlshaber, aus Besorgniß für seine Person, riethen, sich zu Schiffe nach England oder nach Rochelle zu begeben, und seine Kriegsvölcker in Verschanzungen zurück zu lassen, in denen sie nicht überwältigt werden, sondern sicher Verstärckungen erwarten könnten. Er wäre beynahe ihrem Vorschlage beygetreten; allein Biron gerieth in einen edlen Unwillen, als er denselben hörte. „Wenn Sie, „sagte er unter andern zu dem Könige, bey dem jezigen

„Zustande Ihrer Angelegenheiten, Franckreich nur auf „vier und zwanzig Stunden verlassen: so ist es eben so „viel, als wenn Sie Sich auf Lebenslang daraus ver„bannten. Es kommt hier auf ein Königreich an; die„ses muß man erobern, oder das Leben einbüßen.“ Der König hatte den Muth nicht verloren: er war nur durch den Rath seiner Freunde wanckend geworden; aber jezt beschloß er, den Feind in einem vortheilhaften Posten zu erwarten. Er verschänzte sich in dem Dorfe Arques nicht weit von Dieppe; Mayenne griff ihn an beyden Orten an, und wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen. Der König und sein ganzes Heer hatten durch ihre Tapferkeit zu dem glücklichen Ausgange dieses Gefechtes so viel beygetragen, als das Heer der Ligue durch die Uneinigkeit seiner Anführer, durch seine langsame Anstalten und schlechte Uebung im Kriege sich selbst geschadet hatte. Heinrichs ruhiger und aufgeräumter Muth mußte seinen Soldaten gleiche Gesinnungen einflößen. Als er vor dem Treffen einen feindlichen Befehlshaber gefangen bekommen hatte, verwunderte sich dieser, so wenige Soldaten um den König zu sehen. „Sie sehen sie nicht alle, antwortete der „König; denn Sie rechnen Gott und mein Recht nicht „darunter, welche mir beystehen.“

Unterdessen wartete man in Paris darauf, den König, oder, wie man ihn Schimpfsweise nannte, den Bearner gefangen eingebracht zu sehen. Heinrich, welcher dieses erfuhr, und nunmehr ein ansehnliches Heer zusammengebracht hatte, sagte scherzhaft, er wolle die große Begierde der Pariser, ihn zu sehen, stillen. Er brach daher plözlich gegen diese Stadt auf, bemächtigte sich beym ersten Angriff aller Vorstädte der mittäglichen Seite, und würde die Stadt selbst erobert haben, wenn sein Geschütz etwas zeitiger angelangt wäre.

So-

Sobald er die Vorstädte betrat, machte er allen Gewaltthätigkeiten ein Ende: zwey Stunden nach seiner Ankunft war die Ruhe daselbst wieder so vollkommen, daß seine Soldaten mit den Bürgern gemeinschaftlich die Kirchen besuchten. Er zog zwar von Paris weg, da der Herzog von Mayenne am folgenden Tage aus der Picardie wieder in dieser Hauptstadt angelangt war; allein nicht eher, als bis er demselben vergeblich eine Schlacht angeboten hatte, und er bemächtigte sich hierauf einer Menge Städte.

Unterdessen hatte ihn die Republik Venedig zuerst unter den Europäischen Staaten als König von Franckreich erkannt. Der Papst Sixtus V. nahm zwar die Parthey der Ligue, weil sie die Sache der Römischcatholischen Religion führte; allein im Grunde gefiel sie ihm nicht; und, nachdem er die Schläfrigkeit des Herzogs von Mayenne erfahren hatte, die Heinrichs unermüdet geschäftigem Betragen ganz entgegen gesezt war, sagte er zum voraus: „Der Bearner wird die „Oberhand behalten, weil er nicht länger im Bette „bleibt, als der Herzog von Mayenne an der Tafel.“ An der Königinn von England, Elisabeth, hatte Heinrich eine sehr eifrige Freundinn; sie unterstüzte ihn mit Geld und Kriegsvölkern, und beyde verbanden sich wider den König von Spanien, welcher, indem er die Ligue beschüzte, eine beständige Uneinigkeit in Franckreich zu unterhalten suchte. In den meisten Provinzen des Reichs war die Ligue die stärckste. Gleichwohl würde Heinrich dieselbe in kurzem unterdrückt haben, wenn es ihm nicht an Gelde gefehlt hätte. Dieser Mangel nöthigte ihn, sein Heer, wenn es einige Monathe gedient, und sowohl Sold als Beute aufgezehrt hatte, auseinander gehen zu lassen, damit es sich erholen, und in andern Gegenden die Städte gegen die

die Ligue vertheidigen möchte. Diese besondere Art Krieg zu führen, dähnte denselben auf einige Jahre hinaus.

Eben deswegen aber suchte der König Gelegenheit zu entscheidenden Treffen. Er eroberte immer mehr Städte in der Nähe von Paris, um den Herzog von Mayenne herbey zu locken, und hoffte ihn, wenn er zum Entsaz derselben anrückte, zu einer Schlacht zu nöthigen. Dieser Herzog aber gieng ihm desto mehr aus dem Wege, weil er, seine Uebermacht ausgenommen, fühlte, wie sehr er in jeder Betrachtung dem Könige und seinen Soldaten nachzusezen sey; bis ihn das ungestüme Verlangen der Einwohner von Paris, des päpstlichen Gesandten und der Spanier, welche ihn aus den Niederlanden mit sieben tausend Mann ihrer besten Völcker verstärckten, zu einem andern Entschluße brachten. Indem er also der Stadt Dreux, welche der König belagerte, zu Hülfe kam, befanden sich auf einmal beyde Heere in einer offenen Gegend, bey Jvry, einem Flecken an dem Fluß Eure, so nahe bey einander, daß keines dem andern ohne ein Treffen ausweichen konnte.

Diese berühmte Schlacht bey Jvry fiel am 14. März des Jahrs 1590. vor. Der König hatte nur zehntausend Soldaten; da hingegen das Heer der Ligue sechszehn bis siebzehntausend Mann starck war. Als Heinrich die Feinde erblickte, rührte ihn der Gedancke, daß so viele tausend Menschen, meistentheils von Einem Volcke, von seinen Unterthanen, im Begriff waren, sich bloß seinetwegen das Leben zu nehmen: er konnte sich daher nicht enthalten, zu Gott zu seufzen, und nach dem öffentlichen Gebete, welches der Reformirte Prediger verrichtete, diese Worte laut zu sagen: „Du, o Herr, dessen göttliche Blicke durch alle Ver-
„stellun-

„stellungen und durch die dicksten Hüllen dringen, der
„Du mein Herz und das Herz meiner Feinde bis auf
„den Grund durchschauest, und der Du alle Begeben-
„heiten und alle Dinge der Welt in den Händen sowohl,
„als vor den Augen hast! wenn Du siehst, daß meine
„Regierung Deinen Ruhm und das Wohl Deines
„Volcks befördern werde; wenn Du weißt, daß ich
„keinen andern Ehrgeiz habe, als zu der Ehre Deines
„heiligen Nahmens, und zu dem Besten dieses Staats,
„etwas beyzutragen: so begünstige, o großer Gott! die
„Gerechtigkeit meiner Waffen; bringe jezt alle Anfüh-
„rer dahin, daß sie denjenigen erkennen, den ihnen
„Deine heilige Schlüße, und die rechtmäßige Reichs-
„folge zu ihrem Landesherrn sezen. Wenn es Dir aber
„gefallen hat, es anders zu ordnen; oder wenn Du
„siehst, daß ich von der Zahl derjenigen Könige seyn
„sollte, die Du in Deinem Zorne giebst, so nimm mir
„nebst der Krone das Leben. Laß es geschehen, daß
„ich heute das Opfer Deines heiligen Willens werde;
„mache, daß mein Todt Franckreich von dem Elende
„des Kriegs befreye, und daß mein Blut das lezte sey,
„welches in diesen Händeln vergossen werde.“ Dieses
Gebet munterte sein Heer dergestalt auf, daß es mit
einem unbeschreiblichen Eifer rief: Es lebe der König!
und wer es noch jezt lieset, wird sein Herz und seine
Frömmigkeit hochschätzen müssen.

Nachdem Heinrich hierauf seinen Helm aufgesezt
hatte, auf welchem ein Busch von drey weißen Federn
in die Höhe ragte, redete er die Schwadrone, welche
er selbst anführte, mit den Worten an: „Meine Ge-
„fährten, wenn ihr heute euer Leben für mich wagt, so
„wage ich auch das meinige für euch: ich will entweder
„siegen, oder mit euch sterben. Ich bitte euch, be-
„hauptet eure Stellung tapfer: und wenn die Hitze des

„Gefechtes macht, daß ihr sie verlaßt, so vereinigt „euch geschwind wieder; denn darauf kommt der Ge„winnst der Schlacht an. Thut dieses zwischen den „drey Bäumen, welche ihr hier oben zur rechten Hand „seht: und wenn ihr eure Fahnen und Standarten ver„lieren solltet, so verliert nur meinen weißen Federbusch „nicht aus dem Gesichte; ihr werdet ihn beständig auf „dem Wege der Ehre und des Siegs finden."

Alles was er that und sagte, erweckte das Vertrauen und die Ehrerbietung seiner Soldaten gegen ihn: auch folgende großmüthige Handlung, die er noch vor dem Anfange der Schlacht vornahm. Der Oberste Schomberg, welcher einige Hauffen deutscher Reiter anführte, war den Tag vorher von ihnen genöthigt worden, ihren rückständigen Sold von dem Könige zu begehren, und ihm in ihrem Nahmen zu erklären, daß sie ohne denselben nicht fechten würden. Ueber diese Vorstellung gerieth der König in Zorn. „Wie, sagte er, „Oberster! schickt sich das für einen Ehrliebenden Mann, „daß er zu einer Zeit, da er den Befehl zum Treffen „holen sollte, Geld fordert!" Der Oberste gieng beschämt von ihm fort. Allein am Tage der Schlacht erinnerte sich Heinrich, da er seine Kriegsvölcker stellte, daß er ihm übel begegnet sey; er gieng daher auf ihn loß, und sagte zu ihm: „Wir sind im Begriff uns „zu schlagen, Oberster; es kann seyn, daß ich dabey „umkomme; es wäre aber ungerecht, wenn ich die Eh„re eines so tapfern Edelmanns, als Sie sind, mit „mir nähme. Ich erkläre also hiemit, daß ich Sie vor „einen rechtschaffenen Mann halte, der nicht fähig ist, „eine niederträchtige Handlung zu begehen." Er umarmte ihn hierauf, und Schomberg konnte ihm seine Danckbarkeit nicht lebhaft genug ausdrücken: er verlor auch in der Schlacht das Leben.

Wie

Wie der König die Schlachtordnung angeordnet habe, ist für die Nachwelt nicht so wichtig zu wissen, als wie er selbst mitten unter den großen Hauffen der Spanischen Lanzen gedrungen sey, sich auf alle Seiten gewandt, wo Hülfe nöthig war, und durch seine ungemeine Tapferkeit sich hauptsächlich selbst den Sieg erworben habe. Der Marschall von Biron, welcher mit einem abgesonderten Hauffen nicht gefochten, sondern sich nur am gehörigen Orte gegen die Feinde gezeigt hatte, sagte zum Könige: „Es ist nicht recht, Sire, „daß Sie heute dasjenige gethan haben, was Biron „hätte thun sollen, und daß Biron das gethan hat, „was Eure Majestät hätten thun sollen.“ Er wagte in der That seine Person für einen König und obersten Feldherrn zu sehr; ob man gleich die edelmüthigen Ursachen, welche ihn dazu antrieben, nicht anders als loben kann.

Sein Sieg war ganz vollkommen. Es blieben von dem feindlichen Heere kaum viertausend Mann übrig, die nicht getödtet oder gefangen worden wären. Der Spanische Feldherr, der Graf von Egmont, kam selbst ums Leben. Heinrich sagte, als er die todten Spanier erblickte, lächelnd zu denen, welche ihn begleiteten: „Vor diesesmal muß mich der König von „Spanien vor einen König von Franckreich erkennen: „ich habe ihm einen guten Beweis gegeben, daß ich es „bin, indem ich eine so starcke Anzahl Spanier von den „Kröpfen geheilt habe.“

Er vergaß nicht, daß er sich in der traurigen Nothwendigkeit befinde, seine Unterthanen zu bekriegen, und als daher die seinigen ohne Unterscheid die Feinde niederhaueten, rief er ihnen zu: „Schont der Franzosen, „und macht die Ausländer nieder!“ Aber auch gegen

die Hauptstadt seines Reichs nicht vor seinen Augen verwüsten lassen wollte.

Es war bey Lebensstrafe verboten worden, den Parisern keine Lebensmittel zu verschaffen; da man aber die Gesinnung des Königs wußte, kehrte sich fast niemand daran. Unterdessen war man doch eines Tages im Begriff, zween Bauern aufzuhängen, weil sie ein paar Karren mit Brodte nach Paris führten. Heinrich kam dazu; sie baten ihn um ihr Leben, indem sie, wie sie sagten, kein anderes Mittel gehabt hätten, dasselbe zu erhalten: und er schenckte es ihnen nicht nur, sondern gab ihnen auch das Geld, welches er bey sich hatte, mit den Worten: „Geht ruhig fort! der Bearner ist arm: wenn er mehr hätte, würde er euch mehr „geben.“ Solche Worte verlieren sich niemals aus den Herzen der Unterthanen.

Man wandte sich auch in einer andern Sache nicht vergebens an seine Gnade; obgleich dieselbe seinem Vortheile zuwider lief. Er wurde von den Parisern selbst gebeten, einen Theil des Pöbels, und andere, die der Stadt zur Last waren, heraus zu lassen. Er hatte solches auch bereits bewilligt; seine Räthe hingegen sezten sich dawider. Eine kurze Zeit gab er ihnen nach; da er aber von dem Elende Nachricht bekam, welches die Hungersnoth in Paris stiftete, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten: er sagte zugleich mit Seufzen: „O Herr! Dir ist bekannt, wer an diesem Unglücke „Schuld ist: zeige mir ein Mittel, wie ich diejenigen „retten kann, welche die Bosheit meiner Feinde auf „die hartnäckigste Art ins Verderben stürzt.“ Seinen Räthen aber, welche ihn zur Unzeit mitleidig fanden, gab er zur Antwort: „Ich wundere mich gar nicht dar„über, daß die Häupter der Ligue und die Spanier

„so

„so wenig Mitleiden mit diesen armen Leuten haben: „denn sie sind nur ihre Tyrannen. Aber ich bin ihr „Vater und ihr König, und kann die Erzählung ihres „Elendes nicht anhören, ohne davon auf das empfind„lichste gerührt zu werden.“ Es wurden also einige tausend Einwohner, und seitdem immer mehrere, herausgelassen.

Während daß Heinrich die Pariser von ihrem Untergange zu retten suchte, verbanden sie sich alle aufs neue durch einen Eyd, ihn, als einen Ketzer, niemals vor ihren König zu erkennen. Er war täglich mehr im Stande, sie zu überwältigen: sein Heer bekam einen beträchtlichen Zuwachs, und er hatte sich in einer Nacht aller Vorstädte von Paris bemächtiget. Gleichwohl erwartete er, daß sich diese Stadt ihm freywillig ergeben sollte: und in der That fieng man daselbst schon an, sich unnatürlicher Nahrungsmittel zu bedienen. Allein diese Hoffnung wurde durch den anrückenden Entsaz vereitelt. Der Herzog Alexander Farnese von Parma, der geschickteste Feldherr, den es damals außer Franckreich gab, kam den Parisern mit funfzehn tausend Mann der besten Spanischen Kriegsvölcker aus den Niederlanden zu Hülfe. Heinrich zog ihm entgegen, und bot ihm eine Schlacht an; allein dieses war die Absicht des Herzogs nicht: er begnügte sich damit, daß er Paris befreyete und mit Lebensmitteln versorgte; darauf aber kehrte er in die Niederlande zurück, nachdem er der Ligue einen Theil seines Heeres hinterlassen hatte. Vergebens hatte sich Heinrich bemüht, alle Gemeinschaft zwischen dem Herzoge und Paris zu verhindern: er fieng damals an zu erfahren, daß ihm dieser Feldherr keinesweges nachzusezen sey.

Der König sah sich nun selbst in einer schlimmen Verfassung. Seine Soldaten bekamen keinen Sold noch

noch Kleidung; auch die Lebensmittel wurden bey ihnen seltner. Von seinen Einkünften kam das wenigste in seine Hände. Die Uneinigkeit zwischen beyden Religionsverwandten dauerte in seinem Heere fort, und die Römischcatholischen sagten, der König sey selbst an allem diesem Unglück Schuld, weil er sich nicht zu ihrer Religion bekehrte. Umsonst versuchte er noch ein paar geheime Unternehmungen auf Paris; er mußte endlich sein Kriegsheer, bis auf einen fliegenden Hauffen, mit welchem er der Ligue Abbruch that, in die Provinzen vertheilen.

In eben diesem Jahre 1590. zog sich Heinrich noch einen neuen Feind seiner Ruhe zu: die Liebe. Er sah auf seinem Feldzuge wider den Herzog von Parma, die Gabrielle d'Estrees, ein Frauenzimmer von ungemeiner Schönheit, und, welches in dem weiblichen Charakter noch mehr und länger gefällt, von einer sehr sanften Gemüthsart. Sie gewann und behielt seine ganze Zärtlichkeit bis an ihren Todt: und nach demselben hat der König nie wieder eine Leidenschaft von gleicher Stärcke empfunden. Man kennt sie auch unter dem Nahmen der Marquisinn von Monceaux und Herzoginn von Beaufort, Titel und Besizungen, welche ihr der König nachmals ertheilte. An sie schrieb Heinrich, da er eben glaubte, daß es zum Treffen zwischen ihm und dem Herzog von Parma kommen werde, die bekannten Worte: „Wenn ich in der Schlacht „umkomme, so wird mein lezter Gedancke auf Gott „gerichtet seyn, und der vorlezte auf Sie."

Heinrich konnte im Jahr 1591. nicht sogleich an große Unternehmungen dencken: er suchte nur einige Städte zu erobern. Als er in Chartres seinen Einzug hielt, bewillkommte ihn eine obrigkeitliche Person

mit

mit einer langweiligen Rede, in welcher gesagt wurde, die Stadt sey dem Könige durch das göttliche und menschliche Recht unterworfen. „Sezt noch hinzu, sagte der „König, auch durch das Canonen-Recht," und ritt darauf weiter fort. Unterdessen erklärte sich der neue Papst, Gregor der Funfzehnte, sehr eifrig wider ihn. Er gab nicht nur eine Bulle heraus, durch welche er alle Anhänger desselben in den Bann that; sondern unterstüzte auch die Ligue mit Gelde und zwölf tausend Soldaten. Allein die Parlements zu Tours und Chalons an der Marne ließen die Bulle durch den Scharfrichter verbrennen, und der Marschall von Lesdiguieres schlug die päpstlichen Kriegsvölcker aus Dauphinee heraus, so wie er bisher dem Könige gegen den Herzog von Savoyen große Dienste geleistet hatte.

Endlich belagerte Heinrich, nachdem er zahlreiche Hülfsvölcker aus Deutschland und England erhalten hatte, gegen den Anfang des Winters, mit einem Heere von fünf und dreyßig tausend Mann, Rouen, die Hauptstadt der Normandie. Die Königinn Elisabeth von England hatte diese Unternehmung als eine Bedingung bey der Hülfe an Geld und Kriegsvölckern verlangt, die sie ihm reichlich leistete; und sie drohte schon, ihm dieselbe zu entziehen, weil er es von einer Zeit zur andern seinen Kräften und Absichten gemäßer fand, den Krieg in andern Gegenden zu führen. Sie aber wollte eben hauptsächlich die Normandie in seinen Händen sehen, damit die Schiffahrt und Handlung zwischen England und Franckreich dadurch wieder erleichtert würde. Diese Belagerung ist eine der berühmtesten, welche in der neuern Geschichte vorkommen: sie wurde eben so tapfer geführt, als ausgehalten. Der Herzog Parma, welcher im Jahr 1592. wieder nach Franckreich zog, machte, daß sie aufgehoben werden mußte.

mußte. Heinrich wandte sich alsbald gegen diesen Feldherrn; aber er sezte sich in dem Gefechte bey Aumale, mit einigen hundert Reitern gegen das ganze feindliche Heer in große Gefahr: er bekam dabey die einzige Wunde, die ihm jemals beygebracht worden ist. Die Geschichtschreiber nennen dieses Gefechte einmüthig eine Verwegenheit des Königs; sie gestehen aber doch, daß die Maaßregeln, welche er ergriffen hatte, um sich in Sicherheit zurück ziehen zu können, nicht beobachtet worden sind. Er selbst nannte dieses Gefechte mit einer Art von Geständniß seiner fehlerhaften Hitze, den Irrthum von Aumale. Und da er den Herzog von Parma hatte fragen lassen, was er von diesem Rückzuge dächte, gab derselbe zur Antwort, er wäre zwar schön; was aber ihn beträfe, so pflegte er sich nicht an Oerter zu begeben, von welchen er genöthigt werden könnte, sich zurück zu ziehen. Der Herzog von Parma wollte ihn seiner Seits auch angreifen, oder wenigstens das Ansehen davon haben; allein er ließ sich von dem Herzog von Mayenne bewegen, Statt dessen Caudebec zu belagern. Heinrich sah mit Vergnügen, daß sich der feindliche Feldherr selbst in eine Gegend einschloß, wo ihm die Lebensmittel, und die Gemeinschaft mit Paris sowohl als mit den Niederlanden abgeschnitten werden konnte. Dieses geschah würcklich: der Herzog von Parma konnte nicht verhindern, daß ein Theil seines Heers geschlagen wurde, und der übrige war einem fast gewissen Verderben ausgesezt. Aber als einer der klügsten Feldherren seiner Zeit, zog er sich aus dieser gefährlichen Stellung auf eine unerwartete Art heraus, indem er über die Seine an einem Orte gieng, wo es jedermann vor unmöglich hielt, Paris erreichte, und sodann seinen Rückzug in die Niederlande antrat. Man erzählt, er habe nun auch den König fragen lassen, wie ihm dieser Rückzug gefiele; dieser

ser aber habe etwas verdrießlich geantwortet, er verstehe sich nicht auf Rückzüge. Der Herzog würde jedoch alles dieses nicht ausgeführt haben, wenn ihn der Marschall von Biron zu der Zeit, da er sein Heer fast unfehlbar zu Grunde richten konnte, angegriffen hätte; allein dieser wollte lieber den Krieg fortgesezt wissen, in welchem er nach dem Könige das höchste Ansehen behauptete.

So sehr auch Heinrich die That des Herzogs von Parma bewunderte, der ihm so glücklich entwischte; so war er doch noch im Stande, demselben zuvor zu kommen, ehe er bey Paris anlangte, wenn er bey Pont de l'Arche oder Vernon über die Seine gieng. Er schlug dieses in einem Kriegsrathe vor; allein die meisten Mitglieder desselben sezten sich unter einem nichtigen Vorwande dagegen. Der König erkannte damals deutlicher als bisher, daß ihm viele nachfolgten, welche ihm nicht aufrichtig ergeben waren, und ihm keineswegs einen wichtigen Vortheil gönnten. Darunter gehörten viele katholische Herren, welche sich erklärt hatten, daß sie ihn, nebst den Soldaten, welche sie mitgebracht hatten, verlassen würden, wenn er sich nicht binnen einer bestimmten Zeit zu ihrer Religion wendete. Diese wünschten nichts weniger, als daß er entscheidende Siege davon tragen möchte, nach welchen er ihre Drohungen hätte verachten können, und würcklich die Macht eines Königs bekommen hätte. Und in der Absicht, um ihn stets in der Abhängigkeit von ihnen zu erhalten, ließ es ihm der Ober-Aufseher der Staats-Einkünfte, der Marquis von O, beständig an Gelde fehlen, welches er selbst hingegen sichtbarlich verschwendete. Auch damals hatten die Schweitzer und Deutschen bey dem königlichen Heere große Rückstände von ihrem Solde zu fordern, und sie sagten öffentlich, daß ihnen ent-

weder dieselben bezahlt werden müßten, oder daß sie dem Könige nicht weiter dienen würden. Die reformirten Befehlshaber fürchteten sich vor der Religionsveränderung des Königs, und wollten daher erst kräftig für ihre Sicherheit sorgen, bis dahin aber ihn nicht allzumächtig sehen. Unter diesen Umständen sah sich Heinrich genöthigt, den Feldzug des Jahrs 1592. mit dem Ende des May zu beschließen. Weil er ihn mitten im Winter angefangen hatte, sehnte sich das ganze Kriegsheer nach der Ruhe. Er ließ also den größten Theil desselben nach Hause gehen, vertheilte das wenige Geld, welches er hatte, unter die Ausländer, und lobte zugleich ihre treuen Dienste. Für sich behielt er nur sechstausend Mann, mit denen er der Ligue widerstand. Er verlor jedoch bey der Belagerung einer kleinen Stadt, den Marschall von Biron: zwar einen großen Feldherrn und treuen Unterthan; der aber äußerst trozig und herrschsüchtig war, und dem Heinrich, wegen seines ungemeinen Ansehens bey den Kriegsvölckern, vor allen andern schmeicheln mußte, wenn er gleich die von ihm begangenen Fehler merckte. Hingegen befreyete ihn auch der Todt noch in diesem Jahre von dem Herzoge von Parma, welcher sich eben rüstete, zum drittenmal in Franckreich einzufallen.

Zu dieser Zeit vereinigte sich alles, den König zu einem Entschluße in Ansehung seiner Religion zu bringen. Die Anhänger der Ligue gebrauchten dieselbe allein zu einem Vorwande, warum sie ihn nicht vor ihren König annehmen könnten. Die Spanier, von welchen sie unterstüzt wurden, beriefen sich gleichfals darauf. Die Catholischen von seiner Parthey bezeigten öffentlich ihr Mißvergnügen darüber, daß Heinrich der Ketzerey, wie sie seinen Glauben nannten, so hartnäckig anhienge, und leiteten davon alles Unglück

her,

her, welches ihm begegnete: sie sprachen schon von der Wahl eines neuen Catholischen Königs. Seine Staats-Räthe von beyden Religionen riethen ihm, zu der Römisch-Catholischen zu treten, indem er sonst niemals zum ruhigen Besize seines Reichs gelangen werde. Rosny selbst, dem er sich am meisten vertrauete, sagte, daß ihm zwar sein Gewissen verbiete, dem Könige einen solchen Rath zu geben; aber gleichwohl sey kein besserer zu finden, wenn sein Zustand bloß als eine Staatssache betrachtet und gebessert werden sollte. Dazu kamen noch einige Vorfälle, welche dringende Bewegungsgründe abgaben. Der Cardinal von Bourbon, welchen die Ligue bisher vor ihren König erkannt hatte, starb in der Gefangenschaft des Königs. Es wurden darauf die Stände des Reichs von der Ligue nach Paris zusammen berufen, um einen neuen König zu wählen. Die Spanier verlangten dieses vornemlich, weil sie ihre königliche Prinzeßinn mit diesem zu wählenden Könige vermählen wollten. Wenn Heinrich diese Anstalten vornehmen ließ: so war er mehr als jemals in Gefahr, die Krone zu verlieren. Besonders aber war für ihn die Entdeckung wichtig, daß selbst unter den Catholischen seines Hofs eine Parthey errichtet worden sey, deren Absicht war, ihn auf immer vom Throne auszuschließen.

Er faßte also endlich gegen den Anfang des Jahrs 1593. den Vorsaz, zu der Römischen Kirche überzugehen. Man mag alles, was er darauf in dieser Absicht gethan hat, auf das schärfste untersuchen: so wird man in dieser Entschließung doch nichts anders als eine Frucht seiner Staatsklugheit, und seiner gefährlichen Stellung, antreffen. Heinrich kannte die Reformirte Religion fast so genau, als ein Prediger seiner Gemeine; er liebte sie ungemein aufrichtig, und sehr wenige

Fürsten seiner Zeit konnten mit ihm hierinne verglichen werden. Ich will hier nicht sagen, was ich mit allem Rechte anmercken könnte, daß es einem Protestanten, der mit seiner Religion bekannt ist, ihr Gutes empfunden, und nur mäßig dencken gelernet hat, unmöglich fallen muß, im Ernste und aus Ueberzeugung zu einer Kirche zu treten, die ihm alle Freyheit des Verstandes und Gewissens entreißt, und ihm Lehren zu glauben befiehlt, die schon den vernünftigen Begriffen von der Verehrung Gottes, geschweige denn dem ersten Entwurfe der christlichen Religion, widersprechen. Allein man beobachte bloß das Betragen Heinrichs gegen die Religion: denn ein Beweis von dem, was er in Absicht auf dieselbe hätte thun sollen oder können, beweiset eigentlich nichts in seiner Geschichte. Man hatte ihn durch die Todesfurcht genöthigt, den Protestantischen Glauben abzuschwören; kaum hat er sich wieder in Freyheit gesezt, als er zu demselben zurückkehrt. Er bekennt ihn immerfort standhaft; obgleich derselbe ein Hinderniß wird, durch welches man ihm die Thronfolge streitig macht. Auch da er König geworden ist, bleibt seine Religion die einzige Schwierigkeit, welche einen großen Theil des Reichs abhält, sich ihm zu unterwerfen. Aber er denckt bis ins vierte Jahr nicht daran, sie zu verlassen; so unerträglich ihm auch das ungestüme Anhalten der Römischcatholischen werden mußte, und so schädlich ihm seine Beharrlichkeit wurde. Erst alsdenn, da die Verwirrung seiner Angelegenheiten aufs höchste gestiegen war; da weder Tapferkeit und Gewalt, noch Großmuth, Güte und friedfertige Vorschläge, etwas zu seinem Vortheil würckten; nahm er zu dem einzigen übrigen Mittel, das ihm fast alle Welt empfol, und ohne dessen Gebrauch er Franckreich sein ganzes Leben hindurch der Uneinigkeit und Zerrüttung, sich selbst aber unzählichen Gefahren, Kummer und Un-

Unglück überlassen mußte, seine Zuflucht. Ein solches Verhalten verräth beym ersten Anblicke, daß es nicht die Wahrheit der neugewählten Religion, sondern ihr bequemer Gebrauch in der äußersten Verlegenheit, vielleicht auch der Gedancke, sie mit ihrer Vorgängerinn im Herzen einigermaaßen vereinigen zu können, gewesen sey, welche den König zu ihr geführet hat.

Das frühe Erkenntniß, welches er von der Vortrefflichkeit der Römischcatholischen Religion erlangt, aber, um nicht von den Reformirten verlassen zu werden, unterdrückt haben soll, und die Erleuchtung, die ihm Gott selbst hierüber habe wiederfahren laßen; dieses sind Vorzüge, welche ihm die Schriftsteller von der Römischen Kirche, ohne einige Spuren derselben aus seinem Leben, schencken. Man kann ihnen auch die fast durchgängig ausgebreitete Meinung entgegen sezen, die bis an seinen Todt in Franckreich fortgedauert hat, daß seine sogenannte Bekehrung die Neigung zu seiner ersten Religion keineswegs vertilgt, sie nur zu lebhaft übrig gelassen habe. Nichts ist schwerer zu beurtheilen, als das Gewissen eines andern Menschen; aber wahrscheinliche Vermuthungen müssen doch mehr gehört werden, als partheyische Lobsprüche, die der Eifer für die Religion eingegeben hat. Heinrichs Charakter, und so viele seiner Handlungen, machen es glaublich, daß er würcklich den Protestantischen Glauben insgeheim bey sich verwahrt, aber äußerlich sich zu den Lehren und Gebräuchen der Römischen Kirche gezwungen bekannt habe. Dieses sezt, wird man sagen, einige Verstellung bey ihm voraus. Ich gestehe es; allein es ist auch der sonderbarste Fall seines Lebens, wo vielleicht seine bekannte Aufrichtigkeit in Religionssachen dem allgemeinen Besten, nach seiner Einsicht, aufgeopfert werden mußte.

Man erzählt, daß er unter diesen Gesinnungen der Religionsveränderung, zu seinen Freunden gesagt habe, Paris sey wohl noch eine Meße werth. Diese wenigen Worte scheinen sein Herz zur Genüge zu entdecken: und daher leugnen diejenigen, welche uns gerne überreden wollten, er sey aus heißem Triebe eifrig Catholisch geworden, daß er sie ausgesprochen habe. Sie sind jedoch seiner Art zu dencken und zu scherzen angemessen. Seine vertrauten Räthe sprachen in eben demselben Tone mit ihm: sie ermahnten ihn „die Canone der Meße zu gebrauchen, durch welche er die „Städte des Königreichs leichter erobern würde, als „durch alle Canonen seines Zeughauses." Und er selbst schrieb an seine geliebte d'Etrees, da er eben sein neues Glaubensbekenntniß ablegen sollte: „Morgen „werde ich den gefährlichen Sprung thun. Ich glau„be, daß mir diese Leute den heil. Dionysius, (dieses „ist der Schutzheilige von Franckreich, ohne es selbst „zu wissen,) eben so verhaßt machen werden, als Sie „den Teufel hassen."

Es ist, wie mir däucht, so offenbar, daß Heinrich bey seinem Vorsaze, den Glauben der Römischen Kirche anzunehmen, fast lediglich auf den sichern Besiz seiner Krone gesehen habe, daß man ihn nicht völlig von den Vorwürfen befreyen kann, welche ein Fürst verdienet, der ein Königreich mit der Veränderung seiner Religion erkauft. Allein man muß auch, um diese Beschuldigung sehr zu vermindern, hinzusezen, daß dieses nicht ganz der Fall gewesen sey, in welchem er sich befunden hat. Er verließ seinen Glauben nicht deswegen, um seinen Ehrgeiz durch einen höhern Rang unter den Fürsten zu befriedigen; nicht freywillig, von keinem andern Bewegungsgrunde getrieben, als von Herrschsucht und Eitelkeit, welche niemals eine Handlung

lung rechtfertigen können. Er war bereits König über Franckreich: sein natürliches Recht zu dieser Krone wurde durch den Uebertritt zur Römischen Kirche, weder gegründet noch bestätigt. Aber unglücklicher Weise stand die größere Hälfte seiner Unterthanen in dem Vorurtheil, daß ihn nur die Römischcatholische Religion des Thrones würdig machen könne. Seine Feinde feuerten dieses Vorurtheil bis zu einer glühenden und rasenden Schwärmerey an. Die Spanier bedienten sich desselben, um das Reich zu zerrütten und zu schwächen. Er selbst hatte eine geringe Anzahl treuer Diener, und eben so wenige Hülfsmittel, den Krieg für seine Rechte glücklich zu führen, ausgenommen seine Tapferkeit und Klugheit. In diesen Umständen mußte er eines von beyden wählen: entweder auf einen ungewissen Ausschlag die Waffen fortzuführen, und vielleicht sein ganzes Leben hindurch seine Unterthanen zu bekriegen; oder diejenige Religion abzulegen, welche der einzige Vorwand ihres Ungehorsam war. Hierbey kam nicht bloß seine eigene Wohlfahrt, sondern zugleich das Leben und die Glückseeligkeit vieler Millionen von seinen Unterthanen in Betrachtung. Die Staatskunst ist selten mit der Religion in einem solchen Streite begriffen gewesen. Als König konnte es Heinrich seinem Volcke fast nicht abschlagen, den einzigen Anstoß, den es an ihm fand, aus dem Wege zu räumen. Aber als Christ mußte er demselben, nach der Ueberzeugung, die er ohne Zweifel von der Wahrheit der protestantischen Religion gehabt hat, seinen Wunsch versagen. Allem Ansehen nach glaubte er, daß man mit gewissen Erklärungen und Einschränckungen, auch die Lehren der Römischen Kirche als wahr annehmen könne: zumal da bey derselben so viel auf äußerliche Gebräuche ankommt. Die geistigen Begriffe der protestantischen Religion scheinen aus seinem Herzen nicht verdrungen

worden zu seyn, indem er die an Cärimonien reiche Römische, wenigstens zum öffentlichen Bekenntnisse wählte. Ein außerordentlicher Held, dergleichen nicht in jedem Jahrhunderte auftritt, würde freylich, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre, gesagt haben: Ich begnüge mich daran, König von Navarra zu seyn, weil ich mit der Religion, die ich vor die einzige richtige halte, nicht König von Franckreich seyn kann. Und gleichwohl würde die große Welt, welche Gewissen und Kronen nach einem falschen Gewichte gegen einander abwägt, diesen Entschluß eine niederträchtige Muthlosigkeit nennen.

Mir ist mehr als alles, was man über Heinrichs Glaubensveränderung geschrieben oder vielmehr gemuthmaaßt hat, diejenige Nachricht glaubwürdig, welche sein vertrautester Freund, der Herzog von Sully, der damals noch Rosny hieß, davon hinterlassen hat. Dieser vortreffliche Staatsmann und eifrige Reformirte, wirft sich keineswegs zum Richter über das Gewissen des Königs auf; hingegen meldet er, wie vieles zusammengestoßen sey, wodurch der Hauptbewegungsgrund bey demselben noch kräftiger geworden ist. Er nennt das ungemeine Mitleiden, welches Heinrich gegen seine Unterthanen, (denen er den Nahmen seiner Kinder gab,) darüber empfand, daß sie dem beständigen Elende eines innerlichen Kriegs ausgesezt seyn sollten, wenn er seiner bisherigen Religion nicht entsagte; die unaufhörliche Gefahr, in welcher sein Leben und seine Freyheit schwebten, weil er beydes vielen verrätherischen Staats- und Kriegsbedienten vertrauen mußte; die starcken und spitzfindigen theologischen Gründe, mit welchen ihn der Bischof du Perron, der nachher als Cardinal so berühmt geworden ist, angriff; eben desselben angenehmen und sanften Umgang; die künstliche Nach-

Nachsicht einiger Reformirten Prediger, und anderer von dieser Religion, welche, da sie einen vertrauten Zutritt bey dem Könige hatten, sich der Zeit zu bedienen suchten, es mochte kosten was es wollte; den ungetreuen Ehrgeiz vieler mächtigen Großen von der ebengedachten Religion, in deren willkührliche Begegnung er zurück zu fallen fürchtete, wenn ihn seine Römischcatholischen Anhänger verließen; seinen Unwillen gegen einige, welche sich als eifrige Catholiken stellten, ihn mit unverschämten und übermüthigen Reden, ja sogar mit Drohungen zur Veränderung der Religion zu nöthigen versucht hatten, und endlich einen geheimen Anschlag untereinander faßten, an Statt seiner den jüngern Cardinal von Bourbon auf den Thron zu setzen; seine Begierde, sich dieser Leute entschlagen, und ihnen dereinst ihre Verwegenheit empfinden zu lassen; die Furcht, welche ihn beunruhigte, daß die zu Paris versammleten Reichsstände den Cardinal von Bourbon zum Könige wählen möchten, welche Wahl, wegen ihrer feyerlichen Vollziehung, in und außer Franckreich einen für ihn nachtheiligen Eindruck hätte machen können; die Ermüdung und den Verdruß, den er endlich darüber fühlte, daß er seit seinem zwölften Jahre fast beständig gewaffnet hatte umher ziehen müssen, um sein Leben und Glück zu vertheidigen; das harte und traurige Leben, welches er seitdem geführt hatte; die Hoffnung und den Wunsch nach vergnügtern Tagen; und endlich das Anhalten einiger seiner Vertrauten und ergebensten Diener, (worunter man auch seine Geliebte rechnen kann,) die ihn theils durch Bitten und Thränen, theils durch Vorstellungen, theils durch kluge Anstalten dahin brachten, daß er sich entscheidend erklärte, die Römischcatholische Religion anzunehmen.

Doch der Rath des Baron von Rosny machte allein bey Heinrichen einen so starcken Eindruck, daß man ihm den Uebergang dieses Herrn zur Römischen Kirche vorzüglich zueignen kann. Rosny stellte ihm vor, der Grund aller Religionen, welche den Glauben an Jesum Christum lehrten, sey wesentlich einerley: und wenn also ein Protestant Catholisch, oder ein Catholischer ein Protestant würde, schiene er ihm nicht sowohl die Religion zu verändern, als zum Vortheil der Religion selbst, den von der Staatsklugheit darinne angebrachten Unterschied anzunehmen. Wenn er sich auch, sezte er hinzu, in dieser Meinung betrügen sollte, (und seine Besorgniß war freylich gegründet;) so sey es doch unwidersprechlich, daß man durch das Bekenntniß der Römischcatholischen Religion nicht schlechterdings genöthigt würde, alle andere zu verfolgen. Vielleicht leitete Gott vielmehr den König zu dieser Veränderung, um Europa ein neues und der Religion würdigeres Schauspiel zu geben. Franckreich sey seit langer Zeit durch den Religionshaß eines der unglücklichsten Länder geworden: Protestanten und Catholische würden von demselben gleich heftig angefeuert; aber der König könnte diesem Uebel abhelfen, indem er sie beyde durch Freundschaft und christliche Liebe vereinigte, und, wenn dieses nicht möglich wäre, könnte er ihnen doch die Gränzen ihrer Rechte zu ihrer Zufriedenheit vorschreiben. Heinrich wurde noch besonders durch die Anmerckung gerührt, welche Rosny machte, es würde ihm zur unsterblichen Ehre gereichen, wenn er ein verwüstetes Reich, das unwiederbringlich verloren zu seyn schien, in einen blühenden Zustand versezt haben würde. Auch beantwortete Rosny die Einwendungen, welche sich der König selbst machte, wie unter andern diesen, daß er, wenn er die Reformirten, die ihm so lange und so große Hülfe geleistet hatten, verließe,

ließe, sie wohl gar zum Kriege gegen sich reizen dürfte. Der König sagte zwar dabey: „Nein, ich werde ihnen niemals übel begegnen, noch ihnen den Krieg erklären können; ich werde sie immer lieben:“ und Rosny danckte ihm dafür auf das lebhafteste; zugleich aber zeigte er ihm auch, daß er durch ein gerechtes und gütiges Betragen gegen die Reformirten, sie leicht in der Ruhe erhalten könnte.

Von so vielen Seiten bestürmt, konnte Heinrich unmöglich länger ausweichen. Und da fast alle diese Betrachtungen schon eine geraume Zeit her gültig waren: so gereicht es ihm zur Ehre, so lange widerstanden zu haben. Ich wünschte, daß er die Nachwelt selbst von seinen Gesinnungen, zur Zeit der Veränderung, der man den ihr eben nicht gebührenden Nahmen seiner Bekehrung beylegt, unterrichtet hätte. Sie ist an einem so großen Fürsten die merckwürdigste Handlung seines Lebens: desto mehr ist man begierig zu wissen, ob man sie mit Gewißheit von einer tadelhaften oder von einer rühmlichen Seite ansehen könne.

Heinrich bezeigte also nunmehr öffentlich, daß er sich in der Römischcatholischen Religion unterrichten lassen, und sich sodann zu derselben bekennen wolle. Dieses Versprechen, das den Anhängern der Ligue angenehm hätte seyn sollen, weil dadurch ihr einziger Einwurf gegen den König aufgehoben wurde, machte sie vielmehr bestürzt, weil sie keine Ursache ihrer Widersezung mehr angeben konnten. Als daher die Prälaten und Catholische vornehme Herren, welche dem Könige zugethan waren, im Jänner des Jahrs 1593. eine Unterredung mit den Abgeordneten der Ligue vorschlugen, um mit denselben über die Wiederherstellung der Ruhe zu berathschlagen, nachdem das vornehmste

Hin-

Hinderniß derselben weggeschaft war: konnten sie kaum von den versammelten Ständen die Einwilligung dazu erlangen; und diese schlossen den König noch immer als einen Ketzer von dieser Unterhandlung gänzlich aus. Die Spanier hatten der Ligue eine neue Verstärckung zugeführt, welche sie gegen den König troziger machte; der Herzog von Mayenne aber wollte immerfort von ihm unabhängig bleiben, und suchte zugleich zu verhindern, daß der Vorschlag der Spanier nicht angenommen würde, welche es dahin zu bringen suchten, daß ihre königliche Prinzeßinn zur Königinn von Franckreich gewählt, und mit dem Herzog von Guise vermählt würde.

Es offenbarte sich immer mehr, daß nicht Heinrichs Religion allein, sondern weit mehr eine eingewurzelte Feindschaft wider ihn, den hartnäckigen Widerstand der Ligue unterhielte. Die Unterredung zwischen den Catholischen Herren beyder Theile nahm zwar auf einem Dorfe bey Paris, zu Sürene, ihren Anfang; allein da gegen das Anerbieten des Königs nichts eingewandt werden konnte, drangen die Anhänger der Ligue wenigstens darauf, daß seine Bekehrung ganz unter der Aufsicht des Papstes angestellt, und von diesem die Loßsprechung des Königs von dem Banne begehrt werden müßte. Heinrich schrieb an viele Erzbischöfe, Bischöfe und Theologen des Reichs, und ersuchte sie, sich bey ihm einzufinden, damit er von ihnen in der Römischcatholischen Religion unterwiesen werden könnte. Diese Schreiben rührten einen Theil der Einwohner von Paris; allein die Abgeordneten der Ligue blieben bey ihren Ausflüchten, und nahmen nicht einmal den Stillstand an, den ihnen der König antrug. Er weckte sie daher aus ihrem stolzen Vertrauen durch die Einnahme und Zerstörung von Dreux, einem Städtchen bey

bey Paris, sehr würcksam auf. Zugleich erwies ihm das Parlement zu Paris im Jahr 1593. einen wichtigen Dienst, indem es herzhaft genug war, den Schluß auszufertigen, daß die Französische Krone keinem ausländischen Prinzen oder einer Prinzeßinn von gleicher Geburt aufgesezt werden dürfe; einen Schluß, der vielen, die in dieser Hauptstadt wohlgesinnt waren, Muth verschaffte.

Die Versammlungen der Stände währten daselbst beständig fort; obgleich die Verwirrung und Uneinigkeit, in welcher sich die Ligue, Mayenne und die Spanier befanden, verhinderte, daß nichts in denselben zu Stande gebracht wurde. Damals kam die Menippeische Satyre zum Vorschein, von welcher man geurtheilt hat, daß sie Heinrichen nicht geringere Dienste gethan habe, als sein Sieg bey Ivry. Denn diese sehr wizige Spottschrift, an welcher mehrere Gelehrte gearbeitet hatten, stellte die gedachte Reichsversammlung, und die Häupter der Ligue nach ihren Absichten, Unternehmungen und Fähigkeiten so lächerlich vor, daß sehr viele Personen anfiengen sie zu verachten.

Unterdessen ließ sich Heinrich von dem Erzbischof von Bourges und andern Geistlichen, einen Unterricht in der Religion ertheilen, dessen er gar nicht benöthigt war: denn er hatte, wie alle Reformirten seiner Zeit, die heilige Schrift sehr fleißig gelesen, und kannte die Unterscheidungslehren beyder Kirchen. Man sagt, daß einige Reformirte Prediger ihm versichert hätten, daß man auch in der Gemeinschaft der Römischen Kirche seelig werden könne. Wenn dieses wahr ist: so sind sie nicht die ersten christlichen Lehrer gewesen, welche, um dem Entschluße eines Fürsten zu schmeicheln, bey ihm ganz anders geredet haben, als in ihrer Gemeine.
Und

Und Heinrich hat ihnen, wie man erzählt, sehr bündig geantwortet: „Ich bin also aus Klugheit verbun„den, zu der Römischcatholischen Religion zu treten: „denn bey derselben verdammt mich keiner von beyden „Theilen; aber wenn ich bey der eurigen bleibe, thun „solches die Römischcatholischen.“ So viel ist gewiß, daß eine freundschaftliche Unterredung zwischen beyderley Theologen angestellt wurde, und daß sie, wie nach den angeführten Umständen leicht zu erachten ist, sich zum Vortheil der Römischcatholischen endigte.

Heinrich schwur endlich die Protestantische Religion am 25 Julius des Jahrs 1593. in der Kirche der Abtey zu St. Denys öffentlich ab; sagte sein neues Glaubensbekenntniß her, und wurde durch den Erzbischof von Bourges von dem Päpstlichen Kirchenbanne loßgesprochen, in welchen er, nach der Einbildung der Römischcatholischen, verfallen war. Anfänglich hatte man ein Bekenntniß für ihn verfertigt, das mit allen Ausschweifungen des Aberglaubens angefüllt war; allein er weigerte sich, dasselbe anzunehmen, und man mußte daher, zu großem Aergernisse der Verfaßer, vieles aus demselben wegstreichen. Der König hatte die Pfarrer zu Paris einladen lassen, dieser Cärimonie beyzuwohnen: und einige von ihnen kamen würcklich; obgleich der Päpstliche Legat daselbst es ihnen aufs schärfste verbot, welcher auch behauptete, daß nur der Papst den wider den König ausgesprochenen Bann aufheben könne. Zugleich lief aus Paris und der umliegenden Gegend eine so große Menge Volcks zu dieser Feyerlichkeit herbey, und begleitete dieselbe mit so freudigen Zurufungen, daß man deutlich sehen konnte, es sey nur die Tyranney der Ligue, welche dem Könige so viele Unterthanen vorenthielte. Eine alte Frau von achtzig Jahren faßte ihn in der Kirche beym Kopfe, und küßte

ihn

ihn zum Zeichen ihres Vergnügens, ihn daselbst zu sehen. Ich habe nicht zuerst darüber gelacht, schreibt Heinrich an seine Geliebte. Allein die Oberhäupter der Ligue vereinigten sich von neuem wider ihn. Der Stillstand, welchen er ihnen auf drey Monathe zugestand, um das Volck durch den Genuß desselben, nach dem Frieden selbst desto begieriger zu machen, verschaffte ihnen Zeit, sich desto mehr in Gegenwehr zu sezen. Sein Uebertritt zur Römischen Kirche trug auch deswegen nicht sogleich die erwarteten Früchte, weil die meisten Römischcatholischen, die ihm nicht ergeben waren, erst die Gesinnungen des Papstes darüber hören wollten.

Jezt wird man erst diesen Fürsten beklagenswürdig finden. Es hatte ihm die heftigste Anstrengung gekostet, seine alte Religion zu verlassen, und er glaubte dadurch alles gethan zu haben, was ihm seine Krone versichern konnte. Aber nun erregte man ihm zu Rom weit größere Schwierigkeiten, als er sich genöthigt sah, die Loßsprechung daselbst zu suchen. Der Papst Clemens der Achte war darüber entrüstet, daß sie ihm bereits von den Französischen Prälaten, obgleich nur vorläufig, und bis zu seiner Bestätigung, war ertheilt worden: er nannte dieses einen Eingriff in seine Rechte. Außerdem gaben sich auch der König von Spanien und der Herzog von Mayenne die äußerste Mühe, um zu verhüten, daß der Papst diese Loßsprechung nicht bewilligen möchte. Dieser wollte daher kaum Heinrichs Gesandten anhören: er verschob es von einer Zeit zur andern, sich über das Verlangen desselben zu erklären, unter dem Vorwande, daß er an der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zweifle; und diese für den König schimpfliche Unterhandlung wurde erst nach zwey Jahren zu Ende gebracht. Es trug nicht wenig zur Verlängerung dieser

dieser Angelegenheit bey, daß der Papst und sein Hof an einem so ansehnlichen Fürsten ein recht auffallendes Merckmal ihrer seit einiger Zeit so sehr gefallenen, jezt aber gleichsam wiederkehrenden Macht zeigen wollten, und sich sogar anmaaßte, ihn nicht bloß in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen; sondern recht eigentlich auf den Thron zu sezen, deßen ihn Sixtus der Fünfte unfähig erklärt hatte.

An Statt daß sich ihm seine neuen Glaubensgenossen ohne weitern Anstand hätten unterwerfen sollen, trachteten sie ihm zum Theil nach dem Leben. Die Mönche aller Orten, und die Pfarrer, welche der Ligue zugethan waren, hatten bisher oft gepredigt, daß es erlaubt sey, einen kezerischen König zu ermorden, und sie sahen Heinrichen noch als einen verstellten Hugonotten an. Durch ihre Reden entflammt, entschloß sich ein Soldat, Peter Barriere, ihn ums Leben zu bringen. Viele Geistliche, denen er seinen Vorsaz eröffnete, bestärckten ihn darinne; der Jesuit Varade, (wiewohl es die Freunde dieses Ordens leugnen,) hob ihm die Bedencklichkeit, welche er wegen der Bekehrung des Königs empfand, und ließ ihm sogar durch einen seiner Mitbrüder das heil. Abendmahl reichen. Kaum gewann ein ehrlicher Dominicaner noch Zeit genug, um diesen Bösewicht, der sich schon dem Hofe des Königs näherte, zu entdecken.

Nach und nach öffneten einige ansehnliche Städte dem Könige ihre Thore. Er verlängerte den Stillstand mit den Anhängern der Ligue, ob sie gleich keine aufrichtige Neigung zum Frieden bezeigten. Mayenne sezte seine Unterhandlungen mit Spanien noch immer fort. Der König fieng einige Briefe auf, die er dahin schickte, und wagte es, einen seiner vertrauten Diener

mit

mit denselben an den Hof zu Madrit zu senden, als wenn er von dem erstgedachten Herzoge käme: ein Mittel, durch welches er die Absichten der Spanier erfuhr; ob sie gleich den Betrug bald entdeckten. Er that aber auch einen muthigen Schritt, indem er durch eine öffentliche Erklärung nicht nur alle Anhänger der Ligue ermahnte, sich ihm zu unterwerfen; sondern auch den Parlements und andern Obrigkeiten befohl, diejenigen, welche sich dessen in einer bestimmten Zeit weigern würden, als Verbrecher der beleidigten Majestät zu bestrafen. Und da die Salbung der Könige von Franckreich zu Rheims, als eine nothwendige Feyerlichkeit bey dem Antritte ihrer Regierung angesehen wird: so durfte er, der ein Neubekehrter hieß, sie desto weniger unterlassen. Er ließ sie daher, weil er Rheims nicht in seiner Gewalt hatte, zu Chartres an sich vollziehen; und diese Cärimonie machte bey dem großen Hauffen mehr Eindruck, als alle Rechte des Königs.

Paris ergab sich ihm endlich, am 22. März des Jahrs 1594. völlig wie er es wünschte, fast ohne alles Blutvergießen; ob es gleich noch viele tausend seiner Feinde in sich faßte. Die allermeisten Einwohner waren ihm schon heimlich zugethan; allein sie fürchteten sich vor der Besazung von drey bis vier tausend Spaniern und andern Kriegsvölckern, welche die Ligue unterstüzten: daher traten sie in ein heimliches Verständniß mit dem Könige. Mayenne verließ die Stadt, weil er merckte, daß Heinrich endlich die Oberhand darinne gewinnen würde; aber der Graf von Brißac, den er zum Befehlshaber darüber gesezt hatte, versprach nebst einigen obrigkeitlichen Personen, die königlichen Kriegsvölcker vor Anbruch des Tages in die Stadt einzulassen. Sie rückten in der That ruhig ein, besezten die Thore und öffentlichen Pläze, und in wenigen Stun-

den herrschte überall die größte Ruhe, ohne daß die geringste Gewaltthätigkeit wäre verübt worden. Heinrich zog gleich darauf selbst mit seinem übrigen Heere ein, nachdem er schon einigemal wieder zum Thore hinausgegangen war, weil er immer argwohnte, man ließe ihn nur in die Stadt hinein, um sich seiner zu bemächtigen. Er sah währenden Einzugs einen Soldaten, welcher einem Becker mit Gewalt Brodt wegnahm, und nöthigte ihn, bey Bedrohung des Todes, solches zurückzugeben. Die Spanische Besazung machte zwar einige Bewegungen, um sich zu vertheidigen; allein der König, welcher sie leicht zu Kriegsgefangenen hätte machen können, gestattete ihr einen freyen Abzug. Seine erste Beschäftigung war, Gott in der Hauptkirche vor diese glückliche Begebenheit zu dancken. Das fröliche Zurufen des Volcks war so allgemein, daß er zu seinem Gefolge sagte: „Ich sehe wohl, daß dieses arme „Volck in der Tyranney ist gehalten worden." Und da er in die Kirche gleichsam hinein getragen wurde, gab er nicht zu, daß ihm seine Leibwache mehr Plaz verschaffte. „Ich will lieber, sagte er, mehr Mühe haben, hinein „zu kommen, wenn sie mich nur nach ihrer Bequem„lichkeit sehen: denn sie haben eine ausgehungerte Be„gierde, einen König zu sehen." Diese Besiznehmung von Paris hatte würcklich etwas Wunderbares an sich; wiewohl die meisten, welche sie beförderten, sich dafür hatten bezahlen lassen. Als daher ein scherzhafter Mann, welchen er zu seinem ersten Mittagsmahl hatte rufen lassen, und den er gefragt hatte: „Was sagst du dazu, „daß du mich in Paris siehst?" ihm geantwortet hatte: „Ich sage, Sire, daß man dem Kaiser dasjenige „wieder gegeben hat, was ihm zugehörte, so wie man „Gott dasjenige wiedergeben muß, was ihm gehöret," so versezte der König darauf: „Poz heiliger Graurock!" (Ventre Saint-Gris, dieses war seine gewöhnliche Betheu-

theurung, welche von dem abentheuerlichen Heiligen, Franz von Aßißi, hergenommen war,) „man hat „mir es nicht wiedergegeben, sondern rechtschaffen ver„kauft.“ Brißac war dabey zugegen, welcher den Marschalls-Stab von Franckreich und hunderttausend Thaler für die Uebergabe der Stadt erhalten hatte.

Heinrich bekam damals viele seiner tödtlichen Feinde in seine Gewalt; aber er bestrafte keinen von allen. Die Herzoginnen von Nemours und von Montpensier gehörten unter dieselben, und durften nichts geringers erwarten, als ihre Freyheit und ihr Vermögen zu verlieren. Allein sie bekamen eine Schuzwache; der König besuchte sie noch an eben demselben Tage, und spielte mit ihnen in der Karte. Als die Spanische Besazung an diesem Tage auszog, sagte er zu den Gesandten dieser Nation, welche sich dabey befanden: „Mei„ne Herren, empfelen Sie mich Ihrem Könige; reisen „Sie glücklich, aber kommen Sie niemals wieder.“ Die Spanier und der Päpstliche Legat nahmen eine Anzahl wütender Anhänger der Ligue mit sich; und man ermahnte den König vergebens, diese zur Strafe zurück zu behalten. „Ich will alles vergessen, sagte er; ich „will alles verzeihen: und kann man wohl diesen Leuten „ihre Handlungen mehr verargen, als einem Rasenden, „wenn er ganz nackend herumgeht?“ Viele, welche bisher die abscheulichsten Ausschweifungen begangen, und sich durch öffentliche Räubereyen bereichert hatten, bekamen nur Befehl, sich aus Paris wegzubegeben, und manche derselben erhielten sogar in der Folge Erlaubniß zurück zu kommen. Man stellte dem Könige vor, daß sich seine rechtschaffene Unterthanen daran ärgerten; allein er antwortete darauf: „Meine Siege „kommen von Gott, und da Er mir vergiebt, ob ich es

 „gleich

„gleich nicht verdiene, so will ich auch meinen Unter„thanen vergeben.“

So entsagte Heinrich der Gerechtigkeit, die er sich selbst schuldig war; aber überhaupt wollte er sie unter seinen Unterthanen nicht gehemmt wissen: er mäßigte sie nur durch Güte. Einem seiner tapfersten und glücklichsten Kriegsbedienten, La Noue, wurde an diesem Tage, auf Veranstaltung seiner Gläubiger, sein Geräthe angehalten. Er beklagte sich darüber bey dem Könige, und bat ihn, Befehl zu geben, daß das Geräthe freygelassen würde. „La Noue! sagte der Kö„nig vor den Hofleuten, man muß seine Schulden be„zahlen: ich bezahle die meinigen auch.“ Allein kurz darauf zog er ihn auf die Seite, und gab ihm einige seiner Edelgesteine, um sie bey seinen Gläubigern zum Pfande einzusezen, bis er sie bezahlen könnte. Er besaß selbst nicht Geld genug, um ihm anders helfen zu können.

Auf Paris folgten, doch nicht so geschwind, als man hätte vermuthen sollen, viele andere Städte, welche sich dem Könige unterwarfen; aber es fehlte noch viel, daß er in seinem Reiche bereits Herr gewesen wäre. Mayenne beharrte in der Empörung, und hoffte durch die Hülfe der Spanier sich einigermaaßen bey seinem bisherigen Range zu erhalten: er hatte noch Bourgogne inne. Der Herzog von Guise besaß den größten Theil von Champagne, und der Herzog von Mercoeur das meiste von Bretagne. Lesdiguieres, welcher Statthalter von Dauphinee war, und Epernon, welcher Provence regierte, erkannten zwar die Oberherrschaft des Königs; allein sie thaten im übrigen was sie wollten. Er brauchte noch zwey Jahre Zeit und Mühe, um in ganz Franckreich König zu seyn.

Viele

Viele Befehlshaber von Landschaften und Städten, erboten sich, ihm dieselben für große Geldsummen und ansehnliche Bedienungen zu übergeben. Er willigte in alle solche Bedingungen lieber, als daß er Gewalt versucht hätte. Villars insonderheit, Befehlshaber von Rouen, den der Herzog von Mayenne zum Admiral ernannt hatte, mußte mit Beybehaltung dieser Würde, und mit vielen andern für den König beschwerlichen Vortheilen, erkauft werden. Es kostete ihm nach und nach zwey und dreyßig Millionen Livres, (nach dem höhern Werthe der Münze zu seiner Zeit,) das heißt, über acht Millionen Reichsthaler, um so vielen Großen und Kriegsbedienten die Treue, welche sie ihm versprachen, zu bezahlen. Er war noch beschäftigt, die Ordnung in Paris wieder herzustellen, als die Spanier zum Vortheil des Herzogs von Mayenne einen Einfall unternahmen; er entriß aber diesem gleichwohl Laon nach einer harten Belagerung.

Zu gleicher Zeit übergab der Herzog von Guise dem Könige die Landschaft Champagne, durch einen Vergleich, bey welchem Heinrich eine neue Probe seiner Großmuth ablegte. Als an dem Vergleiche gearbeitet wurde, kamen einige Abgeordnete der Landschaft zu ihm, und stellten ihm vor, es sey nicht nöthig, daß er dem Herzoge vortheilhafte Bedingungen bewilligte; wenn es ihm gefiele, wollte man sich desselben bemächtigen, und ihn dem Könige überliefern. Allein von diesem Antrage wollte Heinrich nichts hören, und der angefangene Vergleich wurde würcklich geschlossen. Guise kam darauf, um ihm dafür zu dancken; er konnte aber vor Freude und Verwirrung keine rechte Dancksagung vorbringen. Heinrich wurde davon gerührt, und sagte zu ihm, indem er ihn einigemal umarmte: „Mein Vetter, Sie sind kein großer Redner, so wenig

„als ich es bin: ich weiß, was Sie mir sagen wollen, „und es ist hier an Einem Worte genug. Wir sind „alle Fehlern und Ausschweifungen der Jugend unterworfen: ich vergesse alles; aber wir wollen auch nicht „wieder zum Alten zurückkehren. Erkennen Sie mich „vor denjenigen, der ich bin, so will ich Ihnen an Vaters Stelle dienen, und ich sehe niemand an meinem „Hofe lieber als Sie." — Man begreift leicht, warum diese und andere Reden des Königs angeführt werden. Bey den meisten Fürsten würden sie nur Höflichkeitsbezeigungen heißen können; bey ihm aber war es das gütigste Herz, welches in solche Versicherungen überfloß.

Die Reformirten waren bey Heinrichs Uebergange zur Römischen Kirche, wegen ihres Schicksals in Furcht gerathen; allein er war weit davon entfernet, seinen neuen Glauben durch Verfolgungen zu bekräftigen. Er erhielt sie durch eine neue Verordnung im Besiz ihrer Gewissensfreyheit; nur, da sie eine Forderung thaten, welche seinem Ansehen nachtheilig war, und Mißtrauen gegen ihn verrieth, nemlich, daß er ihnen einen besondern Beschützer geben sollte, schlug er solches ab: „ich bin, sagte er, der einzige Beschützer „von beyden Religionen in Franckreich." Der Herzog von Bouillon war der mächtigste unter ihnen; allein seine ehrgeizigen Räncke blieben dem Könige nicht unbekannt, so künstlich er auch sie zu verstecken suchte.

Heinrich sah, daß sich die Ueberbleibsale der Ligue nur noch auf den Beystand und die heimlichen Räncke von Spanien stützten: er that also dieser Krone Vorschläge zum Frieden, dessen sein Reich ungemein benöthigt war; da sie aber nicht angenommen wurden, rüstete er sich zum Kriege. Unter diesen Anstalten trachtete

tete ihm ein neuer Meuchelmörder nach dem Leben. Johann Chastel, der Sohn eines Pariser Kaufmanns von achtzehn Jahren, drang am 27. December des Jahrs 1594. bis in das Zimmer des Königs, und stieß, da dieser eben einen seiner Hofleute umarmen wollte, mit einem Messer nach ihm; er verwundete ihm aber nur die Lippe, und stieß ihm einen Zahn aus. Dieser Bösewicht gestand, er habe seinen abscheulichen Vorsaz seit langer Zeit gefaßt, weil er glaubte, dadurch der Religion einen Dienst zu erweisen, wenn er einen König umbrächte, der noch nicht vom päpstlichen Banne loßgesprochen, und also kein Mitglied der wahren Kirche sey. Er bekannte zugleich, daß er drey Jahre bey den Jesuiten studiert, und bey ihnen sowohl, als an andern Orten, öfters gehört habe, es sey erlaubt, den König zu tödten. Dieser erkannte damals die Gefahr, in welche er sich durch seine ungemeine Nachsicht gegen die noch übrigen vielen Anhänger der Ligue zu Paris sezte; er überließ aber diese ganze Untersuchung dem Parlement. Man fand, daß, obgleich die schröckliche Lehre vom Königsmorde, unter der Römischcatholischen Geistlichkeit, in diesen unglücklichen und barbarischen Zeiten, nur gar zu gemein war; dennoch die Jesuiten an Chastels Unternehmen durch ihren Unterricht den nächsten Antheil hatten. Man traf unter andern beym Guignard, einem ihrer Profeßoren, einen alten Aufsaz an, in welchem er schon zur Zeit der Ermordung Heinrichs des Dritten geschrieben hatte: „Wenn „man den Bearner nicht bekriegen kann, so mag man „ihn ermorden." Daher wurde nicht nur Chastel mit der verdienten Strafe belegt; sondern auch Guignard aufgehängt, und das Parlement zu Paris verbannte die ganze Gesellschaft der Jesuiten aus dem Bezircke seiner Gerichtsbarkeit, worinne ihm einige andere Parlements nachfolgten. Es befohl auch eine Pyramide

aufzurichten, auf welcher diese Schandthat erzählt, und die Jesuiten als Anstifter derselben angegeben wurden.

Bey Gelegenheit dieses mörderischen Anfalls sagte d'Aubigne, dieser berühmte Freund und Vertraute des Königs, zu ihm: „Bisher haben Eure Majestät „Gott nur mit dem Munde verleugnet: daher hat er „es geschehen lassen, daß Sie nur an dem Munde ver„wundet worden sind. Aber wenn ihn erst Ihr Herz „verleugnen wird: so wird er auch dieses ungetreue Herz „durchbohren lassen." D'Aubigne zielte auf die Abschwörung der Reformirten Religion, und glaubte, daß Heinrich im Herzen derselben noch zugethan sey. Man wird sich darüber nicht wundern, daß die Geliebte des Königs, die Gabrielle d'Estrees, welche bey diesen Reden zugegen war, sie bloß vor einen wizigen Einfall gehalten habe. „O wie schön ist dieses gesagt, rief sie „aus, wenn es nur auch eben so wahr wäre!"

Unterdessen hinderte diese Gefahr, welche der König ausstand, ihn nicht, Spanien mit dem Anfange des Jahrs 1595. den Krieg anzukündigen, weil diese Krone schon seit langer Zeit die Empörung so vieler Franzosen gegen ihre rechtmäßige Könige unterstüzte. Und auch damals antwortete der König von Spanien auf diese Erklärung, er werde in seiner Verbindung mit den Römischcatholischen von Franckreich, welche zum Besten ihrer Religion eingegangen worden sey, verbleiben, und sich noch ferner als einen Feind des Prinzen von Bearn bezeigen. Heinrich wollte insonderheit den Herzog von Mayenne aus Bourgogne vertreiben, wohin ihm der Connetable von Castilien mit einem Kriegsheere zu Hülfe kam. Der geheime Entwurf dieses Feldzugs war wohl dieser, die Franche Comtee

(oder

(oder die damals noch spanische Grafschaft Burgund) zu erobern. Die Geliebte des Königs rieth ihm dieses besonders eifrig: sie hatte den seltsamen Einfall auf anderer Anstiften gefaßt, diese Grafschaft könnte dem Sohne, welchen sie von dem Könige hatte, zum landesherrlichen Besize, unter dem Schuze der Schweizer, gegeben werden; allein der König wußte nichts davon. Er rückte den Spaniern bis Fontaine=Francoise entgegen: und das Gefecht, welches er ihnen daselbst lieferte, war sehr außerordentlich. Mit funfzehnhundert Mann, mit welchen er vorausgegangen war, wagte er sich gegen ihr ganzes Heer, schlug im Angesichte desselben einige große Hauffen, die ihn angriffen, auch schon einige seiner Kriegsbedienten zum Weichen gebracht hatten, zurück, und benahm ihnen dadurch so sehr den Muth, daß sie Franckreich verließen, ohne das geringste ausgerichtet zu haben. Die Verwegenheit, mit welcher er damals seine Person einem fast gewissen Unglück aussezte, war nur deswegen weniger tadelhaft, weil er zum voraus sah, daß, sobald er sich zurückziehen würde, sein kleiner Hauffen von den Feinden würde umringt werden. Daher sagte er zu denen, welche ihm ein sehr hurtiges Pferd bereit hielten, um sich auf demselben in Sicherheit zu sezen: „Ich brauche keinen „Rath, sondern Beystand; es ist mehr Gefahr bey „der Flucht, als bey der Jagd.“ Er hatte aber auch Ursache zu sagen, daß er bey andern Gelegenheiten um den Sieg, bey dieser aber um sein Leben gefochten habe.

Durch diese kühne That nöthigte endlich Heinrich auch den Herzog von Mayenne, sich ihm zu unterwerfen. Da er von den Spaniern verlassen war, bot ihm der König, wider die Meinung seiner Staatsräthe, einen Vergleich und Stillstand an: denn diese verlangten,

daß man einem Herrn, der den König so oft mit falschen Friedens-Vorschlägen hintergangen hatte, aufs Aeußerste treiben sollte. Er erhielt aber insonderheit durch die Fürsprache der Geliebten des Königs, sehr vortheilhafte Bedingungen. Als er zu dem Könige nach Monceaux kam, um ihm persönlich seine Unterthänigkeit zu bezeigen, umarmte ihn dieser so aufrichtig, und begegnete ihm so freymüthig, als wenn es gar nicht derjenige wäre, der ihm so viel Uebel zugefügt hätte, und führte ihn darauf mit geschwinden Schritten in dem Garten herum spazieren. Mayenne, welcher sehr dick und schwerfällig, dabey auch mit Hüftenweh geplagt war, kam darüber völlig außer Athem, und erhizte sich gewaltig. Der König merckte dieses, und ließ ihn sogleich mit den gütigen Worten fortgehen, um auszuruhen: „Mein Vetter, dieses ist das einzige Uebel, welches ich Ihnen jemals anthun werde.“ Auf diese Art rächen sich großmüthige Seelen für die gröbsten Beleidigungen. Würcklich sagte auch der Herzog beym Weggehen, nun habe ihn der König erst vollends überwunden.

Noch ehe dieses vorgieng, war die Loßsprechung des Königs, zu Rom im September des Jahrs 1595. zu Stande gekommen. D'Ossat, welcher nachmals Cardinal wurde, einer der geschicktesten Staatsmänner seiner Zeit, aber auch dem Verfolgungsgeiste des römischen Hofs ergeben, trug das meiste zur glücklichen Endigung dieser Unterhandlung bey; obgleich auch du Perron, ein feiner Kopf, und gelehrter Mann, der aber dem römischen Hof noch mehr zugethan war, als seinem Könige, vielen Antheil daran hatte. Ohngeachtet es die Spanier durchaus nicht wollten geschehen lassen, daß der König vom Kirchenbanne loßgesprochen würde, weil sie ihn noch immer als einen versteckten

Ketzer

Ketzer vorstellten; so bewilligte doch endlich der Papst diese einzige noch übrige Bestätigung der Ruhe, in welcher Heinrich bereits regierte. Wäre er noch unglücklich gewesen, so würde er vermuthlich auch noch länger im Banne zugebracht haben. Die Absolution wurde dem Könige in der Person seiner beyden Gevollmächtigten öffentlich ertheilet. Unter den Feyerlichkeiten derselben war auch eine lächerliche und schimpfliche: der Papst schlug bey jedem Verse des Psalms, welcher vorgesungen wurde, den d'Oßat und du Perron, welche zu seinen Füßen lagen, mit einem kleinen Stecken auf die Schulter, um die Büßung anzuzeigen, welche der König leiden sollte. Seine Abgeordnete hätten ihm vielleicht diese schülerische Cärimonie ersparen können; allein sie suchten sich vermuthlich dem Papste gefällig zu machen, um der Cardinals-Würde desto gewisser zu seyn.

Damals gab der Papst auch erst den Mönchs-Orden in Franckreich die Erlaubniß, öffentliche Gebeter für den nunmehr wieder in die Kirche aufgenommenen König zu verrichten, dessen sich bisher die meisten unter ihnen geweigert hatten. Schwerlich konnte Heinrich Liebe zu einer Kirche und Religion gewinnen, welche seinen Unterthanen dieses verbieten durfte. Und nicht einmal der Befehl des Papstes, noch die äußerliche Uebung der Römischcatholischen Religion, konnten ihm die Treue der Geistlichen versichern. Noch im Jahr 1606. mußte das Parlement von Toulouse eine Verordnung wider viele Geistliche geben, welche den König aus dem Kirchengebete wegließen.

Während daß der König nach Bourgogne gezogen war, hatten seine Feldherren gegen die Spanier, welche in die Picardie eindrangen, wegen der Uneinigkeit, die

sich

sich zwischen ihnen erhob, sehr unglücklich gefochten, und es giengen auch einige Städte verloren; ohne daß der König, welcher zum Entsaze von Cambray herbey eilte, zeitig genug hätte anlangen können. Er sagte daher dem Herzoge von Nevers, dem er den höchsten Befehl in der Picardie anvertrauet hatte, einige sehr bittere Worte; bereuete sie aber bald, weil der Verdruß dieses Herrn darüber tödtlich wurde; und würde ihm dieses auch selbst bezeigt haben, wenn der Herzog den Besuch des Königs in seiner lezten Kranckheit angenommen hätte. Dagegen wurde das Jahr 1596. durch die innere Ruhe, welche fast in dem ganzen Königreiche ausgebreitet ward, für den König desto vortheilhafter. Alle Großen, die noch bisher sich unabhängig erhalten hatten, bis auf den Herzog von Mercoeur, unterwarfen sich ihm, und Marseille, welches eben von ein paar tyrannischen Bürgern, die darinne herrschten, der Spanischen Flotte übergeben werden sollte, wurde glücklich gerettet. Niemand hatte fast dem Könige in seinem Reiche übermüthiger begegnet, als der Herzog von Epernon; allein er vergab auch diesem, und ertheilte ihm ansehnliche Ehrenstellen.

Um die Spanier gänzlich aus der Picardie zu vertreiben, belagerte Heinrich die Stadt La Fere, welche sie inne hatten. Aber ehe er sie eroberte, litte er durch den Verlust von Calais, welches sie einnahmen, einen weit beträchtlichern Schaden. Er hatte zugleich den Verdruß zu sehen, daß seine getreueste Bundsgenoßinn, die Königinn von England, Elisabeth, welche ihm diese Stadt durch ihre Flotte, die eben im Canal kreuzte, hätte erhalten können, sich solches zu thun weigerte. Sie war zwar willig, die Spanier zu verhindern, daß sie sich Calais nicht bemächtigten; aber nur unter der Bedingung, wenn es ihr der König so lange

lange abtreten wollte, bis sie das ihm geliehene Geld wieder bekommen hätte. Da sie Ansprüche auf Calais hatte: so hoffte sie desto mehr, dieselben bey dieser Gelegenheit befriedigen zu können. Heinrich kehrte dem Englischen Gesandten, der ihm diesen Antrag that, den Rücken zu, und sagte: „Wenn ich ja gebissen werden „soll, so will ich mich eben so gerne von einem Löwen „beissen lassen, als von einer Löwinn.“ Er versuchte zweymal vergebens, Soldaten und Kriegsvorrath in Calais zu werfen, und tröstete sich, da es an die Feinde übergieng, mit der Hoffnung, es ihnen bald wieder wegzunehmen; da hingegen dieser Schlüßel zu Franckreich in den Händen der Elisabeth, sie zu seiner Feindinn gemacht haben würde.

Allein es fehlte dem Könige so sehr an Gelde zur Fortsezung des Krieges, daß in diesen Feldzügen zuweilen seine eigene Tafel, Ausrüstung und Kleidung nicht besorgt werden konnten. „Ich bin nahe bey meinen „Feinden, schreibt er einmal an den Baron von Rosny, und habe weder Pferd noch Harnisch; ich esse seit „zween Tagen bald bey diesem, bald bey jenem: denn „meine Hausverwalter sagen, sie könnten meine Tafel „nicht länger unterhalten, weil sie seit mehr als sechs „Monathen kein Geld empfangen hätten. Urtheilen „Sie jedoch, ob ich es verdiene, daß man so mit mir „umgehe; ob ich es ferner leiden soll, daß mich meine „Schatzmeister Hungers sterben lassen; da sie hingegen „einen leckerhaften und wohl besezten Tisch halten.“ Dieses sind Kleinigkeiten, wird man sagen; aber sie helfen uns das Ungemach aller Art kennen, welches Heinrich, auch als Besizer eines großen Königreichs, erdulden mußte, und einen Mangel, dem er nicht würde unterworfen gewesen seyn, wenn ihm jedes Mittel, sich Geld zu verschaffen, gleichgeltend gewesen wäre.

Man

Man kann die Verwirrung nicht beschreiben, in welcher sich die Königlichen Einkünfte befanden, als Heinrich sich auf dem Throne festsezte. Durch die ungeheure Verschwendung seines Vorfahren waren sie ohne Nutzen für den Staat zerstreuet worden. So viele Jahre des bürgerlichen Kriegs hatten das Reich erschöpft, arm gemacht, und eine solche Unordnung gestiftet, daß sich sehr viele Großen die Einkünfte der Krone zueigneten, welche man ihnen zum Theil auch noch alsdenn überlassen mußte, nachdem sie sich unter den Gehorsam des Königs begeben hatten. Verschiedene auswärtige Fürsten und Staaten hatten ihm Geld vorgestreckt; um dasselbe zu bezahlen, wurden oft die öffentlichen Einnahmen Fremden überlassen. Die unzählichen Pachter und Einnehmer beraubten zugleich den königlichen Schatz, und unterdrückten durch ihre Erpressungen das Volck. Die Staatsbedienten theilten sich mit ihnen in die Reichthümer, welche sie dadurch erwarben, und gaben dem Könige von demjenigen, was ihm noch übrig blieb, so viel als ihnen gefiel. Heinrich kannte weder den Betrag seiner Einkünfte; noch war er im Stande, alle Arten des Unterschleifs, welche an denselben begangen wurden, zu merken. Der Finanzen-Rath, welchen er errichtet hatte, um diesen Unordnungen abzuhelfen, sezte nur dieselben fort, und schüzte allemal Mangel an Gelde vor, wenn der König desselben benöthigt war. Dieses Uebel wurde endlich ein so großes Hinderniß aller wichtigen Entwürfe und Einrichtungen des Königs, daß er im Jahr 1596. demselben nicht länger zusehen konnte, ohne durch einen Mann von Einsicht, Rechtschaffenheit und Treue, dasselbe aufs geschwindeste tilgen zu lassen.

Glücklicher Weise fand er diesen Mann an dem Baron von Rosny, welcher ihm schon zwanzig Jahre im

im Kriege und in Staats-Unterhandlungen mit ausnehmendem Ruhme gedient hatte. Die seltenste Redlichkeit, Uneigennüzigkeit und Ergebenheit gegen seinen Fürsten; ein erhabener, durchdringender Geist, welcher der ganzen Staatsverwaltung gewachsen war; ein standhafter Muth und stets ruhiger Sinn; dieses waren die Eigenschaften des grossen Mannes, den die Nachwelt unter dem Nahmen des Herzogs von Sully am meisten kennt und verehret. Heinrich ertheilte ihm die Ober-Aufsicht über die Staats-Einkünfte, und er gelangte nach unsäglicher Mühe, vielem Widerspruche, Verleumdungen und Hindernissen ohne Zahl, so weit, daß er die ärgste Zerrüttung in den gewissesten Ueberfluß und die weiseste Austheilung verwandelte. Rosny sezte sich dabey dem Hasse unzählicher Großen und anderer Personen aus; allein er war unerbittlich strenge, sobald es auf die Erhaltung der königlichen Einkünfte ankam, und sein verneinender Ton wurde zum Sprüchworte. Dem Könige hatte er versprochen, von niemanden ein Geschenck oder eine Belohnung zu nehmen: und selbst die Geschencke des Königs, die er bekam, wurden ihm, wie andere Anweisungen an die Schazkammer, schriftlich ausgefertigt. Er fand beym Antritte seines Amtes, daß jährlich hundert und funfzig Millionen Livres von den Unterthanen erhoben würden; von denen aber nur dreyßig in den königlichen Schaz kämen. Der König gelangte durch ihn gar bald zum Besize seiner Rechte; allein er genoß nicht nur der Anstalten des Rosny, sondern unterstüzte sie auch mit eben so vieler Scharfsichtigkeit als Klugheit.

Um seine dringende Geld-Bedürfniße sogleich zu stillen, berief der König im Jahr 1596. die vornehmsten Stände des Reichs nebst einigen obrigkeitlichen Personen und Finanzbedienten nach Rouen, und begehrte

gehrte von ihnen, die dazu erforderlichen Mittel selbst ausfindig zu machen, damit sie den Unterthanen nicht zur Last fallen möchten. Die Rede, welche er in dieser Absicht an sie hielt, ist werth, auf alle Zeiten zu kommen. „Wenn ich, sagte er, den Nahmen eines Red-„ners zu erlangen suchte: so würde ich irgend eine schö-„ne Rede auswendig gelernet haben, und würde sie mit „ziemlichen Anstande hersagen. Allein, meine Her-„ren, meine Begierde strebt nach weit rühmlichern Ti-„teln, darnach, daß ich mich den Erretter und Wieder-„hersteller dieses Staats nennen könne. Um dazu zu „gelangen, habe ich euch hieher versammlet. Ihr wißt „auf eure Kosten, so wie ich auf die meinigen, daß, als „mich Gott zu dieser Krone berief, ich Franckreich nicht „allein zu Grunde gerichtet, sondern auch für die Fran-„zosen beynahe verloren angetroffen habe. Durch die „göttliche Gnade, durch die guten Rathschläge meiner „Diener, welche keine Kriegsdienste thun, durch den „Degen meines tapfern und großmüthigen Adels, (von „welchem ich meine Prinzen nicht ausnehme, indem „der Nahme eines Edelmanns unser schönster Titel „ist,) durch meine Mühe und Arbeit, habe ich Franck-„reich schon aus der Knechtschaft und aus dem Ver-„derben gerissen. Laßt es uns jezt vom Untergange „retten! Ich will ihm seine ersten Kräfte und seinen „alten Glanz wiedergeben. Nehmt, meine Untertha-„nen, an diesem zweyten Ruhm mit mir eben einen „solchen Antheil, als ihr an dem ersten genommen habt. „Ich habe euch nicht, wie es meine Vorgänger thaten, „deswegen hieher berufen, um euch zu nöthigen, daß „ihr meinen Willen bestätigen sollt; sondern ich habe „euch zusammen kommen lassen, um eure Rathschläge „zu vernehmen, um sie genehm zu halten, ihnen zu „folgen; kurz, um mich euch als Vormündern anzu-„vertrauen. Das ist ein Verlangen, welches sonst

„Kö-

„Könige, Graubärte und Sieger, wie ich bin, nicht „bezeigen. Allein die heftige Liebe, welche ich zu meinen Unterthanen trage, und die ungemeine Begierde, „die ich empfinde, zu dem Titel eines Königs noch „zween andere schöne Nahmen hinzu zu setzen, machen, „daß ich alles leicht und rühmlich finde.“ Diese Rede hatte zwar die gewünschte Würckung, indem die Stände einige Anstalten trafen, dem Könige Geld zu verschaffen; allein es kam nicht in so zureichender Menge ein, als er es bald darauf brauchte.

Heinrich war im Begriff, mit Spanien Friedens-Unterhandlungen zu pflegen, als eine unerwartete Begebenheit den Krieg verlängerte. Der Spanische Befehlshaber zu Dourlens, Portocarrero, überrumpelte im Jahr 1597. Amiens, die Hauptstadt von der Picardie, durch den listigen Gebrauch eines Wagens voll Nüsse. Da der König diese Stadt zu einem Waffenplatze gemacht hatte: so verlor er darinne ungemein viel. Er bedauerte aber weit mehr die geplünderten Einwohner; ob sie gleich an ihrem Unglücke selbst Schuld waren, weil sie keine Besazung hatten einnehmen wollen, und sagte, als er die Nachricht von diesem Verluste erhielt: „Ich habe lange genug den König von „Franckreich vorgestellt; es ist Zeit, wieder König von „Navarra zu seyn.“ Er durfte den Feinden keine Zeit lassen, sich in einem so wichtigen Platze zu befestigen: daher ließ er ihn sogleich einschließen, und belagerte ihn bald darauf. Die Spanier thaten sehr heftige Ausfälle; der Cardinal-Erzherzog Albrecht rückte auch selbst mit einem großen Heere zum Entsaze der Stadt heran; allein der König erwartete ihn nicht weit von seinen Verschanzungen, und wurde von ihm so wenig angegriffen, daß vielmehr sein Rückzug die Uebergabe der Stadt beförderte. „Er kam wie ein Feldherr,

„sagte der König, und gieng wie ein Geistlicher „zurück.“

Im Jahr 1598. schloß endlich Heinrich den Frieden mit Spanien, welcher von Vervins, einem Städtchen in der Picardie, den Nahmen führt. Die Spanier hatten in dem vorhergehenden Kriege mehr Vortheile erlangt, als die Franzosen; sie besaßen noch Calais und Blavet, zween Schlüssel von Franckreich, und einige andere Städte. Dennoch aber gaben sie alles zurück, und Heinrich war der erste König von Franckreich, der einen für seine Krone nüzlichen Frieden mit Spanien eingieng. Er hatte dieses, außer der rühmlichen Achtung, in welcher er stand, insonderheit dem damaligen Zustande von Spanien zu dancken. Der König Philipp der Zweyte näherte sich bereits dem Tode; sein Reich war durch so lange Kriege entvölckert, und seine Schäze waren ungemein vermindert worden: daher billigte er alle Bedingungen des Friedens. Aber eben um dieser Ursachen willen wünschten Heinrichs Staats-Räthe zum Theil, daß er den Krieg fortsezen, und den Spaniern für so vieles Unheil, das sie Franckreich verursacht hatten, irgend eine Landschaft entreißen möchte. Heinrichs Antwort war seiner würdig: er versicherte ihnen, daß er den Frieden nicht darum vorziehe, als wenn er sich vor den Mühseeligkeiten des Kriegs scheuete; sondern weil er der Christenheit Ruhe verschaffen wollte: er wisse wohl, daß er jezt durch die Waffen viel gewinnen könne; allein, da es barbarisch und dem Christenthum zuwider sey, Krieg aus bloßer Neigung zum Kriege zu führen, so müsse ein christlicher Fürst den Frieden niemals ausschlagen, wenn ihm derselbe nicht höchst nachtheilig sey. Er widerstand auch den Reizungen der Engländer und Holländer zur Fortführung des Kriegs, wozu sie ihm eine beträchtli-

che

che Hülfe anboten; der innere Zustand seines Reichs, welcher viele ruhige Sorgfalt brauchte, überwog bey ihm alle andere Betrachtungen. Freylich hatten die Königinn Elisabeth und der eben sich bildende Holländische Freystaat Ursache genug, ihn einiger Undankbarkeit und Mangel an Treue zu beschuldigen, indem er ohne diese standhaften und nüzlichen Bundsgenossen den Frieden schloß; und dennoch konnten sie seiner vornehmsten Entschuldigung, die von der gänzlichen Entkräftung Francreichs hergenommen war, nichts so Dringendes entgegen sezen.

Er führte auch in eben diesem Jahre noch zwey andere Dinge aus, welche das sichere Ansehen seiner Regierung in Francreich selbst vermehrten. Der Herzog von Mercocur, der einzige, welcher noch von dem aufrührischen Geiste der Ligue getrieben wurde, und sich bisher in Bretagne eine Art von Herrschaft erhalten hatte, wurde gezwungen, sich dem Könige völlig zu ergeben. Die Geliebte des Königs, die Herzoginn von Beaufort, verschaffte ihm vortheilhafte Bedingungen, weil er in die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne, welchen sie dem Könige gebohren hatte, willigte. Diesen machte Heinrich zum Herzoge von Vendome, und der berühmte Feldherr dieses Nahmens in unserm Jahrhunderte, war ein Enckel desselben. Rosny, der dazu kam, als dieser Vergleich schon zu Angers geschlossen war, an Statt daß der König, wenn er in Bretagne eingedrungen wäre, wie es seine Absicht war, den Herzog in seiner Gewalt würde gehabt haben, warf ihm diese Schwachheit sehr ernsthaft vor, und Heinrich gestand sie, indem er sich zugleich auf sein natürliches Mitleiden gegen diejenigen, welche sich demüthigten, und auf die Furcht berief, seine Geliebte zu beleidigen.

Nächstdem ließ der König im Jahr 1598. seinen alten Glaubensgenossen, den Reformirten, zum Besten, das **Edikt** oder die Verordnung von **Nantes** aufsetzen. Seitdem er die Römischcatholische Religion angenommen hatte, war ihr Mißtrauen gegen ihn immer gewachsen. Sie beschuldigten ihn, daß er solches nur aus Ehrgeiz gethan habe, und beschwerten sich, daß er, an Statt ihnen einen beständigen Frieden zu geben, der ihr Leben, Gewissen und ihre Güter in Sicherheit sezte, es nur bey dem Stillstande bewenden ließe, den ihnen der vorige König zugestanden hatte. Einige Große unter ihnen, sonderlich der Herzog von **Bouillon**, suchten sie durch dergleichen Reden zu bewegen, daß sie sich mit Gewalt Recht schaffen möchten, so lange noch der Krieg mit Spanien fortwährte; weil ihnen der König doch nicht anders, als wenn er ihres Beystandes benöthigt wäre, einige Gnadenbezeigungen erweisen würde. Dazu kam noch dieses, daß die Römischcatholischen von dem Könige oft auf eine für die Reformirten nachtheilige Art begünstigt wurden: wozu ihn der Zustand seiner Angelegenheiten, sonderlich in den ersten Jahren, genöthigt hatte. Diese schlimme Vorstellungen und Klagen, das Anhalten der Reformirten seit einigen Jahren um mehrere Freyheit in ihrer Religions-Uebung, und seine eigene Neigung, ihnen dieselbe zu verstatten, der er aber unter den bisherigen Unruhen nicht hatte folgen können, brachten endlich das **Edikt** von **Nantes** hervor. Durch dasselbe bekamen die Reformirten die Erlaubniß, sich fast überall Prediger, und an vielen Orten Schulen zu halten; sie erhielten das Recht zu Ehrenstellen, und es wurden ihnen zugleich einige Sicherheitsplätze überlassen, unter denen **Rochelle** der vornehmste war. Heinrich mußte ihnen zwar den Zehnten, welchen ihre Prediger zu ihrem Unterhalte verlangten, abschlagen; aber er wies ihnen dafür lieber eine

Summe

Summe Geldes auf seinen besondern Schatz an, als daß er eine Gelegenheit zu Zänckereyen zwischen ihnen und den Römischcatholischen übrig gelassen hätte.

So lange der päpstliche Legat, der an dem Frieden zwischen Franckreich und Spanien gearbeitet hatte, noch nicht abgereiset war, wollte Heinrich dieses Edikt dem Parlement zu Paris nicht vorlegen, um es in das große Gesezbuch einzutragen, weil er von diesem Gesandten einen heftigen Widerspruch dagegen besorgte. Allein er erfuhr denselben nachher von dem Parlement selbst, von der Römischcatholischen Geistlichkeit und der Universität zu Paris. Es währte ein ganzes Jahr, bis das Parlement diese Verordnung registrirte. Als es dem Könige durch Abgeordnete dawider Vorstellungen thun ließ, beantwortete er dieselben mit einer so natürlich starcken Beredsamkeit, und mit so vieler Weisheit, daß dieser Lebensbeschreibung sehr viel fehlen würde, wenn man ihn nicht auch bey dieser Gelegenheit reden hörte.

„Meine Herren, sagte Heinrich, ihr seht mich „hier in meinem Cabinet, wo ich mit euch rede, nicht „in der königlichen Kleidung; noch mit dem Mantel „und Degen, wie meine Vorfahren; noch als einen „Fürsten, welcher Gesandten vor sich läßt; sondern „als einen Hausvater gekleidet, im Wammes, um „vertraulich mit seinen Kindern zu sprechen. Ich habe „eure Bitten und Vorstellungen sowohl mündlich als „schriftlich angenommen; ich werde auch diejenigen, „welche ihr mir aus guter Absicht, als Leute die meinem „Dienste ergeben sind, thun werdet, allezeit annehmen. „Ich habe eure lezten Vorstellungen meinem Staats„rathe gezeigt, und mein Edikt, oder vielmehr das Edikt „des verstorbenen Königs, in vielen Artikeln, sowohl

„auf dasjenige, was ihr mir vorgestellt habt, als auf
„die Erinnerungen meines Staatsrathes, verändern
„lassen. Ich will glauben, daß ihr dabey die Religion
„in Betrachtung gezogen habt; allein die Catholische
„Religion kann nur durch den Frieden erhalten werden:
„und der Friede des Staats ist auch der Friede der Kir-
„che. Wenn ihr also den Frieden liebt, so werdet ihr
„mich auch lieben. Ich weiß wohl, daß mein König-
„reich nur durch die Aufrechthaltung der Catholischen
„Religion erhalten werden kann; allein die Religion
„und der Staat können nur durch meine Person gerettet
„werden. Ich nehme die Erinnerungen meiner Die-
„ner wohl auf: giebt man mir gute, so folge ich ihnen,
„und finde ich ihre Meinung besser als die meinige, so
„ändere ich diese sehr gerne. Es ist keiner unter euch,
„den ich nicht gerne hören sollte, wenn er zu mir käme,
„und mir sagte: Sire, Sie thun hierinne etwas ganz
„Ungerechtes. Man muß aber weiter keinen Unter-
„scheid zwischen Catholiken und Hugonotten ma-
„chen; alle müssen gute Franzosen seyn, und die Ca-
„tholiken müssen die Hugonotten durch ihr gutes Bey-
„spiel bekehren. — — Ich bin als König ein Hirte,
„und will nicht das Blut meiner Schaafe vergiessen;
„ich will sie vielmehr mit Sanftmuth versammeln. —
„Ich führe die Anhänger von der Reformirten Religion
„seit fünf und zwanzig Jahren an: dadurch habe ich
„jedermann kennen gelernet. Ich weiß diejenigen, wel-
„che Krieg haben wollen; ich weiß aber auch diejenigen,
„welche den Frieden verlangen. Ich kenne diejenigen,
„welche den Krieg für die Catholische Religion führten;
„diejenigen, welche ihn aus Ehrgeiz führten; diejeni-
„gen, welche ihn für die Spanische Rotte führten, und
„endlich auch diejenigen, welche nur begierig waren zu
„stehlen. Unter den Reformirten hat es eben sowohl
„als unter den Catholiken, Leute von allen Arten gege-
„ben:

„ben: ich habe Mühe genug gehabt, die Hugonotten
„im Gehorsam zu erhalten.“

„Ihr kennet, fuhr der König fort, das Beste mei-
„nes Staats, und auch die Uebel desselben, nicht so gut
„als ich. Ich kenne alle Kranckheiten, die sich in dem-
„selben befinden, und ich kann sagen, ohne mir zu
„schmeicheln, daß ich sie besser kenne, als alle Könige,
„welche vor mir regiert haben. Ein Catholik aus Ei-
„gennuzen seyn, heißt nichts taugen. Meine Grund-
„regel ist, daß man den Staat von der Religion nicht
„trennen müsse. — — Ich habe gewünscht, zwo
„Vermählungen zu treffen: die eine von meiner Schwe-
„ster, und diese habe ich vollzogen; die andere von
„Franckreich mit dem Frieden. Aber diese leztere fin-
„det nicht Statt, wenn meine Verordnung nicht als
„ein Gesez eingeschrieben wird; schreibt sie also ein, ich
„bitte euch darum. Ich leide es nicht, daß sich jemand
„einen eifrigern Catholiken nenne, als ich es bin: denn
„diejenigen, welche davor angesehen seyn wollen, thun
„solches aus besondern Absichten. Ich liebe mein Par-
„lement zu Paris mehr als alle übrige: ich muß die
„Wahrheit erkennen, es ist der einzige Ort, wo jezt in
„meinem Königreiche die Gerechtigkeit verwaltet wird;
„es ist nicht durch Geld bestochen. In den meisten
„übrigen wird die Gerechtigkeit verkauft, und derjeni-
„ge, welcher am meisten giebt, behält über den, welcher
„weniger giebt, die Oberhand: ich weiß es daher, weil
„ich selbst ehemals habe Geld zusammenschießen müs-
„sen; doch dieses diente zu meinen besondern Absichten.
„Die Verzögerungen und Schwierigkeiten, welche ihr
„meiner Verordnung entgegen sezt, geben zu sonderba-
„ren Bewegungen Anlaß. Man hat wider dieses Edikt
„zu Tours und Mans Proceßionen angestellt, um
„die Richter zu bewegen, daß sie es verwerfen möchten.

„Dieses ist nur durch eine schlimme Eingebung gesche-
„hen: verhindert es, daß sich dergleichen nicht mehr
„zutrage. Ich weiß, daß man beym Parlement Rän-
„cke angelegt, daß man aufrührische Prediger angestif-
„tet hat; aber ich will diesen Leuten wohl Einhalt thun.
„Man hat sie ehemals sehr scharf gezüchtigt, ob sie
„gleich weniger aufrührisch geprediget haben, als sie es
„jezt thun. Das ist der Weg, den man genommen
„hat, um Gassen-Versperrungen zu machen, und nach
„und nach bis zu der Ermordung des verstorbenen Kö-
„nigs zu gelangen. Ich will die Wurzeln von allen
„diesen Rotten abhauen, und alle diejenigen, welche sie
„anfeuern werden, geschwind aus dem Wege schaffen.
„Ich bin über Mauern von Städten gesprungen: ich
„will auch wohl über Gassen-Versperrungen springen.
„Man muß mir nicht die Catholische Religion, noch die
„Ehrerbietung gegen den Heiligen Stuhl anführen: ich
„weiß, was ich beyden schuldig bin; der einen als Aller-
„christlichster König, und wegen der Ehre des Nah-
„mens, den ich führe; dem andern aber, als der erste
„Sohn der Kirche. Diejenigen, welche glauben, daß
„sie mit dem Papste gut stehen, betrügen sich: ich ste-
„he besser mit ihm als sie. Wenn ich es unternehmen
„will, so werde ich euch alle zu Kezern erklären lassen,
„weil ihr mir nicht gehorcht. — — Die Prediger
„tragen solche Lehren vor, welche die Empörung mehr
„unterhalten als zerstören; darüber aber wird kein Wort
„gesagt. Diese Vergehungen, welche mich betreffen,
„werden nicht getadelt. Gleichwohl werde ich das zu
„verhindern wissen, daß diese Donnerschläge kein Ge-
„witter herbeyführen, und ihre Vorhersagungen sollen
„eitel seyn. Ich will mich ihrer Mittel nicht bedienen:
„sie sind unzeitig, und würden das Uebel nur verschlim-
„mern. Ich bitte euch, laßt mich nichts weiter von
„dieser Sache hören: es geschehe solches heute zum lez-
„ten-

„tenmale; thut es, ich empfele es euch, und bitte euch „darum.“

So viele Mühe kostete es dem besten Könige, ein Gesez in seinem Reiche einzuführen, welches sich auf die rechtmäßige Gewissensfreyheit seiner Unterthanen gründete, zwischen beyden Religionen Frieden stiftete, und den bürgerlichen Kriegen, welche unter dem Vorwande der Religion fast vierzig Jahre gedauert hatten, auf immer vorbeugte. Kein Zweifel, daß er Franckreich dadurch eine Wohlthat erwiesen habe; aber was that sein Enckel, indem er es aufhob?

Nun erst, nachdem Heinrich sein Königreich beruhigt hatte, konnte er kräftig darauf bedacht seyn, Ordnung und Wohlstand in demselben wieder herzustellen. Alles war in denselben verwildert: die öffentliche Sicherheit, der Ackerbau, die Handlung, die Austheilung der Gerechtigkeit, die Hebung der Auflagen, und inderheit die Vorrechte des Soldatenstandes, welche in unerträgliche Frechheit und Gewaltthätigkeiten ausgeartet waren. Er schaffte daher die überflüßigen Kriegsvölcker ab; nöthigte die Soldaten, welche ihrer Dienste entlassen waren, diejenigen Ländereyen, welche ungebauet lagen, fruchtbar zu machen; verbot jedermann, Schießgewehr zu führen; verstattete den großen Kriegsbedienten keine Leibwachen mehr; und reinigte die Straßen von Räubern. Er erließ den Landleuten eine große Summe rückständiger Steuern, welche sie nicht im Stande waren zu bezahlen. Die Französischen Bauern erinnern sich noch der gemeinen aber gütigen Worte, die er von ihnen gebrauchte: er wollte, daß sie alle Sonntage eine Henne im Topfe haben möchten. Viele fälschlich genannte Edelleute hatten sich während des Kriegs von den Abgaben loßgemacht:

diese bestätigte er nicht etwan jezt für Geld in ihrer angemaaßten Freyheit; sondern ließ sie die schuldigen Steuern nachbezahlen.

Er hätte sehr gewünscht, seinen tapfern Adel, der in seinen Diensten so vielen Aufwand gemacht hatte, sogleich belohnen zu können; allein es fehlte ihm an Gelde: und außerdem war derselbe seit den Zeiten des vorigen Königs so sehr zur Verschwendung geneigt, daß es nicht leicht war, ihn zu sättigen. Heinrich gab also den Edelleuten zu erkennen, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn sie mit Verlassung der kostbaren Lebensart bey Hofe, sich auf ihre Güter begäben, und das Feld bestellen liessen. Er selbst war in seinem Anzuge und in allen Arten der Ausgaben, ein Muster der guten Wirthschaft, welche damals ihm und dem ganzen Königreiche so nöthig war. Er trug ordentlich einen grauen Rock mit einer Weste von Atlas oder von Taffet, ohne weitere Ausschmückung, und er lachte über diejenigen, welche, wie er sagte, ihre Mühlen und Wälder auf ihrem Rücken trügen.

Den Zustand seines Reichs, und die dienlichsten Mittel denselben zu verbessern, suchte er sowohl mit eigenen Augen, als durch Hülfe einiger geschickter Staatsräthe, einzusehen. Mit diesen unterredete er sich häuffig; aber oft nur mit einem von ihnen besonders, damit sie ihm ihre Meinung desto freyer entdecken möchten, und weil er auch nicht immer sein Vorhaben allen eröffnen wollte. Rosny, welcher das Rentwesen besorgte, brachte es schon damals in eine vortreffliche Ordnung. Er hatte bereits in den geheimsten Angelegenheiten des Königs, sein völliges Vertrauen erlangt: dieser gestand ihm seine Entwürfe, seine Schwachheiten selbst, und nahm von ihm alle Erinnerungen gütig auf.

auf. Heinrich war im Grunde sein eigener Rathgeber: er unterließ dabey nicht, die Vorschläge seiner Staatsbedienten, sonderlich des Villeroy und Sillery, zu nützen; aber mit Rosny untersuchte und entschied er die schwersten oder geheimsten Geschäfte. Dieses war die weise Mittelstraße zwischen Fürsten, die keinen Rath als von sich selbst annehmen; und zwischen solchen, welche denjenigen, der ihnen ertheilt wird, nicht zu beurtheilen wissen, oder aus Trägheit die ganze Staatsverwaltung andern überlassen.

Die catholische Geistlichkeit verlangte auch nunmehr von dem Könige, daß er die Mißbräuche, welche sich bisher in die Kirche eingeschlichen hätten, abstellen möchte. Heinrich, welcher wohl merckte, daß sie seinen Eifer für die Religion noch vor verdächtig hielte, und hingegen den ihrigen desto mehr zur Schau tragen wollte, versprach ihr zwar, diese Bitte zu erfüllen; allein er sezte hinzu: „Ihr müßt durch eure gute Beyspiele dasjenige wieder ersezen, was die bösen Exempel „verdorben haben; eure Wachsamkeit muß dasjenige „wieder erlangen, was die Schläfrigkeit verloren hat. „Ihr habt mich an meine Pflicht erinnert; ich erinnere „euch an die eurige; wir wollen beyde Gutes thun. „Geht ihr den einen Weg, und ich den andern: wenn „wir uns einander begegnen, so werden wir bald fertig „seyn. Meine Vorgänger haben euch mit vielen schönen Worten abgespeist; ich aber, mit meiner grauen „Jacke, will euch die That selbst zeigen. Ich bin von „außen grau; aber ganz golden von innen.“ Er versprach nichts, was er nicht würcklich geleistet hätte, und die Geistlichkeit konnte sich zugleich bey dieser Rede an ihr Betragen zu den Zeiten der Ligue erinnern.

Unterdessen hatte Heinrich bey dem Papste angehalten, ihn von seiner Gemahlinn zu scheiden. Diese Heyrath war, wie man oben gesehen hat, ohne beyderseitige Neigung, zwischen Personen von einer verschiedenen Religion, durch Zwang, und unter sehr unglücklichen Vorbedeutungen, geschlossen worden. Margaretha von Valois hatte viele Gaben des Geistes, und war überhaupt liebenswürdig; allein sie wollte es in den Augen von mehrern seyn, und ihre freye Aufführung verdunckelte ihren vorigen Ruhm. Heinrich lebte von dieser seiner Gemahlinn entfernt: ja eben diese Umstände hatten ihn desto genauer mit seiner Geliebten, der Herzoginn von Beaufort, verbunden. Er hatte würcklich den Vorsaz gefaßt, sie nach seiner Ehescheidung zu heyrathen. Rosny machte ihm zwar darüber sehr nachdrückliche Vorstellungen; allein seine ungemeine Liebe zu ihr würde endlich doch gesiegt haben. Sie hatte auch den Kanzler Sillery gewonnen, ihr darinne beyzustehen. Dieser Entschluß des Königs war es allein, der seine Gemahlinn zurück hielt, in die Ehescheidung zu willigen. Allein die Herzoginn starb im Jahr 1599. und darauf waren beyde Eheleute bald getrennt.

Heinrich forderte schon seit einiger Zeit von dem Herzoge von Savoyen, daß er das Marquisat von Saluzzo, welches er während der lezten Kriege Franckreich entrissen hatte, zurückgeben sollte. Der Herzog war stets ein Anhänger der Spanier, und Feind des Königs gewesen: da er aber dem Verlangen desselben durch eine offenbare Weigerung nicht mehr ausweichen konnte, entschloß er sich selbst nach Franckreich zu kommen. Er hoffte entweder den König durch Höflichkeit, oder seine vornehmsten Räthe und Hofleute durch Geschencke zu gewinnen, daß ihm das Marquisat gelassen

würde.

würde. Er langte gegen das Ende des Jahrs 1599. bey dem Könige an; allein er betrog sich in seiner Erwartung. Heinrich blieb standhaft bey seinem Begehren, weil solches der Ehre seiner Krone anständig war, und er sah deutlich genug, daß er zum Vortheil des Herzogs würde hintergangen werden, wenn er diese Angelegenheit lediglich seinen Staatsbedienten und Feldherren überließe, unter welchen sich der Herzog würcklich eine Parthey machte. Dieser war daher genöthigt, zu versprechen, daß er in drey Monathen entweder das Marquisat zurückgeben; oder dafür die Landschaft Breße und einige andere Ländereyen an Franckreich abtreten wollte.

Von dieser Unterhandlung gieng der König zu der berühmten Unterredung über, welche im Jahr 1600. zu Fontainebleau, zwischen Dúplessis-Mornay, einem sehr gelehrten, tapfern und Staatsklugen Reformirten Edelmann, und dem Bischof von Evreux, Dú Perron, gehalten wurde. Mornay hatte ein Buch wider die Messe der Römischen Kirche geschrieben; Dú Perron aber und andere Römischcatholische behaupteten, daß in demselben eine Menge Stellen der alten Kirchenlehrer fälschlich angeführt wären. Auf Verlangen beyder Theile, ließ der König in seiner Gegenwart durch Commißarien von beyderley Religion eine Anzahl dieser Stellen untersuchen: und diese thaten über achte den Ausspruch, daß sie Mornay nicht richtig genug beygebracht habe. Der König schien viel Vergnügen über diesen kleinen Vortheil, den die Römischcatholischen Theologen erlangt hatten, zu empfinden: er mußte sich wenigstens das Ansehen eines solchen Gefühls geben; diese aber stimmten ausschweifende Triumphlieder über ein Versehen an, zu welchem man in den meisten polemischen Schriften, wo viele Citationen wider die Gegenparthey zusammengerafft sind, zahlreiche Beyspiele finden könnte.

Bey einer andern Gelegenheit in der Folge mußte der König gewißermaaßen stillschweigend gestehen, daß es in diesen Religionsstreitigkeiten nicht sowohl auf Meinungen und Stellen der Kirchenväter, die selbst nicht völlig mit einander übereinstimmten, als auf die große historische Frage ankomme, welche kirchliche Gesellschaft von dem ersten Lehrbegriffe und von der ersten Kirchenverfaßung der Christen am weitesten abgewichen sey? Du Perron suchte die Protestanten mit den Römischcatholischen, dem Anschein nach, durch mildernde Erklärungen und gleichsam Annäherungen von beiden Seiten, zu vereinigen; und der König befohl dem D'Aubigne, der zugleich einer der kühnsten Krieger, und auch in der ältesten Religionsgeschichte gar nicht ungeübt war, sich mit dem Cardinal darüber zu unterreden. Als sie beide übereingekommen waren, daß man alles wieder auf den Fuß sezen müße, wie es in den ersten vier Jahrhunderten des Christenthums gewesen war, sagte Du Perron: „Geben Sie uns noch funfzig „Jahre über die ersten vierhundert.“ „Sehr gern,“ antwortete D'Aubigne. „Wenn Sie dieses bewilli„gen, fuhr der Cardinal fort, so werden Sie uns auch „die öffentliche Aufrichtung des Kreuzes-Zeichens ein„räumen müssen, welche in diese Zeiten fällt.“ „Aus Friedensliebe, versezte D'Aubigne, wollen wir dem Kreuze diejenige gemäßigte Ehre wieder erweisen, die es damals nur noch gehabt hat. Aber Sie auf Ihrer Seite werden es nicht so leicht wagen dürfen, das Ansehen des Papstes in eben dieselben engen Gränzen einzuschränken, innerhalb welcher es sich in den ersten vierhundert Jahren befand. Wir wollen Ihnen sogar noch zweyhundert Jahre mehr zugestehen; und doch werden Sie noch keine eigentliche Oberherrschaft des Papstes darinne finden.“ D'Aubigne erzählte dieses Gespräch dem Könige in Gegenwart seines Hofs.

„Warum

„Warum haben Sie denn, fragte ihn Heinrich, dem Cardinal nicht sogleich ohne alle Bedingungen die ersten fünftehalb hundert Jahre, und noch mehr, überlassen?“ „Deswegen, gab D'Aubigne zur Antwort, weil die Lehrer der Römischcatholischen Kirche, wenn sie außer den ersten vier Jahrhunderten noch mehr Zeit verlangen, dadurch bekennen, daß diese Jahrhunderte nicht zum Besten ihrer Sache gereichen.“ Bey diesen Worten entstand unter den anwesenden Römischcatholischen Geistlichen ein lautes Murren, und selbst einer von den Großen dieser Kirche bezeigte sein Mißvergnügen über jene Freymüthigkeit. Heinrich entfernte sich; aber die ganze Unterhandlung hatte auch, wie es zu erwarten war, gar keine Folgen.

Weit wichtiger waren die Vortheile, welche Heinrich noch im Jahr 1600. über den Herzog von Savoyen erhielt. Dieser Fürst weigerte sich, in der Hoffnung, von Spanien unterstüzt zu werden, den mit dem Könige geschlossenen Traktat zu erfüllen. Aber Heinrich eroberte noch in eben demselben Jahr so geschwind einen Theil seines Landes, daß der Herzog endlich darein willigen mußte, ihm an Statt des Marquisats Saluzzo die oben genannte Landschaft, nebst anderm Gebiete, das sich bis Lyon erstreckte, und für den König ungleich bequemer gelegen, auch einträglicher war, als jenes Marquisat, abzutreten. Die Parthey des Herzogs in dem Heere des Königs war bey diesem Feldzuge so starck, und gebrauchte solche Räncke, daß er ohne die unverbrüchliche Treue und die muthigen Anstalten des Rosny, denselben nicht würde bezwungen haben.

Indem an diesem Vergleiche gearbeitet wurde, bekam der König, fast wider seinen Willen, eine neue Gemahlinn. Bald nach dem Tode der Herzoginn von Beau-

Beaufort, war er von den Reizungen der Fräulein von Entragues dergestalt eingenommen worden, daß sie die Stelle der verstorbenen Geliebten erhielt. Sie war ihr an Schönheit und Verstand; aber nicht an Güte des Herzens gleich: voll Arglist, Eigensinn und ungestümer Hitze. Als Heinrich in sie drang, sich seinem Willen gänzlich zu ergeben, beredete sie ihn, daß sie von ihren Eltern so lange verhindert würde, solches zu thun, bis er ihr eine schriftliche Versicherung, sie zu heyrathen, gegeben hätte, deren sie sich doch niemals bedienen wollte. Heinrich sezte dieselbe würcklich auf, und zeigte sie seinem vertrauten Rosny, indem er ihn zugleich um seine Meinung darüber fragte. Statt aller Antwort, zerriß Rosny das Eheversprechen vor den Augen des Königs in Stücken. „Ich glaube, ihr seyd „närrisch," sagte der König. „Es ist wahr, antwor„tete Rosny, ich bin ein Narre, und wollte Gott, ich „wäre der einzige Narre in Franckreich!" Während daß der König die Stücken wieder auflas, that ihm Rosny noch Vorstellungen. Diese hatten zwar keine Würckung: denn Heinrich sezte gleich darauf ein anderes Eheversprechen auf; allein die Freyheit, welche sich sein Minister genommen hatte, verdroß ihn so wenig, daß er ihn einige Tage darauf zu seinem obersten Feldzeugmeister machte.

Eben dieses neue Liebesverständniß aber, bewog diesen und andere Staatsbedienten des Königs, ihn auf das lebhafteste zu einer neuen Vermählung zu ermahnen. Das Parlement zu Paris und die Großen des Reichs baten ihn ebenfals, daran zu dencken, damit nicht Unruhen nach seinem Tode entstünden, wenn er keinen Prinzen hinterließe. Heinrich gab endlich diesem Anhalten, halb gezwungen, nur aus Liebe zu seinem Königreiche, nach. Unter allen Prinzeßinnen, mit welchen er sich ver-

vermählen konnte, gefiel ihm keine; gleichwohl ließ er es geschehen, daß in seinem Nahmen um die Nichte des Großherzogs von Florenz, Maria von Medicis, geworben wurde. Als ihm daher Rosny die Nachricht brachte: „Wir haben Eure Majestät eben verheyrathet,“ gerieth er in eine ziemliche Bestürzung, und tröstete sich endlich damit, daß es durchaus nothwendig gewesen sey. Er betrug sich auch gegen diese Gemahlinn sehr liebreich und gefällig; allein die Glückseeligkeit dieser Ehe hat nicht lange gewähret.

Seit dieser Zeit hatte Heinrich niemals wider auswärtige Feinde zu streiten. Die Spanier, welche zu spät dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe kamen, machten zwar im Jahr 1601. einen Anschlag auf Marseille, und der König, dem man denselben entdeckte, konnte einige hundert derselben in ihren Untergang locken; er vermied aber alle Gelegenheit zu einem neuen Kriege. Dieser schien noch mehr wegen einer Beschimpfung, die dem Abgesandten des Königs zu Madrit um eben diese Zeit wiederfuhr, zu befürchten seyn; allein die Genugthuung, welche dafür geleistet wurde, befriedigte den König wiederum. Seine Freundinn und Bundsgenossinn, die Königinn von England, Elisabeth, that ihm auch damals einige Vorschläge gegen Spanien und das Haus Oesterreich; deren Ausführung jedoch bald darauf durch ihren Todt unterbrochen wurde. Die Ankunft eines Türckischen Gesandten, welcher sich um die Freundschaft des Königs bewarb; eines Venetianischen, durch welchen ihm dieser Staat unter andern seine Verschreibung für eine entlehnte ansehnliche Geldsumme zurück sandte; und endlich die Geburt eines Dauphin, waren lauter angenehme Begebenheiten dieses Jahres für den König.

Jezt insonderheit war er darauf bedacht, Ueberfluß und Reichthum aller Art in seinem Lande einzuführen, und zugleich dem schädlichen Aufwande zu steuren. Er erneuerte die alten Verordnungen wegen der Ausfuhre des Goldes und Silbers: er verbot auch auf den Kleidern Gold oder Silber zu tragen, und unterwarf sich selbst diesem Geseze, welches zu seiner Zeit wenigstens, für die Franzosen nothwendig und heilsam war. Man schickte damals aus Franckreich viel Geld zur Erkaufung seidener Waaren in fremde Länder: er ließ daher, um diese Manufactur in seinem Reiche zu errichten, viele Maulbeerbäume pflanzen, Seidenwürmer ziehen, und Leute in der Wartung derselben unterrichten. Er sezte die unmäßigen Zinsen herunter, erleichterte überall die Handlung, suchte Flüsse schiffbar zu machen, bequeme Wege anzulegen, und alles, wo es noch Mangel gab, zu beobachten. Unter seinem Schutze kamen viele Manufacturen von Spitzen, Tüchern, Leinwand und Spiegeln, zu Stande. Alles wurde arbeitsam und ordentlich. Er verschönerte und vergrößerte Paris: die neue Brücke daselbst, auf welcher man noch seine Bildsäule sieht, ist unter andern sein Werck. Er hat auch den ersten Grund zu der dortigen Königlichen Bibliotheck gelegt.

Ohngeachtet so vieler Verdienste um seine Unterthanen, blieben sie doch nicht immer in dem ihm schuldigen Gehorsam. Die Abgabe, welche er vermöge des Schlußes der Reichsstände vom Jahr 1596. von allen Eßwaaren heben ließ, fiel ihnen zu hart: daher empörten sie sich im Jahr 1602. an verschiedenen Orten gegen die Einnehmer derselben. Dieser Aufstand war desto bedencklicher, da der König zugleich von den geheimen Ränken einiger mißvergnügten Großen Nachricht bekam, welche diese Unruhen zu vergrößern suchten. Allein er stillte dieselben durch seine gütige Mäßigung und

Weisheit. Er sagte unter andern zu den Abgeordneten von Güyenne diese rührende Worte: „Die Auflagen, „welche ich erheben lasse, werden nicht dazu angewandt, „um meine Staatsbedienten und Günstlinge zu berei„chern, wie es mein Vorgänger that; sondern um die „nöthigen Ausgaben des Staats zu bestreiten. Wären „meine Kammergüter dazu hinreichend gewesen, so wür„de ich nichts aus dem Beutel meiner Unterthanen ha„ben nehmen wollen. Weil ich aber das Meinige zuerst „dazu hergebe, so ist es billig, daß sie auch von dem Ih„rigen etwas dazu beytragen. Ich habe eine heftige „Begierde, meinen Unterthanen eine Erleichterung ver„schaffen zu können: niemals hat einer meiner Vorgän„ger ihr Gebet zu Gott so sehr gewünscht als ich, damit „die Jahre meiner Regierung geseegnet werden möch„ten. Die unruhige Bekümmerniß, in welche man euch „sezen will, als wenn ich Festungen in euren Städten „anlegen wollte, sind falsch und aufrührisch: ich verlange „keine andere Festungen, als in den Herzen meiner Un„terthanen." Bald darauf hob der König die gedachte Steuer gänzlich auf, weil er erfuhr, daß die Unterthanen bey Gelegenheit derselben sehr gedrückt würden.

Die Verschwörung des Marschalls von Biron, welche dem Könige zu eben dieser Zeit entdeckt wurde, hätte ein viel größeres Unglück stiften können, als diese Empörungen. Biron hatte, sowohl als sein Vater, dem Könige ungemeine Dienste im Kriege geleistet. Allein er glaubte, daß dieselben nicht genugsam belohnt wären, zumal da er an dem Staatsrathe keinen Antheil hatte; sprach stets von seinen Thaten, und beklagte sich, daß der König seiner vergesse, seitdem er seines Degens nicht mehr benöthigt sey. Heinrich, dem diese Reden hinterbracht wurden, sagte, man müsse ihm sein Murren verzeihen, weil er doch immer bereit sey, selbst für die-

jenigen, über welche er sich beklagte, zu Pferde zu steigen, und sich aller Gefahr auszusezen. Das erste Verständniß, in welches Biron mit dem Herzoge von Savoyen und mit den Spaniern getreten war, reuete ihn: er eröffnete es dem Könige, und bat ihn um Vergebung. Heinrich ertheilte sie ihm so aufrichtig, daß er ihn zu ansehnlichen Gesandtschaften gebrauchte. Doch kurz darauf ließ er sich von neuem mit jenen Feinden des Staats in Unterhandlung ein, und suchte sich durch Spaniens Hülfe zum Herrn des Herzogthums Burgund zu machen. Ein vertrauter Edelmann, der den Marschall in diese Anschläge stürzte, verrieth sie auch dem Könige. Dieser verlangte, daß Biron seine Verbindungen mit den Feinden gestehen möchte, und versprach ihm Gnade dafür; aber Biron, welcher nicht glaubte, daß der König seine neuen Unternehmungen wisse, berief sich sehr trozig auf seine Unschuld. Vergebens drang der König viermal nach einander in ihn, dasjenige zu bekennen, wovon Beweise genug vorhanden wären, die ihn ins Verderben bringen könnten; da er hingegen durch ein freywilliges Geständniß eine vollkommene Verzeihung erlangen würde. Auch Rosny suchte umsonst ihn zum Bekenntnisse zu bringen. Endlich wurde der König durch seine Halsstarrigkeit entrüstet, und überließ ihn der Schärfe der Geseze. Biron wurde im Jahr 1602. enthauptet.

Auch viele von denen, welche die Gerechtigkeit dieser Bestrafung erkannten, wunderten sich doch, daß Heinrich, welcher unzähligen seiner weit ärgern Feinde eine völlige Verzeihung geschenckt hatte, sich gegen den Marschall von Biron, der sein Leben für ihn so oft gewagt hatte, unerbittlich bezeigte. Allein die unbezwingliche Hartnäckigkeit dieses Feldherrn, welcher zu der königlichen Gnade seine Zuflucht durchaus nicht nehmen wollte, ohnge-

ohngeachtet sie ihm so lange angeboten wurde; noch mehr aber die Nothwendigkeit, durch die Strafe eines so ansehnlichen Mannes die übrigen Großen des Reichs, welche noch immer zu heimlichen Räncken und Verschwörungen geneigt waren, in Furcht zu jagen: beides macht diese Strenge untadelhaft. Dazu kam auch die Gefahr, welche sich dabey zeigte, den Marschall unter diesen Umständen wieder frey zu lassen. Hart war es jedoch einigermaaßen, daß ihm kein Sachwalter zu seiner Vertheidigung zugestanden wurde. Der Marschall von **Bouillon**, welcher an **Birons** Unternehmen einen Antheil gehabt hatte, wollte sich nicht vor dem Könige stellen; sondern flüchtete sich nach Deutschland. Der dritte Verschworne, der Graf von Auvergne, ward durch seine Schwester, die Geliebte des Königs, und durch sein Versprechen gerettet, dem Könige künftig die geheimsten Entschließungen des spanischen Staatsrathes zu offenbaren: worinne aber Heinrich von ihm hintergangen wurde.

In eben diesem Jahre erneuerte der König mit den Gesandten der Schweitzer das alte Bündniß mit diesem Freystaate. Die Stadt Paris, welche diese zahlreiche Gesandtschaft frey unterhalten mußte, wollte zu Bestreitung ihrer Unkosten, eine Auflage auf die öffentlichen Brunnen einführen; allein der König sagte zu einem Abgeordneten derselben: „Denckt auf ein anderes „Mittel; es gebührt nur unserm Heylande, Wasser in „Wein zu verwandeln.“ Er gab um eben dieselbe Zeit eine für den Adel seines Reichs sehr wichtige und nothwendige Verordnung. Die Wuth der Zweykämpfe hatte sich desselben dergestalt bemächtigt, daß fast alle Jahre ein paar hundert Edelleute durch dieselben ihr Leben verlohren. Heinrich verbot daher die Zweykämpfe bey Strafe des Todes und Einziehung der Güter, und

befohl sogar, daß auch denjenigen, welche darinne würden umgekommen seyn, der Proceß gemacht werden sollte. Allein dieses Gesez wurde wenig beobachtet. Er selbst ließ denen, welche es übertraten, zumal wenn sie sich in seinem Dienste tapfer bezeigt hatten, leicht Gnade wiederfahren: daher wurden die Zweykämpfe, bey welchen ein falscher Begriff von Ehre, Verachtung der Geseze, und der Landesobrigkeit, zum Grunde liegen, bald wiederum so gemein, als sie gewesen waren.

Es würde überflüßig seyn, jede von Heinrichs Handlungen, durch welche er das Beste seines Reichs, oder sein Ansehen außer demselben beförderte, anzuführen, weil verschiedene derselben, welche die Verfaßung von Franckreich angehen, für Ausländer zu unbeträchtlich sind. Er gab unter andern einen Friedensmittler zwischen dem Herzoge von Savoyen und den Genfern ab, deren Stadt dieser Fürst gegen das Ende des Jahrs 1602. zu überrumpeln gesucht hatte. Allein der Verlust, welchen Heinrich im folgenden Jahre durch den Todt der Königinn von England Elisabeth erlitt, ist merckwürdiger als viele andere Vorfälle. Diese große Fürstinn, welche den wahren Grund zu Englands Hoheit in den neuern Zeiten gelegt hat, erkaltete zwar etwas in ihrer alten Freundschaft gegen den König, da er die Reformirte Kirche verließ; aber in der Folge gab sie ihm ihre Hochachtung und ihr Vertrauen gänzlich wieder. Er sagte von ihr eines Tages: „Es giebt „drey Dinge, welche die Welt nicht glauben will, und „welche doch sehr wahr und gewiß sind: daß die Königinn Elisabeth als eine Jungfrau gestorben ist; daß „der Erzherzog Albrecht ein großer Feldherr, und der „König von Franckreich ein sehr guter Catholik ist." Heinrich wußte aber auch am besten, warum die Welt diese Dinge nicht glauben wollte. Nach dem Tode die-

ser

ser Königinn wünschte er, ihren schwachen Nachfolger, Jacob den Ersten, bey ähnlichen Gesinnungen gegen Franckreich zu erhalten: denn es war damals nur England, welches sich nebst ihm der Macht und dem Ehrgeize des Spanischen und Oesterreichischen Hauses widersezen, zugleich auch den neuentstehenden Freystaat der vereinigten Niederländer gegen dasselbe beschützen konnte. Er schickte also den Baron von Rosny an den neuen König, welcher auch mit demselben in Heinrichs Nahmen ein neues Bündniß errichtete. Zum Unglück halfen Jacobs Bündniße niemanden viel: die Bücher, welche er schrieb, waren gründlicher, und hatten mehr Folgen, als seine Staats-Unterhandlungen.

In eben diesem Jahre 1603. ließ sich der König erbitten, die Jesuiten in Franckreich wieder aufzunehmen. „Ich gönne den Jesuiten nichts Böses, sagte er zu ihren Abgeordneten: das Böse, welches ich irgend einem „lebendigen Menschen gönne, mag mir selbst wiederfahren. Mein Parlement hat etwas gegen euch vorgenommen; allein nicht, ohne es wohl überlegt zu haben.“ Nachdem er ihnen auf diese Art Hoffnung gemacht hatte, wollte er zuvörderst die Meinungen seiner Räthe über die Wiederherstellung dieses Ordens vernehmen. Sie waren getheilt, und diejenigen, welche dieselbe widerriethen, erinnerten den König, daß die Jesuiten wegen solcher Grundsäze, die der Sicherheit seiner Person gefährlich sind, verbannt worden wären. Aber Heinrich suchte auch bey dieser Gelegenheit, Leute, welche sich sehr feindseelig gegen ihn erwiesen hatten, durch großmüthige Güte zu seinen Freunden zu machen. Nächstdem verachtete er auch die Nachstellungen, und hielt es vor ein großes Unglück, das für Tyrannen gehörte, in beständiger Furcht zu leben. Ueberdieß war ihre Zurückberufung eine von den Bedingungen seines

Vergleichs mit dem Papste gewesen. Das Parlement zu Paris that ihm die nachdrücklichsten Vorstellungen gegen die Jesuiten, welche er alle beantwortete. Er nahm sogar den Jesuiten Cotton, einen angenehmen und leutseeligen Mann, der für seine Zeiten gut predigte; aber zugleich verschmizt und falsch war, zu seinem Hofprediger und Beichtvater an.

Als diese Angelegenheit im Jahr 1604. geendigt war, starb die Schwester des Königs, Catharina, welche er vor einigen Jahren mit dem Herzog von Bar vermählt hatte. Nichts hatte sie bewegen können, der Reformirten Religion zu entsagen: und die üble Begegnung, welche sie deswegen von ihrem abergläubisch eifrigen Gemahl ausstand, beförderte ihren Todt. Heinrich empfand über denselben den lebhaftesten Schmerz. Der Päpstliche Nuncius unterstand sich allein, ihm bey dieser Gelegenheit noch mehr Verdruß zu erregen: er wollte die Trauer für diese Prinzeßinn nicht anlegen, weil er, wie er sagte, mehr den Verlust ihrer Seele beweinen müßte, als andere den Verlust ihres Körpers beweinten. Da er sich endlich zu diesem Zeichen der Achtung bequemt hatte, weil ihm der König melden ließ, er möchte sich ohne dasselbe vor ihm nicht sehen lassen: fieng er gleichwohl an, demselben, an Statt sein Beyleid zu bezeigen, scheinheilig zu versichern, wie sehr es der Papst bedaure, daß die Seele dieser Prinzeßinn verloren gegangen sey. Allein Heinrich zeigte ihm, daß er des Päpstlichen Mitleidens gar nicht bedürfe. „Wenn man von Gott würdiglich dencken will, sagte „er zu dem Nuncius, so muß man glauben, daß noch „die lezten Augenblicke eines sterbenden Sünders ihn „der göttlichen Gnade theilhaftig machen können. Ich „zweifle wenigstens an der Seeligkeit meiner Schwester „nicht.“ Für einen Römischcatholischen Layen war dieses sehr dreist gesprochen.

Aber

Aber ein Mißvergnügen von weit schlimmern Folgen erhob sich zu dieser Zeit in der Familie des Königs: und die erste Schuld davon war ihm selbst beyzumessen. Seine neue Vermählung konnte die Liebe, welche er gegen die Fräulein von Entragues gefaßt hatte, nicht unterdrücken. Er machte sie zur Marquisinn von Verneuil, lebte mit ihr in der vorigen Vertraulichkeit fort, und erbitterte dadurch seine Gemahlinn aufs äußerste. Diese Vermählung war zwar nicht auf Neigung gebauet worden; aber die Pflicht hätte dieselbe ergänzen sollen. Heinrich fand bey seiner Geliebten alle Reizungen, welche der Königinn fehlten. Ob er gleich von ihrem stürmischen Sinne zuweilen viel auszustehen hatte, und das üble Verständniß, in welches sie ihn mit seiner Gemahlinn versezte, traurig fühlte; so waren doch einige Blicke oder Worte von ihr hinlänglich, ihm alles aus den Gedancken zu vertreiben. Die heftige Liebe verstärckt sich niemals gewisser, als wenn sie leidet, und findet an ihrem Gegenstande alles verzeihlich, alles bis zu einer süßen Unterwerfung erträglich. Die Marquisinn trauete so sehr auf ihre Herrschaft über den König, daß sie gegen seine Gemahlinn öffentlich Spottreden ausstieß. Diese hingegen suchte den König nicht durch Sanftmuth und Gefälligkeit an sich zu ziehen; sondern begegnete ihm kaltsinnig, und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Heinrich bemühte sich vergebens, sich Ruhe zu verschaffen: er besaß jede andere Stärcke des Geistes; nur nicht diejenige, welche er brauchte, um seine Geliebte zu verlassen. Er kannte das böse Herz nicht, für welches er sich aufopferte. Die Marquisinn von Verneuil weigerte sich nicht nur, dem Könige seine schriftliche Eheversicherung zurückzugeben; sondern wollte auch aus Rachbegierde, einen schädlichen Gebrauch von derselben machen. Nach allerhand fehlgeschlagenen Kunstgriffen, ließ sie sich nebst ihrem Va-

ter und Bruder mit den Spaniern in eine heimliche Unterhandlung ein. Diese wurde entdeckt, und der König ließ darauf gegen diese Familie eine scharfe Untersuchung anstellen; er milderte aber die Strafe, welche sie verdient hatte, ungemein. Die Richter, welche er dabey gebraucht hatte, waren mit diesem Ausgange übel zufrieden, weil man ihn gleichsam als eine Verspottung der Geseze und ihrer bereits drohenden Schärfe ansehen konnte. Der König vergaß jezt seine Geliebte; doch kam er auch nicht zu seiner Gemahlinn zurück.

Es zeigten sich noch andere verrätherische Unternehmungen, Meutereyen, und Unruhen im Staate; allein Heinrich dämpfte sie geschwind; und sie würden auch in seiner Geschichte nicht hervorschimmern, wenn sie ausführlich erzählt werden sollten. Der Herzog von Bouillon suchte insonderheit, ob er sich gleich außer Franckreich befand, die Reformirten zum Mißtrauen, unabhängigem Bezeigen und übertriebenen Forderungen gegen den König zu bewegen; allein Rosny, welchen der König zu ihrer Versammlung im Jahr 1605. sandte, erhielt daselbst das Ansehen des Königs, ohne seinen Glaubensgenossen zu schaden. In diesem Jahre führte auch der König die sogenannte Paulette ein, wie sie von einem gewissen Paulet, dem ersten Pachter dieser Abgabe, genannt worden ist, das heißt, die jährliche Erlegung des sechszigsten Pfennigs von dem Werthe der obrigkeitlichen Aemter, kraft welcher sie den Erben derer verbleiben sollten, welche damit bekleidet waren. Durch diese Anstalt, welche zuvörderst ein Hülfsmittel Geld zu erlangen war, sind die obrigkeitlichen Bedienungen in Franckreich erblich geworden, nachdem sie bereits käuflich gewesen waren. Rosny, welcher dieselbe vorgeschlagen

gen hatte, wurde deswegen nicht ohne Grund getadelt. Zwar hatte er die unermeßlichen Geldbedürfniße seines Herrn vor sich, die er schleunigst befriedigen mußte. Er stellte auch vor, daß die meisten Würden und Aemter keine Wohlthat des Königs mehr wären; sondern durch allerhand Räncke bloß ein Raub des Geizes und der Ehrsucht würden. Allein es ist doch immer ein noch größeres und allgemeineres Uebel aus dieser Veränderung erwachsen. Nicht Geschicklichkeit und Tugend, sondern bloß das Geld können seitdem einen Anspruch an alle wichtige Bedienungen in Franckreich machen; und ihr Preiß ist zugleich zum Schaden der Familien bis auf ungeheure Summen erhöhet worden. Unterdeßen muß man doch gestehen, daß es auch seitdem in den ansehnlichsten obrigkeitlichen Aemtern von Franckreich, dergleichen vorzüglich die Stellen in den Parlements sind, niemals an Männern gefehlt habe, welche sich durch Einsichten, Rechtschaffenheit, Vaterlands- und Gerechtigkeitsliebe, durch Beredsamkeit, und andere Gaben, sehr hervorthaten. Ob sie gleich ihre Bedienungen kauften, oder erbten; so war doch, wenn auch alle andere Triebfedern ruhten, eine edle Ruhmbegierde starck genug, um daran zu arbeiten, daß sie derselben auch würdig gehalten werden möchten.

Der Herzog von Bouillon war jezt noch der einzige Große in Franckreich, der sich dem Könige nicht völlig unterwerfen wollte. Er hätte gerne das Haupt der Reformirten abgegeben, und suchte auch die Protestantischen Deutschen Fürsten seinen Absichten geneigt zu machen. Heinrich nahm ihm sein kleines Land bis auf Sedan weg; allein er verließ sich so sehr auf die Stärcke dieser Festung, daß er alle Bedingungen zum Vergleiche ausschlug. Daher entschloß sich der König

König im Jahr 1606. ihn mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Viele Hofleute widerriethen ihm solches aus besondern Absichten: sie stellten dieses Unternehmen wegen der übrigen Protestanten bedencklich, und so schwer vor, daß Sedan nach ihrer Meinung eine Belagerung von drey Jahren erforderte. In solchen Fällen ist es für einen Fürsten ungemein wichtig, in seinen Entschliessungen standhaft zu seyn, und einen treuen Rathgeber zu besizen. Rosny, welchen der König damals zum Herzoge von Sully machte, bestärckte ihn fast allein in seinem Vorsaze. Sobald auch der König mit seinem Heere gegen Sedan anrückte, that ihm Bouillon selbst Vorschläge, übergab ihm seine Festung, und erlangte bey ihm völlig Gnade. Heinrich begegnete ihm seitdem, nach seiner Gewohnheit, mit einer Güte und Vertraulichkeit, bey welcher alles vorige schlimme Bezeigen vergessen war: er gab ihm sogar kurz darauf Sedan wieder, weil er wußte, daß er sich dieses Plazes nun nicht weiter übel bedienen würde.

Einen noch größern Ruhm erwarb sich Heinrich im Jahr 1607. durch die Beylegung der heftigen Streitigkeit, welche damals zwischen der Republik Venedig und dem Papste Paul dem Fünften ausgebrochen war. Die Venetianer hatten angefangen, die Verbrecher unter ihren Geistlichen eben sowohl als andere ihrer Unterthanen, zu bestrafen: und sie hatten auch Verordnungen gegeben, um den noch stärckern Anwachs der ohnedem unermeßlichen Güter des geistlichen Standes zu hemmen. Dieses sah der Papst, wie es die seltsamen Ansprüche seines Hofes mit sich brachten, vor einen Eingriff in seine Rechte an. Die Republik hingegen behauptete die ihrigen, und wurde deswegen von ihm mit dem Interdikte,

das

das heißt, mit dem Verbote, belegt, daß in ihren Ländern kein Gottesdienst gehalten werden sollte. Allein der Senat zu Venedig wußte es wohl zu verhindern, daß dieses alte Päpstliche Mittel, die Staaten zum Willen des Römischen Stuhls zu nöthigen, nicht ausgeführt werden durfte. Beyde Theile kamen in der Erbitterung gegen einander so weit, daß ein Krieg zwischen ihnen unvermeidlich zu seyn schien: und Spanien, welches gewünscht hätte, daß sie sich durch einander aufreiben möchten, suchte denselben zu befördern. Heinrich hingegen, ob er gleich aus Höflichkeit, und um vor einen eifrigen Verehrer des Papstes gehalten zu werden, demselben seinen Beystand antrug, bot doch weit nachdrücklicher seine Vermittelung an. Man nahm sie von beyden Seiten mit Vergnügen an. Der Cardinal von Joyeuse, welchen er in dieser Absicht nach Rom und Venedig sandte, brachte in seinem Nahmen den Vergleich zwischen beyden glücklich zu Stande.

Heinrich sah ohne Zweifel diesen Gebrauch von seinem Ansehen in Europa, die Uneinigkeiten anderer Staaten zu vermitteln, vor den edelsten an, den ein Fürst machen kann, weil er gleich im folgenden Jahre 1608. an einer neuen Unterhandlung von dieser Art arbeiten ließ, und sie eben so erwünscht vollendete. Die Vereinigten Provinzen der Niederlande, welche seit vierzig Jahren mit den Spaniern, ihren ehemaligen Oberherren, Krieg führten, waren Heinrichs alte Bundsgenossen. Durch den Frieden zu Vervins, welchen er mit den Spaniern schloß, hatte er sie gewissermaaßen verlassen, indem er damals versprach, ihnen nicht weiter beyzustehen. Allein er leistete ihnen doch immerfort Hülfe an Gelde, und ließ eine Menge freywilliger Französischer Edelleute und Soldaten bey

ihnen

ihnen Kriegsdienste thun. Die Spanier durften dieses auch nicht vor einen würcklichen Friedensbruch ausgeben, weil sie seit dem gedachten Frieden niemals aufgehöret hatten, Verschwörungen und andere verrätherische Räncke, in seinem Reiche wider ihn zu unterhalten. Endlich fiel ihm der lange Beystand, den er den Vereinigten Provinzen leistete, beschwerlich: und da sie sowohl als die Spanier, sich durch den Krieg sehr erschöpft hatten, auch beyde bereits einig geworden waren, einen Waffen-Stillstand zu schließen, so nahm er sich vor, den würcklichen Frieden zwischen ihnen zu vermitteln. Er schickte daher den Präsidenten Jeannin, den größten Staats-Unterhändler seiner Zeit, nach dem Haag, um daran zu arbeiten. Dieser fand zwar ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden, weil die Spanier mit den Vereinigten Niederländern fast wie mit ihren Unterthanen umgehen wollten; der Prinz Moriz von Oranien aus besondern Absichten die Fortsezung des Kriegs wünschte; und die Holländer zum Theil selbst die Friedens-Bedingungen in der Hoffnung ausschlugen, daß den übrigen Europäischen Fürsten immer viel daran gelegen seyn würde, sie gegen Spanien zu beschützen. Allein Heinrichs standhafte Erklärungen und die Geschicklichkeit seines Gesandten, brachten endlich den zwölfjährigen Stillstand hervor, welcher im Jahr 1609. zwischen beyden Kriegführenden Partheyen geschlossen wurde. Dadurch wurde der wahre Grund zu der unabhängigen Hoheit der Vereinigten Niederländer gelegt: und dieser entstehende Staat war also Heinrichen nicht weniger schuldig, als der Königinn Elisabeth, und seinem bisherigen Muthe. Der König gieng auch ein neues Bündniß mit demselben ein, welches auf ihre beyderseitige Vertheidigung gerichtet war. Man sah ihn zu dieser Zeit mit Recht als den Beschü-

zer

tzer der Ruhe von Europa an, nachdem er sie durch so viele Gefahren und Arbeiten in seinem eigenen Reiche wieder hergestellt hatte. Unterdessen darf auch dieses nicht verschwiegen werden, daß Heinrich anfänglich einige Versuche gethan habe, die Oberherrschaft über die Vereinigten Niederländer, welche sie dem Französischen Hofe ehemals angetragen hatten, auf irgend eine Art zu behaupten; daß er aber bey der zugenommenen Macht dieses Staats, jezt nicht mehr so günstige Gesinnungen daselbst gefunden habe.

Während daß diese Friedens-Unterhandlungen ihren Anfang genommen hatten, war **Don Pedro von Toledo**, Grand von Spanien, und Connetable von Castilien, ein Anverwandter der Königinn von Franckreich, als Spanischer Abgesandter zu dem Könige gekommen. Er war ein sehr wiziger und artiger Herr; sobald es aber auf die Würde seiner Nation, und auf die Ehre seines Königs ankam, erschien der wahrhafte Spanier. Der König, mit welchem er zuweilen sehr lebhafte Unterredungen hielt, blieb ihm niemals eine Antwort schuldig, und gab ihm genugsam zu erkennen, er wisse wohl, daß Spanien, ohngeachtet der Prahlereyen seines Gesandten, des Friedens noch mehr benöthigt sey, als die Holländer. Bey dem ersten Gehör stellte **Don Pedro**, mit seinem Rosenkranze in der Hand, dem Könige vor, wie viel allen catholischen Fürsten daran gelegen sey, daß die Ketzer ausgerottet oder bekehrt würden: er zählte zugleich die großen Kriege her, welche Spanien in dieser Absicht geführt hätte; und darauf sezte er hinzu, der catholische König wünschte, sich mit ihm durch Vermählungen ihrer Kinder genauer zu verbinden, wenn er von seinem Bündnisse mit den Vereinigten Niederländern abstehen wollte. „Meine Kinder, ant-

„wortete Heinrich, sind von so guter Herkunft, daß
„es ihnen an anständigen Heyrathen nicht fehlen kann.
„Ich verlange keine gezwungene und bedingte Freund-
„schaften: ich will auch meine Freunde nicht verlassen,
„und diejenigen, welche es nicht seyn wollen, dürften
„es bereuen, daß sie meine Feinde sind.“ Der Ge-
sandte erhob hierauf Spaniens Macht und Größe in
prächtigen Ausdrücken; allein der König sagte, Spa-
nien wäre der Säule ähnlich, welche Nebucadnezar
gesehen hätte: denn es sey, wie diese, aus verschiede-
nen Metallen zusammen gesezt, und habe Füsse von
Thon. Und als Don Pedro über diese spöttische
Vergleichung in Vorwürfe und Drohungen ausbrach,
antwortete ihm Heinrich: „Wenn der König von
„Spanien in seinen widerrechtlichen Unternehmungen
„fortfährt, so werde ich alles bis in das Escurial ins
„Feuer sezen; und man wird mich, wenn ich mich
„einmal zu Pferde seze, bald zu Madrit sehen.“
Der König Franz, gab der Spanier zur Antwort,
ist wohl da gewesen. (Eine spöttische Anspielung auf
die Gefangenschaft dieses französischen Königs in
Spanien.) „Eben deswegen, versezte der König,
„will ich hingehen, um das Unrecht zu rächen, das
„man ihm, Franckreich und mir angethan hat.“
Nach einigen andern etwas heftigen Reden, sprach
der König in einem gelindern Tone: „Mein Herr
„Abgesandter, Sie sind ein Spanier, und ich bin
„ein Gasconier; wir wollen uns nicht weiter er-
„hitzen.“

Zu einer andern Zeit zeigte ihm der König die
Gebäude, welche er zu Fontainebleau angelegt
hatte, und fragte ihn, wie ihm dieselben gefielen?
Der Gesandte, welcher nur zwo kleine Capellen
daselbst sah, gab zur Antwort, es käme ihm vor,
daß

daß Gott hier eine sehr enge Wohnung habe. Den König verdroß dieser Vorwurf; „Ihr Spanier, sag„te er darauf, könnt Gott nur steinerne Tempel bauen; „wir Franzosen hingegen räumen ihm nicht nur solche „Tempel, sondern auch unsere Herzen zur Wohnung „ein: und ich dencke immer, er würde nur in Steinen „wohnen, wenn er in euren Herzen wohnen sollte.“ Einige Zeit darauf führte ihn der König in seiner Gallerie im Louvre herum, und fragte ihn ebenfalls um seine Meinung davon. Das Escurial, antwortete der stolze Spanier, ist ganz etwas anders. „Ich glaube es wohl, sagte der König; aber liegt auch am Ende desselben ein Paris, wie hier an meinem Lustgange?“ Doch Heinrich züchtigte den Spanischen Uebermuth nicht bloß mit Worten, sondern auch durch die That. Man hatte in Spanien ausgestreuet, er wäre vom Podagra so übel zugerichtet, daß er nicht mehr zu Pferde sitzen könnte: und man hatte darüber von ihm an der Tafel des Königs von Spanien verächtlich gesprochen. Um dem Gesandten das Gegentheil zu zeigen, ließ er ihn eines Tags des Morgens um sechs Uhr in die erstgedachte Gallerie bestellen, um mit ihm von allerley Angelegenheiten zu reden. Der König hatte ein gutes Frühstück zu sich genommen, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn fünf Stunden lang mit so großen Schritten spatzieren, daß er endlich um Erlaubniß bitten mußte, sich nach Hause zu begeben, damit er von seiner Ermüdung im Bette ausruhen könnte. „Mein Herr Abgesandter, sagte der Kö„nig, es soll mir lieb seyn, wenn Sie den Zustand mei„ner Gesundheit nach Spanien berichten, und daß ich „vom Podagra nicht so sehr geplagt werde, daß ich „nicht, wenn es die Spanier haben wollen, noch eher „auf dem Pferde sizen sollte, als sie den Fuß in den „Steigbügel sezen würden.“

Allein so muthig auch Heinrich seinen Feinden die Spitze bot; so wenig wollte er doch ein heimliches Verständniß mit den Unterthanen des Königs von Spanien unterhalten, und zu seinem Schaden gebrauchen. Es wurde ihm dazu im Jahr 1608. eine Gelegenheit angeboten. Von den Arabern, welche den größten Theil von Spanien so lange besessen hatten, war noch beynahe eine Million in diesem Reiche übrig. Diese Mauren, wie man sie nannte, waren gezwungen worden, die Muhammedanische Religion mit der christlichen zu vertauschen; wurden aber gleichwohl mit aller ersinnlichen Härte und Verachtung gedrückt. Sie nahmen daher zu Heinrichen schon damals, als er noch König von Navarra war, und seitdem wiederum ihre Zuflucht: er versprach ihnen auch seinen Schutz, so lange er noch mit Spanien im Kriege begriffen war. Da sie sich aber von neuem an ihn wandten: lehnte er ihre Vorschläge von sich ab, weil er durch die Annehmung derselben einen Friedensbruch hätte begehen müssen. Es ist bekannt, daß Philipp der Dritte im Jahr 1610. dieses unglückliche, aber arbeitsame und treue Volck, mit vieler Grausamkeit, und zum sichtbarsten Schaden seines Reichs, aus demselben verjagt hat. Eine Menge derselben flüchtete sich nach Franckreich; allein auch daselbst wurde ihnen von dem gemeinen Volcke so feindseelig begegnet, daß sie nach Africa überschiffen mußten. Hätte Heinrich verträglichere Unterthanen gehabt: so ist es glaublich, daß er einen Theil derselben in seinem Lande würde behalten haben.

Unterdessen wurde das gute Vernehmen zwischen dem Könige und seiner Gemahlinn immer von neuem gestört. Er hatte zwar selbst Schuld daran, weil er nicht nur sein altes Liebesverständniß mit der Marqui-

sinn

sinn von Verneuil fortsezte; sondern sich auch zu neuen verführen ließ. Allein die Königinn wurde überdieß von dem Italiäner Concini, der nachher als Marschall von Ancre so berühmt geworden ist, und von seiner Frau wider den König aufgebracht: und dieser konnte sich gleichwohl aus Achtung gegen die Königinn nicht entschließen, diese beyden gefährlichen Leute, wie ihm Sülly rieth, nach Italien zurück zu schicken. Sie ließ sich von eben denselben bereden, auf eine genauere Verbindung mit Spanien zu dringen, welche doch den Absichten des Königs gerade zuwider lief. Diese Mißhelligkeit aber bekam im Jahr 1609. von einer andern Seite einen wichtigen und unerwarteten Ausschlag. Heinrich verheyrathete damals die Tochter des Connetable von Montmorency an den Prinzen von Conde. Er hatte vor ihrer Vermählung eine heftige Liebe gegen sie empfunden, und nährte dieselbe noch immer bey sich; ohne daß sie doch bisher in lasterhafte Handlungen ausgebrochen wäre. Er war auch im Anfange entschlossen, dieselbe in gewissen Schrancken zu halten; blieb aber nicht Herr genug von sich, daß sich diese Neigung nicht in heftigen Bewegungen gezeigt hätte. Darauf wußte die Spanische Parthey bey Hofe dem Prinzen von Conde einen so eifersüchtigen Verdacht beyzubringen, daß er sich mit seiner Gemahlinn aus dem Reiche begab. Die Spanier nahmen ihn zu Brüssel sehr wohl auf, und hofften sich dieses ersten Prinzen vom königlichen Geblüte bedienen zu können, um neue Unruhen in Franckreich zu stiften. Heinrich begehrte vergebens, daß sie ihm denselben ausliefern sollten: er wollte darauf die Prinzeßinn, selbst auf Verlangen ihres Vaters, entführen lassen; dieser geheime Versuch aber wurde zu zeitig entdeckt. Mit einer fast unbegreiflichen Schwazhaftigkeit erzählte der König, in dem Ue-

dermaaß seiner Freude, der Königinn selbst die sichern Maaßregeln, welche zur Entführung der Prinzeßinn in wenigen Tagen, getroffen worden waren: und sie war es eben, welche Mittel fand, noch in dieser kurzen Zeit die Nachricht davon nach Brüssel gelangen zu lassen. Die Weigerung der Spanier konnte vielleicht eine von den Ursachen des Kriegs abgeben, zu welchem sich der König damals rüstete.

Allein er machte schon vor der Flucht des Prinzen von Conde Anstalten zum Kriege: und es ist kein Zweifel, daß dieser hauptsächlich zur Entscheidung einer großen Streitigkeit, welche sich eben in Deutschland erhoben hatte, geführt werden sollte. Johann Wilhelm, Herzog von Jülich, Berg und Cleve, war im Jahr 1609. ohne männliche Erben gestorben. Verschiedene deutsche Fürsten suchten ihr Recht an seine Länder zu behaupten; der Kurfürst von Brandenburg aber, und der Pfalzgraf von Neuburg übten das ihrige sogleich aus, indem sie diese Länder in Besiz nahmen. Heinrich unterstüzte diese Fürsten: er beförderte die Protestantische Union, oder das Bündniß, welches im Februar des Jahrs 1610 zwischen ihnen und andern Protestantischen Reichsständen geschlossen wurde: und zugleich machte er sich fertig, sie durch ein ansehnliches Kriegsheer gegen das Haus Oesterreich zu vertheidigen. Er wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, das gedachte Haus, und Spanien, welches der andere Zweig desselben war, zu schwächen; insonderheit aber den Spaniern Meyland zu entreißen, welches er dem Herzoge von Savoyen bestimmt hatte.

Außer diesem Entwurfe schreibt man ihm noch einen unendlich großen zu, den er zu gleicher Zeit aus-

führen

führen wollte. Er wünschte, sagt man, die ganze Christenheit so genau zu vereinigen, daß sie nur Einen Körper ausmachen, und zusammen die christliche Republik genannt werden sollte. Er hatte sich daher entschlossen, sie in funfzehn Staaten einzutheilen, die einander, so viel es möglich wäre, an Macht und Gewalt gleich seyn, und deren Grenzen mit allgemeiner Uebereinstimmung festgesezt werden sollten. Der Päpstliche Staat, das Deutsche Reich, Franckreich, Spanien, Großbritannien, Ungarn, Böhmen, Pohlen, Dänemarck, Schweden, Savoyen oder das Lombardische Reich, Venedig, der Italiänische Staat, die Niederlande und die Schweitz, sollten diese funfzehn Staaten ausmachen, darunter verschiedene auf Kosten der Oesterreichischen und Spanischen Besizungen, errichtet oder vergrößert werden sollten. Es sollte auch nach seiner Absicht ein allgemeiner Rath gesezt werden, welcher die etwan zwischen diesen verbundenen Staaten entstehende Streitigkeiten in der Güte beylegen könnte. Wäre endlich diese Einrichtung auf einen dauerhaften Fuß gebracht: so sollten diese Staaten einmüthiglich ein großes Heer zu Wasser und zu Lande versammeln, und mit demselben das Ottomannische Reich bezwingen.

Man weiß fast nicht in unsern Zeiten, was man von diesem Entwurfe Heinrichs urtheilen soll. Verschiedene scharfsinnige Schriftsteller haben ihn vor ein Hirngespinste erkläret, das ihm niemals in den Sinn gekommen sey: so wenig sehen sie es vor möglich an, daß derselbe hätte ausgeführt werden können. Sie erinnern auch noch dabey, daß man in England, Holland, und andern mit dem Könige verbundenen Staaten, niemals eine Spur von Unterhandlungen über einen so außerordentlichen Entwurf gefunden habe.

Allein Sülly, der Vertraute des Königs, redet doch von demselben mit aller Gewißheit. Es scheinet, daß ihm Heinrich denselben in dem ganzen Umfange, in welchem er sich dencken ließ, eröffnet, seinen Bundsgenossen nur einen Theil desselben bekannt gemacht, und von ihren Gesinnungen, von dem Glücke des Kriegs, auch von andern Umständen, erwartet habe, in wie ferne er, oder doch ein Theil davon, zu Stande gebracht werden könnte.

Dem sey wie ihm wolle, so hatte er sich zu diesem Kriege dergestalt vorbereitet, daß er sich den glücklichsten Ausgang davon in kurzer Zeit versprechen konnte. Er, der größte Feldherr seiner Zeit, wollte vierzigtausend Mann der besten Kriegsvölcker, die es damals gab, nach Deutschland anführen: er war mit allem wohl versehen, und hatte unter andern sechs und dreissig Millionen Livres in Bereitschaft liegen. Viele deutsche Fürsten, der Prinz von Oranien, der Herzog von Savoyen, die Schweitzer und die Republik Venedig, waren im Begriff, sobald er sich in Bewegung würde gesezt haben, mit beträchtlichen Heeren sich für ihn zu erklären. Eine solche Macht mußte zu weit größern Absichten, als zur Entscheidung der Jülichischen Erbschaftsangelegenheit, bestimmt seyn. Heinrich wartete nur auf den Frühling des Jahrs 1610, um den Feldzug zu eröffnen. Er sezte die Königinn während seiner Abwesenheit zur Regentinn ein, und gab ihr einen Staatsrath, der doch nichts von höchster Wichtigkeit ohne sein Vorwissen ausführen sollte.

Indem der König voll Ungeduld war, Paris zu verlassen, hielt ihn seine Gemahlinn durch das Begehren auf, daß sie noch vor seiner Abreise gekrönt seyn wollte,

wollte, um in ihrer Regentschaft desto mehr Ansehen bey dem Volcke zu haben. Er entdeckte damals verschiedene Räncke, welche die Vertrauten der Königinn wider ihn vornahmen, eine spanischgesinnte Parthey an seinem Hofe, zu welcher seine Gemahlinn selbst gehörte, und andere unangenehme Aussichten. Daher willigte er ungerne in die Krönung, und empfand einige traurige Ahndungen seines bevorstehenden Unglücks. „Ach, mein Freund, sagte er zu dem Herzo„ge von Sülly, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! „Ich weiß nicht, was dieses heißt; aber das Herz sagt „mir, daß mir ein Unglück begegnen wird. Bey „Gott, rief er auf einmal aus, ich werde in dieser „Stadt sterben, ich werde niemals herauskommen. „Sie werden mich umbringen: denn ich sehe wohl, daß „sie kein anderes Mittel bey ihrer Gefahr haben, als „meinen Todt." Er ließ in der That, auf den Rath des Sülly, die Zubereitungen zu dieser Feyerlichkeit, die ihm so schröcklich war, einstellen; allein auf inständiges Verlangen der Königinn wurden sie wieder vorgenommen: und die Krönung wurde am 13. März des Jahrs 1610. vollzogen.

Wenn man Heinrichs Ahndungen aus keiner andern Ursache erklären könnte: so würden die Nachrichten, welche er damals unaufhörlich von Verschwörungen wider sein Leben erhielt, hinlänglich seyn, um sie begreiflich zu machen. Nie ist ein Fürst vor seinem gewaltsamen Tode so sehr gewarnet worden, als er. Es waren schon sehr viele meuchelmörderische Anschläge wider ihn entdeckt worden; seit einiger Zeit aber schien sich seine Gefahr zu verdoppeln: er bekam von allen Seiten deswegen Anzeigen, und man sagte ihn an vielen Orten lange vorher, ehe er das Leben verlor, mit Gewißheit todt. Er hatte die meisten Erinnerun-

gen dieser Art bisher verachtet; jezt aber rührten ihn auch die Prophezeyungen der Wahrsager. Eine Nonne hatte sogar der Königinn gerathen, sich wegen seines nahen Todes krönen zu lassen.

Am Tage nach der Krönung war er außerordentlich schwermüthig, und seine Ahndungen dauerten fort. Er versuchte Nachmittags zu schlafen; er warf sich aber voller Unruhe in dem Bette herum, und betete mehrmals. Endlich fuhr er in Begleitung einiger Großen, um seine ängstliche Gedancken zu zerstreuen, zu dem Herzoge von Sülly ins Zeughaus. Der Wagen mußte in einer engen Gasse, wegen ein paar beladener Wagen, die ihm entgegen kamen, stille halten. Da sich die Königlichen Bedienten deswegen auf die Seite begaben, trat ein Bösewicht aus Angouleme, Franz Ravaillac, auf ein Rad des Königlichen Wagens, und versezte dem Könige zween Messerstiche nach einander in die Brust, von welchen ihn der zweyte sogleich tödtete.

So oft man auch diese Begebenheit lieset; so kann man sie doch nicht ohne ein neues Entsezen betrachten. Der beste und gütigste König seiner Zeit wird mitten in seiner Hauptstadt von einem Elenden, den er niemals beleidigt hatte, ermordet, nachdem er schon viele Jahre hindurch von Meuchelmördern vergebens war verfolgt worden. Und alles dieses geschieht unter einem gesitteten Volcke, das diesem Könige allein seine ganze Ruhe und Glückseeligkeit schuldig ist. Solche Verbrechen müßten, zur Ehre der Menschlichkeit, vor unmöglich gehalten werden, wenn sie nicht würcklich ausgeübt worden wären.

Auch

Auch dagegen regt sich fast die Natur, bey der Untersuchung dieser Schandthat stehen zu bleiben; zu fragen, welcher überlegte Gedancke, oder welche unsinnige Wuth sie dem Mörder eingegeben, und was er vor Mitschuldige gehabt habe? Allein die strenge Wahrheitsliebe der Geschichte, welche überdieß keine Gelegenheit versäumet, uns das menschliche Herz kennen zu lehren, erlaubt es nicht, davon gänzlich stille zu schweigen. Es war die abscheuliche Schwärmerey des abergläubischen und unchristlichen Eifers für die Religion, welche das Messer in Heinrichs Herz gestoßen hat. Ravaillac gestand, daß sein Vorsaz daraus entstanden sey, weil der König, nach dem allgemeinen Gerüchte, im Begriff stehe, den Papst und die Catholischen Fürsten zu bekriegen, und weil er die Ketzer oder Hugonotten nicht ausrotten, noch sie zur Römischcatholischen Religion bekehren wollte. Er bekannte, daß er aus den Predigten seiner Zeit diese Gründe gelernet habe, wegen welcher es nöthig sey, den König umzubringen. Er läugnete zwar sehr hartnäckig, daß ihn jemand zu dieser That gereizt, und einen Antheil an derselben habe; man sieht aber aus verschiedenen seiner Reden deutlich, daß ihn bloß eine fanatische Verstockung zu dieser Sprache bewogen habe. Jezt ist es beynahe mit aller Wahrscheinlichkeit, deren eine Begebenheit fähig ist, von deren Ursachen man immer so widersprechend geurtheilt hat, und welche damals so nachläßig untersucht worden ist, dargethan worden, daß die Ermordung des Königs zwischen den Spanischen Staatsbedienten, welche sich vor seinen Kriegsrüstungen mit allem Rechte fürchteten; zwischen den Jesuiten, die ihn wegen seines geringen Eifers für ihre Religion haßten; und zwischen dem Herzoge von Epernon, der stets sein geheimer Feind war, verabredet worden sey. Man findet die Beweise da-

rüttung kaum erwarten durfte; aber man würde die Früchte seiner Weisheit noch vollkommner erkannt haben, wenn er zehn Jahre länger gelebt hätte. Ungemeine Güte, Redlichkeit, Sanftmuth und Leutseeligkeit machten den natürlichen Grund seines Charakters aus. Man hätte ihn eben so wohl Heinrich den Gütigen, als den Großen, nennen können. Er empfand beständig den lebhaftesten Trieb, sich jedermann verbindlich zu machen, wenn es auch nur durch freundliches Begegnen und Reden geschehen konnte. Er kannte die Rachbegierde nicht: so leicht und willig vergab er das Unrecht, welches ihm zugefügt wurde, auch solchen Feinden, die keiner Verzeihung würdig waren; noch mehr aber denen, welche Hoffnung zur Besserung blicken liessen. Er war gerne auch für die geringsten Dienste danckbar: und wenn ihm d'Aubigne vorgeworfen hat, daß er seine treuen Diener mit seinem gemahlten Bilde belohne, so geschahe dieses zu einer Zeit, da er nicht viel mehr besaß. Allein zu einer andern Zeit, da sich das Gerüchte ausbreitete, d'Aubigne sey in die Gefangenschaft gerathen, legte Heinrich die Edelgesteine seiner Gemahlinn auf die Seite, um sie zur Auslösung desselben zu gebrauchen. Er ließ sich oft zur Vertraulichkeit gegen seine geringsten Unterthanen herab. Seine Großmuth, eine der allerseltensten Tugenden, hat man in mehrern Beyspielen dieser Geschichte angetroffen.

Ob er gleich einer der größten und glücklichsten Feldherren gewesen ist; so führte er doch den Krieg nur gezwungen, und zu seiner Vertheidigung: er verabscheuete ihn sogar, als die Quelle aller Laster und alles Elendes: zumal nach der wilden Art, wie er damals, und noch lange nachher, von den

Europäern geführt wurde. Er bezeigte während desselben den Landleuten sein Mitleiden wegen des Ungemachs, das sie ausstanden, und betheuerte, daß er daran nicht Schuld sey; sondern daß ihm seine Feinde den Frieden versagten. Unter seinen kriegerischen Eigenschaften ist der kalte unerschrockene Muth, mit welchem er anführte und focht, seine Gegenwart des Geistes, und die Tapferkeit, die er bey sehr wichtigen Gelegenheiten bis zur Verwegenheit trieb, besonders merckwürdig. Da er mit Kriegsvölckern, welche theils aus Franzosen, theils aus Deutschen, Engländern, Holländern und Schweizern zusammengesezt waren, mit einem Heere, in welchem Soldaten und Befehlshaber, außer dem Unterschiede der Religion, auch so verschiedene Gesinnungen gegen ihn, und für ihre besondern Vortheile hatten, dennoch so große Dinge wider seine aufrührische Unterthanen ausgerichtet hat: so würde er gewiß seinen kriegerischen Ruhm dadurch gekrönt haben, wenn er ein Herr von lauter ihm völlig ergebenen Unterthanen, und das mit allen Bedürfnissen wohl versehen gewesen wäre, zur Zeit einer innerlichen Ruhe in seinem Reiche, gegen die Feinde des Staats hätte anführen können.

Dieser Fürst, von welchem man hätte glauben sollen, daß er nur Schlachten liefern und Städte erobern könnte, war im Frieden eben so groß. Er richtete seine Aufmercksamkeit auf alles, und suchte, so viel es möglich war, alles zu verbessern: denn in der That hatte sein Reich fast keinen gesunden Ort, da er die Regierung desselben übernahm. Er nahm dabey so willig gute Rathschläge an, als eine Privatperson, die erst ihr Glück machen will. Aber seine Scharfsichtigkeit machte ihm dieselben oft entbehrlich, und er sah zuweilen viel weiter als seine klügsten Staatsbe-

dienten.

dienten. Er führte zuerst die Seidenwürmer in Franckreich ein, und ließ Maulbeerbäume daselbst pflanzen. Sülly selbst, welcher dergleichen neuen Versuchen und Manufacturen nicht geneigt war, hatte sich vergebens dagegen gesezt. Eben dieser große Minister hat gestanden, daß er vieles bey der vortreffli-chen Einrichtung der königlichen Einkünfte, nur nach den Entwürfen ausgeführt habe, die ihm der König vorgelegt hatte.

Er kannte seine Staatsbedienten ungemein wohl, und wußte beydes ihre Vorzüge und Fehler zu gebrauchen, wie man aus den Abschilderungen sehen kann, welche er selbst von ihnen gemacht hat. Zum Beyspiel soll hier dasjenige stehen, was er von dem Herzoge von Süllу urtheilte. „Einige beklagen sich, sagte „Heinrich zu den gegenwärtigen Großen, und ich „selbst thue es bisweilen, daß er von einer rauhen, „ungeduldigen und widersprechenden Gemüthsart ist. „Man beschuldigt ihn, daß er einen unternehmenden „Geist habe, seinen Meinungen und Handlungen alles zutraue, und dasjenige, was andere thun, herunterseze; daß er sein Glück zu erhöhen, Güter und „Ehrenstellen zu erhalten suche. Nun mercke ich zwar „wohl einen Theil dieser Fehler an ihm, und sehe mich „genöthigt, ihn bisweilen streng anzuhalten, wenn „ich verdrießlich bin, wenn er unwillig wird, oder sich „durch seine Einfälle fortreißen läßt. Gleichwohl liebe „ich ihn immer, übersehe ihm vieles, schäze ihn hoch, „und bediene mich seiner mit gutem Nutzen, weil ich „sehe, daß er meine Person aufrichtig liebt, daß ihm „an meinem Leben viel gelegen ist, und daß er meinen „und meines Reichs Ruhm, Ehre und Größe eifrig „wünscht. Ich weiß auch, daß er ein Herz ohne alle „Bosheit hat, und einen geschäftigen, an Auswegen

„sehr

„fruchtbaren Geist; daß er überaus sparsam mit mei-
„nen Einkünften umgeht, ein sehr arbeitsamer und
„fleißiger Mann ist, der sich bemüht, in nichts un-
„wissend zu seyn, und sich zu allen Angelegenheiten
„des Friedens und Kriegs geschickt zu machen, der
„ziemlich wohl schreibt und spricht, in einem Ausdru-
„cke der mir gefällt, weil man daran den Soldaten
„und den Staatsmann erkennt. Ich muß Ihnen
„endlich gestehen, daß ich, ohngeachtet seines wunder-
„lichen Wesens und seiner Uebereilungen niemanden
„finde, der mich bey allen meinen mancherley Ver-
„drießlichkeiten so mächtig trösten könnte, als er." —
Allem Ansehen nach erklärte sich Heinrich deswegen
so offenherzig und ausführlich über die Eigenschaften
des Sülly, so wie auch seiner beyden andern vornehm-
sten Staatsbedienten, (des Kanzlers Sillery und
des Villeroi,) damit seine übrigen Hofleute und
Großen, welche vielleicht nur das Tadelhafte an den-
selben sehen wollten, und solches aus Neid vergrößerten,
erfahren möchten, daß es ihm nicht unbekannt sey;
daß aber ein weiser Fürst sich Rathgeber von verschie-
denen Gaben und Einsichten bedienen müsse, um selbst
aus ihren Uneinigkeiten einen Vortheil zu ziehen, und
was dem einen fehlte, durch den andern ersezen zu las-
sen. So pflegte auch Heinrich zu sagen, daß
er mit seinem Kanzler, der kein Latein verstünde,
und mit seinem Connetable, der weder lesen noch
schreiben könnte, die größten Dinge auszuführen im
Stande sey.

Ueberhaupt schäzte er die Verdienste, und
machte sich ein Vergnügen daraus, es zu gestehen.
„Hier sehen Sie den Marschall von Biron! sagte er
„einmal zu dem Cardinal Aldobrandini; ich zeige
„ihn gern meinen Freunden und meinen Feinden."
Ein

Ein andersmal kam Crillon, welchen man den Mann ohne Furcht nannte, nach Hofe, und Heinrich zeigte ihn den Hofleuten mit den Worten: „Meine „Herren, das ist der tapferste Mann in meinem Kö„nigreiche.“ Crillon sagte darauf mit seinem gewöhnlichen Ungestüm: „Sire, Sie haben gelogen; „Sie sind der tapferste Mann: ich bin nur der zweyte „nach Ihnen.“ An eben diesen schrieb Heinrich nach dem Gefechte bey Arques: „Hänge dich auf, braver „Crillon! wir haben den Feind geschlagen, und du „bist nicht dabey gewesen.“

Da er oft zu sagen pflegte, daß er Gott um zehn Dinge bitte: so hat man dieses die zehn Wünsche Heinrichs genannt. Das erste war, die göttliche Gnade und die geistlichen Güter zu erlangen; das zweyte, den Gebrauch aller Kräfte seines Geistes und aller seiner Glieder bis an seinen Todt beyzubehalten; das dritte, die Religion, zu welcher er sich ehemals bekannt hatte, in einem festgesezten und ruhigen Zustande zu sehen; das vierte, von seiner Gemahlinn, (er meinte die erste,) befreyet zu werden, und eine andere, wie er sie wünschte, zu bekommen, die ihm Prinzen brächte, welche er selbst zu erziehen und zu unterrichten Zeit genug haben möchte; das fünfte, Franckreich seinen alten Glanz wieder zu verschaffen; das sechste, Spanien entweder Navarra oder Flandern und Artois wegzunehmen; das siebente, in Person eine Schlacht wider den König von Spanien, und eine andere wider den Großsultan zu gewinnen, in welcher leztern Betrachtung er den Don Juan von Oesterreich beneidete; das achte, die Hugonottische Parthey, welche die Herzoge von Bouillon und De La Tremouille zu ihren Oberhäuptern hatte, zum Gehorsam nöthigen zu können, ohne dabey Gewalttä-

tig-

tigkeiten gebrauchen zu dürfen; das neunte, die eben gedachten beyden Großen, und den Herzog von Epernon so weit zu bringen, daß sie ihn um Gnade bitten müßten. Den zehnten Wunsch wollte er lange Zeit nicht eröffnen: dieser betraf die Erfüllung seines großen Entwurfs. Er theilte denselben nach den zwo Hauptabsichten, die er sich dabey vorsezte, wieder in zween Wünsche. Der eine, welcher die Religion angieng, bestand darinne, die große Menge von Religionen, welche Europa anfüllen und veruneinigen, auf die vornehmsten herunter zu bringen, weil es doch unmöglich wäre, die Christen in einer einzigen unter einander zu verbinden. Der zweyte aber war bloß politisch, und begriff die Aufrichtung der großen Europäischen Republik in sich, von welcher bereits oben Nachricht gegeben worden ist. Man muß gestehen, daß dieses alles Wünsche sind, welche nur von einem Fürsten herrühren konnten, der seine und seines Reichs Vortheile kannte, und eine edle Ruhmbegierde hatte.

Er war würdig, Herr in seinem Reiche zu seyn: auch ohne alle Einschränckung seiner Gewalt, würde er dieselbe schwerlich gemißbraucht haben. Allein es fehlte sehr viel daran, daß ihm seine Großen, die Parlements, die Geistlichkeit, Leute von allen Ständen, nur mit der schuldigen Treue ergeben, geschweige denn vollkommen unterwürfig gewesen wären. Er befestigte jedoch seine Macht immer mehr durch kluge Standhaftigkeit, und zuweilen durch muthige Anstalten, Verweise oder kleine Züchtigungen der Unruhigen. Der Herzog von Montpensier that ihm noch im Jahr 1596. den Vorschlag, im Nahmen der vornehmsten Herren seines Reichs, er möchte den Statthaltern der Provinzen ihre Statthalterschaften eigen-

thümlich und erblich hinterlassen, so daß sie nur verbunden wären ihm zu huldigen, und bey Gelegenheit zu Hülfe zu ziehen. Alsdenn, sezte er hinzu, würde es sich niemals zutragen, daß es dem Könige an Kriegsvölckern fehlte, und dieses wäre das einzige Mittel, den Feinden des Reichs mit Nachdruck widerstehen zu können. Der König, der über diesen Antrag eben so viel Bestürzung als Unwillen empfand, ließ gleichwohl gegen den Herzog nur Mitleiden darüber blicken, daß er sich hatte verführen lassen, einen ihm selbst so schimpflichen Antrag zu thun, indem er als ein Prinz des königlichen Hauses, welcher der Krone weit näher war, als ehemals Heinrich selbst, doch den Untergang derselben zu befördern suchte. Seine Reden beschämten den Herzog, der bald darauf nach der Anleitung, die ihm der König gab, den Urhebern dieses Entwurfs alle Hoffnung benahm, daß er weiter einen Antheil daran nehmen würde.

Heinrichs Gütigkeit hinderte ihn nicht, auch der Gerechtigkeit, wenn es durchaus nothwendig war, freyen Lauf zu lassen. Ein junger Mensch hatte seine eigene Schwester mit funfzehn Dolchstichen ermordet. Viele Großen baten den König, ihm das Leben zu schenken. Er antwortete einem derselben: „Ich schenke Ihnen seine Asche, wenn man ihn gehörig bestraft „haben wird.“ Zu einem andern sagte er: „Wenn „ich gleich der Vater dieses Elenden wäre, so wollte „ich nicht für ihn um Gnade bitten;“ und noch zu einem: „Ich habe schon Sünden genug auf meinen „Schultern, ohne noch diese darauf zu legen.“ Bey einer andern Gelegenheit sagte Heinrich: „Ich habe „nur zwey Augen und zween Füße; worinne bin ich „also von meinen Unterthanen unterschieden, als daß „ich

„ich die Stärcke der Gerechtigkeit in meiner Gewalt „habe?“ Hingegen hütete er sich auch, andern unbillig zu begegnen, und unterdrückte den Jähzorn, den geschwind aufsteigenden Verdacht, zu welchem er überaus geneigt war, so sorgfältig, daß kein Unschuldiger darunter, wenigstens nicht lange, leiden konnte.

Weit entfernt von dem Unglück der meisten Fürsten, welche entweder sich beschweren müssen, daß sie keine Freunde finden können; oder Freunde zu besizen glauben, und nur mit Schmeichlern umgeben; oder auch selbst zur Freundschaft ganz und gar nicht geschickt sind, kannte Heinrich dieses seltene Glück des menschlichen Lebens; sein Herz stand für Freunde offen, und er war würdig, die schäzbarsten in dasselbe aufzunehmen. Sülly ist der vornehmste darunter gewesen: der einzige, der alle Geheimnisse des Königs wußte. Je mehr ihn der Neid der Hofleute zu stürzen suchte, und je öfter der König selbst in Hitze oder Verdacht wider ihn gerieth, desto mehr wurde seine Rechtschaffenheit erkannt, und Heinrich liebte ihn immer stärcker. Er hatte sich einmal sehr wider ihn einnehmen lassen; aber Sülly widerlegte den künstlichen Aufsaz, den man dem Könige gegen ihn übergeben hatte, mit völliger Ueberzeugung, und wollte sich ihm darauf zu Füße werfen. Heinrich, der die Hofleute in der Entfernung stehen sah, hielt ihn zurück, und sagte großmüthig zu ihm: „Ich „will nicht, daß sie Euch in dieser Stellung sehen „und glauben sollen, als hättet Ihr sie deswegen „angenommen, um Verzeihung der Verbrechen zu „erlangen, deren sie Euch so fälschlich angeklagt „haben.“

Einige Zeit darauf that ihm Sülly, den er besuchte, wegen eines Liebeshandels so nachdrückliche Vorstellungen, daß der König in einen unbeschreiblichen Zorn verfiel, und plözlich mit den Worten weggieng: „Das ist ein Mensch, den ich nicht „mehr ausstehen kann: er thut niemals etwas an„ders, als daß er mir widerspricht, und mißbilligt „alles was ich will. Aber bey Gott! ich will mir „wohl Gehorsam verschaffen: ich will ihn in vier„zehn Tagen nicht sehen.“ Des andern Morgens um sieben Uhr hört Sülly an seiner Thüre klopfen, und ruft: Wer da? Der König ist da! schreyt man draußen: und sogleich tritt dieser mit einigen Hofleuten hinein, erfährt, daß Sülly schon seit drey Uhr für ihn arbeitet, und fragt darauf einen von seinen Begleitern, für welchen Preiß er ein solches Leben führen wollte. Nicht für alle Schätze Euer Majestät, gab dieser zur Antwort. Hierauf ließ Heinrich jedermann abtreten, und sprach mit Sülly von Dingen, über welche dieser nicht einerley Meinung mit ihm war, und daher frostig zu ihm sagte, da Ihre Majestät einmal ihren Entschluß darüber, vermuthlich nach einer reifen Ueberlegung, gefaßt hätten, so bleibe ihm nichts mehr übrig, als zu gehorchen, zumal da der König nicht vor gut befände, daß man anders als er dencke. „Oho! sagte Heinrich lächelnd, und klopfte den „Sülly auf den Backen, Ihr stellt Euch noch „zurückhaltend, und seyd von gestern her zornig; „ich aber bin es nicht mehr: kommt her, umarmt „mich, und lebt mit der bisher gewohnten Frey„heit; denn ich kenne Euch wohl, wenn Ihr an„ders handeln würdet, so wäre dieses ein Zeichen, „daß Ihr Euch um meine Angelegenheiten nicht „mehr bekümmert. Wenn ich gleich bisweilen un-

„willig

„willig werde, sezte er hinzu, so will ich doch, daß
„Ihr es vertragen sollt: denn ich liebe Euch des-
„wegen nicht weniger; vielmehr werde ich von der
„Stunde an, da Ihr mir in Dingen, welche nicht
„nach Eurem Geschmacke sind, nicht mehr wider-
„sprechen werdet, glauben, daß Ihr mich nicht
„mehr liebt.“ Beym Abschiednehmen sagte der Kö-
nig noch ganz laut: „Es giebt Leute, welche thö-
„richt genug sind zu glauben, daß, wenn ich auf
„den Herrn von Sülly zornig werde, solches recht
„vorsezlich und auf lange Zeit geschehe; aber es ist
„gerade das Gegentheil. Denn wenn ich anfange
„zu bedencken, daß er mir nichts vorstellt, und über
„nichts widerspricht, als um meiner Ehre und
„Größe, um des Besten meiner Angelegenheiten
„Willen; niemals aber wegen der seinigen: so lie-
„be ich ihn desto mehr, und bin ungeduldig es
„ihm zu sagen.“

Gleichwohl schien es einmal im Jahr 1605, daß Sülly alle Gnade des Königs verloren hätte. Man hatte diesen von allen Seiten unaufhörlich durch schriftliche Angebungen wider seinen Vertrauten so heftig bestürmt, wozu noch eine unerwartete Art von Einigkeit zwischen dem Sülly und dem Herzoge von Epernon gekommen war, über welche Heinrich selbst erstaunte, daß dieser endlich öffentlich über die Undanckbarkeit, die schädlichen Verbindungen und Räncke des erstern klagte. Die zahlreichen Feinde desselben bestärckten den König sehr schlau in diesen Gesinnungen, ließen sich auch zum Theil von ihm an den Sülly mit gewissen Aufträgen schicken, um ihn gelegentlich zu unbedachtsamen Beschwerden über dieses Betragen des Königs zu veranlassen. Sie betrogen sich jedoch

hierinne; unterdessen blieb der König gegen ihn sehr kaltsinnig. Er kam darauf eines Tages an den Hof, da sich Heinrich eben die Stiefel anziehen ließ, um auf die Jagd zu gehen. Beym Anblick des Sülly verfiel er in eine plötzliche Zerstreuung; die ungewöhnlich tiefe Verbeugung desselben rührte ihn ungemein. Auf einmal sagte er zu seinem Hofbedienten Beringhen: „Das Wetter ist heut nicht „schön genug zur Jagd, zieht mir die Stiefel wie„der aus." Beringhen, der sich über diese Veränderung wunderte, versezte etwas unvorsichtig, das Wetter wäre sehr schön. „Nichts weniger, fiel ihm „Heinrich mit Ungeduld in die Rede: es ist kein „schön Wetter, ich will nicht fortreiten, zieht mir „die Stiefel wieder aus." Nachdem dieses geschehen war, und Heinrich durch viele andere Bewegungen die Unruhe zu erkennen gegeben hatte, mit welcher er kämpfte, ließ er endlich den Sülly allein zu sich in den Garten kommen. Hier fand dieser, daß Heinrichs gutes Herz und weise Ueberlegung ihre Würckung für ihn gethan hätten. Heinrich eröffnete ihm alles, was seine Feinde wider ihn versucht hatten; verlangte aber auch von ihm, daß er ihm nichts verschweigen sollte, was er dabey gedacht hätte, und noch dächte. Dieses gab zu den offenherzigsten Erklärungen zwischen ihnen Gelegenheit; aber Heinrich wartete nicht so lange, bis sich Sülly vollkommen gerechtfertigt hatte. Dieses hatte er selbst schon für ihn bey sich gethan: er umarmte ihn vielmehr gleich beym Anfange ihrer Unterredung zweymal, so daß es die in der Ferne stehenden Hofleute sehen konnten, nannte ihn seinen Freund, und sagte, das frostige und zurückhaltende Wesen, welches sie seit einem Monate gegen einander beobachtet hätten, müßte zwo Persoenen

nen sehr empfindlich fallen, welche seit drey und zwanzig Jahren gewohnt wären, nichts vor einander zu verbergen; es sey daher Zeit, denen, welche Schuld daran wären, die Ursache zum Triumph zu entreissen, der ihrem Hasse gegen den Sülly, und ihrem Neide über sein und des Königs blühendes Glück, nur zu sehr geschmeichelt hätte. Endlich verfügte sich der König mit seinem Freunde wieder zu den übrigen Hofleuten, und fragte sie, wie hoch es am Tage wäre. Man antwortete ihm, es sey eine Stunde nach Mittag, und er sey sehr lange weggeblieben. „Ich sehe wohl, versezte Hein„rich, was das heißt: es giebt Leute, denen die „Zeit dabey weit länger geworden ist, als mir. „Um sie zu trösten, will ich hiemit Euch allen sa„gen, daß ich den Rosny mehr als jemals lieb „habe, und daß es zwischen ihm und mir auf Le„ben und Todt geht: und Ihr, mein Freund, fuhr „er fort, geht zu Tische, liebt mich, und dient „mir, wie Ihr beständig gethan habt; denn ich „bin damit zufrieden."

Es gab übrigens auch Zeiten, da der König und Sülly ein verstelltes Mißverständniß vor den Hofleuten annahmen: entweder weil sich der König der Beschuldigung entziehen wollte, daß er zum Schaden der Römischcatholischen, einem Reformirten sein ganzes Vertrauen schenckte; oder weil er kein anderes Mittel fand, bey gewissen Vorfällen seine wahren Absichten in Erfüllung zu bringen. Dieses trug sich insonderheit zu, wenn ihm die Jesuiten, wie sie häuffig versuchten, wider den Sülly ihre Klagen vortrugen. Der andächtigschlaue P. Cotton brachte dem Sülly in seinem süßen Tone einmal die Nachricht, der König hätte seinem

Orden ein kleines Geschenck von hundert tausend Livres für die Capelle zu La Fleche gemacht. „Nennen Sie, rief Sülly, hundert tausend Livres für „Ihren Orden ein kleines Geschenck? Der König „giebt Ihnen zu viel, und ich werde Ihnen gar „nichts geben.“ Nun beklagte sich Cotton darüber bey dem Könige, der deswegen dem Sülly öffentlich einen Verweis gab, und zu ihm sagte, das Geld sollte ausgezahlt werden. Allein Sülly zahlte doch nichts, und der König war ihm damals gewogner als jemals. Vermuthlich war dieser froh, dem ungestümen Anhalten der Jesuiten auf diese Art ausgewichen zu seyn. Bey solchen Fällen, da Heinrich zuweilen den Sülly in heftigen Worten angriff, ohne daß die Hofleute glauben konnten, es sey ein völliger Ernst damit, pflegten sie das Sprüchwort zu gebrauchen: „Ein gu„ter Herr, ein guter Diener!“

Viele andere Beyspiele der freundschaftlichen und vertrauten Art des Umgangs, welche Heinrich liebte, der guten Aufnahme, welche selbst der Tadel seiner Handlungen bey ihm fand, wenn er von Personen kam, an deren Ergebenheit gegen sich er nicht zweifelte, sind nicht weniger rührend. Man glaubte nicht ohne Grund, daß er mehrere Fürsten eine Vermählung mit seiner Schwester hoffen ließ, um sie durch diese Hoffnung desto genauer mit sich zu verbinden. D'Aubigne, einer seiner treuesten und beliebtesten Diener, sprach einst davon mit dem Herrn von Frontenac, mit welchem er, in des Königs Schlafkammer, in Einem Bette lag; er sprach aber so leise, daß ihn Frontenac fragte: Was sagst du? Darauf rief der König, der ein überaus leises Gehör hatte, aus seinem Bette: „Seyd

„Ihr

„Ihr nicht taub, daß Ihr ihn nicht versteht, in-
„dem er sagt, ich wollte mir durch meine Schwe-
„ster mehr als Einen Schwager verschaffen?“ Al-
lein die beyden Freunde versezten darauf: „Sire,
schlafen Sie immer: denn wir haben uns noch weit
mehr auf Ihre Kosten zu sagen.“

Ueberhaupt war **Heinrich** in seinem Umgange
ungemein aufgeräumt und lustig: er liebte die
Scherzreden, welche ihm sehr ungezwungen zu Dien-
ste standen, und mischte zuweilen auch etwas bit-
tere Spötterey darunter. Er befand sich einstens
mit vielen Hofleuten auf dem Felde, und traf eine
Frau an, welche Kühe weidete. Er stellte sich,
als wollte er ihr eine Kuh abkauffen; bot ihr aber
wenig dafür. „Ich sehe wohl, sagte die Frau,
„daß Sie kein guter Kühhändler sind.“ “Woran
„erkennt ihr das? versezte der König; ihr irrt euch;
„seht nur alle diese Kälber an, die mir nachfol-
„gen.“ — Sein Gärtner zu Fontainebleau be-
schwerte sich einstmal bey ihm, daß in dem dorti-
gen Erdreiche nichts wachsen wolle. „Mein Freund,
„sagte **Heinrich**, und sah dabey den Herzog von
„**Epernon** an, säet Gasconier hin: denn diese
„greiffen überall um sich.“ — Ein Abgeordneter
aus einer Stadt in den Provinzen wollte ihn eben
zur Mittagszeit mit einer Rede empfangen, und
fieng mit den Worten an: „Sire, Agesilaus,
„König von Lacedämon.“ Allein der König, wel-
cher merckte, daß die Rede lang gerathen würde,
unterbrach ihn, und sagte: „Potz heiliger Grau-
„rock! ich habe wohl von diesem Agesilaus reden
„gehört; aber er hatte auch gespeiset; und ich hin-
„gegen, ich habe noch nicht gespeiset.„ —— Da
er einen andern, der ebenfals eine solche langweili-

ge Anrede an ihn hielt, zweymal vergebens erinnert hatte, aufzuhören, so sagte er endlich voll Verdruß zu ihm: „Das übrige könnt ihr Meister „Wilhelmen sagen!“ so hieß der Hofnarr, den er duldete. — — Da ihm einst die Protestanten mit vielen Bitten und Klagen beschwerlich fielen, so gab er ihnen mit einem gemeinen französischen Sprüchworte zur Antwort: „Wendet euch an meine Schwester: denn euer Zustand ist nun unter „den Spinnrocken gefallen.“

Heinrich machte sich insonderheit auch ein Vergnügen daraus, wenn er sich auf der Jagd befand, allein auf die Seite zu gehen, und in die Wirthshäuser, oder anderswo unter das gemeine Volk zu treten, um zu hören, was man von ihm sagte, wenn er das Gespräch auf sich gebracht hatte. Er war immer schlecht gekleidet, und man kannte ihn nicht. Einstmal sprach die Gesellschaft in einem Dorfwirthshause von seiner Bekehrung. Ein Viehhändler, welcher neben ihm saß, sagte darauf: „Wir wollen davon nicht reden; die Tonne riecht „immer nach dem Heringe.“ Der König gieng ans Fenster, sah einige Hofleute vorbey gehen, und rief sie hinein. Die Gesellschaft, welche ihn nun erkannte, hätte jezt gerne ihre Urtheile zurück genommen. Heinrich aber bezeigte beym Weggehen weiter kein Mißvergnügen, als daß er den Viehhändler auf die Schulter schlug, und zu ihm sagte: „Guter Mann, die Tonne riecht immer nach „dem Heringe; aber bey Euch, nicht bey mir: „denn Ihr habt noch bösen Sauerteig von der „Ligue an Euch.“

Er

Er unterredete sich auch gerne mit Gelehrten, besonders wenn sie wizig und aufgeräumt waren, und beschenckte sie öfters. Den berühmten Isaac Casaubon, von dessen großer Gelehrsamkeit er gehört hatte, rief er nach Paris, und gab ihm ein Jahrgeld, um mit seiner Familie daselbst zu verbleiben. Er sagte aber von den Gelehrten, wie Karl IX. einer seiner Vorgänger, man müsse mit ihnen wie mit trefflichen Pferden umgehen, sie gut unterhalten, aber nicht zu fett werden lassen, weil sie sonst nicht mehr arbeiten wollten oder könnten: eine Anmerckung, welche sonst nöthiger gewesen seyn mag, als in unsern Zeiten. Heinrich, der in den Wissenschaften nicht fremd war, liebte auch das Lesen; allein seine Unruhen und Geschäfte haben ihm solches selten vergönnt. Er las jedoch auch mitten unter seinen Feldzügen, und besonders mit großem Vergnügen die Lebensbeschreibungen des Julius Cäsar, und des africanischen Scipio: vermuthlich, weil ihm nicht bloß ihre Thaten, sondern auch ihr Charakter vor andern gefielen.

Durch so lange Kriege und Beschwerlichkeiten, hatte er seinen Körper ungemein abgehärtet. Er war fast der beste Reiter in seinem Königreiche, und der Küraß schien sein natürlicher Anzug zu seyn. Bey einer mittlern Größe hatte er eine Gesichtsbildung, welche zugleich gefiel und Ehrfurcht einprägte, eine rothe Farbe, eine breite Stirne, lebhafte Augen, und eine Habichts-Nase. Seine Haare wurden schon von seinem fünf und dreyßigsten Jahre an, etwas grau, weil der Wind seiner Widerwärtigkeiten, wie er sagte, zeitig angefangen hätte, ihn anzuwehen. Er war ein überaus gütiger und herablassender Herr gegen seine nächsten

Diener.

Diener. Auch seinen Gemahlinnen begegnete er sehr wohl: und ob er ihnen gleich unzählichemal untreu wurde; so würde dieses doch allein nicht so viele Mißhelligkeiten mit seiner zweyten Gemahlinn hervorgebracht haben, wenn nicht Hofleute, denen daran gelegen war, daß sie in der Uneinigkeit leben sollten, die Königinn Maria von Medicis durch alle Kunstgriffe aufgebracht hätten. Gegen seine Kinder, eheliche und uneheliche, hatte er ungemeine Zärtlichkeit, welche vielen sogar tadelhaft vorkam: er gestattete auch niemals, daß sie ihm den Nahmen Herr beylegten.

Alle diese guten und liebenswürdigen Eigenschaften waren auch mit gewissen Fehlern in Heinrichs Betragen, und Leidenschaften vermischt. Es ist bereits an einer andern Stelle versucht worden, ein billiges Urtheil über seine Religionsveränderung zu fällen, für welche er so viel zu sagen hatte, und die doch niemals ganz gerechtfertigt werden kann. Es scheint, daß er nach der daselbst angeführten Art, die Religion der Römischen Kirche immer mehr und leichter mit seinen ehemaligen Grundsäzen zu vereinigen gelernt habe: er wurde ihr in dieser Betrachtung, und nach dem Begriffe, den er sich von derselben gebildet haben mochte, aufrichtig ergeben; denn dieser Fürst, sagt Sülly, der die Menschen nicht betrog, war noch weniger im Stande, Gott zu betrügen; aber ein abergläubischer Verehrer derselben, ein Eiferer für sie, wurde er niemals. Als er im Jahr 1608. dem Herzoge von Sülly die Anwartschaft auf die Stelle eines Connetable, und viele andere große Vortheile für ihn und seinen Sohn antrug; aber die Bedingung dazu sezte, daß sie beyde zur römischcatholischen Religion treten sollten: so waren

es offenbar die Freundschaft und Wohlthätigkeit gegen einen so verdienten Mann, welche ihm diesen Vorschlag eingaben; auch allem Ansehen nach der Wunsch, von dem Zwange gänzlich befreyet zu werden, unter welchem er, wegen seiner übrigen Staatsbedienten und Hofleute, mit diesem rechtschaffenen Protestanten umgehen mußte. Sülly lehnte übrigens diesen Antrag standhaft ab: er blieb seiner Religion, wie seinem Könige, getreu; auch dem Sohne desselben, unter dessen Regierung er verachtet und gemißhandelt wurde, bis er am Ende des Jahrs 1641. in einem Alter von zwey und achtzig Jahren starb.

Er hat selbst mit eben der Freymüthigkeit, mit welcher er seinem großen und geliebten Fürsten manche Ausschweifungen vorzuwerfen pflegte, dieselben auch nach seinem Tode angezeigt. Man findet darunter die Beschuldigung des Geizes nicht, die Heinrichen von vielen gemacht wurde. Es war würcklich nur eine, für seine Regierung bey vielen Fällen, sonderlich in den ersten Zeiten, unentbehrliche Sparsamkeit. Heinrich hatte davon gehört, und sagte: „Man giebt vor, ich wäre „karg; allein ich thue drey Dinge, welche weit „vom Geize entfernt sind: Krieg führen, Lieben „und Bauen.“

Hingegen war in spätern Jahren die Verschwendung weit mehr Heinrichs Fehler, vorzüglich bey Würfeln und Karten, wodurch er sehr große Geldsummen verlor. Er bemühte sich oft, aber immer vergebens, diese übermäßige Neigung zum Spiele zu überwinden, die nicht allein der Ausführung einiger nützlichen Entwürfe nachtheilig wurde, und seine Un-

Unterthanen zu einer noch schlimmern Nachahmung verleitete; sondern ihm auch desto weniger zur Ehre gereichte, weil er sich beym Spiel sehr begierig nach Gewinn, und eben so verdrießlich beym Verluste bezeigte. Es scheint, der Mangel an Gelde, den er in seiner Jugend, ja noch im Anfange seiner Regierung, so empfindlich fühlte, habe nachmals, als es ihm weiter an demselben nicht fehlte, eine ganz entgegen gesezte Würckung gethan.

Die Eitelkeit, welche einige an ihm bemerckt haben wollen, verdient kaum angeführt zu werden: so wenig war es übermüthige Ruhmrädigkeit oder leere Einbildung von seinen Gaben und Thaten. Wenn er auch mit einigem Vergnügen von demjenigen sprach, was er ausgeführt hatte, oder noch auszuführen gedachte: so vergaß er weder die Bescheidenheit, noch die Verbindlichkeit, die er dem Beystande anderer schuldig war.

In Ansehung der Ergözlichkeiten, die er mit einer gewissen Hitze liebte, dergleichen außer dem Spiel, die Jagd, die Gesellschaft des Frauenzimmers, Tanzen, Schauspiele, und Wettrennen waren, verantwortete er sich selbst in einem Briefe an den Sülly gegen diejenigen, welche ihm solches zur Last legten. „Mir däucht, schreibt er, da „ich hierinne nicht ausschweife, man müsse mir „dieses mehr zum Lobe als zum Tadel anrechnen: „und auf allen Fall muß man mir in solchen Vergnügungen, welche meinen Unterthanen weder „Schaden noch Unbequemlichkeit zufügen, etwas „als eine Vergeltung für so viele Arbeiten, Mühseeligkeiten, Beschwerden und Gefahren übersehen, „durch welche ich mich von meiner Kindheit an

„bis

„bis in mein funfzigstes Jahr habe drängen müs„sen.“ Er beschließt damit, daß er versichert, er sey stets bereit, alle seine Ergözlichkeiten zu verlassen, wenn es darauf ankomme, Ehre und Ruhm zu erwerben. Und Sülly gesteht, daß sie ihn auch daran nie gehindert haben.

Allein sein größter und mercklichster Fehler war seine ausschweifende Neigung gegen das Frauenzimmer, welche von seiner Jugend an bis in seine lezten Tage, die herrschende Leidenschaft bey ihm gewesen ist. Ihr zu Gefallen wagte und erduldete er vieles. Er verkleidete sich eines Tags in einen Bauern, und nahm einen Bund Stroh auf den Rücken, um von den Feinden unbemerckt zu der schönen Gabrielle zu kommen. Die Marquisinn von Verneuil sah ihn mehr als einmal zu ihren Füßen liegen, um sie um Verzeihung zu bitten. So sehr er auch ihre Falschheit und ihr hartes Herz kennen gelernt hatte; so konnte er sie doch niemals gänzlich verlassen. Seine gezwungenen Ehen scheinen zwar einigermaaßen für ihn zu sprechen. Zu seinem Ruhme muß man auch hinzu setzen, daß ihn diese unordentliche Liebe niemals verleitet habe, etwas dem Staate schädliches oder schimpfliches vorzunehmen; wenn man den großen Aufwand an Gelde ausnimmt, zu dem ihn seine Geliebten verleiteten. Er liebte die Herzoginn von Beaufort unbeschreiblich; allein da sie mit dem Herzoge von Sülly über den Titel eines Sohnes, den sie von dem Könige hatte, in einen Streit gerathen war: so nahm der König die Parthey des leztern wider sie, weil ihre Forderungen bey der Thronfolge Händel stiften konnten. Ihre Liebkosungen und selbst ihre Thränen konnten ihn damals nicht wanckend machen. Eine Heldenthat, die man

man mehr bewundern als nachahmen kann. Unterdeßen war doch das Beispiel von Ausschweifungen dieser Art, welches der König gab, für seine Unterthanen nur zu verführerisch und gefährlich; ihm selbst raubten sie oft die nöthige Ruhe des Geistes: und es kann schwerlich geleugnet werden, daß sie ihn auch bisweilen gehindert haben, sich noch höher empor zu schwingen. Man kann deswegen, ohne viel für ihn zu gewinnen, immer zugeben, daß diese Leidenschaft seinen Charakter empfindlicher, sanfter und wohlwollender gemacht habe.

Diesen hat Henault in der Kürze richtig geschildert: „Heinrich, sagt er, verband mit einer un„gemeinen Offenherzigkeit die feinste Staatskunst, „mit den erhabensten Gesinnungen eine reizende Ein„falt der Sitten, und mit der Tapferkeit eines Sol„daten eine unerschöpfliche Menschenliebe. Er fand „dasjenige, was die großen Männer bildet, und sie „davor erkläret: Hindernisse zu überwinden, Gefah„ren zu übersteigen, und sonderlich Widersacher, wel„che seiner würdig waren."

In der ganzen Geschichte sieht ihm niemand ähnlicher als Julius Cäsar. Einerley Ueberfluß von Gnade und Gütigkeit; einerley Leichtigkeit ihren Feinden zu verzeihen, und oft zu ihrem eigenen Schaden; einerley kriegerische Ehre und große Thaten; eine völlig gleiche Heftigkeit der Liebe gegen das Frauenzimmer, und einerley unglücklicher Todt, ist beyden eigen. Aber Heinrich eroberte eine Krone die ihm gebührte, und machte sein Reich glücklich. Cäsar hingegen raubte seinem Vaterlande die Freyheit, und führte nur seinem Ehrgeize zu Gefallen Kriege.

Ver-

Vergleicht man mit Heinrichen seinen Enckel Ludwig den XIV. dem man ebenfals den Nahmen des Großen beygelegt hat: so verliert dieser sehr viel dabey; ob ihm gleich noch vor seinem Großvater manche nüzliche Einrichtungen und Verbesserungen im Staate als sein Eigenthum und Vorzug übrig bleiben. Heinrichs Haupttugenden waren Güte und Aufrichtigkeit: bey Ludwigen war ein ungemessener Ehrgeiz fast jeder fürstlichen Tugend hinderlich. Heinrich that alles durch sich selbst; Ludwig das meiste durch seine Staatsbedienten und Feldherren. Jener führte nur gezwungen Kriege; dieser erregte aus Eroberungssucht immer neue. Heinrich beschüzte die Reformirten: er machte sie zu ruhigen und brauchbaren Unterthanen; Ludwig verfolgte sie aus falschem Eifer mit Grausamkeit, und half durch ihre Verjagung fremde Länder bevölckern. Endlich hat Heinrich, nach einer kurzen ruhigen Regierung, und nach einer langen Verwirrung des Reichs, große Schäze; Ludwig aber nach einer langen glücklichen Regierung, und einem blühenden Zustande von Franckreich, ungeheure Schulden hinterlassen.

Man sagt, daß die Könige von Franckreich sich seit dem traurigen Ende der beyden Heinriche scheuen, diesen Nahmen zu führen. So warnete man ehemals den Lucullus, keine Schlacht an einem Tage zu liefern, der vor langer Zeit durch eine gänzliche Niederlage für die Römer unglücklich geworden war. Lucullus antwortete: „Ich aber will diesen Tag für die Römer glücklich machen;“ und er hielt sein Versprechen. Ein Französischer König sollte mit gleichem Muthe sagen: Ich will den Nahmen Heinrich zum zweitenmale für Franckreich glücklich machen.

* * *

Die Nachrichten des Herzogs von Sülly, und so viele darunter befindliche Briefe Heinrichs IV. sind die vornehmste Quelle der Lebensgeschichte dieses Königes. Sie sind ein wahrer Schatz für Könige und Staatsmänner, für alle Freunde der Geschichte, welche darinne mehr als bloße Begebenheiten suchen. Die weitschweifige Schreibart dieser Nachrichten wird durch den Ton von Redlichkeit, welcher in denselben herrscht, und durch so viele andere Vorzüge, bald erträglich. Bey der ersten Ausgabe dieser Lebensbeschreibung, habe ich eine von den ältern Ausgaben dieser Nachrichten gebraucht, die sich auf der Rathsbibliothek zu Leipzig befindet, und ganz die ächte Gestalt hat, welche ihr Sülly selbst, oder unter seiner Aufsicht seine Geheimschreiber gegeben haben. Als ich nachher Heinrichs Leben von neuem bearbeitete, und diese Nachrichten völlig durchlas, bediente ich mich der Ausgabe vom Jahr 1768. die in neun Oktavbänden unter der Aufschrift London, aber eigentlich in Franckreich, herausgekommen ist. Sie ist zwar von einem sehr partheyischen Freunde der Jesuiten besorgt worden, der diesen Nachrichten eine andere Ordnung gegeben, vieles aus denselben weggelassen, manches hinzugesezt, zuweilen auch ihre Zuverläßigkeit bestritten, alles aber in einen ganz neuen Vortrag eingekleidet hat. Doch sind seine Erläuterungen und Zusäze großentheils brauchbar; es ist auch der neunte Band von einem andern Gelehrten hinzugefügt worden, und dient zum Verwahrungsmittel gegen die Partheylichkeit des erstern. Nach dieser Ausgabe, in welcher man freylich den alten ehrwürdigen Sülly nicht mehr erkennt, ist die deutsche Uebersezung seiner Nachrichten abgefaßt worden, welche seit einigen Jahren

ren in der Schweiz erscheint. Jezt, bey der dritten Ausgabe dieser Lebensbeschreibung, besize ich die Originalausgabe selbst von den ersten beyden bis ins Jahr 1605. reichenden Theilen dieser Mémoires, welche Sülly auf seinem Schloße dieses Nahmens, unter der Aufschrift, à Amstelredam, ohne angegebene Jahrzahl, und mit dem Titel: Mémoires des sages et royalles Oeconomies d'Estat, domestiques, politiques et militaires de Henry le Grand, &c. in Folio drucken ließ. Man nennt diese Ausgabe von den grünen Figuren auf dem Titel, l'Edition verte, und sie wird nicht bloß wegen ihrer großen Seltenheit; sondern hauptsächlich, weil alle folgende von derselben sehr abweichen, besonders geschäzt.

Den Nachrichten dieses großen und weisen Staatsbedienten Heinrichs IV. kann man gewißermaaßen die Schriften seines berühmten Feldherrn, und oft auch seines Lieblings, Theodor Agrippa d'Aubigne, an die Seite sezen, der, fast noch eifriger als Sülly, für die Reformirte Religion, auch gelehrter als dieser, sich durch die kühnsten Unternehmungen hervorthat. Er starb im Jahr 1630 zu Genf in einem Alter von achtzig Jahren, nachdem er genöthigt worden war, sich aus Franckreich zu flüchten. Dieses Schicksal zog ihm die ungemeine Freymüthigkeit zu, die er, wie stets in seinem Leben, auch in seiner Histoire Vniverselle beobachtete, welche er auf seinem Schloße Mailly, vom Jahr 1616 bis 1620. in drey kleinen Foliobänden drucken ließ. Es ist eigentlich eine Französische Geschichte vom Jahr 1550 bis zu Heinrichs IV. Tode. Der Hof fand sich durch so viele dreiste Wahrheiten, die in derselben vorkommen, dergestalt beleidigt, daß er das Buch öffentlich verbrennen ließ. Außer dieser sehr seltenen Ausgabe, die

ich gleichfals besize, ist es auch zu Amsterdam im J. 1626 in Folio herausgekommen. Damit muß man die Mémoires de la Vie de *Theod. Agr. d'Aubigné*, Ayeul de Mad. de Maintenon, écrits par lui-même, &c. à Amsterdam, 1731. in groß Duodez, die auch vor einiger Zeit ins Deutsche übersezt worden sind, verbinden. Beide Bücher enthalten eine Menge Nachrichten zu Heinrichs Leben, die man anderwärts nicht findet; manche darunter auch nicht zum Vortheil seines Charakters in seinen frühern Jahren. Aber um dieselben richtig zu gebrauchen, muß man sich stets erinnern, daß D'Aubigne zur beißenden Satyre sehr geneigt, ohngeachtet seiner Offenherzigkeit nicht ohne kleine Ränke war, und Heinrichen nicht so vertraut und tief durchdringend bis an sein Ende kannte, wie Sully.

Pierre Mathieu, welchem Heinrich selbst Nachrichten zu seiner Geschichte ertheilte; Le Grain, Etoile, und andere gleichzeitige Schriftsteller, sind bey dieser Geschichte sehr brauchbar; aber keiner darunter ist eigentlich ein Geschichtschreiber von hohem Range.

Der große De Thou, der wegen seines Zeitalters auch unter dieselben gehöret, verlangt doch seine besondere Stelle. Seine vortreffliche allgemeine Geschichte geht nur bis zum Jahr 1606; sie hat aber am Nic. Rigault einen nicht unwürdigen Fortsezer bis an Heinrichs Todt bekommen.

Die beste Lebensbeschreibung von Heinrich IV. ist noch immer diejenige, welche der Erzbischof von Paris, Perefixe, aufgesezt hat, die auch bereits im vorigen Jahrhunderte, und wiederum im Jahr 1753. in unsere Sprache übersezt worden ist. Er kennt diesen

diesen Herrn überaus wohl, und macht, daß ihn die Leser lieben und verehren. Seinen Glauben an die Astrologie, seinen Eifer für die Römischcatholische Religion, zuweilen einen Mangel am Geschmack, und seine oft langweilige moralische Betrachtungen, kann man ihm, als einem Prälaten des vorigen Jahrhunderts, leicht vergeben.

Die Französische Geschichte des Mezeray ist hier ebenfals ein ziemlich gutes Hülfsmittel. Dieser Schriftsteller verschweigt uns nichts, was er erfahren konnte; er urtheilt ungescheut und aufrichtig, so weit seine Einsichten reichen, ist auch bisweilen satyrisch und heftig; freylich aber nicht immer am rechten Orte: wenn es anders der Geschichtschreiber irgendwo seyn darf.

Allein der Jesuit Daniel, in seiner Geschichte von Franckreich, ist nur ein weitläufiger und auf mehr als eine Art partheyischer Erzähler von Heinrichs vornehmsten Verrichtungen. Voltaire hat sehr wohl gesagt: „Wenn man Heinrichs Leben beym Da-„niel lieset, so erstaunet man ganz, daß man ihn „nicht als einen großen Mann findet.“

Dagegen bringt Bayle in seinem Dictionnaire historique & critique, im Artikel Henri IV. einige lesenswürdige Bemerckungen und Untersuchungen über diesen König vor. Manches darunter ist, nach seiner Gewohnheit, mehr sonderbar als lehrreich; er hätte in dieser Lebensgeschichte noch viel mehr Stoff für seinen Scharfsinn und seine freye Beurtheilung finden können.

Eben so macht der Präsident Henault in seinem meisterhaften chronologischen Auszuge aus der Französischen Geschichte, zwar viele schöne Anmerckungen

über diesen König; aber an manchen Stellen sagt er doch viel zu wenig. Er kommt auf den Todt des Königs: und hier erwartet man einen Schriftsteller von solcher Einsicht, der sich in der bündigsten Kürze zu zeigen weiß. „Heinrich der vierte, sagt er, „wird ermordet," — und alles, was er noch dazu sezt, ist folgendes: „er hatte in seiner Kutsche „die Herren von Epernon, von Montbazon, von „Lavardin, von Roquelaure, De La Force, „von Liencourt und von Mirebeau." Und wenn noch sechs andere darinne gesessen hätten, so ist an ihnen allen der Nachwelt bey diesem Vorfall nichts gelegen.

Was Voltaire in seinem Versuche einer Allgemeinen Geschichte über Heinrich den Vierten geschrieben hat, ist in der Kürze sehr unterrichtend. Wenn man erst durch andere Hülfsmittel die historische Wahrheit ausgemacht hat: so können die Betrachtungen dieses Schriftstellers über die Geschichte überaus wohl genüzt werden. Sein Heldengedicht auf Heinrich den Vierten (la Henriade) wird zwar nicht als ein Muster von Gedichten dieser Art auf die Nachwelt kommen; aber als eine glänzende Sammlung von lebhaften und rührenden Bildern, wird es vermuthlich stets gelesen werden.

Erst im Jahr 1766. hat Herr De Büry zu Paris eine Lebensbeschreibung von Heinrich dem Vierten in vier Duodezbänden herausgegeben. Ich habe sie mit Nutzen gebraucht, weil sie einen Auszug aus allen vorhergehenden Geschichtschreibern enthält. Sie ist auch ordentlich und angenehm geschrieben. Heinrichs Bild, das vor der ersten Ausgabe dieser Biographie steht, ist aus derselben genommen: und

auf-

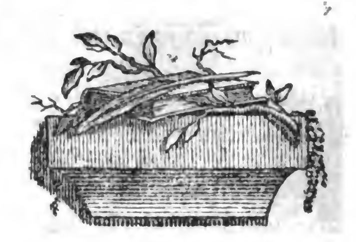
außerdem findet man darinne fein gestochene Abbildungen von den größten Männern unter der Regierung dieses Herrn, von seiner zweyten Gemahlinn, und von seinen Geliebten. Aber eben dieses Buch hat den Fehler der meisten Französischen Lebensbeschreibungen: es ist zugleich eine Geschichte von Franckreich; nicht bloß Heinrichs Leben. Es ist nicht einmal so vollständig, als das kleine Werck des Perefixe, dem es am meisten zu dancken hat, nicht so starck im Ausdrucke, noch so lehrreich und patriotisch. De Bůry verschweigt oder verstellt alles, was Heinrichen als einem Reformirten Ehre macht; was seine wahre Ueberzeugung von seiner ersten Religion beweiset. Er begeht sogar Fehler wider die Geschichte und Erdbeschreibung, unter welche dieser für einen Pariser unverzeihliche gehört, daß er Jvry, den Ort einer so berühmten Schlacht, an die Seine versezt. Seine Betrachtungen über die Geschichte sind weder häuffig, noch erheblich, und viele Stellen können der Partheylichkeit überführt werden.

Es ist zu wünschen, daß die Sammlung eigenhändiger Briefe Heinrichs des IV. welche der Staatsminister Graf von Argenson dem Präsidenten Henault hinterlassen hat, und von welchen dieser einige in dem Mercure de France hat drucken lassen, ganz zum Vorschein kommen möge. Aus einigen Stellen der Anmerckungen zu der neuen Ausgabe von den Nachrichten des Sülly, muß ich schließen, daß solches auch bereits geschehen sey. Vor kurzem ist in Herrn Goeckingks Journal von und für Deutschland, J. 1784. noch ein anderer Schaz dieser Art, nemlich über hundert ungedruckte Briefe Heinrichs IV. welche der durch seine Schriften berühmte Französische General Baron Zurlauben in Zug besizt, bekannt gemacht worden.

Die Sammlung: Lettres d'*Henry* IV. welche im Jahr 1733. zu Amsterdam in zween Octavbänden gedruckt worden ist, enthält mehrentheils Briefe der Staatsbedienten dieses Herrn an seinen Gesandten in England, vom Jahr 1606. bis 1611. und macht eine zuverläßige Erläuterung dieses Zeitraumis aus. Noch weniger dürfen hier Les Negociations de M. le Président *Jeannin*, à Leyde 1695. Tomes III. 12. und besonders die Lettres du Cardinal d'*Ossat*, avec des Notes historiques et politiques de M. *Amelot de la Houssaye*, à Amsterdam, Tomes V. 12. vergessen werden.

Einige sehr schön und wizig abgefaßte Schriften der Franzosen in den neuesten Jahren über Heinrich IV. wie das Eloge de *Henry* IV. par Mr. *de la Harpe*, à Paris, 1769. 8. sind angenehme und zum Theil rührende Beiträge zur Beredsamkeit und Dichtkunst; aber nicht zur eigentlichen Geschichte.

Ende des ersten Theils.





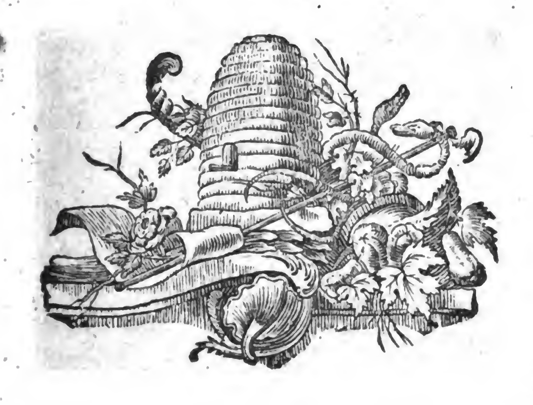
D. Berger sculpsit Berolini 1772.

Allgemeine
Biographie

von

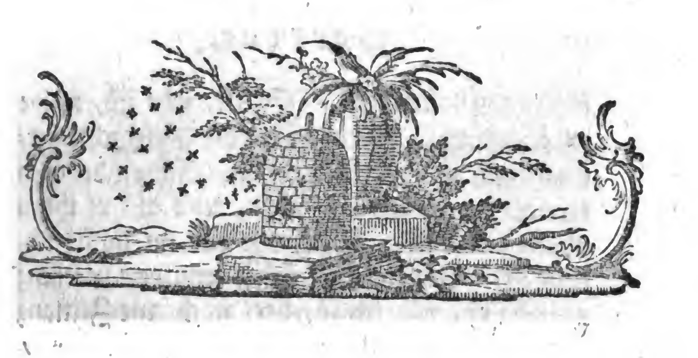
Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Zweyter Theil.



Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.

Berlin,
verlegts August Mylius.
1772.



Vorrede
zur ersten Auflage.

Nicht, um meine Danckbarkeit gegen die Lobsprüche zu bezeigen, welche man dem Anfange dieses Wercks beygelegt hat; auch nicht, um jeden Tadel, den man unter dieselben gemischt hat, zu beantworten, schreibe ich diese Vorrede. Beydes ist in meinen Augen unnöthig: denn man weiß wohl, wie zufrieden ein Schriftsteller sey, wenn man ihm sagt, daß er seine Arbeit nicht umsonst verschwendet habe, und auf der andern Seite verlangt man nicht von ihm, zu beweisen, daß er niemals irren und fehlen könne. Beydes verrathet aber auch, wenn es gleich nicht jedermann glauben will, eine herrschende Eigenliebe. Ich habe bessere Ursachen, warum ich meine Leser bey dem Eingange zu diesem Theil

 etwas

etwas aufhalten will. Es ist, sehe ich, meine Bestimmung, Bücher über die Geschichte herauszugeben: mehrere, größere, geschwinder nach einander, als ich wünschte, und als es ihnen vortheilhaft ist. Noch vor kurzem hoffte ich, diese strengere Verbindlichkeit gemildert zu sehen; aber da sie, wie ich fürchte, noch eine Zeitlang fortdauern dürfte: so habe ich mir wenigstens gewisse Geseze vorgeschrieben, nach welchen ich die Feder führen will, und sie stehen mit den eigenthümlichen Regeln dieser Biographie in einer so genauen Verbindung, daß ich von denselben hier sehr bequem reden kann. Außerdem halte ich es vor nöthig, auch das Verhalten anzuzeigen, das ich stets bey der verschiedenen Aufnahme, welche diese und andere meiner Schriften finden dürften, beobachten werde. Das vernünftige Verhalten bey einer solchen Gelegenheit, könnte man dencken, ist schon lange festgesezt; allein man kann nicht hinzu setzen: und man trifft bey der Ausübung desselben keine Schwierigkeiten an.

Ich schreibe weder um Ruhm zu erlangen, noch um neue Entdeckungen in der Geschichte vorzutragen. Zu beyden Absichten gehört eine Vollkommenheit und Uebung, die nicht einmal immer in einem reifern Alter erworben wird. In jüngern Jahren sollten wir eigentlich die Geschichte niemals, oder doch sehr selten beschreiben, weil sie eben sowohl eine ausnehmende Klugheit voraussezt, als sie selbst eine Lehrerinn derselben heißt. Offenherzig zu reden, ich

ich schreibe von dieser Wissenschaft was ich weiß; was ich täglich durch fremde und eigene Untersuchungen darinne lerne; dasjenige insonderheit, was mich in derselben vorzüglich unterrichtet und rühret, und was sich für den größern Theil der Leser am meisten schickt; ich suche vor allen Dingen Wahrheit, forsche nach, ob sie durchgängig erkannt worden, lange verdunckelt gewesen, oder wieder vergessen worden ist, und nach dieser Prüfung wähle oder bilde ich meine Erzählungen. Da ich jezt nicht alle meine Endzwecke nennen kann, so begnüge ich mich daran, zu gestehen, daß ich gerne das lehrreichste und menschlichste Vergnügen, dasjenige also, welches aus der genauern Geschichte des Menschen, seiner Bestimmungen, Fähigkeiten und Gaben, seiner Einsichten, Entwürfe, Absichten und Leidenschaften, der unendlich verschiedenen Wege, welche er zu betreten oder aufzusuchen pflegt, der eben so unzählichen Stellungen und Schicksale, in welchen ihn eine weise Vorsehung auf der Welt sehen läßt, seiner Tugenden, Verdienste und Schwachheiten, insonderheit auch des mannichfaltigen Lichtes, welches ihm der Himmel zu seiner Glückseeligkeit angezündet hat, und aller Arten des Gebrauchs oder Mißbrauchs, den er davon angestellet hat, entspringt und unerschöpflich fließt; daß ich dieses Vergnügen in sehr viele Gegenden der Welt leiten, ja, wenn es möglich wäre, ausschütten wollte. Die Geschichte ist gleichsam so gutwillig, daß sie sich

leicht dazu nüzen läßt. Ich bin kein scharfsichtigerer Kenner derselben als andere, die zugleich mit mir leben. Jeder mittelmäßiger Gelehrter, der die Quellen der Geschichte gelesen, mit einiger Schärfe geprüft, nachgedacht und gewählt hat, der außerdem Reinigkeit, Anstand und Einfalt in seiner Schreibart zu verbinden weiß, kann eben solche Lebensbeschreibungen und Bücher als die meinigen sind, und noch bessere, täglich schreiben. Woher kommt es also, daß meine Schriften einen ungleich größern Beyfall erlangt haben, als ich erwartete, oder nur wünschen konnte? Zu meiner Beschämung muß ich antworten: weil ich — so viel liegt daran früh zu kommen, — einer der ersten unter uns gewesen bin, der historische Versuche dieser Art gewagt hat. Allein derjenige, der sich in der ersten Reihe befindet, muß immer befürchten, von den folgenden übertroffen zu werden, weil sie mit geringem Bestreben über ihn wegsehen können.

Es ist einem Schriftsteller vergönnt, das Lob gelehrter und durch einen feinen Geschmack bekannter Männer, als eine schmeichelhafte Belohnung seiner Mühe, noch mehr als eine Aufmunterung zu einer größern Anstrengung seiner Kräfte, anzusehen. Aber stolz darauf zu seyn, sich vor unverbesserlich, ja nur der Vollkommenheit nahe, deswegen zu halten, ist ihm nicht erlaubt. Man hat vielleicht sein Buch nur von gewissen Seiten betrachtet, die ihm Ehre machen; der beurtheilende Leser wird zuweilen überrascht,

rascht, und besinnt sich erst späte wieder, daß er sich durch nichts blenden lassen soll; auch sind zwar rühmliche Zeugnisse von seiner Arbeit abgelegt worden; allein wer kann ihm sagen, daß tausend andere Stimmen, die er nicht höret, eben so ausgefallen sind? Alle Kunstrichter und alle Leser Eines Zeitraums können noch das Siegel der Unsterblichkeit, ja nicht einmal der Wahrheit und Vortrefflichkeit auf ein Werck nicht drucken. Wir, die wir Schriftsteller heißen, werden endlich alle mit den alten Egyptischen Königen vor jenes furchtbare Gerichte kommen, das den Ausspruch thun wird, ob wir zu den Mumien ruhmwürdiger Vorfahren beygesezt, oder weggeworfen werden sollen: vor das Gerichte der Nachwelt. Für viele unter uns ist es ein wahres Unglück, daß sie nur Lobeserhebungen suchen, und zum Theil in einem sehr reichlichem Maaße erhalten. Ihre Zeitgenossen werden dadurch betäubt; sie selbst glauben dieselben ohne alle Einschränckung, und vielleicht noch größere, zu verdienen; allein den Tag nach ihrem Tode streicht man die Hälfte derselben aus.

Ein Tadel, dessen Gründe ich einsehen kann, ist für mich, so ferne ich ein Schriftsteller bin, der wichtigste Dienst. Ich verachte denjenigen, der nichts weiter als entscheidend ist, mich an einen besondern Geschmack oder an unerwiesene Meinungen fesseln will. Spricht er aber mit dem Scheine des Rechtes, so darf ich doch noch immer untersuchen, ob ich ihn auch verdiene.

 Dar-

Darauf bin ich zwar, und gewisser Ursachen wegen, mehr als andere, vorbereitet, daß man Fehler in meinen Schriften finden wird. Ich bedaure es oft, daß die Vorlesungen noch nicht bekannt gemachter Wercke, welche bey den Alten unter dem Namen der Recitationen so berühmt waren, wie so viele andere Mittel, durch welche sie ihre Schriften der Nachwelt würdig machten, untergegangen sind; daß wir erst die ganze Welt durch den Druck fragen müssen, ob unser Buch sich ein längeres Leben, als wir selbst, versprechen könne; daß die gelehrten Gesellschaften, in welchen jene Vorlesungen am füglichsten hergestellt werden könnten, ihrer ersten Anlage nach dieser Absicht zuwider sind; daß ich endlich, wenn gleich diese Hülfe zur Ausbesserung, Glättung und Verschönerung meiner Schriften von neuem angeboten würde, mich doch derselben bey den Umständen, unter welchen ich schreibe, kaum bedienen könnte. Es bleibt mir also nur übrig, ohne Nachsicht gegen mich selbst zu seyn.

Ich habe es zuweilen in der Stille zu meiner Belustigung versucht, alles ohne Ausnahme, was man in meinen Schriften getadelt hat, zu vertheidigen. Man hat zu viele Muster hierinne, als daß dieses mißlingen sollte; es giebt Wendungen, durch welche man der gerechtesten Beschuldigung von Fehlern ausweichen kann, und wie viele Leser sind im Stande Richter abzugeben! Aber diese Künste werde ich niemals

aus-

ausüben. Erkenne ich geirrt zu haben, so werde ich ohne Weitläuftigkeit das Geständniß davon unter die Verbesserungen am Ende des folgenden Theils sezen, oder die nöthige Veränderung in einer neuen Ausgabe anbringen; da ich überhaupt glaube, daß die Berichtigung unserer Schriften, auch wenn wir nicht daran erinnert werden, unaufhörlich fortgehen, und nicht weniger den Ausdruck als die Sachen selbst betreffen sollte. Vor einiger Zeit war ich ziemlich geneigt, mich keiner einzigen getadelten Stelle in meinen Büchern anzunehmen, sollte ich auch nur drey Worte brauchen, um sie zu rechtfertigen. Kenner, dachte ich, sehen ohnedieß dasjenige sogleich, was ich für mich anführen kann, und andere können weder den Tadel noch die Vertheidigung beurtheilen. Allein diese Sorglosigkeit würde nicht allein dem Buche nachtheilig seyn, sondern auch eine zu geringe Achtung gegen scharfsinnige und gelehrte Männer, die es geprüft haben, verrathen. Wenn ich unterdessen suchen werde, gewisse Nachrichten, Urtheile und Vorstellungsarten, welche diesen Kunstrichtern nicht gefallen, dennoch bey ihrem Platze zu schützen: so wird mich hierinne der Geist des Widerspruchs und des Eigensinnes niemals regieren; ich werde in dem Maaße meiner Einsichten und meines Geschmacks allein die Ursachen dazu finden. Manchmal werde ich mit Zuversicht und Ueberzeugung reden; noch öfter aber werde ich meine Vertheidigung als Zweifel

gegen die Gültigkeit des gefällten Urtheils vortragen: dann wird sie eine Berufung von einem niedern Richter an das höchste Gerichte der Schriftsteller seyn, und vielleicht erfahre ich nie, ob sie angenommen oder verworfen sey. Immer wird es meine vornehmste Absicht bleiben, daß durch diese Bemühungen die Wahrheit und Brauchbarkeit der Geschichtskunde etwas gewinne. Ob mein Tadler recht behalte, oder ich, daran ist würcklich sehr wenig gelegen; aber daß die Geschichte nichts von ihrer Ehre und Würde verliere, dafür müssen wir beyde sorgen.

Je mehr ich die Absichten und Grundsäze entwickele, nach welchen ich schreibe, desto weniger werde ich vermuthlich nöthig haben, mich künftig zu vertheidigen; kürzer werde ich es gewiß thun können. Dem gegenwärtigen Buche sind insonderheit Erläuterungen von mehr als Einer Gattung nöthig. Die Wahl der Personen, deren Leben ich darinne zu beschreiben gedencke, hat nicht völlig gefallen. Man wünscht, daß ich dasselbe ganz der deutschen Geschichte wiedmen, oder doch aus der alten und ausländischen nur solche Männer abschildern möchte, deren Züge noch zerstreuet in den alten Denckmalen herumliegen. Ich will hier nicht antworten, daß die Aufschrift und der Entwurf von diesem Wercke eine solche Einschränckung nicht mehr verstatten. Ich erkenne auch ungemein lebhaft, wie sehr ich schuldig sey, für mein Vater-

terland hauptsächlich zu arbeiten; wie reich dasselbe, auch von dieser Seite, sey, wenn man seine Schätze nur brauchen will. Aber alle Hindernisse ungerechnet, welche in der ältern deutschen Geschichte von der Beschaffenheit ihrer Schriftsteller, in der neuern hingegen von dem fast unvermeidlichen Verdachte der Partheylichkeit, und andern noch mehr versteckten Ursachen entstehen: so reißt mich eine unwiderstehliche Neigung zu der Geschichte des Alterthums hin. Wollte man durchaus eine Scheidewand zwischen ihr und mir ziehen, so würde man mir besonders eine der schönsten Gelegenheiten entreissen, die gute historische Methode immer besser kennen zu lernen: denn man merckt wohl, daß die Geschichtschreiber der alten Historie mich vorzüglich bey derselben zurückhalten.

Aber eben diese, sagt man vielleicht, sollten einen neuern Biographen abschrecken, sich auf einerley Felde mit ihnen zu zeigen. Die großen Männer des Alterthums sind von ihnen schon glücklicher gezeichnet worden, als daß man mehr Wahrheit oder mehr Kunst zu ihren Bildern sezen könnte. Auch ich dencke hierüber fast auf gleiche Art; und dennoch glaube ich, daß man in gewissen Fällen auch sehr gut beschriebene Leben noch einmal bearbeiten dürfe. Jede Nation hat ihre eigenthümlichen Vorurtheile, die in ihre sonst vielleicht sehr richtige Denckungsart eingewebt sind; ein jedes Zeitalter hat eben sowohl

die

die seinigen. Sind es nicht Vorurtheile im strengern Verstande; so wird es doch ein Hang auf gewisse besondere Seiten, ein herrschender Geschmack in Ansehung der Religion, der Sitten, des Witzes, der Gelehrsamkeit, oft auch in Absicht auf die Staatsverfassung, die Mittel ein Land glücklich zu machen, und hundert andere untergeordnete Begriffe, seyn. Einzele Schriftsteller nehmen nicht nur eben diese Vorurtheile an; sondern sie vermehren dieselben auch mit andern, die nur innerhalb der Gränzen ihres Geistes wachsen. Daher kann man von dem Leben großer und berühmter Männer aus Einem Schriftsteller sehr selten eine vollkommen wahre und sichere Vorstellung ziehen; er müßte denn die Stimmen mehrerer Zeiten und Völcker mit einer gewissenhaften Aufrichtigkeit gebraucht haben. Ueberhaupt erhält ein Theil der Geschichte nicht anders eine unpartheyische Abbildung, als wenn Schriftsteller aus mehrern Nationen sich mit demselben beschäftigen; die einheimischen zuerst, nach ihnen die ausländischen. Die Franzosen wundern sich zum Theil in unsern Zeiten, daß man in Deutschland und andern Ländern **Ludwig dem Vierzehnten** den Nahmen eines großen Fürsten nicht mehr zugestehen will, und sie schreiben dieses wohl gar einem geheimen Hasse gegen denselben zu. Die wahre Ursache davon fließt gerade aus der entgegen stehenden Quelle. Der alte Haß, zu welchem dieser König den benachbarten Völckern so viele Gelegenheit gab,

ist

ist verloschen: so lange derselbe noch brannte, ließen sie ihm wegen seiner guten Eigenschaften und Verdienste eben so wenig Gerechtigkeit wiederfahren, als Franckreich seine großen Fehler erkannte. Allein nachdem die Ausländer angefangen haben, seine Geschichte mit kaltem Blute zu untersuchen, lernen sie nach und nach zwischen dem Jahrhunderte Ludwigs des Vierzehnten und den Schmähschriften, durch welche man ihn angegriffen hat, in der Mitte stehen. Seine eigene Nation betrachtet ihn noch jezt nicht aus diesem Standorte, ob sie gleich sehr lesenswürdige Nachrichten von seinem Leben geschrieben hat.

Wenn ich den Inhalt dieser Biographie von verschiedenen Völckern entlehne, so vermeide ich nicht nur die Einförmigkeit der Erzählung, wiewohl ich mich vor dieser am wenigsten fürchten dürfte, wenn ich gleich immer in Deutschland bliebe; ich hoffe alsdenn auch eine wichtige Absicht der Geschichte zu befördern. Ich und meine Leser, wir reisen: und das historische Reisen ist den meisten unter uns noch dienlicher als dasjenige, welches auf dem Postwagen angestellt wird. Wir lieben unser Vaterland; aber so lange wir die Vortheile und Sitten anderer Länder nicht kennen, bleiben wir sehr kurzsichtig: wir bewundern nur unser Eigenthum, und finden uns fast unverbesserlich. Die großen Männer anderer Nationen erleichtern uns die Bekanntschaft

mit

mit uns selbst auf die angenehmste Art; ja unser Stolz erkühnt sich nicht einmal, darüber Klagen zu führen.

Alles dieses ohngeachtet habe ich doch, wenn man scharf in mich dringen will, gewissermaßen Unrecht. Wollen wir den Ausländern nicht lächerlich und verächtlich vorkommen, so dürfen wir nicht als Knaben und Schüler reisen, die ihr Vaterland noch nicht kennen, und doch bereits fremde Völcker in Augenschein nehmen. Man kann auf gleiche Art sagen: Wir haben noch so wenig zur Ehre und Ausbreitung der deutschen Geschichte: so wenig für diejenigen von unserer Nation, welche dieselbe lesen wollen, ohne dadurch gelehrt zu werden, wohl aber um patriotisch dencken zu lernen; auch noch so wenig für Fremde geschrieben, welche die großen Deutschen von uns selbst geschildert lesen möchten: und gleichwohl tragen wir die auswärtige Geschichte unermüdet in unsere Wercke über. Wir wollen uns immer noch erst eine Zeitlang zu Hause umsehen, bis wir die Fremden so häuffig in unser Vaterland einführen. — Gerührt von diesen Vorwürfen und Ermahnungen, hätte ich vielleicht in diesem Theile mehrere Deutsche auftreten lassen, wenn mir nicht die Wahl, sobald sie einen berühmten Mann aus unserer Nation treffen soll, außerordentlich schwer fiele. Ich fühle die Ursachen besser als ich sie sagen kann; von der Zeit und den Umständen meines

Lebens

Lebens erwarte ich am meisten, daß sie gehoben werden.

Die Freyheit unterdessen, welche ich mir in Absicht auf die Personen ausbitte, deren Leben ich künftig erzählen dürfte, diese will ich keineswegs auch auf ihre Handlungen und Begebenheiten ausdähnen. Da ich überhaupt bemercke, daß vieles, was ich schreibe, weitläuftiger ausfällt, als es nach meiner Absicht werden sollte: so hat sich mehrmals der Verdacht bey mir geregt, ob diese Lebensbeschreibungen nicht in engere Gränzen eingeschlossen werden müßten. Gebührt es ihnen, von dem häuslichen, eingezogenen und bloß gesellschaftlichen Leben eines großen Mannes zu seinem Leben im Staate nicht nur zuweilen aufzufliegen, sondern sich auch bey diesem lange zu verweilen, und eben sowohl seinen Antheil an der allgemeinen Geschichte seiner Zeit, als seine Privathandlungen ausführlich zu beschreiben? Muß nicht vielmehr der Biograph, wie einer unserer scharfsinnigsten Lehrer der Geschichte sagt, im Bewußtseyn seiner Niedrigkeit, vornemlich nur das Mitglied der menschlichen Gesellschaft, weit weniger aber den Fürsten, den Krieger, den Staatsmann, zeigen? Hierinne, fährt er fort, ist ihm Nepos vorgegangen: dieser erzählt in dem Leben des Miltiades die Schlacht bey Marathon sehr kurz, ob es gleich die größte That dieses Feldherrn war. Andere Ge-

lehrte von großen Gaben und Einsichten erinnern noch besonders, daß man die ausführlichen Nachrichten von Feldzügen, Schlachten und Belagerungen aus der Geschichte verbannen sollte. Sie stellen uns nur das Elend und Unglück der Welt vor: desto weniger verdienen sie den mühsamen Fleiß eines Geschichtschreibers. Wird man sie also wohl in einer Biographie vertragen können?

Man wird sie, antworte ich, und alles, was die allgemeine Geschichte angeht, auch in Lebensbeschreibungen dulden müssen, wenn man die Bestimmungs-Regel nicht verwerfen kann, nach welcher ich diese abfasse, und welche ich hier zur Prüfung vorlege. Das Leben eines Menschen ist der ganze Umfang seiner Thätigkeit und Geschäftigkeit, sie mag vor wenigen Zeugen, oder vor den Augen der Welt in Bewegung gesezt worden seyn. Was er nur erlebt hat, gehört in die Geschichte seines Zeitalters; aber alle beträchtliche Begebenheiten, Versuche und Thaten, die er selbst belebt hat, machen seine eigene Geschichte aus. Sie bloß zu berühren, ist nicht lehrreich genug. Man kann auf diese Art zwar ein Gemählde im Kleinen mit dem Nepos entwerfen, das treffend, angenehm und unterrichtend ist, auch eine starke Uebung für die Kunst abgiebt. Aber wenn man die Menschen, so zu reden, in Lebensgröße mahlen will, so muß man ohngefähr wie

wie Plutarch schreiben. Alsdenn sagt man nicht bloß: dieses hat mein Held gethan, und an diesen allgemeinen Zügen kann man ihn kennen; man geht bey jeder seiner Unternehmungen auf seine Absichten und Bewegungsgründe zurück, so weit man nur einiges Licht vor sich hat; man läßt die Hindernisse sehen, die er besiegt, die Mittel, welche er gebraucht oder in sich selbst gefunden hat: und, um es kurz auszudrücken, man sucht ihn nicht nur in seiner ganzen Größe darzustellen, sondern diese auch begreiflich zu machen. Eben darum nehme ich einen großen Mann aus der Geschichte heraus, um an ihm zu zeigen, wie viel ein einziger Mensch thun könne; wie dieser in allen Auftritten des Lebens gedacht, gehandelt, gearbeitet und gekämpft habe; was er ausgeführt habe, und was ihm mißlungen sey. Betrachte ich ihn meistentheils nur in seiner Familie, oder in einer kleinen Gesellschaft; folge ich ihm nicht bey jedem sehnswürdigen Schritte nach, den er öffentlich gethan hat, so werde ich ihn zwar vielleicht kenntlich machen, aber nicht von allen Seiten. Wenn insonderheit der Hauptsiz eines berühmten Mannes Kriege und Schlachten gewesen sind, würde es wohl eine Lebensbeschreibung von ihm heißen können, wenn ich ihn über denselben nur wegeilen ließe? So wenig man den Charakter und die Verdienste eines Mannes, der noch lebt, völlig übersehen, und also mehr als Beyträge zu seiner Lebensbeschreibung mitthei-

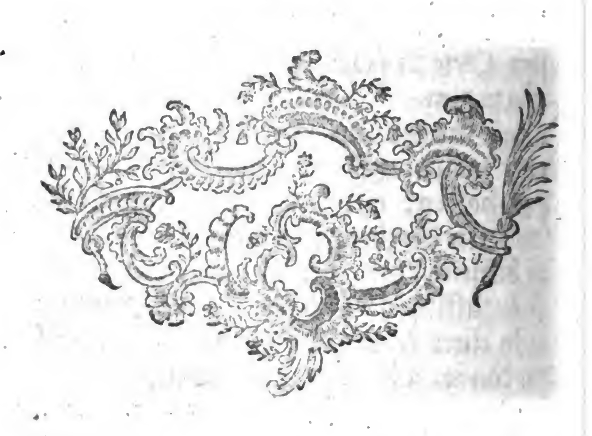
len kann; so wenig will ich mir hingegen, wenn ich ihn wieder ins Leben zurück zu bringen suche, einen der ihm eigenen Züge entwischen lassen.

Zu einem solchen Entwurfe ist mir die Zeitordnung durchaus nothwendig. Wer zweifelt daran? wird man vielleicht fragen. Ich selbst bekam darüber einen kleinen Zweifel, als ich zuerst die Geschichte **Franz des Ersten** von dem Herrn Gaillard las. Dieser sinnreiche und beredte Schriftsteller hat jede große Staatsveränderung und Begebenheit in dem Leben jenes Königs besonders, und in einem ununterbrochenen Zusammenhange, vorgetragen: eine Methode, nach welcher man allerdings die wichtigsten Gegenden eines Lebens geschwinder übersehen und beurtheilen kann. Doch eben diese Methode ist, wie ich glaube, nur in seltnen Fällen brauchbar. In einer Lebensbeschreibung will ich nicht bloß zeigen, was vor große Dinge und wenn sie von einem berühmten Manne verrichtet worden sind; ich will die Leser auch auf den Gang seines Geistes von Jahr zu Jahr, auf das Wachsthum und die verschiedene Richtung desselben, auf die sonderbaren Abwechselungen, welche darinne entstanden sind, endlich auf den Einfluß aufmerksam machen, den frühere Zufälle in seine spätern Handlungen, oft beynahe unmercklich, geäußert haben. Dieses alles werde ich gar nicht, oder nur mit vieler Unbequemlichkeit, leisten können, wenn ich sein

sein Leben nach dessen vornehmsten Auftritten in gewisse Abschnitte zerreiße, die mich bald in die Mitte, bald an das Ende desselben führen. Wenn eine merckwürdige Begebenheit wenige Jahre nach einander aufgeblühet und auch zur Reife gekommen ist, ohne daß andere von gleicher Erheblichkeit dazwischen hervorgeschossen wären: so kann sie zwar mit einigem Rechte in einer Lebensbeschreibung ihren eigenen abgesonderten Platz fordern; allein man verliert dadurch die Verbindung geringerer Vorfälle mit derselben, von welchen doch zuweilen die vortheilhaftesten oder nachtheiligsten Stellungen abhängen.

Ich hatte mir noch vorgenommen, es an eben diesem Orte zu sagen, warum ich jezt anfange, die sogenannten Charaktere, welche man an den Schluß der Lebensbeschreibungen anzuhängen pflegt, meistentheils vor fehlerhaft und unschicklich zu halten; welche Ursachen mich hindern, die einzelen Stellen der Schriftsteller, deren ich mich bediene, bey jeder Begebenheit als Zeugnisse anzuführen; und wie ferne ich glaube, daß man in einer Lebensbeschreibung von sich selbst reden könne, ohne vor eitel und geschwäzig angesehen zu werden. Ich hielte es auch vor nüzlich, einige andere Vorwürfe zu beantworten, welche man den Erzählungen und einzelen Stellen des ersten Theils von diesem Buche gemacht hat, und ich hatte zu dieser Absicht schon so

vielen Vorrath gesammlet, daß derselbe leicht noch einige Blätter gefüllt haben würde. Allein die Zeit, da dieser Theil gänzlich abgedruckt seyn muß, ist schon so nahe, daß ich nichts besseres thun kann, als meine Vorrede plözlich zu schließen, und jenen noch unausgebildeten Vorrath nebst den vorhergedachten Untersuchungen, für eine ähnliche bequeme Gelegenheit aufzubehalten. Unterdessen dancke ich denjenigen Herren in meiner Vaterstadt, welche den Verkauf dieses Buchs untersagt haben, für eine so unerwartete, so wenig verdiente Ehre. Wittenberg, am 2ten October des Jahrs 1768.



Vor-



Vorrede zur zweyten Auflage.

Ob ich gleich alle Mühe angewandt habe, diesem Theile mehr Richtigkeit und Genauigkeit von jeder Art zu verschaffen; so wird man doch nicht finden, daß er sehr beträchtliche Verbesserungen erhalten habe. Dieses heißt nicht so viel, daß er sich nach meinen Einsichten der Vollkommenheit nähere; es zeigt bloß, daß ich nicht viele zu anstößige Fehler darinne gefunden habe. Das Ganze desselben sowohl, als manche einzele Stellen, mögen noch weit genug von der Würde der Geschichte, vielleicht auch besonders von ihrer edeln Einfalt, die ich immer mehr zu erreichen suche, entfernt seyn. Daß die Reden, welche Josephus dem Titus beylegt, und welche man weggewünscht hatte, stehen geblieben sind, kann wohl dadurch gerechtfertigt werden, daß sie wenigstens sehr wahrscheinlich die Gesinnungen dieses Kaysers enthalten; wenn gleich, wie man in unsern Zeiten kaum mehr erinnern darf, der Geschichtschreiber an der Ausbildung derselben den grössern Antheil haben dürfte. Auch erkenne ich willig, daß der Vorwurf des Apollonius an den Titus, (S. 69. 70.) nicht ohne Einschränckung vertheidigt werden könne; aber er wird, da diese so leicht zu bestimmen ist, schwerlich einem schlimmen Mißbrauche unterworfen seyn.

In den Lebensbeschreibungen selbst sind fast keine andere Vermehrungen hinzugekommen, als solche, die man zugleich Verbesserungen nennen kann. Da

aber dieser Theil des Wercks ungleich schwächer als die übrigen an der Zahl der Bogen ist: so hielt ich es vor erlaubt und den Lesern nicht unangenehm, zwo Abhandlungen scharfsinniger Schriftsteller beyzufügen, welche mit dem Inhalte einer allgemeinen Biographie in mercklicher Verwandtschaft stehen. Die eine derselben, des Herrn von Maupertuis Gedancken über die Art das Leben großer Männer zu beschreiben und zu lesen, (im Mercure de France, 1757. Mois de Juin, Part. II.) würde vorzüglich eine Zierde meines Buchs abgegeben haben. Vergebens aber habe ich in Berlin und Leipzig nach der periodischen Schrift getrachtet, in welcher sie allein befindlich zu seyn scheinet, und aus welcher ich sie ehemals selbst, (in den Leipz. Gel. Zeitungen, 1757. S. 650. fg.) kurz angezeigt hatte.

Dagegen wird man den Aufsaz des Grafen Algarotti, welchen ich eingerückt habe, vermuthlich mit Vergnügen lesen. Die Uebersezung desselben, ist auf mein Ersuchen von meinem sehr werthen Freunde, dem Herrn Prof. Klausing in Leipzig verfertigt worden, von dessem langem Aufenthalte in Italien die gelehrte Welt schon so schöne Früchte genossen hat. Es fehlte mir nicht an der kleinen Fertigkeit, die italiänische Urschrift für mich zu verstehen; aber sie für das Publicum zu übersezen, wagte ich desto weniger, da ich einen so guten Beystand in der Nähe hatte. Einige kleine Anmerckungen und Zweifel, welche durch die Gedancken des Grafen Algarotti veranlaßt werden konnten, habe ich gleichwohl weggelassen: theils, weil sie gelehrten und nachdenckenden Lesern ohnedieß beyfallen werden; (wie unter andern bey dem, was der Verfasser von der Beförderung der mathematischen Wissenschaften in Deutschland bemerckt zu haben glaubt,) theils weil ich selbst diesen kurzen Vorbericht, so groß ist meine gegenwärtige Muthlosigkeit zu schreiben und zu arbeiten, kaum aufzusezen im Stande bin. Wittenberg, am lezten Tage des August, im Jahr 1772.

Des



Des

Grafen von Algarotti

Versuch

über die Meinung, daß die großen Genies alle zu einer Zeit zugleich blühen.

Unter den Fragen, welche zur Philologie gehören, ist diejenige wohl eine der artigsten und zugleich schwersten, welche Herr Racine in einer Abhandlung über die Abnahme der Genies zu untersuchen sich vorgenommen hat, und die vor ihm bereits andere aufzulösen vergeblich sich bemühet haben: nemlich, woher es komme, daß die vortreflichsten Leute sowohl in den Künsten als Wissenschaften alle zu einer Zeit zugleich zu blühen pflegen. Es ist unleugbar, sagt er, daß dieses würcklich geschehen sey: in Griechenland zur Zeit **Philipps** und **Alexanders**, welche noch von dem Lobe der **Platonen**, **Demosthenen** und so vieler andern erschallet; in Italien unter der Regierung des **Julius Cäsar**

 und

und Augustus, und nachher unter dem **Julius dem Zweyten** und **Leo dem Zehnten**, und endlich in Franckreich unter der Regierung **Ludwigs des Vierzehnten**, die an vortreflichen Männern von aller Art so fruchtbar gewesen ist. In diesen vier Zeitpuncten entzündeten sich, wie auf einmal, so viele Lichter des Genie, die immer noch scheinen, so daß die vorhergehenden und nachfolgenden Zeiten gewissermaßen mit Finsterniß bedeckt gewesen sind. Herr **Racine** zeiget vornemlich, wie unzulänglich die übrigen Auflösungen dieser Frage sind, die man theils aus physikalischen Ursachen, dergleichen der Einfluß des Himmels zu gewissen besondern Zeiten seyn würde, theils auch aus moralischen Ursachen, als aus der Ruhe und Größe der Staaten, oder aus der Begünstigung der Fürsten hergeleitet hat; und sodann fähret er fort seine eigene Auflösung vorzutragen, welche darinne besteht. Die glückliche Entstehung, sagt er, und das Ansehen eines einzigen grossen Genie, wenn es auf einen guten Weg gebracht wird, ist hinlänglich alle andere, auch sogar diejenigen, welche verschiedene gelehrte Beschäftigungen ergriffen haben, dahin zu führen. Denn da ein jeder, sezt er hinzu, in aller Art von Arbeiten des Geistes sich nach einerley Muster, nemlich nach der Natur bilden muß: so dienet einer dem andern zum Beyspiele, und sie bieten sich wechselsweise die Hand. Auf diese Weise gehen die guten Künste und Wissenschaften alle Einen Weg, und gelangen insgesamt zu Einer Zeit zur Vollkommenheit. Und hierbey führet er den **Corneille** zum Beyspiel an, welcher seiner Meinung nach, weil er die chimärische und falsche Manier seiner Zeit zu dichten verlassen, und in seinen Wercken die rechte und wahre Art gezeiget hat, der Vater so vieler Schriftsteller und Künst-

ler

ler ist, welche die Regierung **Ludwigs des Vierzehnten** so berühmt gemacht haben.

Dieses ist die Auflösung des Herrn **Racine**, welche übrigens von derjenigen nicht sehr unterschieden zu seyn scheinet, die **Addison** im **Zuschauer** darüber gegeben hat. Die Ursache, sagt der englische Schriftsteller, warum zu gewissen Zeiten viele vortrefliche Köpfe in einerley Art von Studien gleichsam Haufenweise erscheinen, ist die Gemeinschaft, die Männer von Genie unter sich haben, wodurch sie einen wechselsweisen Handel ihrer Kenntniße unterhalten. Die Wissenschaft ist gleichsam im Umlaufe, und keine neue Bemerckung oder Aussicht oder Gedanken bleibet in einer einzigen Seele verschlossen, und ist unthätig oder geräth ins Stecken. Auf diese Weise können wir uns durch einen lebendigen Umgang die besondern Arten zu dencken und das besondere Genie anderer zu eigen machen; und das Wahre unter allen seinen verschiedenen Gestalten leicht entdecken. (*) Daher hatte auch Herr **Racine** nicht unrecht,

(*) Der Umgang mit Leuten von feinem Genie ist ein anderer Weg zur Verbessrrung unsers natürlichen Geschmacks. Es ist unmöglich, daß ein Mensch von den größten Talenten eine jede Sache in ihrem ganzen Umfange und in aller Mannigfaltigkeit des Lichts einsehen könnte. Ein jeder macht außer den allgemeinen Bemerckungen, die man über einen Schriftsteller anstellen kann, noch verschiedene Bemerckungen, die seiner eigenen Denckungsart angemessen sind, so daß uns der Umgang ganz natürlich solche Kenntnisse verschaffet, die wir nicht erwarteten, und die uns in den Stand sezen, von den Einsichten und Bemerckungen anderer Leute und von unsern eigenen den besten Gebrauch zu machen. Dieses ist der beste Grund, den ich von der Anmerckung geben kann, die bereits von andern gemacht worden ist, daß Leute von großen Genie in

unrecht, daß er den Satz des Addison allgemein machte, und diesen Handel, den der englische Schriftsteller zwischen den verschiedenen Menschen von einerley Studien annimmt, auf alle Arten von Kenntnissen ausdähnet. Denn ein jeder weiß, daß die Wissenschaften und Künste die genaueste Verbindung und Verwandtschaft unter sich haben, wovon die Natur gewissermaßen die gemeinschaftliche Mutter ist, in wiefern sie theils von Philosophen aufgesucht, theils auch von Künstlern nachgeahmt wird. Und nach den allgemeinen Gründen eben dieser Natur, woraus alle Künste fließen, ist es allerdings wahr, daß ein Maler, der mit einem Dichter umgeht, oder ein vortrefliches Gedicht lieset, sehr schöne Vorstellungen und Einsichten für seine Kunst daraus wird schöpffen können; ja man wird sogar die Regeln der horazischen Dichtkunst mit einer geringen Veränderung auf die Malerey, Bildhauerkunst und Baukunst anwenden können; so wie man guten Theils auch die kurzen Lehrsätze des Hippocrates mit leichter Mühe in eben so viele Regeln der Moral verwandeln könnte. Daher ist es ebenfals vollkommen gegründet, worauf sich Herr Racine vornemlich stützet, daß das Ansehen und Beyspiel allezeit bey den Menschen von größerer Würcksamkeit gewesen sey als die Vernunft; indem diese leztere durch lange und schwere

in einerley Schreibart selten einzeln aufstehen, sondern gemeiniglich zu gewissen Zeiten zugleich und Haufenweise erscheinen; so wie es zu Rom unter der Regierung des Augustus, und in Griechenland zur Zeit des Socrates geschah. Ja ich glaube nicht, daß Corneille, Racine, Boileau, La Fontaine, Brüyere, Le Boßü oder die Daciers so schön würden geschrieben haben, wie es würcklich von ihnen geschehen ist, wenn sie nicht Freunde und Zeitgenossen gewesen wären. Der Zuschauer N. 409. Th. 6.

schwere Wege, die nicht für alle sind, fortgehet, da jene in die Sinne fallen und die Einbildungskraft eines jeden rühren; und vielleicht auch deswegen, weil der Mensch seiner Natur nach zur Nachahmung und zum Wetteifer geneigt ist.

Es ist also der Satz des Herrn Racine an sich einleuchtend, und hat das Ansehen der Wahrheit; allein vielleicht ist er auch nur den Grundsätzen der Philosophie ähnlich, die auf dem ersten Anblick durch ihre Allgemeinheit einnehmen, die man aber hernach wenigstens zum Theil wieder verlassen muß, wenn man sie zum Beweise der besondern Erscheinungen anwenden will. Und in der That kann auch die Stärcke des Beyspiels in den Ländern, wo die Einheit der Regierung statt findet, allgemein würcksam seyn. Da in denselben eine Hauptstadt ist, wohin sich, wie in einen Mittelpunckt, die ganze Stärke des Landes zu ziehen pflegt: so kann diese Stärcke in der Verbindung würcken, und sich hernach in die entfernten Provinzen ausbreiten: und vielleicht ist ein einziger Mensch schon zureichend, seiner Nation und seinem Zeitalter den Weg zu zeigen. Und daher rühret es auch, daß in dem alten Rom alle Arten von Studien fast auf einmal zugleich blüheten: ja durch das Beyspiel von sehr wenigen, welche die Griechen nachzuahmen suchten, wurden sogleich in den Abendländern alle Quellen des Schönen geöfnet. Aus jedem Theile von Italien, und aus jedem Winckel der entferntesten Provinzen kamen die Leute in Rom zusammen, und ein jeder fieng an, an den artigen Sitten und Moden der Stadt Geschmack zu finden. Und so wie der Kaiser den Legionen in den entferntesten Lägern Befehle ertheilte, eben so herrschte Virgil und Cicero, oder ein jeder anderer, der sich durch sein

sein Genie in jener Hauptstadt hervorthat, in den Schulen der Beredsamkeit und der Dichtkunst, in Gallien und in Spanien. Auf gleiche Weise kam in Paris eine jede Gattung von Künsten und Wissenschaften zu einer Zeit hervor, da zween oder drey Franzosen sich bemüheten, die Alten und uns nachzuahmen. Und London selbst sah auch zu einer Zeit die **Addison, Swifte, Locke** und **Newtone** blühen.

Allein in zertheilten Ländern, wie jezt Griechenland und Italien ist, findet der obenerwähnte Grund nicht statt. Lieget nicht von dieser Ungleichheit, so zu sagen, der Grund in den verschiedenen Theilen des Landes darinnen, daß sie von verschiedenen Fürsten beherrschet werden; daß hier die Regierung monarchisch, und dort republicanisch ist; oder daß hier die Soldaten, und dort die Geistlichen herrschen: und daß eine Landschaft einen eingebohrnen Fürsten in ihrem Schooße hat; eine andere aber von einem Herrn regiert wird, der sehr weit entfernt und von unterschiedener Nation und Sprache ist? Es kann also auch unter den mancherley Hauptstädten eines solchen Landes in Ansehung der Sitten und des Genie wenig Gemeinschaft und Einförmigkeit seyn. Ja schon in dem alten Griechenland war die attische Delicatesse nicht vermögend, die Strenge und den Ernst der Spartaner zu mildern, ungeachtet die **Amphiktyonen** das höchste Gericht der gemeinschaftlichen Staatsangelegenheiten ausmachten, und ungeachtet die Opffer und die Spiele die Völcker jener Provinzen von Zeit zu Zeit vereinigten. Daher scheint es, daß in einem zertheilten Lande das Beyspiel einer Stadt eben so wenig Einfluß über eine andere habe, als die Beyspiele von Brüdern

in

in einer unordentlichen Familie über einander vermögen; da hingegen in einem vereinigten Lande das Ansehen der Hauptstadt mit dem Beyspiel eines Vaters gegen seine Kinder in einer wohleingerichteten Familie zu vergleichen seyn möchte. Es würde auch vergeblich seyn, wenn man sagen wollte, daß die gelehrte Republik ein einziges Reich ausmache, welches in verschiedenen Ländern ausgebreitet sey, und daß durch Hülfe einer solchen Gemeinschaft ein vortreflicher französischer Schriftsteller die italiänischen und englischen Schriftsteller durch sein Beyspiel nach sich ziehen könnte. Das Reich des Verstandes ist mehr als ein anderes den Empörungen, Partheyen, Kriegen und Spaltungen unterworfen, und es ist keine Landcharte, worauf man die Hauptstadt der gelehrten Republik finden könnte: es ist vielmehr bekannt, daß in Italien eben zu der Zeit der schlechte Geschmack herrschte, da in Franckreich der gute Geschmack entstund; und die **Archillini** und **Loredani** sind Zeitgenossen der **Boiteau** und **Pascale**. Es kann sich bloß zutragen, daß zwey Länder von der gelehrten Republik aus gewissen besondern und zufälligen Ursachen einerley Studien treiben; wie es vor einiger Zeit in Deutschland und England geschah; wo die mathematischen Wissenschaften, wegen des Streits, der zwischen den Engländern und Deutschen über die Erfindung der Infinitesimalrechnung entstand, zu gleicher Zeit mit großer Hitze getrieben wurden. Ueberdieses ist den wenigen Studien, die von allgemeinem Nutzen sind, der allen in die Augen fällt, so zu sagen, keine Gränze des Staats vorgeschrieben.

Ueberhaupt aber ist und kann die Stärcke des Beyspiels in einem zertheilten Lande nicht so groß

seyn,

seyn, wie Herr **Racine** glaubet. Lange vor den Zeiten **Philipps** und **Alexanders** sahe man, daß in Griechenland der Fortgang des großen Genie, fruchtlos gewesen war, und daß jener, nemlich der göttliche **Homer**, fast ganz allein gelassen worden, der doch nachher der wahre Apoll aller Dichter geworden, den die Musen mehr als jemand anders genähret haben. Und wer hätte wohl sonst, wenn der Satz des Herrn **Racine** als wahr bestehen sollte, bey seiner plözlichen Erscheinung ein größeres Gefolge und einen größeren Schweif nach sich ziehen sollen, als jener Königs der Schriftsteller? Dem ungeachtet vergiengen verschiedene Jahrhunderte, ehe die **Herodotus**, **Sophocles**, **Euripides**, und andere hervortraten, welche unter der Anleitung und Nachahmung desselben aufgewachsen waren. Auf gleiche Weise waren in dem neuern Italien, ungeachtet zu den Zeiten **Julius des Zweyten** und **Leo des Zehnten** die vortreflichsten Männer in den Künsten und Wissenschaften in Menge erschienen, doch bereits zwey Jahrhunderte vorher die **Dante**, **Petrarcha** und **Boccaccio** gewesen, welche gezeigt hatten, was unsere Sprache vermochte. Und gleichwohl war ihr Beyspiel nicht vermögend, aus einem **Giotto** und **Buffalmano** einen **Titian** zu bilden, und es konnte noch weniger den Geschmack an der gothischen Baukunst verändern, der sie in jener Barbarey nach zwey Jahrhunderten hernach erhielt. Eben so nahm auch die Philosophie nicht auf gleiche Weise mit den Künsten zu. In den glücklichen Zeiten des **Leo** war die ächte Physik eine sehr unbekannte Sache, und eben damals als **Marini** die Dichtkunst mit Concetti und Spizfindigkeit verunstaltete, fieng **Galiläi** an, die Physik von den Subtilitäten der Scholastiker zu reinigen, so wie andere eben dasselbe in der

Theo-

Theologie thaten. Die Theilung des Staats verursachte es ebenfalls, daß die Studien in Franckreich nicht insgesamt mit gleichen Schritten fortgiengen, da es unter verschiedenen Fürsten war, so daß während der Zeit, da der mitternächtliche Theil von Franckreich fast ganz in Unwissenheit eingehüllt war, der mittägige Theil die Schule der guten Sitten und der Litteratur ausmachte, woraus auch unsere Toscaner ihre erste Milch gesogen haben. Eben dieses gilt auch von dem ältesten Italien, noch vor den Zeiten der Römer, da die Etruskier gelehrt und in Künsten erfahren waren, wovon noch sehr schöne Denckmäler übrig geblieben sind; und hingegen das Latium nebst dem übrigen Italien außer einigen griechischen Städten, in einer gänzlichen Barbarey lag. Ja in dem Flore des römischen Reichs fehlte es den Italiänern nicht an guten Baumeistern, die solche Denckmäler errichteten, welche der Größe jenes Volcks würdig sind; hingegen in der Bildhauerkunst, Malerey und in der Musik waren sie beinahe Barbaren. Dieses rührte daher, weil die Römer ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Wercke der Feder und des Degens wandten, und jene Künste des bloßen Vergnügens fast gänzlich den Griechen überliessen; so wie die Engländer dieselben jezt uns überlassen, und anstatt einen Sohn zu einen Bildhauer oder Baumeister geschickt zu machen, ihn lieber in die Levante oder nach Lißabon schicken, weil sie keinen andern Weg sich zu bereichern als den Handel auf dem Meere vor sich sehen. So viel ist gewiß, daß es auch in vereinigten Ländern einiger Umstände wegen geschehen kann, daß diese oder jene Kunst zu eben der Zeit, da andere getrieben werden, fast gänzlich vernachläßiget wird.

Wer ferner den Grund angeben wollte, warum in den getheilten Staaten dieser Gegend ein gewisses Studium herrsche, und in jener ein anderes, der müßte sehr viele besondere Umstände dabey in Betrachtung ziehen. Der Handel z. E. welcher in einer Seestadt blühet, wird es zuwege bringen, daß man daselbst den Schiffbau nebst allen andern Studien, die dazu behülflich sind, vorzüglich treibet. Ein Streit, der zwischen Staaten von einer ganz verschiedenen Regierungsform entsteht, kann Gelegenheit geben, daß sich die Genies auf gewisse besondere Studien legen, wie es zu Anfange des vergangenen Jahrhunderts in einer sehr berühmten Stadt von Italien geschehn ist, da man anfieng über höchst kützliche und ganz unberührte Materien Untersuchungen

gen anzustellen. Vornemlich aber wird die Eigenschaft der Regierungen gewisse Künste, die ihrer eigenen Einrichtung angemessen sind, allezeit sehr lebhaft unterhalten. Ein Kirchen-Staat wird die Malerey und Baukunst mehr als ein jedes anderes Studium begünstigen und beleben. Und vielleicht ist die catholische Religion der Grund, daß in dem vergangenen Jahrhunderte die Musik nicht zugleich mit der Poesie in Abnahme gerathen ist; indem man in den römischen Capellen diejenige Reinigkeit und das Majestätische in der Musik immer noch erhielt, welches die Poesie, die mit der Religion nicht so genau verbunden war, gänzlich verlohren hätte. In den Republiken muß man nothwendig den Geschmack an der wahren Beredsamkeit mehr, als in den Monarchien beybehalten; so wie man aus eben dem Grunde in einem kriegerischen Staate das Militairwesen besser als in einem friedliebenden zu erhalten suchet. Man kann aber dennoch, ohne alle besondere Umstände anzuführen, den Saz des Herrn Racine in einem Lande als wahr annehmen, wo die Einförmigkeit der Regierung statt findet. Wenn daselbst in Absicht auf die allgemeine Beförderung der Künste ein kleiner Funcken in eine große Flamme ausbricht, so erfolget auch eben dieses in Ansehung des Verfalls derselben. Ein Seneca war schon vermögend, mit seinem unangenehmen Geruche alles im römischen Reiche anzustecken. Und in Franckreich klagt man schon seit langer Zeit darüber, daß dort ein anderer Seneca aufgestanden sey; ja seit kurzem breiten diejenigen, welche man heut zu Tage für recht attisch hält, einen Geruch des Plinius aus. Hingegen in Griechenland konnte es Demetrius Phalereus nicht dahin bringen, daß sich nicht die meisten Schriftsteller vor seiner gezwungenen Schreibart in ihrer Reinigkeit erhalten hätten. Und Marini mit seiner ganzen Schule hatte doch bey uns nicht so viel Ansehen, daß er in Italien einen beträchtlichen Schaden angerichtet hätte, wie Herr Racine wohl zu glauben scheinet. Er sezte sich zwar unter uns feste, und artete immer mehr aus, je mehr er seine wizige Art zu dichten ausbreitete, welche keine Beurtheilungskraft in Zaum zu halten fähig war. Dem ungeachtet aber gaben zu eben der Zeit, da er am meisten im Rufe war, die Filicaja, Redi, und Marchetti, noch Beyspiele eines richtigen und unverdorbnen Geschmacks. Und kurz vorher hatte schon Taßoni, den man für den Homer des heroischcomischen Gedichts hielt, geblühet. Der P. Segneri schrieb

zu eben der Zeit Predigten, Bentivoglio und Davila Historien, Baldinucci jene vortrefliche Nachrichten über die Malerey, und Magalotti schrieb die Abhandlungen der Academie del Cimento mit einer solchen Genauigkeit, Zierlichkeit und lebhaften Ausdrucke, daß man es nicht genug bewundern kann. Eben so hatte nicht lange vorher der grosse Galiläi seine Gespräche geschrieben, in welchen, wofern auch das Auge der Critiker einige Fehler entdecken sollte, doch nicht die Mängel jenes Jahrhunderts angetroffen werden, und worinne der Vortrag, so zu sagen, an dem Probiersteine der Beredsamkeit geschärfet ist. Ja Chiabrera, ungeachtet er lange vorher im sechszehnten Jahrhunderte mitten in jenen verderbten Zeiten auftrat, ahmte dennoch die lyrischen Griechen eben so nach, wie Horaz in den reinen Zeiten des Augustus gethan hat. Daher verdienet auch das sechszehnte Jahrhundert, wenn man es wohl überlegt, keinesweges den üblen Ruf, worinnen es bey uns zu seyn pfleget. Denn außer der Beredsamkeit und Dichtkunst thaten sich damals viele vortrefliche Genies in den Waffen und in allen Arten der guten Künste und Wissenschaften hervor. Ja die Künste, welche von den Engländern verschwisterte Künste (sister-Arts) genennt werden, waren in jenem Jahrhunderte dergestalt mit einander verbunden, daß bey dem Verfalle der einen alle andern auch fielen, und sich keine aufrecht erhalten konnte. Ohne Zweifel ist daher jene Aufschrift auf einer Medaille von Ciro Ferri sehr abgeschmackt und einfältig. Auf der Rückseite derselben ist die Malerey und Baukunst mit diesen beygefügten Worten vorgestellet: in vtraque Cyrus. Allein wo ist in diesem unsern gereinigten Jahrhunderte ein Künstler, der noch in Versuchung gerathen sollte, solche träumerische Einfälle nachzuäffen? Und was sollen wir von den Studien der mathematischen Wissenschaften und der guten Philosophie sagen? Diese haben unter der Anführung eines Galiläi, Malpighi, Torricelli, Borelli, Santori, Caßini, und anderer unter uns so zugenommen, daß vielleicht einige das sechszehnte Jahrhundert noch über die goldnen Zeiten des Pabstes Leo setzen werden.

Allein so unangenehm auch ein solcher Satz in den Ohren derjenigen klingen möchte, welche ein Sonnett in dem Styl des Petrarcha höher schätzen als ein Theorem von der Geschwindigkeit der Schwere, oder von der Entdeckung des Drucks der Luft; so wird doch ein jeder einräumen müssen,

 daß

daß die Herrschaft des Marini in Italien weder allgemein noch von langer Dauer gewesen ist. Er wird heut zu Tage von jedermann für einen der schädlichsten Neuerungsmacher gehalten, die jemals in den Wissenschaften aufgestanden sind, so wie Borromini oder Viraldi es in der Dichtkunst waren: und so sehr man ihn in den vorigen Zeiten auf den Gipfel des Parnaßes erhoben hat, eben so sehr ist er jezt wieder herabgesezt worden. Kurz, der Schluß davon ist dieser, daß man in der vorgelegten Frage einen Irrthum in der That selbst begangen hat, indem es sich nicht bestätiget, daß in den vier Epoquen eines Alexander, August, Leo, und Ludwigs des Großen die großen Genies alle zugleich erschienen wären, um ein ganzes Jahrhundert zu erleuchten, und daß hingegen die andern blind und unwissend gewesen wären; man müßte denn unter den Griechen einen Homer und Archimedes, und unter uns einen Galiläi und die drey grossen Lichter unserer Sprache für nichts rechnen. Daher kann auch die Auflösung des Herrn Racine nicht anders als zum Theil und in einigen Umständen, die gewissen Staaten eigen sind, statt finden. Und man darf sich auch nicht wundern, wenn in einer Sache, die nicht ganz wahr ist, das Urtheil davon ebenfalls fehlerhaft wird. Auf alle Weise aber muß man sagen, daß es sehr schwer sey, die vorgelegte Frage aufzulösen; indem es hierbey noch gar nichts gilt, daß es ein so gelehrter Mann, wie Herr Racine ist, ein Erbe sowohl des Namens als auch der Tugenden seines Vaters, unternommen hat.



Leben



Leben
des
Kaysers Titus.

Es ist einer der traurigsten Anblicke in der Geschichte des menschlichen Geschlechts, zu sehen, daß oft ein großer Theil desselben, viele Jahre hindurch, jeder willkührlichen Ausschweifung eines untüchtigen oder lasterhaften Regenten Preiß gegeben worden ist, ohne daß man dagegen ein anderes Hülfsmittel als Klagen und Geduld gefunden hätte. Aber in meinen Augen ist es noch trauriger, die kurze Regierung vortrefflicher Fürsten zu betrachten, die der Welt nur gezeigt, und sogleich entrissen worden sind. Beyde Arten von Auftritten, die in der Geschichte so häufig vorkommen, gehören zu den vielen unauflöslichen Räthseln, welche die göttliche Vorsehung in die Welt gestreuet zu haben scheinet, um uns desto bewundernswürdiger zu werden. Fragt man, warum es noch schmerzlicher sey, die in einem weisen Beherr-

scher aufblühende Hoffnung verwelken zu sehen, als die Welt unter einem langen Elende seufzen zu hören, so kann leicht geantwortet werden: weil das Gute, das durch eine mächtige Hand gestiftet werden kann, in einer sehr geringen Zeit unendlich fruchtbarer wird, als alles Uebel, das von einer andern gekommen ist. Man vergißt das ausgestandene Unglück bald und gerne, wenn es durch einen sichern Wohlstand ersezt worden ist; aber wenn ein Volck seinen Vater verlieret, nachdem es ihn kaum empfangen und kennen gelernet hat: so macht ihm die Vorstellung von den ungenossenen und der größten Erwartung gleichen Wohlthaten desselben, die mit ihm gestorben sind, sein Andenken auf immer unschäzbar, seinen Tod noch für die Nachkommen beklagenswürdig. Der Leser der Geschichte wird dadurch nicht weniger gerühret: denn er übersieht das schwache Verhältniß, in welchem die Anzahl guter Fürsten gegen unwürdige steht, und welches noch unbeträchtlicher wird, wenn jene schon in ihren ersten Jahren fallen. So starb in unsern Zeiten **Friedrich Christian**, unsterblich in dem Gedächtnisse seines Vaterlandes. So nahm der Himmel dem **Titus** ein Leben, an welches ich hier, zur Ehre der Menschlichkeit, meine Zeitgenossen lebhaft erinnern möchte.

Titus Flavius Vespasianus kam im 40sten Jahre der gewöhnlichen christlichen Zeitrechnung zu Rom auf die Welt. Sein Vater gleiches Nahmens, welcher aus dem Lande der Sabiner herstammte, war ein Mitglied des Senats, und hatte bereits verschiedene Aemter im Staate und im Kriege bekleidet. Seine Mutter, **Flavia Domitilla**, war sogar eine Freygelassene: und diese Familie, welche in der Geschichte die **Flavische** heißt, hatte damals, unter der Regie-

Regierung des **Caligula**, gar keine wahrscheinliche Hoffnung, die Kayserwürde jemals zu erlangen. Unterdessen wurde doch **Titus**, dessen Vater unter dem Kayser **Claudius** Oberster über eine Legion in Britannien war, und zulezt das Consulat erlangte, gemeinschaftlich mit dem Sohne dieses Fürsten, dem **Britannicus**, erzogen. Man sahe diesen Prinzen als den Erben des Reichs an; allein seine Stiefmutter **Agrippina** wußte durch gewisse Kunstgriffe dasselbe ihrem Sohne **Nero** zu verschaffen. Dieser ließ bald, um sicherer zu regieren, seinen Stiefbruder in seiner Gegenwart, bey Tische vergiften. **Britannicus** kam fast in dem Augenblicke, da er den tödtlichen Trank genossen hatte, in einem Alter von vierzehn Jahren, ums Leben: und **Titus**, der stets in der Gesellschaft seines jungen Freundes war, stand, weil er entweder damals, oder bey dem vorhergehenden Versuche auf das Leben desselben, zugleich etwas Gift bekommen hatte, eine harte und langwierige Krankheit aus. Er wiedmete nachher dem Andencken des **Britannicus** öffentliche Ehrensäulen. Die Geschichte sagt, daß ihnen beyden aus ihren Gesichtszügen gewahrsagt worden sey, der eine werde niemals die Regierung, zu welcher er bestimmt sey, wohl aber werde sie der andere erhalten. Ein Beyspiel, das eben so wenig, als viele andere, einen Beweis für diese betrügliche Kunst abgeben kann. Man hat nur diejenigen Fälle aufgezeichnet, da dergleichen Vorhersagungen, weil sie sich auf eine geschickte Vermuthung, oder auf vieldeutige Umstände gründeten, eingetroffen sind, uud man hat die ungleich größere Anzahl, wo der Wahrsager unglücklich gerathen hat, verschwiegen. Es war nicht glaublich, daß **Nero** seinen Stiefbruder, dem er die höchste Gewalt entrissen hatte, lange neben sich dulden würde: **Titus** hinge-

hingegen erregte bey ihm keinen Argwohn, ob er gleich des Thrones würdig zu seyn schien.

Seine großen Gaben brachen frühzeitig aus. Bey einer edeln Bildung, in welcher Ansehen, Stärcke und Annehmlichkeit verbunden war, besaß er ein vortreffliches Gedächtniß, und eine ungemeine Fähigkeit zu allem, womit er in ruhigen und in kriegerischen Zeiten dem Staate dienen konnte. Er war in der lateinischen und griechischen Beredsamkeit und Dichtkunst so geübt, daß er aus dem Stegreife Proben davon ablegte: er sang und spielte dazu mit gleicher Anmuth; der Leibesübungen nicht zu gedencken, durch welche er seinen Körper fest, behend und zur Tapferkeit tüchtig machte. Er konnte auch die Züge einer jeden Hand, die er nur gesehen hatte, leicht nachmachen: daher pflegte er öfters zu sagen, er hätte der größte Verfälscher der Schriften werden können. Man beurtheile nach diesen geringern Arten seiner Geschicklichkeit jede andere, die ihm eigen war, und alle Geschencke, welche ihm die Natur ertheilet hatte. Bloß mit diesem Reichthum begabt würde er zwar bewundert worden, aber auch der menschlichen Gesellschaft schädlich geworden seyn. Da er hingegen denselben in dem besten und sanftesten Herzen verwahrte, genoß ihn die Welt als ein Gut, das ihr zugehörte; man nannte ihn **die Liebe und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts**: ein Nahme, den ihm Größe des Geistes ohne Güte und Wohlthätigkeit niemals würden erworben haben.

Es ist zweifelhaft, sagt **Sueton**, ob die allgemeine Uebereinstimmung, mit welcher man ihm diesen bewundernswürdigen Nahmen beygelegt hat, bloß von seinen Verdiensten, oder von einer geschickten

und

und künstlichen Aufführung, oder wol gar von seinem besondern Glücke herzuleiten sey. Ein solcher Zweifel ist an sich weder boshaft, noch übel gegründet. Manche Fürsten sind die vortheilhafte Meinung, welche ihre Zeitgenossen und sonderlich ihre Unterthanen von ihnen gehegt haben, mehr der glücklichen Vereinigung gewisser angenehmer Aussichten unter ihrer Regierung, als vortrefflichen Eigenschaften, schuldig. Sie haben zu einer Zeit geherrscht, da es ihnen nicht schwer wurde, einen langen Frieden, Ueberfluß und Zufriedenheit von aller Art unter ihrem Volcke zu erhalten. Es boten sich ihnen günstige und häufige Gelegenheiten, etwas Gutes oder doch Merckwürdiges zu verrichten, dar: und da sie sich derselben ohne eine große Anstrengung ihrer Kräfte bedienten, so hatte es das Ansehen, daß sie dieselben gesucht, erfunden, vervielfältigt hätten. Auch sind sie etwan trefflichen Rathgebern, welche sie an der Seite hatten, gerne gefolgt: daher kam es, daß man ihnen die weisesten Einsichten zugetrauet, und Fehler, welche sie ungeleitet begiengen, ihnen nicht hat zueignen wollen. Viele hatten eine gutherzige Seele, erschienen zuerst oder am meisten von dieser Seite, waren zwar nicht fähig, bewundert, oder ausnehmend hochgeschätzt, aber doch geliebt zu werden: darf man sich wohl wundern, daß alle ihre Schwächen, zuweilen auch unverzeihliche Vergehungen, über diesem einzigen Anblicke eine Zeitlang unsichtbar geblieben sind? Insonderheit ist ihnen oft der Zustand, in welchem sich eben zu ihrer Zeit die benachbarten Völcker befanden, der Schwung, welchen die Gaben ihrer eigenen Nation plötzlich bekamen, und die Menge großer Köpfe, die in derselben zugleich aufstanden, zu einem erwünschten ununterbrochenen Erfolge aller ihrer Anstalten und Unter-

nehmungen behülflich gewesen. Sie durften solche glücklich vorhandene Werckzeuge nur durch eine herrschende Absicht und Leidenschaft in Bewegung setzen, so waren sie versichert, groß zu heißen. Ohngefähr auf gleiche Art hat man die außerordentliche Neigung der Welt gegen den Titus zu erklären gesucht. Er hat dieselbe, sagte man, seinem Glücke zu dancken, und ist hierinne dem Kayser Augustus ähnlich. Dieser würde die Liebe des Römischen Volcks nie erlangt haben, wenn er keine so lange Regierung geführt hätte, in welcher er das Andencken seiner ersten Grausamkeiten durch unzählige Wohlthaten beynahe gänzlich ausgelöscht hat. Titus aber würde vielleicht eben diese Liebe, wenn er länger regiert hätte, verloren haben; seine menschenfreundliche Gesinnungen konnten sich verändern: er starb also zu einer für ihn glücklichen Zeit. Man sieht, daß dieses Urtheil bloß auf einer Muthmaßung über das künftige Verhalten dieses Fürsten beruhe, zu welcher außerdem seine Geschichte gar keinen Grund an die Hand giebt. Allein solche Vermuthungen verdienen weder Beyfall noch Widerlegung.

Das Glück hat also sehr wenig Antheil an dem Ruhme des Titus: sollte wohl ein kunstvolles, verschlagenes Betragen mehr dabey gethan haben? Dieses würde keineswegs unmöglich seyn. Wir kennen Fürsten genug, welche, um vor lobenswürdig gehalten zu werden, ihre wahre Gestalt sorgfältig verborgen haben. Sie nahmen den Schein der Güte, Mäßigung und Billigkeit an, vermieden jede zu merckliche Ausschweifung, bezeigten sich gegen die Neigungen ihres Volcks gefällig, und nützten auch die kleinsten Umstände, die aber in die Augen des großen Hauffens fielen, mit besonderer Aufmerksamkeit. Ihre Wohltha-

ten

ten übten sie unter einem beständigen Geräusche aus, das dieselben nicht unbeobachtet ließ; aber die Schuld von dem Bösen, welches sie stifteten, lenckten sie entweder auf ihre Befehlshaber, oder auf eine unumgängliche Nothwendigkeit. So wurden sie in ihrem Zeitalter gröſtentheils verkannt, bis die Nachkommen, welche durch keine Hoffnung, Furcht oder Verbindlichkeit zurück gehalten wurden, es wagten, diesen falschen Anstrich wegzuwischen. Ob sie eben dieses an dem Leben des **Titus** nach seinem Tode zu thun berechtiget gewesen sind, kann hier noch nicht, ohne ein partheyisches Vorurtheil zu äußern, untersucht werden. Die ganze Folge seiner Handlungen, begleitet von den wahrscheinlichsten Bewegungsgründen, welche man ihm in jenen Zeiten zuzueignen gewußt hat, wird diese Frage allein entscheiden.

Er leistete seinem Vaterlande die ersten Dienste in Germanien und Britannien, als **Tribunus Militum**, oder Oberster. In beyden Ländern ließ er so viel Eifer, Tapferkeit, und — welches einem Jünglinge, der kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatte, am rühmlichsten war — so viele Bescheidenheit blicken, daß ihn jedermann liebte: eine Menge Ehrensäulen, Bildnisse und Inschriften zu seinem Lobe, welche ihm daselbst gesezt worden waren, sahe man noch lange nach seinen Zeiten. Hierauf wandte er sich zur Führung gerichtlicher Händel zu Rom: denn durch eine weise Verbindung hatte dieser Staat es nicht allein möglich, sondern auch nothwendig gemacht, daß die Stände eines Soldaten, einer obrigkeitlichen Person, eines Sachwalters, eines Landmannes, und noch mehrere, in Einem Bürger mit einander abwechselten. **Titus** ergab sich jedoch dieser Lebensart mehr, um die einem Römer anständige

Uebung in öffentlichen Geschäften zu erlangen, als daß er an derselben viel Geschmack gefunden hätte. Zu gleicher Zeit henrathete er die Arricidia Tertulla, deren Vater ein Römischer Ritter und Befehlshaber der Prätorianischen leibwache gewesen war, und nach ihrem Tode die Marcia Furnilla, welche aus einem Consularischen Geschlechte herstammte. Er schied sich aber, man weiß nicht warum, von derselben, nachdem er mit ihr eine Tochter, Julia Sabina, erzeugt hatte. Hierauf verwaltete er das Amt eines Quästor oder Rentmeisters, und bald hernach wurde ihm die Anführung einer legion anvertrauet, mit welcher er in dem Jüdischen Kriege, als Unterfeldherr seines Vaters, seit dem Jahre 66, dienete.

Dieser Krieg, in welchem Titus seine Größe zuerst auf eine ausnehmende Art vor den Augen der Welt zeigen sollte, war einer der merckwürdigsten, welche jemals geführt worden sind. Eines der ältesten Völcker der Welt, dasjenige Volck, bey welchem seit zweytausend Jahren die wahre Religion ganz allein war aufbewahret worden, das viele Jahrhunderte unter der unmittelbaren Regierung Gottes gestanden, die außerordentlichsten Schicksale erfahren, und überhaupt für die Welt ein sichtbares Beyspiel des göttlichen Willens und Betragens gegen das menschliche Geschlecht, auch insonderheit des beständigen Verhältnisses abgegeben hatte, das Gott zwischen der Religion und dem Zustande der Menschen eingeführet hat; dieses Volck verlor in dem gedachten Kriege seine ganze bürgerliche und geistliche Verfassung, ja selbst die Gestalt einer besondern unter sich verbundenen Nation, welche sie seitdem niemals wieder erlangt hat. Schon lange hatten innerliche Uneinigkeiten die Herrschaft dieses Volcks auf Idumäische Fürsten, und diese

diese selbst unter die Botmäßigkeit der Römer, versezt. Gegen beyde aufgebracht, wünschten sich die Juden einen Erretter; stifteten täglich neue Unruhen und Gewaltthätigkeiten, welche noch mehr von dem allgemeinen Verderben der Sitten unter ihnen, als von ihrer Liebe zur Freyheit, herrührten; und ergriffen endlich, da ihnen die Grausamkeit und Habsucht der Römischen Statthalter unerträglich geworden war, die Waffen, um sich zugleich zu schützen und zu rächen. Alles was die Verzweifelung, welche aus der Furcht einer gänzlichen und nahen Unterdrückung entstand, ihnen eingeben konnte, machte dieses Volck furchtbar, und seinen Muth unendlich größer als seine Kräfte. Die Zuversicht, mit welcher es den Sitz des wahren Gottesdienstes bey sich, als ein gewisses Unterpfand der göttlichen Hülfe, betrachtete, stärckte es noch mehr in seinen Unternehmungen. Aber der so lange gedrohte, so verdiente Fall desselben, sollte sogar zur Bestätigung einer weit herrlichern Religion, als die Jüdische war, dienen: auf dem Untergange der Religion und des Staats der Juden sollte sich das eben erschienene Christenthum erheben.

Zum Werckzeuge, das diesen großen Streich vollführen sollte, war Titus ausersehen. Sein Vater bekam, nachdem die Juden bereits einen allgemeinen Aufruhr in Palästina erregt, die Römer aus vielen Festungen verjagt, und den Statthalter von Syrien Cestius Gallus geschlagen hatten, von dem Kayser Nero Befehl, mit einem mächtigen Heere in das Jüdische Land einzurücken. Er ließ daher den Titus zwo Legionen von Alexandrien dahin führen. Sie versammelten bey Ptolemais ein Kriegsheer von beynahe sechszig tausend Mann Römer und Bundsverwandter Nationen: und mit diesen drangen sie in

Sollte also **Josephus** ihnen beyden in der That die Kayserliche Würde mit so vieler Zuversicht geweissaget haben? Es ist eben nicht bedencklich, einem Manne von bekannter Redlichkeit zu glauben, wenn er uns erzählet, daß ihm Gott durch zugeschickte Träume sowohl die Zeit des Untergangs von Jotapata und seine Gefangenschaft, als die bevorstehende Erhöhung des **Vespasianus** und **Titus** angezeigt habe. Wir treffen in der ganzen Jüdischen Geschichte bis auf diese Zeiten so viele Beyspiele von besondern göttlichen Offenbarungen an, welche einzelen Menschen zu Theil geworden sind; der damalige Zustand des Jüdischen Volcks war selbst so deutlich von dem Erlöser der Welt verkündigt worden, daß uns die Quelle, aus welcher **Josephus** seine Kenntniß geschöpft haben will, so gar verdächtig nicht vorkommen darf. Es würde dieses gleichsam unter die lezten Zeichen des ausnehmenden Antheils gehören, den Gott an einem ehemals so geliebten Volcke genommen hatte. Will man aber durchaus in diesen Reden des **Josephus** nichts Wunderbares bemercken: so muß man sie eine von den politischen Vorhersagungen nennen, welche die höchste Stärcke eines in den öffentlichen Angelegenheiten und in dem Zusammenhange der Begebenheiten geübten Geistes ausmachen. Und dieser Erklärung fehlet es nicht ganz an Wahrscheinlichkeit. Man kann, um dieselbe zu unterstützen, sagen, daß der allgemeine Haß und Abscheu, welchen **Nero** schon lange auf sich geladen hatte, ein baldiges Ende seiner Regierung habe vermuthen lassen; daß man, da er der lezte von dem Stamme der **Cäsarum** war, nach ihm einen angesehenen, berühmten und verdienten Mann auf dem Kayserlichen Throne habe erwarten müssen, welcher dem Senate, dem Volcke und den Kriegsheeren gleich angenehm und verehrungswürdig wäre;

und

und daß nur Galba und Vespasianus diese Eigenschaften an sich gezeigt hätten, darunter man aber dem ersten, wenn er ja die oberste Gewalt erlangte, wegen seines hohen Alters keine lange Dauer derselben habe versprechen können. Dieses alles ist mit einander nicht übel verbunden; nur mit dem Bilde, unter welchem wir den Josephus kennen, verträgt es sich keineswegs, zu glauben, daß er seine Muthmaßungen vor göttliche Offenbarungen ausgegeben hätte.

Vielleicht mißfällt diese Ausschweifung in der Geschichte des Titus desto weniger, da der Umstand, mit welchem sie sich beschäftiget hat, uns auf die höhere Bestimmung desselben zu der großen Unternehmung, welche er jezt angefangen hatte, zu leiten scheinet. Sein Vater trug ihm nunmehr auf, den großen Hauffen Juden, welche sich in der Ebene bey Tarichäa, einer andern Galiläischen Stadt am See Genezaret, versammelt hatten, und von daraus die Römer anfielen, zu zerstreuen. Titus merckte wohl, daß die sechshundert Reiter, welche ihm zu dieser Absicht waren mitgegeben worden, dazu nicht hinreichend wären: er begehrte also verstärckt zu werden. Aber ehe noch dieses geschah, richtete er den Muth seiner Soldaten, welche die Menge der Feinde bestürzt gemacht hatte, durch folgende Rede auf. „Ihr Römer! sagte er, — denn ich erinnere euch billig beym Anfange meiner Rede an „euren Ursprung, damit ihr weder vergesset, wer ihr „seyd, noch mit was vor einem Volcke ihr zu streiten „habt. — Noch hat sich kein Volck auf der ganzen „Welt aus unsern Händen retten können. Gleichwohl lassen die Juden, um auch für sie etwas zu „sagen, ob sie gleich von uns überwunden sind, ihren „Muth

„werde mich zuerst unter die Feinde stürzen. Verlaßt ihr mich aber nicht: trauet darauf, daß mein „Eifer von dem Gott, der mit mir streitet, wird unterstüzt werden, und wisset zum voraus, daß wir „in einem Handgemenge glücklicher, als in der Entfernung fechten werden.„

So ohngefähr — denn Josephus kann einige Ausdrücke dieser Rede verändert haben, aber von ihrem Inhalte gehöret ihm ohne Zweifel nichts zu; — so redete Titus seine Soldaten an, und ihr Muth wurde dadurch dergestalt angefeuert, daß sie die angekommene Hülfe ungerne sahen, weil ihnen durch dieselbe einiger Antheil an dem Siege entrissen würde. Titus bediente sich dieser Hitze; er drang vor ihnen her in die Juden ein, und nöthigte diese gar bald, nach einem großen Verluste in die Stadt Tarichäa zu flüchten. Hier wurden sie mit den Einwohnern, welche den Krieg verabscheueten, uneins; es entstand daraus ein ungestümes Geschrey und Getümmel, das selbst vor die Ohren des Titus kam. Eine neue vortheilhafte Gelegenheit, die er geschickt zu nutzen wußte. „Dieses ist die rechte Zeit, sagte er „zu seinen Soldaten; was zaudern wir noch, meine „Mitsoldaten! da uns Gott selbst die Juden in die „Hand giebt? Ergreifet den Sieg: höret ihr nicht „das Geschrey? diejenigen, welche uns entronnen „sind, greifen jezt einander selbst an. Die Stadt ist „unser, wenn wir nur eilen; aber Mühe und Tapferkeit gehöret noch zur Geschwindigkeit. Denn „keine große Unternehmung kann ohne Gefahr glücklich vollzogen werden. Und wir müssen nicht bloß „der Einigkeit der Feinde zuvorkommen, welche die „Nothdurft bald unter einander aussöhnen wird; „sondern auch der Hülfe der unsrigen: damit wir

„außer

„außer dem Siege, den wir wenige über eine solche „Menge erlangen können, uns auch der Stadt allein „bemächtigen.„ Kaum hatte er dieses gesagt, so schwang er sich auf sein Pferd, sezte durch den See, an welchem die Stadt lag, gegen diese zu, und seine Soldaten nach ihm. So viele Kühnheit erschröckte die Vertheidiger der Mauern; sie verließen dieselben, und suchten aus der Stadt zu flüchten; sehr viele verloren dabey das Leben, bis Titus verbot, die Einwohner, welche die Waffen nicht ergriffen hatten, zu tödten. Eine so feste Stadt kam ohne Belagerung, bloß durch seinen Muth, in seine Hände. Man mußte ihn auch damals schon mehr als seinen Vater ehren und lieben: denn dieser entehrte den Sieg seines Sohnes durch Grausamkeit und Treulosigkeit gegen die Ueberwundenen.

Titus wurde hierauf von ihm an den Statthalter von Syrien, Mucianus, abgeschickt. Während seiner Abwesenheit griff Vespasianus Gamala, eine andere feste Stadt in Galiläa, mit ziemlich schlechtem Erfolge an. Sein Sohn kam zurück; nahm, voll Unwillen über das Unglück, welches den Römern begegnet war, einen Hauffen auserlesener Kriegsvölker zu sich, und drang mit diesen unbemerckt in die Stadt hinein. Alles flüchtete oder ward umgebracht, und diejenigen, welche sich in das Schloß gerettet hatten, kamen theils durch die Römer um; (denn Vespasianus bezwang sie bald mit seinem Heere;) theils stürzten sie sich selbst von dem hohen Felsen herab.

Noch war in Galiläa das einzige Städtchen Giscala zu erobern, welches zwar friedliche Ackersleute bewohnten, wo sich aber auch eine Anzahl auf-

rührischer Räuber befand, die von jenen gefürchtet wurden. Titus bekam, um diesen Ort einzunehmen, tausend Reiter: er näherte sich demselben, und fand, daß er beym ersten Angriffe Herr davon seyn würde. Da er aber zugleich voraus sahe, daß auf diese Art das unschuldige Volck mit den unruhigen Köpfen ohne Unterscheid werde umgebracht werden: so konnte sein gütiges Herz diesen Gedancken nicht vertragen; er suchte daher sich dieser Stadt auf gewisse Bedingungen zu bemächtigen.

Die Anhänger der schlimmen Parthey hatten die Mauern häuffig besezt; zu diesen sagte Titus: „er „wundere sich, in was vor einem Vertrauen sie wohl „allein, nachdem alle Städte um sie herum schon „erobert wären, den Waffen der Römer widerstehen „wollten, da sie doch gesehen hätten, daß weit festere „Städte im ersten Anfall wären überwältigt worden, „und daß diejenigen, welche sich den Römern übergeben hätten, im sichern Besitze ihrer Güter wären gelassen worden; er biete ihnen eben dieses an, und sey „nicht gesonnen ihren Troß zu rächen. Er halte zwar „bey ihnen die Hoffnung der Freyheit vor verzeihlich, „nicht aber die Beharrlichkeit auf unmöglichen Entwürfen. Wenn sie aber freundlichen Worten und „Versprechungen nicht trauen würden, so sollten sie „die Römischen Waffen ohne Schonung fühlen, und „bald erkennen, daß ihre Mauern, auf welche sie sich so „sehr verließen, daß sie allein unter allen Galiläern „übermüthige Gefangene abgäben, für die Kriegsmaschinen der Römer ein bloßes Spiel wären.

Diese Aufforderung beantwortete das Haupt der Anführer Johannes auf eine betrügliche Art. Er nahm alle Bedingung eines Vergleichs an; nur bat

er,

r, weil es eben Sabbath war, um Aufschub bis
um folgenden Tage, an welchem er die Stadt über-
eben wollte. Titus, der keine Falschheit kannte
nd also auch nicht argwöhnte, gestand ihm densel-
en willig zu: er schlug sogar sein Lager in einiger
Entfernung von der Stadt auf. Allein da die Nacht
inbrach, begab sich **Johannes** nicht allein mit sei-
er Rotte auf die Flucht, sondern zog auch eine Men-
e stiller Familien mit sich fort, von denen viele
Weiber und Kinder unterwegens umkamen. Als
Titus am andern Morgen sich vor den Mauern ein-
and, um den Vergleich zu schließen, öffnete ihm das
ibriggebliebene Volck die Thore, rief ihm freudig als
hrem Wohlthäter zu, erzählte ihm die Flucht des **Jo-
hannes**, und flehte ihn um Gnade an; zugleich aber
at es, daß er die unter ihnen noch vorhandenen
Aufrührer bestrafen möchte. Titus ließ zuvörderst
die Flüchtlinge durch eine Schaar Reiter verfolgen,
velche zwar den **Johannes** nicht einholen konn-
en, aber viele von den andern niedermachten, und
einige tausend Weiber und Kinder zurückbrachten.
So sehr es ihn verdroß, daß er den Betrü-
ger, zur öffentlichen Warnung, nicht sogleich be-
strafen konnte; so fiel doch seine Rachbegierde durch
das Schicksal der übrigen. Er zog, unter den
Glückwünschungen der Einwohner, in die Stadt ein,
und ließ durch seine Soldaten nur einen kleinen Theil
der Mauer niederreißen. Hingegen erfüllte er das
Begehren des Volcks nicht; an statt nach denen,
welche die Ruhe der Stadt gestört hatten, for-
schen, und sie bestrafen zu lassen, begnügte er sich
bloß an Drohungen gegen dieselben. Denn er be-
fürchtete, daß, wenn eine solche Untersuchung ange-
stellt würde, viele, durch persönliche oder Familien-
Feindschaften getrieben, auch Unschuldige anklagen

 möchten;



möchten; in seinen Augen aber war es besser, die Schuldigen durch die Furcht vor der Strafe im Zaum zu halten, als einen rechtschaffenen Mann in ihrer Gesellschaft umkommen zu lassen. Wenige erzürnte Feldherren würden eine solche Mäßigung haben blicken lassen, wo die Schärfe beynahe nöthig zu seyn schien. **Titus** legte bey seinem Abzuge eine Besatzung in Giscala, um Friede und Ordnung daselbst zu erhalten.

Er hatte dergestalt mit seinem Vater Galiläa bezwungen. In dem eigentlichen Jüdischen Lande, und sonderlich zu Jerusalem, wüteten die Juden, in Partheyen getheilt, so grausam gegen einander, daß ihnen **Vespasianus** mit gutem Bedachte Zeit ließ, sich selbst unter einander aufzureiben. Doch bald darauf sezte er seine Eroberungen in Peräa, Samaria und Judäa glücklich fort: und da er von der Empörung Nachricht bekam, welche in Gallien wider den **Nero** entstanden war, eilte er desto mehr, seine Unternehmungen gegen die Juden zu endigen, weil er die bevorstehenden bürgerlichen Kriege vorher sahe. Er hatte bereits seine Anstalten zur Belagerung von Jerusalem getroffen, als er hörte, daß sich **Nero** selbst entleibt habe; und bald darauf, daß **Galba** an dessen Stelle zum Kayser erklärt worden sey. Er beschloß darauf seinen Feldzug nicht eher anzufangen, als bis er dem neuen Kayser seine Ergebenheit hättte bezeigen lassen, und von demselben Befehl über sein Verhalten gegen die Juden bekommen hätte.

In dieser Absicht reisete **Titus** nach Rom. Ueberall, wo er durchkam, zog er die Augen der Leute auf sich: es entstand bald das Gerüchte, daß ihn

Galba

Galba selbst berufen habe, um ihn an Sohnes Statt
ufzunehmen. Da der Kayser alt und ohne Kinder
var, Titus aber durch seine glänzende Eigenschaf-
en die höchste Würde zu verdienen schien, außer-
em noch sein schönes und majestätisches Ansehen, die
Thaten seines Vaters und eine allgemeine Neigung
ür sich hatte: so bestimmte man den würdigsten zur
Regierung; obgleich eben dieses Volck — ein Bey-
piel, das in der Geschichte oft vorkömmt — bereit
var, auch dem unwürdigsten zu gehorchen. Titus
rfuhr bald nach seiner Ankunft zu Corinth, daß
Galba schon ermordet worden sey; daß Otho zu
Rom, und Vitellius in Germanien, zu Kaysern wä-
e ausgerufen worden. Diese neue Staatsverän-
erung machte ihn unschlüßig, wie er sich verhalten
ollte: er berathschlagte sich darüber mit seinen ver-
rauten Freunden. Reiste er zum Otho fort, so
onnte er sich eben nicht die günstigste Aufnahme von
hm versprechen, weil er eigentlich an den Galba
var gesandt worden. Er mußte vielmehr befürch-
en, daß ihn entweder Otho oder Vitellius als ei-
en Geisel zurück behalten möchten. Auf der andern
Seite sahe es einer Beleidigung gegen den neuen
Kayser ähnlich, wenn er wieder nach Asien kehrte.
Doch, da es noch ungewiß war, welcher unter den
eyden Mitbewerbern um das Reich die Oberhand
ehalten würde: so konnte er sich immer damit ent-
chuldigen, daß er auf diejenige Seite habe treten
vollen, deren sich sein Vater annehmen würde: und
iberhaupt konnte er hoffen, daß in diesen bürgerlichen
Unruhen dergleichen Beleidigungen leicht würden
vergessen werden. Diese Gründe zogen ihn von der
Fortsetzung seiner Reise ab. Einige muthmaßten
zwar, daß seine Sehnsucht nach der Berenice, der
Schwester des Jüdischen Königs Agrippa, noch weit

 mehr

cher Zeit vieler Vorbedeutungen, welche ihm die Kayserliche Würde prophezeyet haben sollten: und man rechnete dahin insonderheit das allgemeine Gerücht, welches sich schon lange in den Morgenländern ausgebreitet hatte, daß damals aus Judäa Herrscher über die Welt kommen würden. Man glaubte diese am **Vespasianus** und **Titus** zu sehen; allein es war vielmehr die alte Weissagung von dem großen geistlichen Könige, der unter den Juden gebohren werden sollte: diese hatte das zuversichtliche Hoffen des Jüdischen Volcks gegen diese Zeit, auch fremden Völckern bekannt gemacht.

Indem also **Titus** noch auf der Rückreise aus Syrien begriffen war, wo er mit dem **Mucianus** die Maaßregeln, welche sein Vater treffen sollte, verabredet hatte, rief diesen sein Heer im 70sten Jahre der christlichen Zeitrechnung zum Kayser aus, und zu eben derselben Zeit schwuren ihm alle andere morgenländische legionen. Die Soldaten und ihre Befehlshaber sagten öffentlich, daß die Erfahrung und Klugheit, welche mit dem Alter des **Vespasianus** verbunden wäre, und die muntere Tapferkeit seines Sohnes, die beyden Haupt-Vortheile vereinigten, welche sie bey einem neuen Kayser suchen müßten. Mitten unter dieser angenehmen Veränderung dachte **Vespasianus** an den **Josephus**, der sie ihm etliche Jahre vorher angekündiget hatte, und noch immer als ein Gefangener sich in Ketten befand; er befohl, ihn vor seinen Augen völlig in Freyheit zu setzen. Allein damit war die Großmuth des **Titus** nicht zufrieden. „Es ist billig, sagte er, mein Vater, daß „**Josephus** nicht allein von den Ketten, sondern „auch von der erlittenen Beschimpfung befreyet werde. Denn es wird das Ansehen haben, als wenn

„er

„er niemals gefesselt gewesen wäre, wenn wir seine „Banden nicht auflösen, sondern zerhauen.„ So pflegte man bey den Römern gegen diejenigen zu verfahren, welche mit Unrecht waren gebunden worden. Dem **Vespasianus** gefiel dieser Vorschlag, und die Ketten, welche **Josephus** trug, wurden sogleich mit einem Beile entzwey gehauen.

Der neue Kayser rüstete sich jezt mit allem Eifer, um das Reich gegen den **Vitellius** zu behaupten. Allein die Legionen, welche sich ihm in Pannonien, Moesien und Illyricum ergaben, rückten wider seinen Befehl in Italien ein, und befestigten ihn durch ihre Siege in der erhaltenen Würde. Der Senat bestätigte sie, und ernannte ihn nebst dem **Titus** zu Consuls: dem **Domitianus** aber, seinem zweyten Sohne, ertheilte er das Stadtrichteramt und die Consularische Gewalt, bis sein Vater ankommen würde. Dieser reiste bald darauf von Alexandrien in Egypten, der größten Stadt, die es damals nach Rom gab, zu Schiffe fort, nachdem er dem **Titus** vorher aufgetragen hatte, den Jüdischen Krieg durch die Eroberung von Jerusalem zu Ende zu bringen. **Titus** wußte, daß sein Vater hauptsächlich deswegen nach Rom eilte, weil er gehört hatte, daß **Domitianus** die ihm verliehene Gewalt mißbrauche, und weder gegen ihn, noch gegen seinen Bruder, wohlgesinnt sey. Mit diesem schlimmen Eindrucke, welchen nur zu wahre Spuren veranlaßten, wollte er ihn nicht abgehen lassen. Er bat ihn daher auf eine beredte und lebhafte Art, sich durch die Anklagen gegen seinen Sohn nicht zu früh zum Zorne reitzen zu lassen, ihm mit einem ruhigen und versöhnlichen Gemüthe zu begegnen. „Weder Legionen, noch Flotten, sagte **Titus**, sind so feste Stützen des Reichs, als eine

Furcht nachgeben möchten, ehe es noch zum Angriffe käme. Denn er wußte, daß die Einwohner sich nach dem Frieden sehnten; daß sie aber, von einer Menge Aufrührer und Räuber unterdrückt, sich nicht regen durften. Allein da er sich von der ordentlichen Straße gegen einen ungemein hohen Thurm zuwandte, der in einem Winckel der Stadt zwischen Abend und Mitternacht stand, wurde er plözlich von einer Menge Juden angefallen, welche nicht nur seine Reiterey von einander trennten, sondern ihn auch selbst mit einer kleinen Anzahl von den übrigen abschnitten. Vor ihm waren Mauern, Gärten und Gräben; hinter ihm die Feinde, und die seinigen flohen eilig, weil sie glaubten, daß ihr Feldherr mit ihnen fliehe. Titus sahe kein anderes Mittel sich zu retten, als zu ihnen durchzubrechen. Er rief den wenigen, welche um ihn waren, zu, ihm zu folgen, und sie thaten es mit einem herzhaften Geschrey, indem sie mehr für ihn als für ihr eigenes Heil bedacht waren. Er drang endlich, nachdem er viele Feinde erlegt hatte, glücklich fast mit seiner ganzen Begleitung hindurch, ohne eine Wunde bekommen zu haben, da er doch mit keiner Art von Kriegsrüstung bedeckt gewesen war.

Hierauf verlegte er sein Lager in die Nähe von Jerusalem. Diese Stadt, die festeste, die man damals in der Welt fand, hätte eine Belagerung von mehrern Jahren aushalten können, wenn ihre Vertheidiger mit einander einig, wenn die Lebensmittel auf eine lange Zeit hinreichend, wenn es endlich nicht Römer gewesen wären, von denen sie angegriffen wurde. Sie war mit einer dreyfachen Mauer umgeben; nur in derjenigen Gegend nicht gänzlich, wo tiefe Thäler und Hügel sie ohnedieß genugsam beschüz-

beschüzten. Starcke und hohe Thürme, verschiedene Berge und Anhöhen, welche meisterlich gebraucht waren, die feste Lage beynahe unbezwinglich zu machen, die Burg Antonia, der Tempel selbst, der neben seiner bewundernswürdigen Pracht eine eigene Festung abgeben konnte; diese und viele andere Vortheile bekamen durch die Unerschrockenheit und Hartnäckigkeit der Juden noch ein ausserordentliches Gewichte. Hingegen wurden sie durch die größe Anzahl Menschen, welche eben da die Stadt eingeschlossen ward, im April des Jahres 70, zur Feyerung des Osterfestes aus dem ganzen Lande beysammen waren, und denen es bald am Unterhalte fehlen mußte, sehr vermindert. Die Stadt war sogar in drey Partheyen getheilt. Die schwächste unter dem Eleazar, hatte den innern Tempel besezt. Johannes, eben derjenige, welcher den Titus zu Giscala hintergangen hatte, besaß die mittlere Stadt, und bemächtigte sich auch bald des Tempels. Den ganzen äußern Umfang aber hatte ein gewisser Simon in seiner Gewalt. Diese drey Tyrannen, denen der Abschaum von Leuten aus Palästina und Idumäa zu Gebote stand, bekriegten sich mit aller feindlichen Wuth, und verdarben, um sich einander zu schaden, so viel Getreyde, als die Stadt erst in einigen Jahren würde verzehret haben.

Die Annäherung des Titus brachte in dieser Uneinigkeit der Juden einigen Stillstand hervor. Sie verbanden sich gegen den gemeinschaftlichen Feind, und brachen auf die zehnte Legion, welche sich eben am Oelberge verschanzte, so unerwartet und heftig los, daß sie mit Verluste aus ihrem Lager geschlagen wurde. Titus eilte ihr sogleich mit einer auserlesenen Schaar zu Hülfe, mit welcher er die Juden durch

„ges Betragen, und werden überwunden, weil sie „über ihre Hände nicht Herren sind; das schändlich„ste aber ist dieses, daß sie, da der Cäsar bey ihnen „gegenwärtig ist, doch ohne einen Anführer fechten. „Gewiß, die Kriegsgeseze müssen sehr hierüber seuf„zen; eben dieses wird der Vater des Cäsar thun, „wenn er diesen Unfall hören wird. Denn er, der „sein Leben in Kriegen zugebracht hat, hat doch nie „ein solches Versehen begangen; die Geseze aber be„strafen diejenigen allemal mit dem Tode, welche „die Ordnung nur um ein geringes übertreten; und „jezt haben sie das ganze Heer an diesem Verbrechen „Antheil nehmen gesehen. Allein diejenigen, welche „in ihrer Verwegenheit so weit gegangen sind, sollen „es gleich erfahren, daß bey den Römern selbst der „Sieg, wenn er ohne Befehl des Feldherrn erlangt „wird, unrühmlich sey.„ Diese Anrede verkündigte die nahe Bestrafung der Schuldigen, und sie erwarteten dieselbe mit ängstlicher Furcht, bis die Legionen den Titus baten, einigen wenigen ihre Unbändigkeit zu verzeihen, weil alle übrige gehorsam wären, und auch jene durch tapfere Thaten ihren Fehler wieder ersetzen wollten. Er ließ sich erbitten: denn er war überhaupt der Meinung, daß die Strafe an einem einzigen, der gesündigt hätte, würcklich; an einer schuldigen Menge aber nur durch Worte vollzogen werden müsse. Doch ermahnte er seine Soldaten, künftig vorsichtiger zu seyn, und lagerte sich nunmehro mit ihnen näher bey der Stadt, an ihrer mittäglichen und Abend-Seite.

Er suchte hier einen bequemen Ort, an welchem sie angegriffen werden konnte, und fand ihn bey dem Grabmahle des Hohenpriesters Johannes, wo die erste Mauer etwas niedriger und mit der zweyten nicht

nicht verbunden war, über die dritte aber der Eingang in die obere Stadt, und aus dieser in die Burg Antonia, welche über dem Tempel lag, nicht sehr schwer zu seyn schien. Indem er dieses untersuchte, wurde einer seiner Freunde, **Nicanor**, der nebst dem **Josephus** nahe an der Mauer den Juden von neuem den Frieden angeboten hatte, von ihnen verwundet. Durch diese wilde Halsstarrigkeit aufgebracht, fieng **Titus** die Belagerung mit desto größerer Lebhaftigkeit an. Sein Heer, die Legion ausgenommen, welche den Oelberg besezt hatte, mußte sich verschanzen, und wurde dabey theils durch eine Anzahl Schützen, theils durch die Kriegsmaschinen beschüzt, welche unaufhörlich Steine von hundert und mehr Pfunden auf die Juden warfen. Als er hierauf seine großen Mauerbrecher in Bereitschaft gesezt hatte, wurde die Mauer an drey Orten durch dieselben bestürmt. Die Juden fielen in Menge aus, und suchten sie in Brand zu stecken: es entstand ein hartes Gefechte; ihre Absicht konnte kaum durch den äussersten Widerstand vereitelt werden; endlich aber trieb sie Titus selbst, nachdem er sie mit den tapfersten von seiner Reiterey angegriffen, und zwölfe mit eigener Hand umgebracht hatte, in die Stadt zurück. Er ließ den einzigen Gefangenen, den er bekam, ans Creuz schlagen, um die Juden zu schrecken, und zur Uebergabe zu bewegen; allein er übte dadurch nur eine fruchtlose Grausamkeit aus.

Nach vierzehn Tagen machte die größte seiner Kriegsmaschinen eine solche Oeffnung in die erste Mauer, daß die Römer durch dieselbe eindringen konnten: und sogleich schlug **Titus** innerhalb derselben sein Lager auf. Die Juden, welche sich auf die zweyte Mauer zurückzogen, versuchten seitdem Tag

„ges Betragen, und werden überw…
„über ihre Hände nicht Herren sind…
„ste aber ist dieses, daß sie, da d…
„gegenwärtig ist, doch ohne ein…
„Gewiß, die Kriegsgeseze m…
„zen; eben dieses wird der …
„wenn er diesen Unfall hö…
„sein Leben in Kriegen z… die
„ein solches Versehen b… …genprie-
„strafen diejenigen a… …e man jezt
„die Ordnung nur … …führen: denn
„jezt haben sie das … … über die obere
„Antheil nehmen … …daten litten dabey
„in ihrer Verw… …den sie von der Höhe
„es gleich erfa… …ahlreichen Maschinen mit
„Sieg, wen… …it ihren Waffen verwundeten.
„wird, unr… …e selbst aufs neue, sich und ihre
die nahe P… …bar bevorstehenden Untergange zu
teten dies… … schickte außerdem den Josephus in
den Tit… …cht an sie: denn er hoffte, daß die Vor-
zu verz… ihres Mitbürgers noch mehr bey ihnen
auch … würden. Dieser hielt in einiger Entfer-
ersek… von der Mauer eine sehr einnehmende Affektvolle
üb… …de an die Belagerten; ihre Antworten aber waren
ei… Spöttereyen und Schimpfworte; einige von ihnen
…suchten ihn sogar zu verwunden. Doch unter dem
Volcke, das von den Tyrannen unterdrückt war, fan-
den sich seitdem viele, welche zum Titus übergien-
gen, und er ließ sie frey hinziehen, wohin sie woll-
ten. Schon empfanden auch die meisten Einwohner
von Jerusalem alles Schröckliche einer Hungers-
noth; aber die aufrührerische Rotte raubte ihnen noch
unter vielen Peinigungen den wenigen Unterhalt,
den sie sich verschaffen konnten.

Die

...liche Hartnäckigkeit dieser bereits
...hte den Titus abermals wi=
...n. Da sich täglich viele
... nahgelegenen Thäler
...suchen: so wurden
...h einem vergeb=
... Angesichte der
...itus verbot dieses
...r rathsam hielt, eine
...eils, weil er hoffte, die
...aus Furcht vor einem glei=
...ihn ergeben. Allein die Jü=
... brauchten vielmehr diesen An=
...olck zu überreden, daß die Römer
...uen begegneten, die sich zu ihnen flüch=
...itus deckte diesen Betrug bald auf, indem
... Gefangene mit abgehauenen Händen, damit
...icht vor Ueberläufer angesehen würden, in die
Stadt sandte. Zugleich warnete er den Johannes
und Simon, „sie möchten wenigstens jezt von ihrer
„Wuth ablassen, und ihn nicht zur Zerstörung der
„Stadt nöthigen; sondern noch durch eine späte Reue
„ihr leben, ihre so ansehnliche Vaterstadt, und einen
„Tempel, mit welchem kein anderer verglichen werden
„könnte, retten.„ Mit dieser Aufforderung verband
er, um zu zeigen, daß er nicht bloß bey Worten ste=
hen bleibe, eine Ermunterung an seine Soldaten,
die Arbeit an dem Walle zu beschleunigen. Man
antwortete ihm von der Mauer durch Schmähreden,
und durch eine trozige Entschlossenheit, eher zu ster=
ben, als den Römern zu dienen: und diese unsinni=
gen Bösewichter erkühnten sich hinzu zu setzen, daß
Gott seiner Wohnung und ihnen eine ganz gewisse
Hülfe leisten werde.

Titus erkannte die Verzweifelung, welche bey ihnen an die Stelle einer vernünftigen Tapferkeit getreten war. Er wollte daher seine Soldaten keinesweges in einem Sturme aufopfern; und als ein junger Macedonischer Prinz, der in seinem Heere diente, seine Verwunderung darüber gegen ihn bezeigte, daß die Römer die Mauer nicht angriffen, antwortete er ihm lächelnd nur dieses: „Es ist eine zu schlechte „Arbeit.„ Gleich unternahm der Prinz mit seinen Macedoniern diese, wie er glaubte, leichte Sache, und wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen.

Mittlerweile kam der Wall, den Titus errichten ließ, zu Stande. Vier legionen, das ist über vier und zwanzig tausend Mann, hatten denselben siebzehn Tage hindurch in beträchtlicher Größe und Stärcke aufgeführet, und man brachte nun die Maschinen auf denselben, um die lezte Mauer über den Hauffen zu werfen. Aber dieses so schwere kaum geendigte Werck war nach wenigen Tagen ganz vergeblich. Von der Seite der Burg Antonia untergrub Johannes den Raum, der bis an den Wall reichte: nachdem er hierauf die Pfähle, von welchen seine Mine unterstüzt wurde, angezündet hatte, stürzte der Wall plözlich ein. Auf der andern Seite that Simon, zween Tage darauf, mit den verwegensten seiner Anhänger einen Ausfall. Sie steckten die Kriegsmaschinen in Brand; aller Widerstand der Römer war gegen ihre grimmige Standhaftigkeit umsonst, und der Wall wurde selbst vom Feuer ergriffen. Titus kam geschwind von der Gegend der Burg Antonia, wo er einen andern Ort zur Verschanzung aussuchte, dahin. Er schalt seine Soldaten, daß sie ihre eigene Wälle nicht vertheidigen könnten, da sie doch die feindlichen eingenommen hätten; daß sie sich von den Juden,

die

die gleichsam aus einem Gefängnisse loßbrächen, selbst belagern ließen. Die Feinde wurden unter seiner Anführung zwar bald zurück getrieben; allein der Verlust, den er durch sie erlitten hatte, war fast unersezlich.

Er sahe dadurch den Fortgang der Belagerung so sehr gehemmt, daß er mit seinen Befehlshabern berathschlagte, auf welche Art die Stadt nunmehro anzugreiffen sey. Die hizigsten unter ihnen schlugen vor, daß man einen allgemeinen Sturm wagen sollte: denn bisher hätten die Juden nur mit einem Theil des Kriegsheeres gefochten; wenn es aber ganz wider dieselben anrückte, würden sie bald unterliegen müssen. Die andern, welche vorsichtiger waren, riethen, entweder einen neuen Wall aufzuwerfen; oder, die Stadt so genau zu beobachten, daß keine Lebensmitttel hinein gebracht würden, und sie vom Hunger zur Uebergabe genöthigt werden möchte. Der Grund ihrer Meinung war dieser, daß man mit Verzweifelnden, welche zwar durch das Schwerdt zu fallen wünschten, denen aber auch ohne dieses noch ein traurigeres Ende bevorstünde, sich in kein Handgemenge einlassen müsse.

Man findet hier ein Beyspiel zum Beweise, daß es für einen Feldherrn mitten in seinem Kriegsrathe sehr wichtig sey, sich selbst sein vornehmster Rathgeber zu werden. Titus hörte seine Befehlshaber an, weil von einer solchen Versammlung erfahrner Männer immer etwas nüzliches für die gemeine Sache gesagt wird; vielleicht auch, weil er aus ihren Vorschlägen die Einsicht, Fähigkeit und Neigung eines jeden nicht undeutlich erkannte. Aber er sezte seinen Entschluß weder nach der Mehrheit der Stimmen,

noch nach dem Ansehen derselben fest: vielmehr gefiel ihm keine von allen Meinungen. Mit einem so großen Heere ganz müßig vor der Stadt zu liegen, schien ihm unanständig zu seyn: mit Leuten zu fechten, welche sich selbst ohnedieß ins Verderben brachten, hielt er vor überflüßig; hingegen zeigte er auch seinen Unterfeldherren, daß es sehr schwer seyn würde, bey einem solchen Mangel an Materialien, einen neuen Wall aufzurichten, und noch schwerer, auf die Ausgänge der Feinde Acht zu geben. Wegen des weiten Umfangs der Stadt und vieler Nebenwege, könnten nicht auf alle Seiten hinlängliche Kriegsvölcker gestellt werden; ja dieses gestatte nicht einmal die Vorsichtigkeit, welche gegen die Ausfälle der Feinde nöthig wäre. Wollte man gleich die offenen Wege gehörig bewachen, so würden sie bald geheime ausfindig machen; der geringste Zuwachs an Lebensmitteln würde die Belagerung verlängern, und eben diese lange Dauer könnte den Ruhm ihrer glücklichen Thaten verringern. Denn in einer langen Zeit, sagte Titus, kann zwar alles ausgeführt werden; aber, um Ehre zu erwerben, muß man Geschwindigkeit brauchen. Sollte aber diese zugleich mit Sicherheit verbunden seyn, so müßte man die ganze Stadt mit einer Mauer einschließen; auf diese Art allein könnten alle Ausgänge aus derselben verstopft werden, und die Juden würden endlich, wenn sie sich von aller Hülfe entblößt sähen, entweder die Stadt übergeben, oder, vom Hunger ausgezehret, desto leichter überwältigt werden können. Er werde es auch, fuhr er fort, bey der Mauer nicht bewenden lassen; sondern neue Schanzen aufzuwerfen suchen, wenn die Juden zu schwach seyn würden, solches zu verhindern. Titus schloß mit den Worten, welche mehr Nachdruck hatten, als alles übrige: „Kommt jemanden dieses Werck

„zu

„zu groß und zu schwer vor, so muß er bedencken, „daß es sich für die Römer nicht schicke, etwas klei„nes zu unternehmen, und daß niemand, als Gott „allein, ohne viele Arbeit eine große Absicht zu Stan„de bringen könne.„

Alle seine Befehlshaber gaben ihm Beyfall. Da man diese weitläuftige Arbeit unter das Heer vertheilt hatte, kam es in eine Art von Begeisterung, und alle Classen desselben wetteiferten mit einander, um sie schleunig zu Ende zu bringen: zumal da Titus täglich herumgieng, und ihren Fortgang in Augenschein nahm. Diese Mauer, welche um die ganze Stadt geführt wurde, fast fünftausend Schritte lang war, und an welche noch dreyzehn kleine Festungen oder Blockhäuser angebauet wurden, stand in drey Tagen völlig fertig. Titus hielt selbst die erste Nacht-Wache auf derselben; die zweyte sein Freund **Alexander**, und die übrigen Befehlshaber folgten darauf. Die Wachen, mit welchen sie besezt war, bedienten sich des Schlafes, so wie er ihnen durch das Loos zufiel, und hörten die ganze Nacht nicht auf, zwischen den Blockhäusern herum zu gehen.

Durch diese Anstalt hatte Titus den Feinden alle Hoffnung zur Rettung abgeschnitten; zugleich aber war es eine Folge derselben, daß das Elend des Hungers noch weit mehr in Jerusalem überhand nahm. Viele tausend kamen aus Mangel an Unterhalte ums Leben; andere suchten es durch unnatürliche Speisen zu fristen; allein der gröste Theil der Einwohner verlor dasselbe durch alle Arten von Noth und Bedrängniß in den lezten Monathen der Belagerung. Die Tyrannen, welche mit ihren Soldaten dieses gleichgültig ansahen, weil alles dieses ihr Werck

„schändlich, wenn Römer und meine Soldaten,
„welche gewohnt sind im Frieden den Krieg zu lernen,
„und im Kriege zu überwinden, von den Juden
„durch ihren Arm oder ihren Muth überwunden wür-
„den: und noch dazu am Ende des Sieges, und da
„uns Gott augenscheinlich Hülfe leistet. Die Un-
„fälle, welche wir erlitten haben, rühren bloß von der
„Verzweifelung der Juden her; aber ihre Leiden ver-
„mehren sich durch eure Tapferkeit, und durch den
„göttlichen Beystand, dessen ihr genießet. Denn
„was ist Aufruhr, Hunger, Belagerung, der Fall
„der Mauern ohne Maschinen, was ist dieses an-
„ders als ein Zeichen, daß Gott auf sie zürne, uns
„aber beystehe? es schickt sich daher nicht für euch,
„weder schlechter zu scheinen als dieses schlimme Volck;
„noch die göttliche Hülfe gleichsam zu verrathen.
„Wie sollte es aber nicht schändlich seyn, wenn die
„Juden, denen es eben nicht sehr schimpflich ist über-
„wunden zu werden, da sie der Knechtschaft ge-
„wohnt sind, den Todt verachten, um diese nicht mehr
„auszustehen, und öfters mitten unter uns dringen,
„nicht in der Hoffnung zu siegen, sondern nur um
„einen geringen Beweis ihrer Tapferkeit abzulegen;
„wenn wir hingegen, die wir fast die ganze Welt und
„See unter unsere Gewalt gebracht haben, denen es
„schon zur Schande gereicht nicht zu siegen, nicht
„eine einzige kühne Unternehmung gegen die Feinde
„wagen, und mit solchen Waffen müßig sizend ihren
„Hunger und ihr feindseeliges Glück abwarten; und
„dieses, da wir mit weniger Gefahr alles glücklich zu
„Stande bringen könnten? Wenn wir also die Burg
„Antonia erstiegen haben, so ist auch die Stadt unser.
„Denn sollten wir gleich mit den noch übrigen Fein-
„den in derselben zu streiten haben, welches ich nicht
„einmal glaube; so verspricht uns doch der Umstand,
„daß

„daß wir über ihren Köpfen, über der Luft, welche sie „einhauchen, sitzen, einen geschwinden und vollkom„menen Sieg.„

Diese Bewegungsgründe waren für Soldaten, für Römer insonderheit, hinlänglich. Aber Titus nahm noch andere von dem Zustande nach dem Tode her: und man mag bey dieser Gelegenheit zusehen, ob es einem christlichen Feldherrn unanständig sey, den Muth seiner Soldaten durch Aussichten in die künftige Welt zu stärcken. „Ich will, fuhr der „heydnische Cäsar fort, nichts zum Lobe derer sagen, „welche im Kriege sterben, nichts von der Unsterb„lichkeit derjenigen, die vom Mars getrieben fallen; „aber denen, welche anders gesinnt sind, möchte ich „wohl den Todt, der zur Zeit des Friedens aus Kranck„heiten entsteht, wünschen, indem alsdenn ihre Seele „zugleich mit dem Leibe, zum Grabe verurtheilt wird. „Denn welcher tapfere Mann weiß es nicht, daß die „Seelen, welche in der Schlacht durch das Eisen vom „Körper getrennt werden, von dem reinsten Elemente „der Luft gleichsam als Gäste unter die Gestirne auf„genommen werden; daß sie daselbst ihren Nachkom„men als gute Geister und wohlthätige Helden erschei„nen; daß aber diejenigen Seelen, welche durch „Kranckheiten in ihren Körpern verzehrt worden sind, „wenn sie gleich keine Flecken und Unreinigkeiten an „sich haben, von einer unterirdischen Nacht verdun„ckelt, und in eine tiefe Vergessenheit gestoßen wer„den; daß ihr Andencken in eben solche Gränzen als „ihr Leben und ihre Körper, eingeschlossen wird? „Wenn die Nothwendigkeit zu sterben den Menschen „einmal bestimmt ist, und sie an dem Eisen einen „weit leichtern Diener des Todes haben als an al„len Kranckheiten, wie sollte es nicht Trägheit seyn,

„das

„sollte ihm erlaubt seyn, den unterbrochenen Gottes„dienst durch Juden, welche er sich selbst aussuchen „möchte, feyern zu lassen.„ — Eine Ehrerbietung für eine fremde, ihm unbekannte Religion, eine Achtung gegen den Eifer, mit welchem ein feindseeliges Volck derselben diente, die man selbst den Partheyen der Christen zum Muster ihres Betragens gegen einander empfehlen kann. — Allein vergebens hinterbrachte dieses **Josephus** dem Tyrannen und dem bey ihm stehenden Volcke: vergebens bat er ihn mit Thränen, welche fast seine Rede ersticken, den lezten unvermeidlichen Streich von dem Heiligthum seines Volckes abzuwenden: **Johannes** überhäuffte ihn mit Schmähreden, und blieb bey seiner Zuversicht, Jerusalem könne nicht zerstöret werden, weil es die Stadt Gottes sey.

Viele der angesehensten Juden hingegen wurden durch das Flehen des **Josephus** bewegt, und diejenigen unter ihnen, welche die Wachsamkeit der Tyrannen nicht fürchteten, fanden Gelegenheit zum Titus zu flüchten. Er empfieng sie mit seiner gewöhnlichen Leutseeligkeit; da er aber wohl wußte, daß sie mitten unter seinem Heere, das ist, unter Völckern, deren Sitten von den ihrigen so weit entfernt waren, keinen angenehmen Aufenthalt haben würden, schickte er sie in das Städtchen Gophna, um daselbst unterdessen zu wohnen, bis er ihnen nach geendigtem Kriege ihre Güter wieder einräumen würde. Diese ihre Entfernung brauchten die Aufrührer in der Stadt dazu, daß sie die übrigen Einwohner überredeten, die Ueberläufer wären von den Römern umgebracht worden. Daher ließ sie Titus von Gophna zurückkommen, und den Einwohnern unter das Gesichte treten. Sie baten nebst dem **Josephus** die

die Aufrührer nochmals, wenigstens den Tempel zu verlassen, weil die Römer denselben gewiß nicht anders, als bey der äußersten Nothwendigkeit verwüsten würden. Aber diese befestigten ihn vielmehr noch eifriger, indem sie ihre Kriegsmaschinen über die Thore desselben pflanzten; da hingegen rund um denselben schon alles mit Leichnamen angefüllt war. Die Römischen Soldaten selbst konnten jezt den Tempel nicht ohne Grauen betrachten.

Noch einmal also erniedrigte sich Titus zu diesem Schwarm von Elenden. Josephus mußte ihnen folgende Worte von ihm bekannt machen: „Habt „ihr nicht selbst, ihr Bösewichter, euer Heiliges mit „Schrancken umgeben? Habt ihr nicht an denselben „in gewissen Zwischenräumen Säulen gesezt, auf „welchen in griechischer und in unserer Sprache an„gezeigt wurde, daß niemand auch nicht einmal über „die Schrancken gehen dürfe? Haben wir euch nicht „erlaubt, diejenigen, welche darüber schreiten würden, „umzubringen, wenn es gleich ein Römer wäre? „Warum zertretet ihr denn, ihr Ungeheuer, selbst an „diesem Orte die Todten? Warum befleckt ihr den „Tempel mit dem Blut der Fremden und eurer Mit„bürger? Ich rufe die Götter meines Vaterlandes „zu Zeugen an, und wenn irgend jemals ein Gott „diesen Ort angeblickt hat; (denn jezt glaube ich „nicht, daß einer auf denselben sehe,) ich nehme auch „mein Kriegsheer, und die Juden, welche sich bey „mir befinden, euch selbst nehme ich zu Zeugen, daß „ich euch nicht nöthige, diesen Ort zu entheiligen: „und wenn ihr eure Stellung gegen mich verändern „werdet, so soll kein Römer sich zu eurem Heiligthu„me nähern, noch dasselbe beschimpfen. Ja ich will „euch sogar den Tempel wider euren Willen erhalten.„

Man nahm dieses Anerbieten nicht an: daher sahe sich Titus gezwungen, von neuem Gewalt zu gebrauchen. Er gab Befehl, daß ein zahlreicher Hauffen, den er aus dem ganzen Kriegsheere aussuchte, unter der Anführung des Cerealis, mitten in der Nacht, die Wachen des Tempels angreiffen sollte, und er machte sich bereit, mit demselben hinabzusteigen: denn dieses ist der einzige Vorwurf, den man ihm in seinen kriegerischen Unternehmungen machen kann, daß er sich zu willig in Gefahren begab, die ein Feldherr für seine Person vermeiden muß. Allein die gegenwärtige war so groß, daß ihm seine Freunde seinen Entschluß lebhaft widerriethen. Sie wiederholten dasjenige, was die Befehlshaber des Heeres schon gesagt hatten: es würde weit vortheilhafter seyn, wenn er auf der Festung zurück bliebe, und von daraus den Soldaten die Anweisung zum Gefechte gäbe, als wenn er sich für sie in Gefahr sezte: denn vor seinen Augen würden sie alle tapfere Krieger seyn. Er folgte auch diesem Rathe, nachdem er vorher zu den Soldaten gesagt hatte, er bleibe nur deswegen auf der Festung, damit er ihre Thaten beurtheilen könne, und damit weder ein tapferer Mann seine Belohnung verlieren, noch ein träger Soldat der Strafe entgehen möchte. Würcklich legten auch die Römer ungemeine Proben der Herzhaftigkeit ab; allein der Sieg blieb zwischen beyden Theilen unentschieden.

Unterdessen hatte der übrige Theil des Heeres an der Zerstörung der Burg Antonia so unermüdet gearbeitet, daß die legionen nach sieben Tagen Platz genug fanden, sich dem Tempel gegen über zu lagern. Hier ließ sie Titus neue Schanzen aufwerfen, und schärfte zugleich die Kriegszucht aufs neue, welche

unter

unter den Römern durch ihr Glück dergestalt in Abnahme zu gerathen anfieng, daß sie öfters sorglos in die Nachstellungen der Juden fielen. Diese verbrannten hierauf selbst einen bedeckten Gang, welcher den Tempel mit der Festung verband; einen andern aber ließ Titus anzünden. Er vernahm jezt, daß die Noth und Verzweiflung in der Stadt unbeschreiblich wütete. Eine vornehme Frauensperson brachte ihr säugendes Kind um, verzehrte die Hälfte von demselben, und bot die andere Hälfte den Soldaten an, welche überall mit Ungestüm und Grausamkeit verborgene Speisen aufsuchten. Diese abscheuliche That reizte den Titus zur Rache gegen so halsstarrige Feinde. Er entschuldigte sich, indem er sich an Gott wandte, daß er zu einem so unnatürlichen Betragen keine Ursache gegeben habe, indem er den Juden den Frieden, die Freyheit nach ihren Gesetzen zu leben, und eine Vergessenheit aller ihrer Ausschweifungen angeboten hätte. Aber Leute, sagte er, „welche Aufruhr an Statt der Einigkeit, den Krieg „Statt des Friedens, und für den Ueberfluß den Hunger gewählet, welche den Tempel, den wir selbst zu „erhalten suchten, mit ihren Händen angezündet haben, diese verdienen eine solche Nahrung. Jedoch „ich will auch diese unmenschliche Speise von Kindern mit den Ruinen der Stadt bedecken: ich will „nicht zugeben, daß die Sonne eine Stadt auf dem „Erdboden anblicke, in welcher die Mütter ein solches Essen genießen. Den Vätern hätte vielmehr „vor den Müttern eine solche Speise gebühret, weil „sie nach so vielem ausgestandenen Uebel doch die „Waffen nicht niederlegen wollen.„ Und nunmehro gab auch Titus alle Hoffnung auf, die Feinde zu einem Vergleiche bewegen zu können.

Er ließ also die stärcksten seiner Kriegsmaschinen gegen den Vorhof der Priester, innerhalb welchem die Juden sich gesezt hatten, kehren; allein er versuchte es sechs Tage lang vergebens, die Mauer durch dieselben einzuwerfen. Eben so fruchtlos bemühten sich seine Soldaten, den Grund eines Thores zu untergraben: sie ergriffen endlich Sturmleitern, um die Mauer zu ersteigen, und wurden mit großem Verluste, sogar an Fahnen, zurückgeschlagen. Da Titus sahe, daß er in der Absicht, des Tempels zu schonen, seine Soldaten ins Unglück stürzte, befohl er die Thore anzuzünden, welche mit Silberblech beschlagen waren. Dieser Brand verzehrte alle bedeckten Gänge und Höfe des Tempels.

Kurz vorher giengen zween der schlimmsten Anhänger der Tyrannen zum Titus über. Er war im Begriff sie tödten zu lassen, weil er wußte, wie boshaft sie ihre Mitbürger gemißhandelt hatten, und daß sie sich des lezten Vortheils der Juden arglistiger Weise zu bedienen suchten, um gleichsam als Sieger ihre Parthey zu verlassen. „Sie kommen, „sagte er, aus Noth gedrungen, nicht aus gutem „Willen: und da sie aus ihrer Vaterstadt, welche „ihrentwegen in Feuer gesezt wird, flüchten, sind sie „nicht werth, gerettet zu werden.„ Doch die treue Beobachtung seines Versprechens gegen die Ueberläufer behielt die Oberhand; ob er ihnen gleich nicht so günstig begegnete als den übrigen.

Noch stand also das Hauptgebäude des Tempels unversehrt; allein man sahe voraus, daß es nicht anders als durch Feuer bezwungen werden könne: und den Untergang desselben suchte doch Titus auf alle Art zu verhindern. Er fragte seine vornehmsten Befehls-

fehlshaber um Rath, wie er sich hierbey verhalten sollte. Sie drangen alle auf die Verbrennung des Tempels. Er hingegen endigte die Berathschlagung mit den Worten: „Wenn gleich die Juden von ih„rem Tempel herab fechten werden; so will ich doch „nicht mich an leblosen Dingen an Statt der Sol„daten rächen; niemals will ich ein so unvergleichli„ches Werk verbrennen. Es wird ein Verlust für „die Römer selbst seyn, wenn es zerstört wird; bleibt „es aber, so ist es eine Zierde unsers Reichs.„ Bey diesem Vorsaze veranstaltete er alles zu einem allgemeinen Sturme des ganzen Heeres auf den Tempel.

Aber menschliche Vorsicht konnte diesen längst von Gott verlassenen Siß nicht mehr retten. Die Juden selbst beförderten die Verwüstung desselben. Sie fielen aus dem Tempel auf die Römer heraus, welche das noch immer um sich greiffende Feuer auslöschten, und eine Straße bahnten. Titus jagte sie selbst zurück; aber bald darauf fiengen sie das Gefechte von neuem an. Während desselben riß ein Römischer Soldat, aus eigenem Antriebe, oder vielmehr von einer höhern Macht geleitet, einen feurigen Brand aus einer glühenden Stätte, und warf ihn durch ein Fenster in eines von den Zimmern, welche an den Tempel angebauet waren. Sogleich breitete sich das Feuer über die ganze mitternächtige Seite dieser Nebengebäude des Tempels aus.

Titus hatte kaum davon Nachricht erhalten, als er mit aller Geschwindigkeit eilte, den Brand zu löschen: seine Befehlshaber und übrige Soldaten folgten ihm alle nach. Er befohl es mit Worten und Zeichen; allein das Getümmel war zu groß, als daß man ihn hätte hören oder beobachten können. Die

Legionen hingegen drangen mit unaufhaltsamer Wuth auf den Tempel zu, stellten sich, als wenn sie den Befehl ihres Feldherrn nicht vernähmen, und munterten einander selbst auf, das Feuer zu unterhalten: zugleich richteten sie unter den Juden das grausamste Blutvergießen an. Titus gieng daher mit seinen Unterfeldherren in das Heilige und Allerheiligste, welches er weit über seine Erwartung prächtig, mit Kostbarkeiten angefüllet, fand, von denen er auch verschiedene retten ließ. Und da er bemerckte, daß nur noch die Seitengebäude, nicht das Innere des Tempels, brannten: rief er den Soldaten von neuem zu, das Feuer zu dämpfen; ja er bestellte einen Hauptmann von seiner Leibwache, um die Widerspenstigen alsbald zu bestrafen. Aber ihre Erbitterung gegen die Juden, zum Theil auch ihre Raubsucht, machten dieses Zwangsmittel unkräftig: der Tempel wurde endlich ganz vom Feuer verzehret.

Nach diesem entscheidenden Siege trugen die Legionen ihre Fahnen an das östliche Thor des Tempels, opferten ihnen daselbst, und riefen nach der Römischen Gewohnheit, den Titus mit freudigem Geschrey als **Imperator**, das ist, als ihren siegenden Feldherrn aus. Eine Anzahl Priester hatte sich auf die Mauern des Tempels gerettet. Der Hunger nöthigte sie aber bald sich zu ergeben. Sie baten den Titus umsonst, ihnen das Leben zu schencken. „Die „Zeit der Gnade, sagte er, ist vorbey; dasjenige, um „dessen willen ich euch mit Recht erhalten hätte, ist un„tergegangen: es ist Priestern anständig, mit ihrem „Tempel umzukommen.„ Man sieht aus dieser Antwort den tiefen Verdruß hervorleuchten, welchen er über seine fehlgeschlagene edle Absichten empfand, und welcher sogar seine Menschenliebe auf eine kurze Zeit erstickte.

Doch

Doch sie kam bald wieder zum Vorschein, als die Tyrannen, weil sie ihm weiter nicht entfliehen konnten, eine Unterredung mit ihm begehrten. Er wollte wenigstens noch die obere Stadt, in welcher sie sich nebst vielen tausend Juden befanden, retten; glaubte, daß sie jezt nachgebender geworden wären, und befohl daher seinen Soldaten einen Stillstand. Als Sieger redete er sie zuerst durch einen Dollmetscher an: „Seyd ihr denn nun, sagte er, durch das „Unglück eurer Vaterstadt gesättigt, o ihr Männer, „die ihr weder an unsre Macht noch an eure Schwäche dachtet; sondern durch eine unbesonnene Hitze „und Wuth das Volck, die Stadt und den Tempel „ins Verderben gestürzt habt; ja die ihr selbst verdienet umzukommen, weil ihr, nachdem euch Pompejus besiegt hat, im Anfange unaufhörliche Meutereyen gestiftet, endlich aber einen offenbaren Krieg „gegen die Römer erregt habt? Habt ihr euch etwan „auf eure Menge verlassen? Es hat euch ja nur der „kleinste Theil des Römischen Kriegsheeres widerstanden. Oder seztet ihr euer Vertrauen auf Hülfsvölcker? Welches Volck außer unserm Reiche würde wohl lieber den Juden als den Römern beystehen? Oder auf eure Leibesstärcke? Ihr wisset ja, daß „uns die Germanier dienen.„ (Kaum die Hälfte derselben, o Titus, würden unsere Vorfahren dazu gesagt haben, und auch diese nicht immer, und erst nachdem sie euch großen Verlust zugefügt hatten.) — „Oder verließet ihr euch auf die Stärcke eurer „Mauern? Welche Mauer widersteht wohl mehr als „der Ocean, mit welchem die Britannier umgeben „sind, und gleichwohl die Römischen Waffen verehren? Oder auf eure Standhaftigkeit und die Kunst „eurer Feldherren? Es ist euch ja bekannt, daß die „Carthaginenser überwunden worden sind. Euch al-

„so hat das gütige Bezeigen der Römer gegen die „Römer gereizt. Denn erstlich haben wir euch die„ses Land zum Besitze, und Könige aus eurem Volcke „gegeben. Wir haben euch weiter eure väterliche „Gesetze erhalten, und euch erlaubt, sowohl von andern „Völckern abgesondert, als mit ihnen, wie es euch „gefiel, zu leben. Wir haben euch endlich, welches „das vornehmste ist, verstattet, Steuren und Ge„schencke im Nahmen eures Gottes zu sammeln: wir „haben diejenigen, welche sie gaben, nicht abgera„then, noch es ihnen verboten, damit ihr, wenn ihr „reich geworden wäret, unsere Feinde würdet, und „uns mit unserm Gelde gegen uns rüsten könntet. „Hierauf habt ihr, mit so großen Wohlthaten über„häufft, euch nun satt genug, gegen diejenigen, wel„che sie euch erwiesen hatten, gewandt; ihr habt gleich „ungezähmten Schlangen euern Gift gegen die, so „euch schmeichelten, ausgespieen.„

Sollte es wohl Leser geben, denen es unangenehm fiele, dem Titus weiter zuzuhören? Seine Rede ist gewiß keine Erfindung eines Geschichtschreibers, der bloß seine Beredsamkeit zu zeigen sucht; sie ist wahr und rührend; er mahlt sich selbst in derselben ab, desto glücklicher, je länger sie fortgeht; wir wollen ihn also ferner mit seinen Feinden sprechen lassen. „Es mag darum seyn, sagte der gütigste Ueberwin„der seiner Zeit, daß ihr die Sorglosigkeit des Nero „verachtet, und, gleich zerbrochenen oder abgerissenen „Gliedern, zu einer gewissen Zeit euch ruhig gehalten; „wenn aber den Staat eine schwerere Kranckheit be„traf, euch gezeigt, und mit unverschämten Hoff„nungen auch ungemessene Begierden an den Tag „gelegt habt. Aber mein Vater kam in dieses Land, „nicht sowohl um euch wegen eurer Vergehungen an

„dem

„dem Cestius zu bestrafen, als um euch mit Nach=
„druck zu ermahnen. Er hat daher, da er sonst,
„wenn er gekommen wäre, die Nation zu Grunde zu
„richten, die Wurzel selbst hätte angreifen, und diese
„Stadt sogleich erobern müssen, vielmehr Galiläa und
„das herumliegende Land verwüstet, um euch Gele=
„genheit zur Reue und Besserung zu geben. Aber
„diese leutseelige Begegnung sahet ihr vor Unvermö=
„gen an, und wurdet durch unsere Gelindigkeit nur
„noch kühner. Als Nero ums Leben gekommen
„war, habt ihr alles gethan, was nur die schlimm=
„sten Mitbürger des Staats vornehmen konnten:
„ihr habt aus unsern innerlichen Unruhen mehr Muth
„geschöpft: da mein Vater und ich auf eine kurze
„Zeit nach Egypten giengen, habt ihr euch derselben
„bedienet, um Kriegsrüstungen anzustellen, und ihr
„habt euch nicht geschämt, diejenigen, die euch als
„Nachsichtsvolle Feldherren begegnet waren, auch
„noch alsdenn zu beunruhigen, da sie zu Fürsten
„des Reichs waren erkläret worden. Da also die
„oberste Herrschaft auf uns kam, und jedermann da=
„mit zufrieden war; da selbst die auswärtigen Völ=
„cker durch Gesandten uns Glück wünschen ließen:
„da bezeigten sich wiederum die Juden allein als Fein=
„de. Die Gesandten, welche ihr an die jenseits des
„Euphrates wohnenden Völcker geschickt habt, um
„eure Meutereyen zu unterstüzen; die Erbauung von
„Mauern in einem ganz neuen Umfange; eure Em=
„pörungen und die Händel eurer Tyrannen unter ein=
„ander; euer bürgerlicher Krieg: alles dieses sind
„Dinge, welche sich nur für ein so böses Volck schi=
„cken. Ich rückte gegen diese Stadt mit harten
„Befehlen, die mir mein Vater wider Willen gege=
„ben hatte: und ich freuete mich, als ich hörte, daß
„dieses Volck zum Frieden geneigt sey. Ehe es zu

vertrieb, zu befestigen. Ein Römischer Soldat, den sie gefangen bekommen hatte, entwischte glücklich zu den seinigen; aber Titus, um die Strenge der alten Kriegszucht, durch welche hauptsächlich die Römer unüberwindlich geworden waren, aufrecht zu erhalten, jagte ihn, nachdem er ihm seine Waffen genommen, von dem Heere weg, weil er sich von den Feinden lebendig hatte ergreifen lassen. Er mußte nun neue Verschanzungen gegen diesen Theil der Stadt anlegen. Während dieser Arbeit gieng der größte Theil der Idumäer, welche den Juden bisher beygestanden hatten, zu ihm über: er ließ, uneingedenck seines harten Entschlusses, allen Gnade wiederfahren. Da er endlich nach achtzehn Tagen die Kriegsmaschinen mit gutem Erfolge zu brauchen anfieng, entfiel seinen hartnäckigen Feinden, weil sie keinen Ort der Zuflucht mehr vor sich übrig sahen, der Muth; ihre Anführer verließen sogar mit einer übereilten Flucht, die drey stärckſten Thürme, welche es in Jerusalem gab, gegen welche die Maschinen des Titus nie etwas ausgerichtet haben würden, und versteckten sich in unterirdischen Gängen; sie fielen aber bald in die Hände ihrer Feinde. Die Römer bemächtigten sich hierauf der Stadt ohne Widerstand, und zündeten sie an, nachdem sie vorher viele tausend Juden umgebracht hatten. So gieng Jerusalem am 8ten September des 70sten Jahres, nach der christlichen Zeitrechnung, gänzlich zu Grunde.

Titus, welcher die eroberte Stadt in Augenschein nahm, bewunderte die ungemeine Festigkeit der Thürme, welche von den Tyrannen ohne Noth waren verlassen worden. Bey diesem Anblicke konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Wir haben mit Gottes „Beystand Krieg geführet; es ist Gott, der die Ju-

„den

„den aus diesen Festungen herausgerissen hat: denn „was würden menschliche Hände und Maschinen ge„gen solche Thürme ausrichten?„ Ein Geständniß, das ihm eben so viele Ehre machte, als alle rühmliche Eigenschaften, die er in diesem Kriege bewiesen hatte! Er ließ auch diese Thürme mitten in dem ganz zerstörtem Jerusalem, zum Andencken seines außerordentlichen Glücks stehen.

Es war noch eine große Menge Juden übrig: von diesen befohl Titus nur diejenigen zu tödten, welche man mit Waffen und in der Gegenwehr antreffen würde. Da die Soldaten seinen Befehl etwas überschritten, bestellte er einen seiner Freygelassenen zur Aufsicht: und dieser ließ alle Aufrührer und Räuber umbringen; die schönsten Jünglinge aber behielt er zum Triumphe auf. Von den übrigen schickte Titus diejenigen, welche über siebzehn Jahre alt waren, nach Egypten, um daselbst in den Bergwercken zu arbeiten; viele vertheilte er in die Provinzen, damit sie zu den Fechterspielen und zu den Kämpfen mit wilden Thieren möchten gebraucht werden; die jüngern aber ließ er verkaufen. Er hatte in diesem Kriege gegen sieben und neunzig tausend Gefangene gemacht, und während der Belagerung von Jerusalem hatten eilfmal hundert tausend Menschen darinne das Leben verloren. Welch ein trauriger Sieg für einen Feldherrn, wie Titus war, und wie zu allen Zeiten wenige gewesen sind!

Da er an eben dem Orte, wo die Stadt gestanden hätte, ein starckes Lager von Fußvolck und Reiterey zurücklassen wollte, um die Bewegungen der noch übrigen Juden in Palästina zu beobachten: so ließ er den Theil der Mauer, der die Stadt von der Abend-

Abendseite umgab, zum Plaze des Lagers stehen. Allein vor allen Dingen wollte er die Tapferkeit seines Heeres belohnen. Er betrat also mitten in seinem ersten Lager einen Rednerstuhl, um welchen dasselbe versammlet war, danckte ihm für seine treue Ergebenheit gegen ihn, lobte die Thaten desselben, welche, sagte er, der ganzen Welt zeigten, daß den Römern nichts widerstehen könne, und rühmte die glückliche Endigung des Krieges durch seine Soldaten, desto mehr, da sie es auch wären, von denen Rom selbst den Kayser, den sie gewählt hätten, mit Vergnügen angenommen habe. „Aber, sezte er hinzu, ob ich „gleich euch alle liebe und hochschäze, weil ich weiß, „daß es keinem unter euch an Bereitwilligkeit gefehlt „hat, sich durch seinen Muth hervor zu thun; so muß „ich doch diejenigen unter euch, welche die schönsten „Proben der Tapferkeit abgelegt haben, auch vorzüglich ehren und belohnen.„ Er ließ sich hierauf dieselben anzeigen, rief sie selbst auf, und sezte ihnen unter vielen Lobsprüchen goldene Cronen auf, oder beschenckte sie mit andern kostbaren Ehrenzeichen, erhöhete ihre bisherige Stelle, und gab ihnen einen reichlichen Antheil von der feindlichen Beute. Nachdem er endlich seinem Heere Glück gewünscht hatte, und von demselben mit frölichem Zuruf war herab begleitet worden, schlachtete er den Göttern die gewöhnlichen Opfer für den erhaltenen Sieg, von welchen auch die Soldaten ihre Mahlzeiten hielten. Er theilte nun seinem Heere die Gegenden aus, welche jede Legion beziehen sollte; er selbst aber gieng nach Syrien.

Auf dieser Reise stellte er in verschiedenen Städten, an den Geburtstagen seines Vaters und Bruders, oder überhaupt zum öffentlichen Vergnügen, alle Arten von Schauspielen an, in welchen viele tausend

tausend Juden theils von den wilden Thieren zerrissen wurden, theils sich selbst unter einander fechtend umbringen mußten. Diese grausamen Lustbarkeiten der Römer schienen ihnen nichts Unmenschliches an sich zu haben: ihr kriegerischer Geist und eine lange Gewohnheit machten sie ihnen, ob sie gleich eines der gesittetesten Völcker auf der Welt waren, angenehm. Auch Titus also konnte sie ihnen nicht versagen. Man kann noch insonderheit dazu setzen, daß die Rechte des Kriegs gegen die Ueberwundenen, in den damaligen Zeiten, ja unter allen heydnischen Völckern, von einer Härte waren, welche alles, was nur Haß und Erbitterung eingeben konnten, erlaubte, bis die Welt auch hierinne durch das Christenthum sanfter geworden ist — wenigstens sanfter werden sollte. Die Römer urtheilten sogar, da sie die Juden auf diese Art umkommen sahen, daß sie noch weit empfindlichere Lebensstrafen verdienet hätten.

Sobald aber Titus mehr Freyheit hatte, seine Gesinnungen gegen die Juden zu zeigen, erkannte man, daß er ihnen nicht ungerecht begegnen könne. Die Einwohner von Antiochien, der Hauptstadt Syriens, baten ihn, aus einem eingewurzelten Groll gegen die Juden, sehr eifrig, daß er diese aus ihrer Stadt vertreiben möchte. „Es ist ja, gab er ihnen „zur Antwort, die Vaterstadt der Juden zerstört, in „welche sie zurückkehren müßten: und es giebt keinen „Ort, wo man sie aufnähme.„ Darauf ersuchten ihn die Einwohner, daß er wenigstens die ehernen Tafeln, in welche die Rechte und Freyheiten der Juden eingegraben waren, wegnehmen ließe; allein er schlug ihnen auch dieses ab. Da er sich hierauf nach Egypten begab, und unterwegens zu den Ruinen von Jerusalem kam, preßten ihm dieselben viele Zeichen

des

des Mitleidens aus: er frohlockte keineswegs darüber, eine so große und herrliche Stadt überwältiget zu haben; er wünschte vielmehr den Stiftern ihres Untergangs alles Unglück an.

Aus Egypten schiffte er, acht Monathe nach der Eroberung von Jerusalem, nach Italien über. Dieser Zeitraum kann den Vorwurf einigermaßen entkräften, den man ihm gemacht hat, er hätte die Belagerung jener Stadt nur darum so hitzig betrieben, um bald in Rom zu seyn, dessen Ergözlichkeiten ihm immer vor den Augen schwebten. Es ist jedoch nicht weniger gewiß, daß ihn der einbrechende Winter verhindert habe, sogleich nach seiner Eroberung dahin abzureisen. Aber eine andere Beschuldigung gegen ihn, breitete sich viel weiter, auch mit größerer Wahrscheinlichkeit, aus: und doch war sie noch weit weniger gegründet. Man fieng an zu glauben, daß er gesonnen sey, sich, von seinem Vater unabhängig, zum Oberherrn der Morgenländer aufzuwerfen.

Er hatte dazu die günstigste Gelegenheit in den Händen. Man ehrte und liebte ihn daselbst in gleichem Grade: und seine Soldaten insonderheit waren ihm so außerordentlich ergeben, daß sie ihn, da er das Heer verlassen wollte, mehrmals zurückhielten, bald flehend, bald drohend von ihm forderten, er möchte entweder bey ihnen bleiben, oder sie alle mit sich wegführen. Eben dieser Verdacht wurde dadurch vermehret, daß er, indem er zu Memphis in Egypten der feyerlichen Einweihung des Ochsen Apis beywohnte, eine weiße Kopfbinde, welche Könige und Priester in den morgenländischen Gegenden mit einander gemein hatten, trug: man nannte sie ein Diadem, und sie hatte eine große Aehnlichkeit mit dem Turban der Türcken.

Titus

Titus that hierinne weiter nichts, als was die Gewohnheiten dieses Egyptischen Götzendienstes verlangten; man legte es aber als einen öffentlichen Schritt zur königlichen Würde aus. Man hat also immer auch in den gemeinsten Handlungen der Großen Merckmale von geheimen Absichten gesucht.

Titus, dem diese ungerechten Gedancken von ihm bekannt waren, beschleunigte seine Reise nach Italien desto mehr. Da er über Argos in Griechenland gehen mußte, ersuchte er den **Apollonius von Tyana**, sich in dieser Stadt zu einer Unterredung einzufinden. Dieser berühmte Weltweise, den der Aberglaube und die Leichtgläubigkeit der Heyden zu einem Wunderthäter gemacht hat, welchen sie dem göttlichen Stifter der christlichen Religion mit sehr schlechtem Erfolge entgegen sezten, hatte dem Titus eine besondere Hochachtung bezeigt. Denn da dieser nach der Eroberung von Jerusalem, goldene Cronen von den Parthern und andern benachbarten Völckern, nach der Gewohnheit dieser Zeiten, als Geschencke, die einem Sieger gebührten, bekam: gestand er, „daß „er dieselben nicht verdiene; denn er habe diese grossen „Thaten nicht selbst verrichtet; sondern nur Gott „zur Ausübung seines Zornes seine Hände geliehen.„ Diese Reden gefielen dem Apollonius ungemein; er schrieb daher folgenden Brief an den Titus: „Da du „wegen der Waffen und des vergossenen feindlichen „Blutes nicht hast gepriesen werden wollen: so überreiche „ich dir die Crone, welche deiner Mäßigung „zukommt. Denn du weißt sehr wohl, weswegen „man gekrönt werden müsse. Lebe wohl.„ Titus vergnügte sich an seinem Beyfall, und sezte, indem er ihm für denselben danckte, noch hinzu: „Ich habe „be Jerusalem, du aber hast mich eingenommen.„

Er stillte bald seine Begierde diesen weisen Mann zu sprechen, umarmte ihn freundschaftlich, und nannte ihn seinen und seines Vaters gemeinschaftlichen Wohlthäter: weil er diesem vortreffliche Rathschläge gegeben hatte. Darauf fuhr er fort: „Ich bin jezt „dreyßig Jahre alt; habe eben die Würde erhalten, „welche mein Vater in seinem sechszigsten Jahre be„kam, und da ich zur Regierung berufen worden „bin, — vielleicht eher als ich zu gehorchen gelernet ha„be — so fürchte ich, ich möchte größere Dinge un„ternehmen, als sich für mich schicken.„ Apollonius streichelte ihm den Hals — er hatte einen so starcken, als nur irgend die Fechter und Ringer bey den Alten brauchten — und sagte dazu: „wer sollte wohl einen „Stier mit einem so mächtigen Nacken unter das Joch „zwingen können? Eben derjenige, antwortete Titus, „der mich zum Kalbe aufgezogen hat.„ Er verstand die Meinung des Weltweisen, daß er bey seinen Gaben nicht für den Stand einer Privatperson gemacht sey; aber er erklärte sich, daß er wenigstens seinem Vater beständig unterworfen seyn wollte, als welcher ihn von Jugend auf zum Gehorsam gewöhnt hätte. Hierauf sagte Apollonius: „Ich freue mich „darüber, daß du so bereit bist, deinem Vater unter„thänig zu seyn, dessen Herrschafft auch seinen Unter„thanen, die von Natur seine Kinder nicht sind, so „sehr angenehm ist, und daß du denjenigen verehren „willst, mit welchem du selbst wirst verehrt werden. „(Es kann seyn, daß er hierbey an das ausgebreitete „Gerüchte gedacht hat, welches dem Titus herrsch„süchtige Absichten beymaß.) Denn wenn die Ju„gend zugleich mit dem Alter regiert, welche Leyer „oder Flöte kann wohl eine so liebliche Harmonie „hervorbringen, als diese Verbindung? Die Tugen„den beydes Alters werden mit einander vereinigt

„werden;

„werden; das Alter wird dadurch Munterkeit erlan=
„gen, und die Jugend wird sich an eine gute Ord=
„nung gewöhnen.„

„Was giebst du mir aber, fragte Titus weiter,
„vor Lehren in Ansehung der Regierung? Du hast
„dich hierüber schon selbst unterrichtet, antwortete
„Apollonius. Denn da du deinem Vater Gehor=
„sam leistest, so ist es offenbar, daß du ihm auch
„ähnlich werden wirst. Doch will ich dir eine Vor=
„schrift des Archytas erzehlen, welche trefflich und
„wissenswürdig ist. Dieser Tarentiner, welcher ein
„Pythagoräischer Weltweiser war, schreibt in seinem
„Buche von der Erziehung der Kinder: der Vater
„soll seinen Söhnen ein Muster der Tugend seyn.
„Er wollte gleichsam sagen, daß die Eltern selbst
„sich desto eifriger der Tugend ergeben würden, wenn
„sie sähen, daß ihre Söhne sie nachahmten. Ich
„will dir aber auch noch den Demetrius, meinen
„Freund, an die Seite sezen, der, so oft es dir
„gefällt, bey dir seyn, und dich lehren wird, löbli=
„che Dinge zu verrichten.„ Titus verlangte zu wis=
sen, worinne die Weisheit dieses Mannes bestehe.
„In der Freymüthigkeit, sagte Apollonius, in der
„Fertigkeit die Wahrheit zu sagen, und in der Un=
„erschrockenheit gegen jedermann: denn er besizt die
„Stärcke eines Cynikers.„ Dieser leztere Nahme,
der gewissen Philosophen von einer hündischen Un=
verschämtheit beygelegt worden war, beunruhigte den
Titus. Daher sezte Apollonius hinzu: „Homer
„glaubte, daß Telemach, da er noch jung war,
„zween Hunde benöthigt wäre; und er gab sie ihm
„zu Nachtretern selbst in die Versammlung der Ein=
„wohner von Ithaca mit, ob es gleich unvernünftige
„Thiere waren.„ (Die Gelehrten des Alterthums

„würdest du dich wohl verhalten, wenn ich einige von „diesen Bürgern überzeugen könnte, daß sie die heftig„sten Feinde von dir und deinem Vater gewesen sind, „und den Juden zu Jerusalem beygestanden haben? „Ich würde sie ohne Verzug bestrafen, antwortete Ti„tus. Gereicht es dir aber nicht zur Schande, fuhr „Apollonius fort, daß du dir die Gewalt zueignest, „die Verbrecher alsbald ihre Strafe leiden zu lassen; „die Ertheilung der Wohlthaten aber so lange auf„schieben mußt, bis du dich mit deinem Vater darüber „berathschlagt hast?„ Dieser Vorwurf gefiel dem Titus. „Ich gewähre den Einwohnern ihre Bitte, „sagte er: mein Vater wird es mir nicht übel nehmen, „daß ich mich von der Wahrheit und von dir habe „überwinden lassen.„ — Aber wie oft hat man wohl Erlaubniß, den Mächtigen einen Vorwurf dieser Art zu machen, zu welchem die Gelegenheiten so häuffig seyn würden?

Titus kam endlich in Italien an: er eilte so sehr, daß er sich sogar eines Lastschiffes bediente, ohne Geräthschaft und Begleitung zu Rom anlangte. So überraschte er seinen Vater, und, um ihm gleichsam zu zeigen, wie falsch die von ihm ausgestreueten Gerüchte wären, waren dieses seine ersten Worte: **Hier bin ich, mein Vater, hier bin ich.** Bald darauf hielt er mit demselben ein gemeinschaftliches Siegsgepränge oder einen Triumph wegen der Eroberung von Jerusalem, und des bis auf wenige Festungen geendigten Jüdischen Krieges. Die glänzende Pracht desselben wurde durch den goldenen Tisch und Leuchter, und durch andere kostbare Gefäße aus dem Tempel zu Jerusalem, ungemein vermehret: man trug selbst das Jüdische Gesezbuch, das ist, eine sehr schöne und kostbare Abschrift der fünf Bücher Mosis

dabey

dabey zur Schau, welche nachmals auf Befehl des Vespasian in dem Kayserlichen Palaste, so wie die Gefäße des Tempels in dem Tempel des Friedens, den er bald darauf erbauete, aufbewahret wurden. Von den feindlichen Anführern wurde Simon im Gefängnisse umgebracht: Johannes aber zu einer immerwährenden Gefangenschaft verurtheilt. Titus war der erste Römer, der zugleich mit seinem Vater triumphirte, und dieser hatte den doppelten Triumph ausgeschlagen, den ihnen der Senat angeboten hatte: so würdig waren sie einander durch Bescheidenheit und Tapferkeit. Man sieht noch zu Rom den größten Theil von dem Triumphbogen übrig, welcher dem Titus von dem Römischen Senate und Volcke zugesprochen; aber erst nach seinem Tode aufgerichtet worden ist: und man hat nicht vergessen, die herrliche Beute, welche er in dem Jüdischen Tempel gemacht hatte, auf demselben abzubilden.

Von dieser Zeit an theilte Titus die Regierungsgeschäfte vollkommen mit seinem Vater. Bald nachdem dieser zum Kayser war erklärt worden, hatte der Senat den Titus zum Cäsar oder Erben des Reichs ernannt. Jezt bekleidete er zugleich mit demselben die Aemter eines Censor oder öffentlichen Sittenrichters, und eines Tribunus des Volcks; unter welchem Nahmen die Kayser alle vorzügliche Rechte des ehemals freyen Römischen Volckes an sich gezogen hatten. Er wurde auch gleich Anfangs Consul mit dem Vespasianus, und hat diese höchste Würde, welche der Kayserlichen selbst ein Ansehen zu geben schien, in der Folge noch sechsmal mit ihm geführet. Daß der Sohn eines Kaysers alles was groß und von einer ausnehmenden Gewalt im Staate war, mit ihm gemeinschaftlich erlangt hat, dieses ist etwas sehr gewöhn-

wöhnliches. Aber Titus war im eigentlichsten Verstande der Reichsgehülfe seines Vaters, indem er ihn der meisten beschwerlichen Beschäftigungen überhob. Er gab im Nahmen desselben Briefe in die Feder, setzte die Verordnungen an das Volck auf, und hielt Statt seiner Reden im Senate. Er übernahm sogar die Stelle eines Obersten über die Kayserliche Leibwache, welche ordentlich nur für römische Ritter gehörte: vielleicht, um ihr nicht nur einen neuen Glanz zu geben; sondern auch um desto kräftiger für die Sicherheit seines Vaters sorgen zu können.

Er nahm sich auch die Freyheit, gewisse Anstalten desselben zu tadeln. Eine unmäßige Geldbegierde war beynahe der einzige Fehler des Vespasianus: wiewohl es die Geschichtschreiber noch unentschieden lassen, ob Geiz, oder die damals ausserordentlich großen Bedürfnisse des Staats dieselbe sichtbar gemacht haben. Genug, sie verleitete ihn zu sehr unanständigen Mitteln; er ließ sich sogar eine Abgabe vom Harn bezahlen, dessen sich die Walckmüller häufig bedienten. Titus that ihm deswegen Vorstellungen. Allein sein Vater hielt ihm das erste Geld, das ihm die Pächter dieser Auflage bezahlten, vor die Nase, und fragte ihn, ob es darum übel röche, weil es von einer so unreinen Sache gehoben würde? Er antwortete zwar, wie es derselbe erwartete; aber dieses war zum Beyfall noch nicht hinreichend.

Nach einem sehr gepriesenen Betragen vieler Jahre, fieng Titus auf einmal an, die gute Meinung der Römer zu verlieren. Man urtheilte, daß er die erhaltene Macht, sonderlich die Befehlshaberstelle über die Leibwache zu Gewaltthätigkeiten und einer Härte, die der Grausamkeit nahe kam, mißbrauche. Sobald ihm jemand als ein unruhiger Mann, der den

den Staat zerrütten könnte, einen gegründeten Verdacht erregte, ließ er durch bestellte Leute in den Schauplätzen, oder im Lager der Leibwache, öffentlich, als wäre dieses das allgemeine Verlangen, begehren, daß er zur Strafe gezogen werden möchte: und sogleich ließ er ihn ohne einige Untersuchung hinrichten.

Das ist also eben derselbe Titus, welcher kurz vorher sich so viele Mühe gegeben hatte, seinen ärgsten Feinden das Leben zu retten? Ich behaupte, daß man hier noch keinen Widerspruch in seinem Charakter antreffe. Man ist gegen die öffentlichen Feinde des Staats im Kriege mehr gesichert, als gegen die geheimen Aufwiegler zur Zeit des Friedens. Jene können nach und nach mit Gewalt bezwungen werden; man kann ihnen mit gehöriger Behutsamkeit, Vorschläge zu einem Vergleiche thun, um das Blut von vielen Tausenden zu ersparen. Aber diese müssen mit einer gewissen Geschwindigkeit unterdrückt werden, weil ihre Anschläge und Bemühungen eine Art von ansteckender Seuche sind, die in der Stille bald unheilbar wird: zumal in einem Staate, wie damals der Römische war. In diesem Falle befand sich Titus, wenn er Rom durch eine unvermuthete Vollziehung von Lebensstrafen schröckte: das einzige Beyspiel, welches uns davon aufbehalten worden ist, beweiset solches deutlich. Er ließ den **Aulus Căcina**, welcher Consul gewesen war, zu Gaste bitten, und, da er kaum den Speisesaal verlassen hatte, umbringen. Allein die Gefahr war dringend: denn man fand bey ihm einen eigenhändigen Aufsaz von einer aufrührischen Rede, welche er an die Soldaten halten wollte. Der einzige Umstand wird mißfallen, daß er den **Căcina** noch vorher mit einer verstellten Vertraulichkeit bewirthet hat; es ist aber glaublich,

beyderseitiges Widerstreben, von Rom abreisen, weil er vermuthlich merckte, wie unangenehm diese Verbindung, die er mit einem ausländischen Frauenzimmer zu schliessen im Begriff war, den Römern sey. Und sein ehemaliges Gefolge von weichlichen und üppigen Personen, entfernte er so ernstlich von sich, daß er einige der geschicktesten Tänzer, welche auf dem Schauplatze vor allen andern hervorragten, weder ausnehmend mehr begünstigte, noch ihnen jemals bey den öffentlichen Spielen zusehen wollte.

So war Titus einer von den wenigen Fürsten, welche erst alsdenn, nachdem sie die höchste Gewalt erlangt hatten, allgemeinen Beyfall und Ruhm erworben haben. Davon kann die Geschichte Beyspiele genug aufweisen, daß die Erben eines Reichs nach einer blühenden Hoffnung, welche sie blicken ließen, auf dem Throne selbst sich verschlimmert haben. Sobald sie fühlten, daß ihnen alles erlaubt sey, vergassen sie es, daß Tugend und Geseze auch für sie vorhanden wären: und so viele andere Reizungen des Lasters, die ihnen entgegen kamen, wurden an dem Platze, den sie eingenommen hatten, zu starck, als daß sie ihnen hätten widerstehen können. Aber daß ein Prinz, der des Thrones versichert war, und der sich in dieser Gewißheit bereits ohne Scheu einigen Ausschweifungen überlassen hatte; daß derselbe als Regent besser und tugendhafter wird, gleich in den ersten Tagen seiner neuen Würde alle übeln Vorbedeutungen, zu denen er Anlaß gegeben hat, zu Schanden macht, eine solche Veränderung ist, wenn man sie frey von aller Verstellung erklären darf, selten und bewundernswürdig. Wir wollen also dem neuen Kayser scharf in das Gesichte sehen, um zu erfahren, wie er zu dieser plözlichen Veredlung seiner sittlichen Gestalt gelanget sey.

Ein

Ein scharfsinniger und glaubwürdiger Geschichtschreiber, Dio Cassius, leitet sie überhaupt davon her, weil diejenigen, welche bloß einen Antheil an der Regierung haben, sich nicht so behutsam aufzuführen pflegten, als die uneingeschränckten Besizer einer Crone. „Jene, sagt er, fragen nichts darnach, ob „man eine rühmliche Meinung von der Regierung ha„be; sie mißbrauchen die ihnen von derselben verliehe„ne Gewalt, und thun vieles, wodurch sie verhaßt und „verächtlich wird. Aber diese, welche wissen, daß al„les auf sie allein ankomme, geben sich desto mehr „Mühe, in einem guten Rufe zu stehen. Titus selbst „erklärte sich einmal auf diese Art gegen einen Mann, „dem er ehemals eine ausnehmende Gewogenheit be„zeigt hatte, mit den Worten: Es ist keineswegs „einerley, der Hülfe eines andern bedürfen, und „selbst richten; so wenig es einerley ist, von einem „andern begehren, und selbst geben.„

Ich nehme diesen Bewegungsgrund beym Titus als richtig an; ohne ihn doch vor den einzigen zu halten. Allerdings scheinet der Gedancke, daß er jezt allein über das Römische Reich zu herrschen angefangen habe; daß ihm künftig fast alles Gute und Böse, was den Staat betreffen würde, werde zugeschrieben werden; daß er es nun in seiner Gewalt habe, entweder ein vortreffliches oder ein verführerisches und ärgerliches Beyspiel, beydes gleich mächtig, für Millionen Menschen zu geben; dieser Gedancke, der in dem Geiste eines Fürsten so wichtig ist und so fruchtbar wird, scheinet den Titus ganz eingenommen zu haben. Aber dennoch würde er von dieser Zeit an nur seine Laster oder Fehler geschickt verborgen haben, nicht würcklich tugendhaft geworden seyn, wenn ihm nicht sein rechtschaffenes Herz, das

Eine gleiche Begierde, sich die Menschen geschwind und ohne die geringste Einschränckung verbindlich zu machen, zeigte Titus beständig. Er hatte bald Anfangs den Vorsaz gefaßt, niemanden, der ihn um etwas bitten würde, ohne alle Hoffnung von sich zu lassen: und er beobachtete dieses auf das allergenaueste. Seine Hofbedienten erinnerten ihn zuweilen, daß er mehr verspräche, als er leisten könne; er gab ihnen aber zur Antwort: **Von dem Gespräche mit einem Fürsten darf niemand traurig weggehen.** Man könnte hierbey den stillen Einwurf machen, daß es angenehmer und für die Ruhe des Gemüths zuträglicher sey, eine abschlägliche Antwort, als leere oder doch ungewisse Vertröstungen zu erhalten: und mit dieser Gesinnung betrachte ich selbst dasjenige, was man Versprechungen in der Hofsprache zu nennen pflegt. Aber Titus machte nicht darum Hoffnungen, auch wo er sie nicht erfüllen könnte, weil er sich der Bittenden zu entledigen wünschte; sondern weil es ihn zu sehr schmerzte, sie gänzlich abzuweisen, und weil er dennoch glaubte, ihre Bedürfnisse oder Beschwerden auf eine andere Art heben zu können.

Er zählte die Tage seiner Regierung nur nach den Wohlthaten, die er ausgetheilet hatte. Daher sagte er einst bey seiner Abendmahlzeit, als er sich erinnerte, daß er an dem verfloßenen Tage keinem Menschen etwas Gutes erwiesen habe, in einem Anfall von Traurigkeit: **Meine Freunde, ich habe diesen Tag verloren!** — Die schönsten Worte, welche man jemals von einem Regenten gehört hat! Recht königliche und fürstliche Worte, weil ein Fürst gleichsam aufhöret es zu seyn, so bald er keine Gelegenheit oder wenigstens keine merckliche Neigung mehr zum Wohlthun hat. Wenn aber Titus sich über eine Unthätigkeit betrübt hat, die ihm nicht zur

Last

last gelegt werden konnte: so wünschte ich zu wissen, wie heiter sein Gesicht am Abende eines Tages gewesen sey, den er durch viele und große Wohlthaten ausgezeichnet hatte; wie sehr ihn alsdenn seine fröliche Zufriedenheit dafür selbst belohnet habe.

Unter einem solchen Fürsten mußte das Leben und Eigenthum der Unterthanen völlig gesichert seyn. Er hat würcklich während seiner Regierung keinen Menschen hinrichten lassen; ob er gleich mehrmals gerechte Ursachen hatte, Lebensstrafen zu befehlen. Er übernahm eben deswegen, wie er gestand, die Würde eines Hohenpriesters oder obersten Pontifex, um seine Hände niemals mit Blute beflecken zu dürfen: denn es war diesem Oberhaupte der Römischen Priester nicht einmal erlaubt, einen todten Körper anzublicken: so gewiß glaubten diese Heyden, daß der Gottheit an ihren Dienern auch die leichteste Verunreinigung mißfalle. Umsonst erwartete man bisweilen, daß Titus die ärgsten Verbrechen durch den Todt rächen werde: der gute Fürst schwor, **daß er lieber umkommen, als umbringen wolle.**

Kein Römer verlor durch ihn etwas von seinen Besitzungen: er war vielmehr von der Begierde nach fremdem Vermögen so weit entfernet, daß er nicht einmal die gewöhnlichen freywilligen Steuern, welche die Kayser von den Bürgern bekamen, annehmen wollte. Und gleichwohl hat ihn keiner seiner Vorgänger, welche oft unermeßliche Reichthümer durch die verwerflichsten Mittel sammleten, an öffentlicher prächtiger Freygebigkeit übertroffen. Er vollendete das Amphitheater oder den großen runden Schauplatz, welchen sein Vater mitten in Rom, zum Gebrauch der Fechterspiele und Thierkämpfe, angefangen hatte. Es wurde ganz von Tiburtinischen Steinen gebauet;

drey bedeckte Gånge erhoben sich auf demselben übereinander; um diese waren rund herum hohe und offene Bogen geführt, welche sich auf Pfeiler stüzten, neben denen Såulen nach den drey Hauptordnungen standen; von dem höchsten bedeckten Gange an war die Mauer weiter fortgesezt, mit breiten Oeffnungen statt der Fenster versehen, und endigte sich mit der Crone, welche gleichfals in der Mitte geöffnet, auf viereckigten Såulen ruhte: der Umfang, die Dauerhaftigkeit und die Schönheit des Wercks waren einander vollkommen gleich. Dieses Gebåude, das von der Familie seiner Stifter das **Flavische Amphitheater**, von einer in der Nåhe stehenden ungeheuren Bildsåule oder Colossus, das **Colosseische** genannt wurde, und jezt in der Italiånischen Mundart il Coliseo heißt, verdienet noch immer, auch in seinen Trümmern, bewundert zu werden. Sie sind von neuem erst vor wenigen Jahren von einem Nürnbergischen Künstler **Kilian** sauber in Kupfer gestochen worden. Außerdem errichtete **Titus** zu gleicher Zeit mit ungemeiner Geschwindigkeit die berühmten Thermas oder öffentlichen Båder, von welchen man nur wenige Ueberbleibsel in dem heutigen Rom sieht. Er legte mit großer Mühe eine feste Landstraße von Rom nach Ariminum an, stellte verfallene Wasserleitungen her, und unternahm andere Wercke zum gemeinen Besten.

Nachdem er das Amphitheater und die Båder zu Stande gebracht hatte, weihete er beyde durch die kostbarsten Feyerlichkeiten ein. Es trat eine Menge Fechter auf; fünftausend wilde Thiere wurden gehezt, und von Leuten umgebracht, die mit ihnen kåmpfen mußten; und viertausend Stücke Vieh wurden dem Volck Preis gegeben. Man sahe sogar vier Elephanten mit einander fechten, und Kraniche, welche

welche ein sehr gelehrter Ausleger des Suetonius zwar sinnreich, aber wider den Zusammenhang beym Dio, in gefangene Germanier verwandelt wissen will. Plötzlich ließ Titus das Amphitheater mit Wasser anfüllen, und auf demselben ein Schiffstechen oder Seetreffen halten. Eben dieses wurde an einem andern Orte, den Augustus dazu hatte ausgraben lassen, mehrmals wiederholt, und immer durch eine hurtige Veränderung des Bodens, mit Gefechten auf dem Lande abgewechselt. Diese und andere Spiele währten hundert Tage fort. Aber Titus wollte durch dieselben das Volck nicht allein belustigen, sondern auch bereichern: daher warf er viele hölzerne Kügelchen von der höhern Gegend in das Amphitheater herab, auf welchen der Nahme einer Eßwaare, eines Kleides, eines goldenen oder silbernen Gefäßes, auch von Pferden, allerley Vieh und Sclaven, angeschrieben war. Wer ein solches Kügelchen ergriffen, und denen, welche Titus zu Austheilern seiner Geschencke bestellt hatte, vorzeigen konnte, derselbe erhielt von ihnen, was sie auf demselben geschrieben fanden.

Titus suchte überhaupt dem Römischen Volcke auf jede Art gefällig zu werden: er erklärte sich, da er ein Fechterspiel ankündigte, zum voraus, es sollte nicht nach seinem, sondern nach dem Geschmack der Zuschauer, eingerichtet werden: und dieses mußte in der That geschehen. Er bewilligte ihnen alles, was sie dabey verlangten; ja er munterte sie selbst auf, etwas zu begehren. Da es unter dem Volcke Partheyen gab, indem sich ein Theil dieser Art von Fechtern annahm, der andere aber einer andern Art günstiger war: so schlug sich Titus ebenfals zu einer gewissen Parthey, und warf scherzhafte Spöttereyen auf



die Fechter, welche ihre Gewogenheit nicht hatten; doch alles mit dem Anstande, der seiner Würde gebührte, und ohne die Billigkeit zu übertreten. Er gestattete sogar zuweilen, wenn er sich in seinen Bädern befand, dem Volcke einen freyen Zutritt. Kurz, er glaubte, daß er in jener bey den Römern an ihren Großen so hoch geschäzten Tugend, in der herablassenden Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen das Volck, (popularitas) nicht zu weit gehen könne; einer Eigenschaft, nach welcher die Fürsten mehr streben würden, wenn sie wüßten, wie sehr sie wegen derselben geliebt werden.

Titus ahmte seinem Vater in vielen Stücken nach; aber an Gütigkeit, Sanftmuth und Gnade, an Freygebigkeit, an Liebe zur Gelehrsamkeit, war er größer als Vespasianus. Er machte sich auch noch mehr als dieser um die allgemeine Sicherheit verdient. Bisher hatte sich zu Rom eine schändliche Art von Leuten, die Angeber, überaus vervielfältigt; sie waren von einigen vorhergehenden Kaysern gesucht und gebraucht worden, um diejenigen zu stürzen, welche ihnen mißfielen, oder deren Güter sie sich bemächtigen wollten; und durch sie waren viele Unschuldige um ihre Ehre oder ihr Leben gekommen. Gegen diese Bösewichter allein übte Titus eine gerechte Strenge aus. Er ließ sie auf dem Marckte geißeln und prügeln, und in dem Amphitheater zur öffentlichen Beschimpfung herumführen; zum Theil verkaufte er sie als Sclaven, oder verwieß sie in die allerunfruchtbarsten Inseln. Und damit er ihrem Anwachse auch aufs künftige vorbeugen möchte, verbot er, daß man gegen niemanden aus mehr als aus Einem Geseze eine Klage anstellen sollte, wie diese ausgemachte Ankläger sonst gethan hatten, um immer frische Mittel zum Untergange anderer in den

Hän-

Händen zu behalten. Er verordnete aus eben dieser Absicht, daß über einen Verstorbenen nur innerhalb gewisser Jahre gerichtliche Untersuchungen vorgenommen werden sollten.

Aber in allem, was ihn selbst betraf, war Titus desto gelinder und zur Nachsicht geneigter. Er gab niemals zu, daß aus dem Geseze der beleidigten Majestät gegen jemanden Klagen geführt wurden. „Denn „niemand, sagte er auf eine unverbesserliche Art, „kann mich beleidigen oder beschimpfen, weil ich nichts „thue, das Tadel verdiente. An dasjenige aber, was „man fälschlich von mir ausstreuet, kehre ich mich „ganz und gar nicht. Was hingegen die verstorbenen „Fürsten betrift, so werden sie sich selbst, wenn sie an„ders würcklich vergöttert sind, und etwas vermögen, „an denen, welche ihnen Unrecht thun, rächen.„

Gleichwohl hatte auch ein so liebenswürdiger Fürst gefährliche Feinde mitten in seinem Staate. Zween Patricier wurden überführt, daß sie sich bemühet hatten, ihm das Reich zu entreißen. Alles, was Titus nach dieser Entdeckung that, bestand darinne, daß er sie beyde ermahnte, von ihrem Vorhaben abzustehen. „Denn, sezte er hinzu, das Reich ist eine „Gabe des Verhängnisses; wenn sie aber außerdem „etwas verlangten, so wollte er es ihnen ertheilen.„ Gleich darauf schickte er seine Läuffer an die Mutter von einem der Verschwornen, welche weit von Rom entfernet, und über das Schicksal ihres Sohnes bekümmert war: sie mußten ihr die Nachricht bringen, daß er nichts zu befürchten habe. Beyde aber zog er noch an eben demselben Abende zu einer vertrauten Mahlzeit: und am folgenden Tage ließ er sie bey einem Fechterspiele mit Fleiß neben sich sitzen, gab ihnen auch die Dolche der Fechter, welche ihm gewöhnli-

wöhnlicher maßen vorgelegt wurden, zur Besichtigung in die Hände. Man sezt hinzu, er habe ihnen, nachdem er ihre Geburtsstunde erfahren, vorher gesagt, es stehe ihnen ein Unglück bevor, aber unter einer andern Regierung: und dieses sey auch eingetroffen. Doch dieses Wunderbare in seinen Reden brauchen wir weniger, und wollen uns auch kürzer bey demselben aufhalten, als bey dem Bewunderns würdigen in dieser seiner ganzen Aufführung. Das edle Vertrauen auf sein verdienstvolles leben, welches ihm die Versicherung gab, daß er unmöglich eines Menschen Haß auf sich laden könne, und die großmüthige Ueberwindung, mit welcher er den Verräthern begegnete, ist noch höher zu schäzen, als alle seine übrige Güte und Freygebigkeit.

Aber durch keine Wohlthat, Bitte und wiederholte Verzeihung war der unversöhnlichste von den Feinden des Titus zu gewinnen: sein jüngerer Bruder Domitianus. Dieser hatte nach dem Tode ihres Vaters, bey dessen leben er schon seinem Bruder so viel zu dancken hatte, (welcher ihm auch das einzige ordentliche Consulat überlassen hatte, das ihn Vespasianus führen ließ,) er hatte sich damals lange bedacht, ob er nicht den Soldaten das Geschenck, welches ihnen die neuen Kayser zu reichen pflegten, doppelt geben sollte, damit er durch ihre Hülfe den Thron besteigen könnte. Er wagte dieses zwar nicht; allein er gab seitdem beständig und öffentlich vor, er sey in dem Testamente seines Vaters zum Herrn des Reichs ernannt worden, man habe aber dasselbe verfälscht. Er ließ sich daher heimlich und offenbar in allerhand boshafte Anschläge wider seinen Bruder ein; suchte ungescheut die legionen auf seine Seite zu ziehen, und bemühte sich auch, von Rom zu entfliehen,

fliehen, um in den Provinzen Unruhen zu stiften. Titus konnte durch alle diese Feindseeligkeiten nicht bewogen werden, ihn zu strafen: er entfernete ihn nicht einmal aus der Hauptstadt, oder entzog ihm etwas von seiner Würde. Vielmehr begegnete er ihm immer als seinem Mitgenossen am Reiche und künftigem Nachfolger; und zuweilen bat er ihn insgeheim mit Thränen, er möchte doch endlich ebenfals brüderliche Gesinnungen gegen ihn annehmen. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst angewandt; diese so große Unähnlichkeit von zween Brüdern ist auch nicht schwer zu erklären. Der frühzeitig zum Laster verführte und mit Recht verachtete mußte den durch seine Tugend groß gewordenen unaufhörlich hassen.

Das Römische Reich blieb ohngeachtet dieser Bewegungen des **Domitianus**, unter der Regierung des **Titus** in einer ununterbrochenen Ruhe, den entfernten Krieg ausgenommen, welchen **Agricola** in Britannien oder dem heutigen Großbritannien, führte. Dieser große Feldherr eroberte in diesem Lande fast alles, was sich bisher noch in Freyheit erhalten hatte; war der erste Römer, der es als eine Insel kennen lernte, und sezte seine glückliche Streifereyen bis mitten in Schottland, welches damals Caledonien hieß, fort. Wegen seiner Kriegsverrichtungen nahm **Titus** zum funfzehntenmal den Nahmen **Imperator** (ein siegreicher Feldherr) an. Er ertheilte ihm auch die verdiente Ehre eines Triumphs: wenn wir anders hierinnen der Erzählung des **Dio** folgen dürfen, welche mit den glaubwürdigern Nachrichten des **Tacitus** zu streiten scheinet. Darinne aber kommen beyde überein, daß **Agricola**, der unter dem **Titus** ein geehrtes Leben würde geführt ha-

ben, vom Domitianus mit Haß und Verachtung niedergedrückt worden sey.

Da das Reich unter einer erwünschten Regierung blühte, erhuben sich bald nach dem Anfange derselben, im Jahr 79. einige schröckliche Unglücksfälle und Landplagen über Rom und das untere Italien. Der Berg Vesuvius warf Flammen, Asche und Steine in einer fast unglaublichen Menge aus, und machte Campanien weit herum zu einer Wüste. Mit diesem Ausbruch war ein gleich fürchterliches Erdbeben verbunden: die brennende Asche wurde in weit entlegene Länder getragen, verdunckelte die Luft, und verwandelte zu Rom plözlich den Tag in Nacht, zu großer Bestürzung der Einwohner. Damals giengen nebst andern Städten in Campanien, auch Pompeji, wo das Volck eben den Schauspielen zusah, und Herculanum unter: die prächtigen Trümmern von beyden, sonderlich der leztern, welche man seit einigen zwanzig Jahren ausgräbt, haben die Aufmercksamkeit aller Liebhaber der Kunst und des Alterthums rege gemacht. Andere Städte wurden zugleich beschädigt; unzähliche Menschen kamen ums Leben, und unter diesen auch der gröste Gelehrte und Naturkündiger seiner Zeit, der ältere Plinius. Auf die Nachricht von diesem Elende, eilte Titus den Verlust Campaniens zu ersezen. Er schickte zween angesehene Herren, welche Consuls gewesen waren, mit großen Geldsummen dahin, um der Provinz wieder aufzuhelfen. Das Vermögen derer, welche bey diesem Unfall den Todt gefunden, und keine Erben hinterlassen hatten, wandte er zur Wiederherstellung der unglücklichen Städte an, da es sonst in die Schazkammer des Fürsten zu kommen pflegte. Er reiste bald auch selbst dahin, und leistete jede Art von Hülfe.

Er

Er war noch daselbst, als zu Rom durch den Ausbruch von unterirdischen Flammen, eine Feuersbrunst entstand, welche drey Tage und Nächte fortdauerte, viele Tempel und andere öffentliche Gebäude, und darunter auch den Büchersaal des Augustus, mit einem großen Theil der Stadt, in die Asche legte. Auf dieselbe folgte eine mehr als jemals wütende Pest, die man von der neulichen Verunreinigung der Luft durch den Vesuvius herleitete. Titus kam sogleich zurück: er bezeigte sich in dieser allgemeinen Noth als einen mitleidigen und geschäftigen Fürsten, noch mehr aber als Vater seines Volcks. Er tröstete es durch öffentliche Ausschreiben, und stand ihm mit allen seinen Kräften bey. In Ansehung des Brandes insonderheit erklärte er sich, daß nur er dabey als Kayser etwas verloren habe: daher würde er allen Schaden auf eigene Kosten ersezen. Um dieses Versprechen erfüllen zu können, bestimmte er dazu selbst das prächtige Geräthe seiner Lusthäuser, und verordnete viele Römische Ritter, welche die öffentlichen Wercke betreiben sollten. Reiche Personen, ganze Städte, sogar auswärtige Könige, wollten ihm Beyträge hierzu übergeben; aber er weigerte sich, das geringste anzunehmen.

Vielleicht sind diejenigen, welche so große und gehäuffte Unglücksfälle in einem Lande allemal unstreitig vor außerordentliche Strafen Gottes über dasselbe ansehen, hier in einiger Verlegenheit, wenn sie bedencken, daß es Titus, einer der besten Fürsten, gewesen sey, der sie zugleich gefühlt hat. Ich entscheide niemals in so dunckeln Fragen; aber sollte man nicht vermuthen dürfen, daß sie eben unter ihm über Rom gesandt worden sind, weil kein anderer Kayser durch den leutseeligsten und nachdrücklichsten Antheil an denselben, sie seinen Unterthanen so er-

träglich würde gemacht haben. Sollte nicht Titus, der dadurch so viele Gelegenheit bekam Gutes zu thun, zugleich zu der Einsicht geführt worden seyn, daß, indem er unermüdet baue, eine höhere Macht in Tagen und Stunden sein ganzes Werck zerstören könne?

Das kurze Ziel seiner wohlthätigen Regierung nahte schon heran. Am Ende der öffentlichen Schauspiele, welche ich oben beschrieben habe, vergoß er vor den Augen aller Zuschauer viele Thränen: es mag nun der Anblick eines so großen Volcks wehmüthige Gedancken über die menschliche Sterblichkeit bey ihm hervorgebracht; oder es mögen ihm sonst die Mühseeligkeiten, die eiteln Ergözungen dieses Lebens, vielleicht gar die freudige Zufriedenheit seiner Unterthanen dieses Zeichen ausgepreßt haben, dessen sich weiche und sanfte Gemüther niemals, wohl aber harte Seelen geschämt haben. Er reiste darauf in das Sabinische Land, aber ziemlich betrübt über schlimme Vorbedeutungen, — eine verzeihliche Schwachheit bey einem Heyden: das Opferthier war ihm, da er opfern wollte, entflohen, und es hatte bey heiterm Himmel gedonnert. Gleich in der ersten Nacht, die er auf dem Lande zubrachte, überfiel ihn ein heftiges Fieber; er eilte aber doch weiter fort, um auf eben demselben Landgute, wo sein Vater gestorben war, auch sein Leben zu beschließen, dessen bevorstehendes Ende er merckte.

Als man ihn kranck in einer Sänfte weiter trug, öffnete er die Vorhänge derselben, und beklagte sich mit gen Himmel gerichteten Augen darüber, daß er in der Blüte seiner Jahre aus der Welt gerissen werde, da er sich doch nur einer einzigen Handlung bewußt sey, die ihn gereuete. Man hat über diese Handlung vielerley Muthmaßungen versucht. Zu seinen

seinen Zeiten glaubten einige, er habe die Gemahlinn seines Bruders verführt; aber diese schwor selbst, daß solches eine Verleumdung sey, da sie übrigens gewohnt war, sich jeder Schandthat zu rühmen. Andere haben den Charakter des Titus so sehr vergessen, daß sie meinten, er habe es bedauert, daß er seinen Bruder, der nicht allein ihm nachstellte, sondern auch das Römische Reich nach ihm unglücklich machen würde, nicht umgebracht habe. Man hätte weit erträglicher sagen können: Vielleicht reuete es den Titus, daß er seinen Bruder nicht durch erlaubte Mittel von der Regierung entfernet, sich nicht einen tüchtigern Nachfolger gewählt habe. Unterdessen ist weder diese noch eine andere Vermuthung jezt mehr hinlänglich, die Gedancken des Titus aufzuklären. Und was soll man überhaupt von seinen Klagen sagen? Er irrte in der gutherzigsten Meinung: unbekannt mit den weisen Schlüssen des Herrn der Welt, sahe er die Verkürzung eines Lebens, das so sehr dem allgemeinen Besten gewiedmet war, als eine unbegreifliche Strenge an.

Er starb an dem gewünschten Orte, auf seinem Landgute Cutiliä, am 13. September des Jahr 81. im ein und vierzigsten Jahre seines Alters, nachdem er zwey Jahre und fast drey Monathe regiert hatte. Man beschuldigte seinen unnatürlichen Bruder, daß er ihm Gift beygebracht habe. Ein anderer Schriftsteller erzählt, daß er, da Titus noch Hülfe fähig war, jedermann befohlen habe, ihn als einen Todten zu verlassen, und noch ein anderer, daß er ihn in einem Kasten voll Schnee habe ersticken lassen. Man sieht, wie sehr die öffentliche Sage darinne übereingestimmt habe, daß Domitianus der Mörder seines Bruders gewesen sey: und es scheint nicht, daß sie durch den Bericht des Plutarch, welcher

cher den Titus durch den unmäßigen Gebrauch der Bäder umkommen läßt, genugsam bestritten werde. Domitianus versezte ihn mit den gewöhnlichen Cärimonien unter die Götter; er beschimpfte aber sein Andencken, so viel an ihm war, auf mancherley Art, und hauptsächlich seine Tochter Julia Sabina durch die schändlichsten Gewaltthätigkeiten auch noch bey dem leben ihres Vaters.

Die Nachricht von seinem Tode erregte zu Rom und im ganzen Reiche ein so allgemeines öffentliches Trauern, als wenn jede Familie eines ihrer Glieder verloren hätte. Der Senat eilte noch an demselben Abende, da er es erfuhr, ohne dazu eingeladen zu werden, auf das Rathhaus: hier überließ er sich, zuerst bey verschlossenen Thüren, seinem Schmerze, seiner Bewunderung und Sehnsucht gegen den verstorbenen Kayser; bald aber ließ er die Thüren öffnen, und hielt ihm vor dem herbeykommenden Volcke weit prächtigere lob- und Dancksagungs-Reden, als er ihm jemals ertheilt hatte: der gewisseste Beweis von Verehrung und liebe, wenn sie nach dem Tode des Fürsten noch lauter sprechen als vor seinen Ohren.

In einer solchen Gestalt ist Titus auf die Nachwelt gekommen: und dieses Bild braucht weiter keine Zusäze. Es ist bis jezt das Vergnügen der Menschen gewesen; es hat, vom Boileau nur kurz und historisch geschildert, einen dem Titus ganz unähnlichen aber sehr berühmten Fürsten außerordentlich gerührt; möchte es doch, zum Glück der Welt, alle jezige und alle künftige Fürsten rühren!

* * *

Suetonius, in seiner lebensbeschreibung des Titus, ist hier mein vornehmster Führer gewesen. Es

ist

ist überflüßig seine Nachrichten zu rühmen; aber doch habe ich mehr als einmal bedauert, daß er uns nicht weit mehrere einzelne Handlungen des Kaysers hinterlassen hat. Der Mangel einer sehr umständlichen Erzählung ist mir sonst niemals so unangenehm gefallen.

Einige Stellen des Tacitus in seiner Geschichte, habe ich sehr wohl gebrauchen können. Es verdrießt mich, daß ich nicht so kurz und gedrungen starck schreiben kann, als dieser vortreffliche Schriftsteller; vielleicht ist aber dieses in unserer Sprache weder möglich, noch nöthig.

In der Geschichte des Jüdischen Kriegs, den Titus geführt hat, sind die Nachrichten des Josephus von großer Wichtigkeit. Dieser Jüdische Geschichtschreiber kam fast nicht von seiner Seite, so lange derselbe währte; Titus gab seiner Glaubwürdigkeit selbst das vortheilhafteste Zeugniß, und ließ sein Werck als das einzige, worinne die Geschichte richtig erzählt wäre, mit seiner Unterschrift bekannt machen. Auf der andern Seite bekam Josephus von ihm viele Wohlthaten: das Römische Bürgerrecht, Landgüter, ein Jahrgeld, das Leben und die Freyheit einiger hundert seiner Landsleute, alles, was er von ihm verlangte: Titus hörte auch seine Ankläger niemals an, die ihn öfters verfolgten. Aber daß die Danckbarkeit nicht allein aus dem Josephus geredet habe, kann bloß die Vergleichung seiner Berichte mit den übrigen Schriftstellern, welche hierher gehören, beweisen.

Unter diesen lieset man den Auszug, welchen Xiphilinus aus den Nachrichten des Dio Cassius vom Titus gemacht hat, mit Nutzen und Vergnügen. Doch darf man es nicht ohne alle Prüfung thun, welche vermuthlich weniger nöthig wäre, wenn wir nicht die Arbeit des Dio selbst verloren hätten.

Eutro=

Eutropius und Aurelius Victor melden einige besondere Umstände vom Titus, denen ich aber wenig traue, wenn sie mit der Erzählung der bisher gedachten frühern Geschichtschreiber streiten.

Dem Philostratus mag man in Ansehung des Wunderbaren, das er vom Apollonius von Tyana in der Lebensbeschreibung desselben erzählet, die Glaubwürdigkeit mit noch so vielem Rechte absprechen; so kann man doch die Begebenheiten in dem Leben des Titus, welche er eben daselbst berichtet, nicht zugleich schlechterdings verwerfen.

Unter den Neuern, welche das Leben des Titus beschrieben haben, kann man mit dem einzigen Tillemont zufrieden seyn. Er ist auch hier der genaueste Sammler, der unter den Franzosen aufgestanden ist: nur selten schmückt er die Erzählung ohne genugsamen Grund. Ihn haben die Verfasser der Allgemeinen Welthistorie größtentheils, oft auch wörtlich, abgeschrieben.



Le-



Leben
des Kurfürsten von Sachsen
Friedrichs
des Streitbaren.

Ich bleibe bey dem Vorsaze, den ich in dem ersten Theile dieses Wercks bekannt gemacht habe, großen Deutschen einen ausnehmenden Platz in demselben zu geben. Es würde nicht schwer seyn, eine völlig Deutsche Biographie, mit Ausschließung anderer Nationen, zu schreiben, und sie auf sehr viele Bände zu erweitern: so reich ist unser Vaterland an Männern, die von ihren Nachkommen gekannt und geehrt zu werden verdienen; allein dieses stimmt weder mit meinem Entwurfe überein, noch mit dem Begriff, den ich mir von den vielen Schwierigkeiten und Dunckelheiten unserer Geschichte gemacht habe. Auch da, wo es nicht an Nachrichten fehlt, wird der Geschichtschreiber durch einen gewissen schlüpfrigen Grund abgeschröckt, sich in jede Gegend, die ihm gefällt, besonders in die neuern Jahrhunderte, zu wagen. Ich begnüge mich daher, in jedem Theile wenigstens Eine Bildsäule für meine Nation, vielleicht nur von einer kurzen Dauer, aufzurichten. Meine Wahl wird nicht durch lange Untersuchungen bestimmt: derjenige, welcher mich eben zu der Zeit, da ich die Feder ergreiffen will, eingenommen hat, entweder unter dem lesen der Geschichte, oder bey zufälligen Betrachtungen über dieselbe; dieser Fürst oder Held hat



hat immer das erste Recht an eine Stelle in diesem Wercke.

So hat jezt Friedrich der Streitbare den Weg in dasselbe gefunden. Oft habe ich mich zu Leipzig bey seinem Bilde, welches man auf dem Büchersaale der Universität sieht, aufgehalten; oft habe ich die Stiftung dieser hohen Schule und andere seiner Thaten oder Schicksale überdacht; aber ohne eine Begierde zu fühlen, sein Leben zu beschreiben. Diese Begierde ist vor weniger Zeit an dem neuen Orte meines Aufenthalts plözlich gekommen. Täglich sehe ich aus meinem Fenster, unter andern weit herum gestreckten Trümmern, die traurigen Ueberbleibsale von dem ehemals geheiligten Orte, wo die Gebeine der Sächsischen Kurfürsten aus dem Hause Anhalt seit so vielen hundert Jahren ruhen: jezt, nach dem Unglücke, das der lezte Krieg über diese Stadt geführet hat, nur unter grünen Hügeln, die der Himmel bedeckt, und jede veränderliche Gewalt der Witterung treffen kann. Zwar das Andencken dieser tapfern und großmüthigen Fürsten lebt noch in der Geschichte, wenn gleich ihre Gräber statt aller Denckmale mit Gras bewachsen sind. Aber gleichwohl ist dieses ein rührender Anblick, von welchem ich meine Gedancken desto lieber auf den neuen Stamm zu wenden pflege, unter welchem den Gegenden, in denen ich schreibe, der Verlust ihrer alten Beherrscher so reichlich ersezt worden ist.

Dieses führt mich zu dem ersten, der aus demselben regieret hat, zu Friedrich dem Streitbaren, welcher überhaupt unter die merckwürdigsten Fürsten seiner Zeit gehöret. Er hat seinem Geschlechte, das schon einige Jahrhunderte hindurch sehr mächtig und ansehnlich gewesen war, durch die Erwerbung der

Sächsi-

Sächsischen Kurwürde einen neuen Glanz verschafft: und seine Nachkommen besizen dieselbe noch jezt mit einer ungemein vergrößerten Macht, und einem eben so sehr erhöheten Ruhme. Eine der blühendesten hohen Schulen in Deutschland ist von ihm errichtet worden. Seine Tapferkeit, Klugheit und andere Tugenden haben ihn sehr vortheilhaft vor seinen meisten Zeitgenossen ausgezeichnet. An einigen großen und seltenen Begebenheiten, die sich während seiner Regierung zutrugen, hat er vorzüglich einen nahen Antheil genommen: von dieser Art ist die Absezung eines Kaysers und dreyer Päbste, eine allgemeine Kirchenversammlung, und ein Religionskrieg, der ihn sonderlich berühmt gemacht hat. Der Zustand des Christenthums, der deutschen Staatsverfassung, der Sitten und Geseze zu seiner Zeit, alles dieses ist für uns so sonderbar und fremd, aber auch so lehrreich, daß seine Regierung, bloß von diesen Seiten betrachtet, Aufmercksamkeit fordern kann.

Friedrich war ein Abkömmling der Grafen von Wettin, welche schon im eilften Jahrhunderte die Marckgrafschaft Meisen, das heißt, ursprünglich den Auftrag, dieses Gebiet gegen die heydnischen Sorben zu schüzen, von dem Kayser erlangt, zweyhundert Jahre darauf mit dieser erblich gewordenen und überaus vermehrten Besizung die Landgrafschaft Thüringen vereinigt hatten; nach und nach aber durch ihren Reichthum, ihre Verbindungen mit den vornehmsten Häusern, und die herzhaften rühmlichen Unternehmungen, welche sie ausführten, zu einem hohen Range unter den deutschen Fürsten gestiegen waren. Sein Vater **Friedrich der Strenge**, Landgraf von Thüringen, Marckgraf von Meisen, im Osterlande und zu Landsberg, Graf zu Orlamün-

de und Herr zu Pleißen, hatte die Tochter **Heinrichs des Zwölften**, gefürsteten Grafen zu Henneberg, **Catharina**, geheyrathet. Diese, welcher die Pflege Coburg, nebst andern Städten und Schlößern, zum Heyrathsgute mitgegeben war, brachte ihn am 29. März des Jahres 1369 zu Altenburg auf die Welt.

An Statt daß man uns die Art seiner Erziehung beschrieben hätte, meldet man vielmehr, daß man schon im vierten Jahre seines Alters eine Gemahlinn für ihn bestimmt habe. Der Kayser und König von Böhmen, **Carl der Vierte**, ein Freund seines Vaters, bot ihm seine Tochter **Anna**, für seinen Sohn an. Die Ehe sollte innerhalb acht Jahren vollzogen werden; zur Aussteuer der Prinzeßin wurden zehntausend Schock Groschen Prager Münze ausgesezt; wenn aber diese nicht ein Jahr nach der Vermählung bezahlt wären, so sollte dafür das Haus und die Stadt Brüx, nebst der Stadt Luna, eingeräumet werden. Von seiner Seite verband sich der Landgraf nebst seinen Brüdern, ihr eben so viel zur Morgengabe und Leibgedinge zu erstatten, oder dafür einige Städte und Schlösser zu verpfänden. Sollte jedoch diese Heyrath aus des Kaysers oder seiner Tochter Schuld nicht zu Stande kommen, so sollten die gedachten Gelder oder die dafür verschriebenen Städte dem Landgrafen verfallen seyn. Man traf würcklich auf beyden Seiten Anstalten zur Sicherheit dieser Bedingungen, und der darauf geschlossenen Vermählung. Aber nach dem Tode des Kaysers hob sein Sohn und Nachfolger **Wenzel**, ob er gleich den Vertrag neben seinem Vater eidlich bestätigt hatte, denselben wieder auf; besonders nachdem auch **Friedrich der Strenge** gestorben war. Er und sein Bruder, der König von Ungarn **Siegmund**, gaben darauf ihre Schwe-

ster

ster dem Könige von England zur Ehe. Diese Untreue verursachte einige Streifereyen und Gewaltthätigkeiten, welche die Böhmen und Meisner gegen einander begiengen. Besonders aber forderte **Friedrich** und seine Brüder die Bezahlung der wegen unterbliebenen Heyrath ihm verfallenen zehntausend Schock, oder aber unterdessen die unterpfändliche Einräumung der Städte Brüx und Luna, auch alle aufgelaufene Zinsen, die Vergütung seiner Kosten und seines Schadens. **Wenzel** sahe sich noch im Jahr 1397 genöthigt, nachdem der Bischof zu Bamberg und Marckgraf **Wilhelm** der Aeltere zu Meissen hierüber einen Ausspruch gethan hatten, alle diese gerechten Ansprüche zu befriedigen. Es ist beynahe schimpflich, wenn Fürsten zur Versicherung, daß sie einander ihr Versprechen halten werden, sich selbst zu gewissen Strafen im Fall des Gegentheils verstehen; aber es ist noch schimpflicher, wenn sie dieselben auch tragen müssen.

Dergleichen Vorwürfe hat **Friedrich** stets vermieden. Er gieng sogar bereits in seinem zwölften Jahre eine dem Ansehen nach strenge, aber in der Natur und in dem Herkommen des Meisnischen Hauses gegründete Verbindlichkeit ein, und er hielt sie immer auf das heiligste. Kurz vor seines Vaters Tode, im Jahr 1381 mußte er, nebst seinem Bruder **Wilhelm**, ihm und einigen Abgeordneten von der Landschaft, an Eydes Statt geloben, daß sie, so lange ihre Mutter leben würde, beständig bey derselben bleiben, ihr ohne Widerspruch unterthänig und gehorsam seyn, und alle ihre Geschäfte nach ihrem Rathe verrichten wollten. Kämen sie dereinst zu ihren Jahren, (dieses hieß nach dem Sachsen-Rechte so viel als vierzehn Jahre alt werden,) so wollten sie auch niemand anders als sie zu ihrem Vormunde

wähnen. Dieser leztere Umstand wurde deswegen hinzugesezt, weil die Brüder ihres Vaters noch gemeinschaftlich mit ihm die Länder besaßen, und daher diese Vormundschaft nicht wohl führen konnten.

Man sahe diesem Versprechen gemäß die Landgräfinn Catharina fast bey allen öffentlichen Geschäften, welche Friedrich und ihre beyden andern Söhne, Wilhelm und Georg, zu verrichten hatten, in einem gleichen und gewissermaßen noch vorzüglicherm Ansehen als sie selbst handeln, auch nachdem der erstere die Jahre der Mündigkeit längst erreicht hatte, bis an ihren Todt, der im Jahr 1397 erfolgte. So errichtete sie und ihre Söhne, nebst ihres Gemahls Bruder, dem Landgrafen zu Thüringen Balthasar, mit dem Erzbischof Albrecht zu Magdeburg, und dem Kurfürsten von Sachsen Wenzel, welcher in der Urkunde unter dem Nahmen, Herzog zu Sachsen und Lüneburg, des heiligen Römischen Reichs Erzmarschall, dem Erzbischofe nachsteht, im Jahr 1383 ein immerwährendes sehr genaues Bündniß, Kraft dessen alle Theilnehmer an demselben einer des andern Länder und Leute schützen, insonderheit aber einander im Kriege, vierzehn Tage nachdem es begehrt worden, beystehen sollten: und in dasselbe wurden außer dem Pabste, dem Stuhl zu Rom, dem Römischen Reiche, und dem Römischen Könige Wenzel, viele deutsche Fürsten mit eingeschlossen. Da auch der Bischof von Würzburg Gerhard im Jahr 1395 die Meisnischen Länder, besonders das Coburgische, zu bekriegen vorhatte, kündigte er dieses in einem Fehdebrief an, der an die Landgräfinn und ihre Söhne gerichtet war.

Unterdessen scheinen diese doch zuweilen ohne Zutritt ihrer Mutter in sehr wichtigen Angelegenheiten verfahren zu haben; wenn man anders aus der Abwesen-

wesenheit des Nahmens der Landgräfinn in den Urkunden, wie ich mir kaum getraue, schließen darf, daß ihr Rath und ihre Vermittelung damals gar nicht gebraucht worden sey. Von dieser Art ist der Vergleich vom Jahr 1382, durch welchen der Landgraf **Friedrich**, der das vierzehnte Jahr noch nicht völlig zurückgelegt hatte, und seine beyden Brüder, die sämmtlichen Meisnischen und Thüringischen Länder mit ihres Vaters Brüdern, **Balthasar** und **Wilhelm**, theilten. Zwey Theile bekamen diese beyden; den dritten aber **Friedrich** mit seinen Brüdern. Sie besaßen seitdem einen ansehnlichen Strich Landes, von Leipzig an, welches damals noch seinen Wendischen Nahmen Lipczk führte, über Pegau, Groitzsch, Weißenfels, Camburg, Dornburg, Jena, Orlamünde, Altenburg, Neustadt an der Orla, Auma, Ziegenrück und andere Städte bis zu dem Closter Saalfeld: Gegenden, welche den edelsten Theil des ehemals sogenannten Osterlandes ausmachten; da hingegen die Brüder **Friedrichs des Strengen** das meiste von Thüringen, dem Vogtlande, den Erzgebürgischen Ländern, und der eigentlichen Marckgrafschaft Meisen, zu ihrem Antheil erhielten. Nur Freyberg mit den dazu gehörigen Bergwercken, blieb in Gemeinschaft, außer demjenigen, was jede Parthey auf eigene Kosten bauen möchte, und den Berggerichten. Die Pflege Coburg aber, oder, wie man sie auch nannte, der Ort in Francken, verblieb **Friedrichen** und seinen Brüdern allein, weil sie dieselbe ihrer Mutter zu dancken hatten.

Nach dieser Theilung regierte **Friedrich** gemeinschaftlich mit seinen Brüdern in einer langen ununterbrochenen Einigkeit: der Todt ihrer Mutter stiftete hierbey keine Veränderung. Ob ihm gleich das Recht der Erstgeburt einen gewissen Vorzug gab;

so störte dieser doch ihr einmüthiges Betragen nicht. **Friedrich** und **Wilhelm** hatten ihren Siz ordentlich zu Altenburg; **Georg** aber zu Coburg. Sie blieben selbst mit den Brüdern ihres Vaters in einer freundschaftlichen Verbindung. Wenn Bündnisse mit fremden Fürsten geschlossen, Kriege unternommen, Fürstlichen Gemahlinnen Leibgedinge ausgesezt, Vorrechte bestätigt oder neue ausgetheilet, Grafen oder andere belehnet, mit den Stiftern, Klöstern und übrigen Unterthanen Verträge geschlossen, Städte und Schlösser verpfändet oder verkauft wurden: so geschahe solches entweder in aller Nahmen; oder sie wurden meistentheils alle dabey zu Rathe gezogen, und um ihre Einwilligung befragt. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß irgend eine Geschichte reicher an dergleichen Beyspielen einer unter Brüdern und andern nahen Blutsverwandten getheilten, mit ungemeiner Verträglichkeit zugleich geführten Regierung sey, als die Geschichte der Meisnischen und Sächsischen Fürsten.

Friedrich lebte in sehr streitbaren Zeiten, und fand daher bald Gelegenheit, seine Tapferkeit öffentlich zu zeigen. Unsere Deutschen konnten damals wenig ruhen; Fürsten, Grafen, Edelleute und Städte griffen einander fast unaufhörlich an, sobald sie nur einige Beschwerden zu haben glaubten: und das deutsche Reich, in welchem die Mächtigern fast gar keine gütliche Vergleiche suchten, sondern sich sogleich durch Gewaltthätigkeiten Genugthuung verschafften, befand sich in der äußersten Zerrüttung. Das Faustrecht herrschte jezt in seiner völligen Stärcke; es war sogar vor nicht langer Zeit durch ein Grundgesez des Reichs, durch die güldene Bulle, bestätigt worden. Wer also nur die Regeln der Befehdung beobachtete, und vorher demjenigen, von welchem er sich vor beleidigt hielt, die Freundschaft oder den Gehorsam

auf-

aufkündigte, der war berechtigt, das Gebiet desselben alsbald auf das feindseeligste zu verwüsten. Fürsten mußten dieses oft von ihren Unterthanen leiden, oder ein Unterthan von dem andern: und da man noch keine beständige unterhaltene Soldaten kannte, so war das Uebel desto unheilbarer. Man rechnete diese Ausschweifungen zu der deutschen Freyheit: einer unglückseeligen Freyheit, wenn sie, wie wir noch an einer sonst tapferen Nation sehen, die uneingeschränkte Gewalt, sich selbst unter einander aufzureiben, in sich faßt. Größere und gleichsam gesezmäßigere Kriege kamen häuffig zu diesen kürzern Rasereyen. Bey diesen anhaltenden Bewegungen mußte **Friedrich** sehr oft die Waffen ergreiffen: die traurige Nothwendigkeit, seinen Muth und eine unermüdete Geschäftigkeit im Felde zu beweisen, hat ihm endlich den Nahmen **des Streitbaren** in der Geschichte zuwege gebracht.

Man pflegt seine ersten kriegerischen Thaten ohngefähr in das Jahr 1384 zu sezen. Um diese Zeit erregte die streitige Wahl eines Bischofs zu Merseburg große Unruhen. Der Kayser **Wenzel** wollte dem Capitel einen ungelehrten Böhmischen von Adel, **Andreas von Duba**, der das Schloß und die Herrschaft Eulenburg in Besiz hatte, aufdringen; dieses aber behauptete seine Rechte, und wählte zuerst **Burghard von Querfurth**, nach dessen Tode aber den Grafen **Heinrich von Stolberg**, zum Bischof. Beyde Partheyen fügten einander allen möglichen Schaden zu: unter andern wurde Eulenburg, wo sich bisher eine Rotte von Räubern aufgehalten hatte, geplündert und verbrannt. Es ist ungewiß, ob **Friedrich** nebst seiner Mutter und seinen Brüdern, bey dieser Störung der Sicherheit in ihren Ländern, gleich Anfangs sich auf die Seite des Grafen **von Stolberg** gewandt haben; aber es ist

wenigstens bald geschehen: denn, da sie ihn im Jahr 1385 zum Richter über den Westphälischen Frieden in ihren Ländern bestellten, das heißt zum Beysitzer der **heimlichen, Faem- oder Westphälischen Gerichte,** die in Westphalen ihren Ursprung genommen hatten, und beynahe ganz Deutschland durch ihre geheimen Untersuchungen begangener Verbrechen, besonders aber durch die geschwinde grausame Bestrafung derselben, schröcklich geworden waren, erkannten sie ihn zugleich als Bischof, und bewilligten, daß der Krieg mit seinem Gegner fortgehen könnte. Allein man findet nicht, daß **Friedrich** noch einen genauern Antheil an demselben genommen habe.

Im Jahr 1388 hingegen zog er in aller Meißnischen Fürsten Nahmen, mit zweyhundert **Gleven** nach Francken. Dieses war eine Art Lanzen oder Spieße, welche nur zu Pferde, und meistentheils von Edelleuten gebraucht wurden, die geharnischt im Helme und Schilde ritten, und etliche Pferde neben sich, auch dazu ihre Knechte und Knaben mit Armbrüsten und Spießen führten. **Friedrich** unternahm diesen ersten Feldzug, um dem Burggrafen von Nürnberg beyzustehen, der sowohl als andere Fränckische Fürsten von einer großen Anzahl Reichsstädte, welche sich wider sie verbunden hatten, sehr viel litte: und er half diesen Bund der Städte, der ziemlich fürchterlich war, niederdrücken. Noch in diesem Jahre nöthigte er nebst seinem Bruder einen ihrer unruhigen Landsassen, **Veiten von Schönburg** zu Glaucha, mit den Waffen in der Hand zum Gehorsam. Sie hatten auch in den Jahren 1390 und 1391 ähnliche Händel und Befehdungen, die von fremden Unterthanen herrührten, zu stillen. Aber in der Geschichte kann eines oder zwey Beyspiele

spiele von solchen kleinen Begebenheiten, Statt aller dienen.

Die Hülfe, welche **Friedrich** im Jahr 1391 dem Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen leistete, ist merckwürdiger. Dieser griff den Großherzog von Litthauen, Jagello, den lezten heydnischen Prinzen in Europa, welcher, um die Pohlnische Crone zu erlangen, mit seinem Volcke das Christenthum angenommen, und den Pohlen versprochen hatte, Preußen und Liefland ihrer Herrschaft zu unterwerfen; er griff diesen Fürsten an, um die Vereinigung zwischen Pohlen und Litthauen zu hintertreiben, und weil derselbe auch viele seiner Ordens-Ritter gefangen hielt. **Friedrich** führte ihm eine Schaar Meisner und Thüringer von Adel zu: er legte aber auch selbst solche Proben der Tapferkeit in diesem Kriege ab, daß er den Kriegs-Gürtel erhielt, oder zum Ritter geschlagen wurde. Es ist glaublich, daß er gleich nach seiner Zurückkunft, mit seinem Oheim, Marckgraf **Wilhelm**, in Böhmen eingefallen, und viele Verwüstungen daselbst angerichtet habe: sie mögen nun entweder Beschwerden wider den König **Wenzel** gehabt, oder bloß **Wilhelms** Schwager, dem Marckgrafen von Mähren, wider ihn beygestanden haben.

Allein vom Jahr 1392 an, wurde **Friedrich** nebst seinem Bruder **Wilhelm** in einen weitläuftigen Krieg verwickelt. Ein Bauer von ihren Unterthanen fischte in dem kleinen Flusse, der zu dem Schloß Leuchtenburg gehörte, welches **Heinrich von Paradise**, einer der vornehmsten Bürger von Erfurt, nebst dem Städtchen Kahla, von dem Grafen von Schwarzburg unterpfändlich bekommen hatte. Dieser henckte den

Das Mißvergnügen der Deutschen gegen den Kayser **Wenzel** brach nunmehro völlig aus. Seine Ausschweifungen und bey der Verwaltung des Reichs begangene Fehler sind zwar von der Geistlichkeit vergrößert worden; sie waren aber doch in den Augen der meisten Reichsstände groß genug, um ihn seiner Würde im Jahr 1400 zu entsezen, und den Pfalzgrafen Ruprecht an seine Stelle zu wählen. Zu dieser Gegenparthey gehörten auch **Friedrich** und die übrigen Meisnischen Fürsten: daher suchten sie **Wenzeln** mit den Waffen zu zwingen, daß er sich dem neuen Römischen Könige unterwerfen, und die Reichskleinodien aushändigen sollte. Allem Ansehen nach bediente sich auch **Jobst**, der Marckgraf von Mähren, welcher mit **Wenzeln** einige besondere Zwistigkeiten hatte, des Verdrusses, den die Böhmen gegen ihren König gefaßt hatten, um sich wider denselben mit vielen Vornehmen im Lande, und außerdem mit den Meisnischen Marckgrafen zu verbinden. **Wilhelm** der ältere also, **Friedrich** und seine Brüder schlugen im Sommer des Jahrs 1401 mit ihrem erstgedachten Bundsgenossen ihr Lager vor Prag auf, und belagerten den König **Wenzel** in dieser Stadt. Dieser aber kam auf einmal von seiner Sorglosigkeit wieder zu sich: er wußte sich durch kluge Anstalten die Liebe der Großen in seiner Nation von neuem zu erwerben. Auf der andern Seite warteten die vereinigten Fürsten umsonst auf die tausend Lanzen, welche ihnen der König **Ruprecht** durch seinen Sohn zu schicken versprochen hatte. Sie mußten daher die Belagerung aufheben, und in ihre Länder zurückziehen; ob sie gleich nicht unterließen, **Wenzeln** durch öftere Anfälle zu beunruhigen. **Friedrich** war sonst unter der Regierung dieses Herrn einigen nüzlichen Anstalten für die öffentliche Ruhe in Deutschland beygetreten.

getreten. Er hatte unter andern mit ihm im Jahr 1390 einen besondern Vertrag geschlossen, vermöge dessen der König an seinem Theile das Egerische und Vogtland, **Friedrich** aber mit seinen Brüdern alle ihre länder in Osterland, Thüringen und Meisen in den allgemeinen deutschen Frieden, den man im Jahre 1389 ausgemacht hatte, zogen: zugleich wählten sie beyderseits **Heinrich Reußen von Plauen zum Obmann**, der nebst seinem Mitsassen alle Angelegenheiten des landfriedens richten und entscheiden sollte. Wie ich überhaupt in dem Charakter und in der Absezung dieses Kaysers noch nicht licht genug finde! so wünschte ich auch von den Bewegungsgründen deutlichere Nachricht zu haben, durch welche **Friedrich** von ihm gänzlich abwendig gemacht worden ist; da ihn sonst das Beyspiel des Kurfürsten von Sachsen, der diesem Kayser getreu blieb, und die Angränzung seiner länder an die Böhmischen, von diesem Entschlusse hätten zurückhalten können.

Nach dem Böhmischen Feldzuge griff **Friedrich** nebst seinem Oheim **Wilhelm**, noch im Jahr 1401 die Burggrafen von Dohna an, welche bisher das Gebiet des leztern durch Räubereyen beunruhigt hatten. Die Burg Dohna wurde erobert und geschleift, und der Burggraf mußte sich mit seiner Familie in dem Schlosse Königstein ergeben. **Friedrich** verlor seinen Bruder **Georg** in eben diesem Jahre. Und im folgenden schloß er nebst seinem Bruder **Wilhelm** und seinen Oheimen **Balthasar** und **Wilhelm**, auch dem Sohne des erstern, **Friedrich**, mit den Herzogen zu Braunschweig und dem landgrafen von Hessen einen ewigen Frieden, so lange einer von ihnen am leben seyn würde. Sie versprachen sich zugleich Hülfe wider alle Angriffe, Beraubungen und Beschädigun-

liche Einfalt dieser Kriegs-Erklärung muß mehr gefallen, als eine künstliche Vorstellung von Ursachen, die man sinnreich ausgedacht hat, um mit gutem Anstande Krieg führen zu können. Die beyden Marckgrafen führten den ihrigen gegen den Erzbischof mit großen Verwüstungen seines Landes, wie es damals gewöhnlich war: und er nahm erst im Jahr 1405 ein Ende.

Kurz vor demselben, ebenfals im Jahr 1403, legten Friedrich und die übrigen Marckgrafen von Meisen alle ihre Fürstenthümer und Herrschaften wieder zusammen, und ließen sich auf dieselben unter einander die Erbhuldigung thun. In einer Urkunde, welche sie bey dieser Gelegenheit ausstellten, erklärten sie sich, was im Falle, daß einer von ihnen ohne rechte Leibes- und Lehns-Erben stürbe, dem andern zum voraus oder zu gleichen Theilen zukommen sollte, und wie sie sich sonst in Ansehung der ihnen zufallenden Länder zu verhalten hätten. Kein Theil sollte den andern in seiner Regierung hindern, und ein jeder sollte freye Macht haben, Schlösser, Städte, Land und Leute zu versezen, zu verkaufen oder zu verleihen; doch so daß kein Theil dem andern dieselben arglistiger Weise entzöge. Alle sollten einander Hülfe und Schutz leisten, nur nicht bey unredlichen Kriegen: die eroberten Schlösser sollten, wenn sie in dem Gebiete eines dieser Fürsten lägen, ihm verbleiben, sonst aber getheilt oder zerstört werden. Neue Vögte und Amtleute sollten sämmtlichen Fürsten die Erbhuldigung leisten. Wenn Zwietracht unter ihnen entstünde: so sollte eine jede Parthey, die es betrifft, einen aus ihrem Rathe ernennen, und diese sollten versuchen, die Streitigkeit binnen vier Wochen zu entscheiden; könnten sie aber dieses nicht thun,

so

so sollte diejenige Parthey, welcher die Aussprache zukommt, aus der andern Partheyen Rathe einen Uebermann wählen, welcher die Sache innerhalb vier Wochen gänzlich beylege; und was er bey seinem Eyde aussprechen würde, das sollte auf allen Seiten gehalten werden. Hinterließe einer von ihnen nur Töchter, so sollten die übrigen verbunden seyn, dieselben fürstlich zu halten, und anständig auszustatten. Was ein jeder Theil an Kirchen, Altären und andern Anstalten zum Gottesdienste errichtet hätte, das sollten die andern erhalten, und ein jeder sollte auch die Macht haben, ein Seelgeräthe (ein Vermächtniß oder eine Stiftung zum Besten der Seele eines Verstorbenen,) von hundert Schock Freyberger Groschen, aber nicht höher, zu stiften. Auch sollten sie untereinander, wenn einer von ihnen ohne männliche Erben stürbe, die Pfandschaften und Schulden desselben übernehmen. Endlich sollte es einem jeden erlaubt seyn, seiner Gemahlinn ein Leibgedinge auszumachen, bey welchem sie die übrigen schützen sollten. Alles dieses gelobten sie einander mit der Hand, und bekräftigten es mit einem förmlichen Eyde zu den Heiligen. Das Beyspiel einer so langen und rühmlichen Einigkeit zwischen nahe verwandten Fürsten eines zusammenhängenden Landes, scheinet dieser ausführlichern Erzählung wohl werth gewesen zu seyn.

Unter dieser ruhigern Beschäftigung aber giengen auch die kleinern Kriege, welche **Friedrich** und die übrigen Meisnischen Fürsten zu führen hatten, immer fort. Er half, wie es wahrscheinlich ist, im Jahr 1404 das Schloß und die Stadt Pirna erobern, weil man aus diesem festen Orte, welcher der Crone Böhmen unterworfen war, den Meisnischen Ländern

vielen Schaden zufügen konnte. Einige Fränckische Edelleute schickten ihm und seinem Bruder im Jahr 1405 einen Fehdebrief zu. Er traf auch mit den Fürsten von Anhalt im Jahr 1410 ein sechsjähriges Bündniß, um ihnen gegen ihre unruhigen Vasallen beyzustehen. Und in eben diesem Jahre brachte er seine Zwistigkeiten mit **Heinrich** dem Aeltern, Herrn von Weida, dergestalt zu Ende, daß er ihm für seinen Theil an dem Schlosse und der Stadt Weida, das Schloß und die Stadt Schmölln überließ, bey welchen er sich doch das Oeffnungs-Recht vorbehielt. Die Fürsten dieser Zeit ertheilten selten Schuzbriefe oder die Erlaubniß, Schlösser und Festungen zu bauen; sie übergaben nicht leicht ein Schloß zu Lehn oder in Tausch, am wenigsten aber verpfändeten oder verkauften sie es auf Wiedereinlösung, ohne sich zugleich auszubedingen, daß ihnen dasselbe bey allen ihren Kriegen und andern Bedürfnissen offen stehen sollte, damit sie Besazung hinein legen, ihren Feinden desto besser widerstehen, auch wohl sich in dasselbe zurück ziehen könnten. In **Friedrichs** Geschichte kommen davon häuffige Beyspiele vor. Um eben diese Zeit, vom Jahr 1405 bis 1410 schloß er nebst den andern Marckgrafen mehrere Bündnisse mit den Herzogen von Sachsen, dem Bischof von Halberstadt, und andern Fürsten, zu einem gemeinschaftlichen Schuz und Beystande.

Der Todt seiner beyden Oheime brachte verschiedene Veränderungen und Streitigkeiten hervor. Der ältere von ihnen, der Landgraf **Balthasar**, starb im Jahr 1406 und hinterließ einen Sohn, welcher in der Geschichte **Friedrich der Einfältige** heißt, oder mit einem gemilderten Nahmen der **Friedfertige**. Im folgenden Jahre starb auch Land-

graf

graf **Wilhelm**, mit dem Zunahmen, **der Einäugichte**. Da er in seinen Ehen keine Kinder erzeugt hatte, so sollte nunmehro die im Jahr 1403 verabredete Theilung seiner Verlassenschaft eines Theils zwischen **Friedrich dem Streitbaren** und seinem Bruder **Wilhelm dem Reichen**, und zwischen ihrem Vetter, **Friedrich dem Einfältigen**, andern Theils, vorgenommen werden. Beyde Theile errichteten auch schon im Jahr 1407 einen vorläufigen Vergleich, Kraft dessen sie einige ihrer adelichen Vasallen ernannten, welche von jenen an sie gefallenen Ländern zwey gleiche Theile machen sollten: nur Meisen und Freyberg sollten zwischen ihnen künftig in Gemeinschaft bleiben.

Friedrich sahe diese Theilung erst nach drey Jahren geendiget: und ehe solches geschah, gerieth er in eine Zwistigkeit mit den Burggrafen von Nürnberg. Diese forderten einige Schlösser und Städte im Vogtlande, welche der verstorbene Marckgraf **Wilhelm** einem unter ihnen, **Friedrich dem Fünften**, als dem Gemahle seiner Schwester, mit allen Zubehörungen vermacht hatte, wenn er ohne Erben stürbe. Da **Friedrich** und sein Bruder keine erwünschte Antwort gaben: so wurden sie von dem Burggrafen bey dem Römischen Könige **Ruprecht** verklagt, welcher deswegen im Jahr 1408 einen Gerichtstag ansezte, und **Friedrichen** auf denselben durch einen von dem Abte von Steinach übergebenen **Ladebrief** vorbeschied. Dieser appellirte zwar nebst seinem Bruder an den Römischen Stuhl; allein das Kayserliche Hofgerichte nahm diese Appellation nicht an, weil sie theils nicht die rechtmäßige Gestalt hätte, noch eines durchaus wahren Inhalts wäre: theils eine bloß weltliche und für das Kayserliche Gericht gehörende Sache beträfe.

träfe. Die Forderung der Burggrafen wurde vor gegründet erkannt. Gleichwohl hatte die Appellation ihren Fortgang; sie wurde aber im Jahre 1409 von dem Cardinal **von Venedig**, welchen der Pabst hierinne zum Richter ernannt hatte, verworfen: er verurtheilte zugleich die Marckgrafen zu den Unkosten. Der Bischof **Marinus** von Abruzzo wurde zum Executor dieses Urtheils bestellt, und dieser gab daher ein langes Executionsschreiben wider die beyden Fürsten, in Ausdrücken und Drohungen heraus, die uns zum Theil possierlich vorkommen. Das Kayserliche Hofgerichte bestätigte im Jahr 1415 das erste Urtheil: **Friedrich** und **Wilhelm** mußten endlich die streitigen Schlösser und Städte den Burggrafen zu Nürnberg übergeben. Sie haben sich vermuthlich darauf berufen, daß der verstorbene Landgraf **Wilhelm** dieselben nicht ohne ihre Einwilligung habe vermachen und veräußern können: dieses war in den Erbverträgen ihres Hauses ausgemacht worden; aber ein Eventual-Belehnungs-Brief des Königs **Wenzel** vom Jahr 1397 über diese dem Burggrafen vermachte Lehen und Erbtheile, kann diese Einwendung unkräftig gemacht haben. Gleichwohl haben die sämmtlichen Marckgrafen zu Meisen noch im Jahr 1415 von den bestrittenen Oertern Thierstein und Thiersheim an die Burggrafen verkauft: zu einem Beweise, daß auch nach dem gemeldeten Urtheile noch etwas zu ihrem Vortheile müsse ausgemacht worden seyn.

Endlich erfolgte zu Naumburg im Jahr 1410 die Theilung der Meisnischen Länder, welche Marckgraf **Wilhelm** besessen hatte: und in dem darüber errichteten Vertrage bestimmten die Fürsten überhaupt ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. **Frie-**

drich

drich und sein Bruder Wilhelm bekamen zu ihrem Antheil Torgau, Delitsch, Zörbig, Gräfenheinichen, Düben, Mühlberg, Werdenhain, Grimma, Neuenhof, Colditz, Borna, Geiten, Rochlitz, Mitweida, Chemnitz und Schellenberg, nebst eilf Schlössern, den dazu gehörigen Klöstern, Grafschaften und Lehnschaften. Ihr Vetter Friedrich aber erhielt Dresden und vier und zwanzig andere Städte, welche sich von der Gegend an der Elbe durch das Erzgebürge bis in das Vogtland erstreckten, nebst siebzehn Schlössern und gleichen Zubehörungen; nur Meisen und Freyberg, wie schon gedacht worden ist, wurden von dieser Theilung ausgenommen. Sie hatte so viel Uneinigkeit und Mißtrauen gestiftet, daß alle die Fürsten in eben diesem Jahre ihren Grafen, andern Vasallen, Räthen und Amtleuten einen Versicherungsbrief des Inhalts ausstellten, sie hätten allen Verdacht und Widerwillen gegen sie abgethan, nachdem sie um ihr Land zu Meisen zwar schelhaftig und zweytrechtig gewesen wären, sich aber nunmehro wegen desselben gütlich mit einander vereiniget hätten. Die Leser dieser Geschichte Friedrichs werden es schwerlich als eine für dieselbe fremde Nachricht ansehen, daß sein Bruder Wilhelm ebenfals in diesem Jahre 1410 gleichsam ein Vorspiel der künftigen Größe ihres Hauses erlangt habe. Er brachte von dem Marckgrafen Jobst zu Mähren die Kur und Marck Brandenburg um vierzigtausend Böhmische Schock Pfandweise an sich; allein der Kayser Siegmund löste sie bald darauf wieder ein, und belehnte damit den Burggrafen zu Nürnberg, Friedrich den Vierten, welcher der Stammvater der jezigen Kurfürsten und Marckgrafen zu Brandenburg geworden.

Die beyden Brüder **Friedrich** und **Wilhelm**, deren Gebiet nun einen solchen Zuwachs erlangt hatte, trafen im Jahr 1411 zu Leipzig über ihre Länder eine so genannte **Mutschierung** auf vier Jahre; doch mit dem Vorbehalte, daß **Friedrich**, wenn diese Jahre verflossen wären, die Wahl haben sollte, ob er seinen Antheil noch vier andere Jahre behalten, oder mit seines jüngern Bruders Besizungen auf so lange Zeit abwechseln wollte; wenn aber diese acht Jahre vorüber wären, sollte der weitere Vergleich auf eines jeden Gefallen ankommen. **Friedrich** bekam damals fünf und zwanzig Städte, unter denen sich Grimma, Delitsch, Düben, Torgau, Meisen, Coldiz, Borna, Mitweida, Chemniz und Leipzig, befanden; **Wilhelm** aber erhielt Weissenfels, Naumburg, Freyburg, Jena, Dornburg, Camburg, Neustadt, Saalfeld, Weida, Altenburg, und noch neun und zwanzig andere Städte mit ihren Zubehörungen. Sie und ihr Vetter **Friedrich der Einfältige**, schlossen in diesem Jahre 1411 mit dem Grafen zu Henneberg ein neues Bündniß auf fünf Jahre, und im folgenden Jahre vereinigten sich die beyden Brüder mit den Herzogen **Erich** und **Otto** zu Braunschweig auf zwey Jahre, zu beyderseitiger Hülfe.

Hier, ja vielleicht noch früher, dürften manche meiner Leser voll ungeduldiger Begierde gewesen seyn, mich unterbrechen, um es mir verweisen zu können, daß ich eine der rühmlichsten und glücklichsten Handlungen **Friedrichs des Streitbaren** vom Jahr 1409, die Stiftung der hohen Schule zu Leipzig, völlig vergesse. Allein die Verbindung, welche zwischen dem Tode seiner beyden Oheime, und zwischen den darauf gefolgten Begebenheiten von dem Jahre 1406 an, mercklich ist, nöthigte mich, diese große Verände-

rung

rung in den Meisnischen ländern einige Seiten später zu erzählen. Jezt thue ich dieses mit desto mehr Vergnügen, da man ohne dieß den ermüdenden einförmigen Anblick von Bündnissen, Theilungen und Kriegen in **Friedrichs** Geschichte, kaum länger wird ertragen können. Es ist Zeit, ihn auch von einer andern Seite zu zeigen.

Er hatte die liebe zur Gelehrsamkeit, die jedem weisen Fürsten so anständig, von ihm so unzertrennlich ist, bis auf diese Zeit sehr wenig an den Tag gelegt. Seine Regierung war immer so kriegerisch, oder doch so unruhig, daß man dieses von ihm fast nicht erwarten konnte. Zwar sein Eifer für die Religion und die besondere Gewogenheit, welche er der Geistlichkeit sehr häuffig bezeigte, können schon als ein Beweis gelten, daß er den Werth einer edlern Wissenschaft zu schätzen gewußt habe: denn die Gelehrsamkeit hat allemahl eine sehr getreue und mächtige Dienerinn der Religion abgegeben. Aber **Friedrich** hatte doch keine günstige Gelegenheit sie kennen zu lernen. Die Deutschen waren damals tapfer und unternehmend; zu den Künsten des Friedens hingegen hatten sie eine sehr geringe Neigung. Die kleinen, halb unnüzen, halb unreifen Kenntnisse, welche man mit dem Nahmen der Gelehrsamkeit beehrte, lagen in den Klöstern versteckt, wurden in Schulen gelehrt, welche die Mönche meistentheils in ihrer Gewalt hatten, oder wurden auf Universitäten, auf denen sie ebenfals regierten, in das eckelhafteste Geschwäze und in Zänckereyn, die kein Ende nahmen, ausgedähnet. Es stand den Fürsten nicht einmal völlig frey, für die Gelehrsamkeit nach ihren Gesinnungen oder verbesserten Einsichten, zu sorgen. Die Geistlichkeit hatte sich derselben, gleichsam als ihres

res Eigenthums, bemächtigt, und gestattete keine andern Anstalten bey derselben, auch keinen andern Gebrauch von ihr, als von welchem sie Ehre und Vortheile zog. Gesunde Vernunft also, der Umgang mit verständigen Männern, und eine lange Erfahrung, waren damals mehr werth, als die sogenannte Gelehrsamkeit, wie sie es auch, wenn man die Wissenschaften bloß für das Gedächtniß lernet, noch in unsern Zeiten sind. Solchergestalt verlor **Friedrich** wenig, da er mit der Gelehrsamkeit seines Vaterlandes nicht bekannt war; ob gleich immer auch die allgemeinen richtigen Grundsäze, welche noch in derselben übrig geblieben waren, die mittelmäßige Tüchtigkeit, welche sie zur Verwaltung der Aemter im Staate und in der Kirche ertheilte, auch die nüzliche Uebung selbst, die sie den Kräften des menschlichen Geistes verschafte, ob gleich alles dieses seines Schutzes und seiner Aufmunterung sehr würdig war.

Aber auch nur den damaligen Umfang der Wissenschaften zu umspannen, hatte man in **Friedrichs** Ländern keine hinlänglichen Hülfsmittel. Außer einer Anzahl niedriger Schulen, welche man darinne fand, gab es zwar zu Erfurt, in der Hauptstadt von Thüringen, seit dem Jahre 1392 eine Universität; allein diese Stadt gehörte nicht im strengern Verstande zu seinem Gebiete, ob er gleich ihr Schutzherr war, und einige landesherrliche Rechte daselbst ausübte. Eine noch berühmtere und ältere Universität, die von den Unterthanen der Marckgrafen von Meisen bequem konnte besucht werden, war die Pragische. **Carl der Vierte**, Kayser und König von Böhmen, hatte sie im Jahr 1347 gestiftet, und ihre Verfassung, die er fast gänzlich von der hohen Schule zu Paris entlehnte, bereitete gleichsam die Entstehung

hung der Universität Leipzig ein halbes Jahrhundert voraus. Er theilte ihre Mitglieder in vier Nationen ab, welche an den Wahlen und allen andern Geschäften derselben, Antheil haben sollten: in die Böhmische, Pohlnische, Bayrische und Sächsische. Die drey leztern, welche zusammen die Deutschen hießen, bekamen nur Eine Stimme; die Böhmen hingegen drey. Aber nach und nach wurde gerade das Gegentheil eingeführt, und die Deutschen behaupteten ihre Ueberlegenheit an der Anzahl auch durch drey Stimmen gegen die Böhmen. Diese wollten endlich die Mehrheit der Stimmen wieder an sich ziehen. **Johann Huß**, eben derjenige, der durch seinen Angriff auf die Römische Kirche und Geistlichkeit, und durch sein unglückliches Ende zu Costniz so berühmt geworden ist, drang darauf im Nahmen der Böhmen. Hieraus entstanden weitläuftige Unruhen und Gewaltthätigkeiten: die Universität konnte sich auch über die Wahl eines neuen Rectors nicht vergleichen. Der König **Wenzel**, vor welchen diese Uneinigkeit gebracht wurde, machte zur Verspottung der Universität seinen Koch zu ihrem Rector, und fällte im Jahr 1408 das Urtheil, daß die Böhmen künftig drey Stimmen führen sollten. Ueber diese Beschimpfung und Beleidigung entrüstet, beschlossen alle Deutschen, welche viele tausend ausmachten, Prag zu verlassen.

Ohngefähr zweytausend derselben zogen, von ihrem lezten Rector, Magister **Johann Hofmann**, aus Schweidniz in Schlesien, angeführt, in **Friedrichs** Gebiet, nach Lipczk oder Leipzig. Diese Stadt war schon seit dem zwölften Jahrhunderte durch ihre Messen und ihre Handlung berühmt worden; sie hatte auch noch mehrere Vorzüge vor andern Meis-

„zu Thüringen, Marckgrafen von Meisen, und Pfalz„grafen von Sachsen, Uns und Unserm Apostolischem „Stuhl zugethan sind, in Betrachtung gezogen, und da„mit die Hoffnung verbunden, daß sie ihre Unterthänig„keit gegen die heilige Römische Kirche, die Mutter und „Lehrerinn aller Gläubigen, desto reichlicher vermehren „werden, je mehr sie sich von Uns und der Kirche selbst „mit Gnadenbezeugungen und Apostolischen Privile„gien beehrt sehen werden. Wir haben auch dieses „überlegt, daß in ihrer Stadt Lipczk, in dem Mersebur„gischen Kirchensprengel, wie man uns berichtet hat, „welches ein volckreicher und geräumiger Ort ist, der „in einer fruchtbaren Gegend und unter einem ge„mäßigtem Himmelsstriche liegt, hinlängliche Lebens„mittel für eine Menge Menschen vorhanden sind; „daß dieses überhaupt gleichsam ein Land sey, das „Gott geseegnet hat; daß die Einwohner dieser Stadt „höfliche und wohlgesittete Leute sind, und daß es um „dieselbe herum viele reizende und angenehme Gegen„den gebe; ingleichen, daß, da dieses Land unter dem „Schutze der genannten Brüder glücklich steht, die „Einwohner des Friedens und der Sicherheit immer „genießen: so daß die Natur selbst, die Mutter der „Dinge, die gedachte Stadt dazu eingerichtet zu ha„ben scheinet, daß eine Universität (generale studium) „in derselben blühen sollte.„ Da nun, fährt der Pabst fort, die beyden Marckgrafen dieselbe in dieser Stadt einzuführen wünschten, und zur Erhaltung derselben, unter der Hoffnung, daß der Apostolische Stuhl ihr Verlangen erfüllen werde, schon Anstalten getroffen hätten, so gebe er ihnen dazu, auf ihr demüthiges Bitten, seine Erlaubniß. Es sollte daher zu Leipzig eine beständige hohe Schule in allen vier Facultäten seyn, und allen ihren Mitgliedern sollten die gewöhnlichen Rechte und Freyheiten zu Theil werden. Wenn

in

in der Folge einige auf dieser Universität Studierende, um wieder andere unterrichten zu können, die Würde eines Magister, Doctor oder Baccalaureus zu erlangen suchten: so sollten sie von der Facultät, in welcher sie geprüft werden, dem Bischof zu Merseburg vorgestellt werden, der ihre Geschicklichkeit untersuchen, und ihnen nach Befinden das Recht ertheilen sollte, auf dieser und jeder andern Universität zu lehren. Eben dieser Bischof sollte allemal Canzler der Universität seyn, um sie bey allen ihren Vorrechten und Freyheiten zu erhalten.

Auf diese Päbstliche Verwilligung gründeten erst **Friedrich** und **Wilhelm** ihren Stiftungsbrief der Universität Leipzig, der am 2 December des Jahrs 1409 zu Leipzig ausgefertiget wurde. Sie verordneten darinne, daß dieselbe in vier Nationen, die Meißnische, Sächsische, Bayrische und Pohlnische abgetheilt seyn, und diese durchaus gleiche Rechte und Vortheile genießen sollten. Zu den Vorlesungen, Disputationen und andern academischen Handlungen, schenckten sie zwey Häuser, welche das größere und kleinere Fürsten Collegium genannt werden sollten: diese befreyeten sie zugleich von allen Abgaben, und von der Gerichtsbarkeit der ordentlichen Obrigkeit. Damit sowohl Lehrer als Lernende häuffig nach Leipzig kommen möchten, sezten die Fürsten für zwanzig öffentliche Lehrer (magistros) eine Besoldung von fünfhundert Gülden, welche ihnen so lange aus der Fürstlichen Cammer sollten ausgetheilet werden, bis dazu beständige Einkünfte wären angewiesen worden. In dem größern Fürsten-Collegio sollten zwölf Lehrer, drey von jeder Nation seyn, von denen jeglicher dreyßig Gülden Besoldung bekommen sollte; einer aber darunter sollte ein Lehrer der Theologie (magister sacrae theo-

gestatteten auch im Jahr 1415 den Magistris, welche der Arzneykunst ergeben waren, daß sie ihre eigene Facultät haben, ein Medicinisches Collegium errichten, und dasselbe mit einem Decano und sechs Beysitzern bestellen möchten. Mittlerweile hatte der Pabst **Johann der drey und zwanzigste** in einer Bulle vom Jahr 1413 verordnet, daß von den Stiftern Meissen, Naumburg und Zeiz sechs Canonicate mit ihren Präbenden und allen Rechten der Universität Leipzig zugehören, und an Magistros der heiligen Schrift, und Doctores des Canonischen Rechts verliehen werden sollten, wenn sie gleich schon andere Geistliche Pfründen besäßen. Den Befehl dieses ausführen zu lassen, hatte er an den Abt zu Pegau, und den Probst zu St. Thomä in Leipzig, ergehen lassen: die Marckgrafen hatten freylich ein näheres Recht an diese Besorgung; aber weltliche Fürsten konnten nach den Begriffen dieser Zeit bey der Austheilung der Kirchengüter nicht wohl gebraucht werden. Die Schenckung dieses Pabstes litte dadurch bald eine Veränderung, daß die Universität den Stiftern zu Naumburg und Zeiz wegen allerhand Streitigkeiten zween Canonicate zurück gab: daher ersezte der Pabst **Martin der Fünfte** diesen Verlust im Jahr 1421 durch zween andere, welche er ihr auf Bitte des Landgrafen **Friedrichs**, in dem Stifte Merseburg einräumte.

So weit war diese gelehrte Gesellschaft zu **Friedrichs** Zeiten gekommen: sie erfüllte auch ihre Absichten, so viel es damals geschehen konnte, nicht unglücklich. Allein wie wichtig dieses sein Geschenck für sein Vaterland und für ganz Deutschland sey, sahe man erst in dem glücklichern Jahrhunderte des **Camerarius**, da sie so ausnehmender Wohlthaten, welche seine Nachfolger auf sie ausschütteten, vollkommen

kommen würdig war. Sie macht **Friedrichs** Andencken, der sie in einer düstern kriegerischen Zeit, mit vielem persönlichen Antheil gestiftet hat, noch immer Ehre. Man hätte ihre Geschichte längst auf eine lehrreiche Art beschreiben sollen: das heißt, nicht bloß die Begebenheiten, die sich auf derselben zugetragen haben, ihre feyerlichen Handlungen, die von Zeit zu Zeit erworbenen Rechte oder Einkünfte, und das Leben ihrer Lehrer erzählen; sondern vornemlich zeigen, wie viel sie zur Aufklärung des Verstandes der Deutschen und anderer Nationen, zum Wachsthum der Wissenschaften und der wahren christlichen Religion, insonderheit auch zur Beförderung des guten Geschmacks und edler gesellschaftlicher Sitten beygetragen habe; was sie vielleicht vor Hindernisse zurück gehalten haben, in jeder dieser Absichten noch mehr zu leisten; was vor eigenthümliche Vortheile sie zur Erreichung derselben genossen, und wie sich ihre Richtung zuweilen mercklich verändert habe. Nach der hohen Schule zu Wittenberg hat keine andere in Deutschland so große Verdienste, als eben diese; man muß aber auch die wahren von den eingebildeten, von solchen, die nur in einem gewissen Zeitalter vor Verdienste angesehen werden, zu unterscheiden wissen.

Es war dem Landgrafen **Friedrich** so wenig vergönnet, auf Anstalten dieser Art eine lange ununterbrochene Aufmercksamkeit zu wenden, daß er vielmehr eben um die Zeit, da die Universität Leipzig aufzublühen anfieng, genöthiget wurde, gegen seinen Vetter, **Friedrich den Einfältigen oder den Jüngern**, mit welchem er kaum die Verlassenschaft **Wilhelm des Aeltern** getheilt hatte, die Waffen zu gebrauchen. An denselben hatten die Grafen von

söhnten sich die Fürsten mit einander aus, erneuerten ihre Bündnisse, und die Thüringer schworen den beyden Brüdern Friedrich und Wilhelm getreu zu seyn. Diese erklärten sich auch schriftlich, daß sie ihren Unwillen gegen die Grafen von Schwarzburg aufheben, und sie gleich ihren übrigen Vasallen schützen wollten; doch sollte die Verbindlichkeit, welche dieselben im Jahr 1408 eingegangen hatten, in ihrer Kraft bleiben. So waren diese einheimischen Händel noch im Jahr 1412 mit vieler Mäßigung verglichen.

Allein Friedrich von Heldrungen übte mit seiner Rotte noch immer große Gewaltthätigkeiten aus: er erstieg in diesem Jahre das Schloß Hohnstein, und nahm den alten Grafen gefangen. Der Sohn desselben rettete sich zu dem Marckgrafen Friedrich, der sogleich den Amtleuten in Thüringen Befehl ertheilte, mit ihrem eingesessenen Adel aufzusitzen. Er belagerte selbst nebst seinem Bruder und Vetter Heldrungen, und schenckte es mit Viehe und allen Zubehörungen, als verwürckte lehen dem jüngern Grafen von Hohnstein. Diese Händel sind erst im Jahr 1413 gedämpft worden. Aber schon im Jahr 1414, vielleicht auch noch eher, brachen zwischen den drey Marckgrafen und dem landgrafen Ludwig zu Hessen, heftige Feindseeligkeiten aus, von deren Ursachen keine Nachrichten auf uns gekommen sind. Heinrich Herzog von Braunschweig, Friedrichs des Aeltern Schwiegervater, vermittelte zwischen ihnen in dem gedachten Jahre eine Zusammenkunft zu Mühlhausen: auf dieser beschlossen sie, daß sie einander drey Jahre lang nicht angreifen wollten, und auch nach denselben sollten sie es nicht thun, sie hätten sich denn vorher anständig bewahret, das heißt, einander erst die Freundschaft aufgesagt. Zu gleicher Zeit geriethen Friedrich und Wilhelm auch mit dem Bischof

schof von Bamberg in Zwistigkeiten: sie verlangten gewisse läger (ich bin ungewiß, ob dieses Waaren lager oder Gegenden zur Jagd gewesen sind;) an einigen Dörfern seines Stiftes, und da er solche verweigerte, suchten sie sich durch Einfälle bey ihrem Besize zu erhalten. Da aber der Bischof sich bey dem Römischen Könige beklagte, und dieser von den Marckgrafen begehrte, sich mit demselben entweder besser zu vertragen, oder mit ihm vor Gerichte zu kommen: so kann es seyn, daß sie von ihrer Forderung abgestanden sind: denn die Geschichte sagt weiter nichts davon.

Damals nahm auch **Friedrich** an der wichtigsten Begebenheit von Europa, die im Jahr 1414 vorfiel, großen Antheil. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Costniz, welche in demselben angefangen wurde, um die Trennung in der Kirche, die durch drey zugleich herrschende Oberhäupter verursacht ward, und die Religionsstreitigkeiten des **Johann Huß** in Böhmen beyzulegen; diese zahlreiche Zusammenkunft sezte fast ganz Europa in Bewegung. **Siegmund**, welcher jezt Römischer König war, hatte sie nebst dem Pabst **Johann dem Drey und Zwanzigsten** ausgeschrieben: er war auch mit vielen deutschen Fürsten selbst zugegen. **Friedrich** schickte im Anfange nur seine Gesandten dahin. Ein neuerer Schriftsteller *(Fabricius in Originibus Saxonicis)* nennt darunter die Bischöfe von Meisen, Merseburg und Naumburg, ingleichen die Aebte von Zelle, Chemniz und Pegau; aber diese Bestimmung ist weder zuverläßig, noch wahrscheinlich genug. Diese Prälaten scheinen die Kirchenversammlung, wenn sie anders alle zu derselben gereiset sind, nur in ihrem eigenen Nahmen besucht zu haben: und die Meinung, daß der Bischof von Merseburg,

welche solcher Irrthümer angeklagt werden, nicht sein Ansehen zu ihrem Schutze, oder zu einer gelindern Begegnung, in gewissen Fällen auch zu einer gemäßigten Züchtigung derselben anwenden; sondern er müsse selbst durch Beförderung ihres Todes sein Land reinigen.

Dieses Beyspiel allein giebt von **Friedrichs** Religion und Gottseligkeit schon einen Begriff, der unserer Erwartung gemäß ist. Er war im Schooße der Römischen Kirche gebohren und erzogen worden; alle Lehren und Gebräuche derselben waren also für ihn heilig; er scheinet weder Zweifel dagegen gehabt, noch, wenn sie bey ihm entstanden, Gelegenheit zu einem bessern Unterrichte vor sich gesehen zu haben, als ihm die Geistlichkeit ertheilte: denn durch die Schuld derselben war die heilige Schrift für ihn verschlossen. Im Vertrauen auf die Lehrer der Religion, war er derselben aufrichtig und eifrig zugethan: mit redlichem Gemüthe übte er dasjenige aus, was sie ihm als göttliche Vorschriften darstellten. Daher stiftete oder bestätigte er nebst seinen Brüdern so viele Seelmessen: denn wer hätte es ihm sagen können oder wollen, daß diese Art das heilige Abendmahl zur Schau, nicht zum Genuß der Christen, zu halten, und die ihnen doch im Leben und nach dem Tode helfen sollte, eine späte Erfindung des Aberglaubens sey? Er war unermüdet den öffentlichen Vortrag der Religion zu hören; und jedermann weiß doch, wie elend derselbe zu seiner Zeit gewesen sey. Ein Mönch, der vor ihm predigte, vergaß sein langes Geschwäze zu endigen; die Zeit der Mittagsmahlzeit war vorhanden, und einer von den Hofbedienten erinnerte den Fürsten daran. Allein dieser antwortete ihm: „Was sagst du vom Mittagsmahl? laß „uns

„uns jezt sättigen mit dem Himmels-Brodte, mit „dem Manna des ewigen Lebens.„ Worte, die eines Zuhörers des Chrysostomus würdig gewesen wären. **Friedrich** wollte insonderheit auch die Feyertage mit einer gänzlichen Ruhe von der Handarbeit begangen wissen. Man hat von ihm einen Innungsbrief, welchen er den Gerbern zu Leipzig gegeben hat; in demselben befiehlt er unter andern, daß derjenige unter ihnen, welcher an einem Feyertage oder in einer Feyernacht arbeiten würde, ein bestimmtes Gewicht von Wachs zu den Kerzen geben sollte, die beym Gottesdienste brennen. Seine Geschencke an die Stifter, Clöster, Kirchen und Pfarrer, die er oft gemeinschaftlich mit seinen Brüdern und Anverwandten austheilte oder genehmigte, sind ungemein zahlreich. Man findet darunter Dörfer, Gärten, Aecker, Gehölze und andere liegende Gründe, nebst vielen ihm eigenen Zinsen und Einkünften. **Friedrich** beschüzte die Geistlichkeit überhaupt sehr fleißig, und suchte ihr mehr Ruhe und Bequemlichkeit, als seine übrige Unterthanen, besonders wegen der fortwährenden Kriege hatten, zu verschaffen.

Ehe noch die im Jahr 1411 zwischen **Friedrich** und seinem Bruder errichtete **Mutschierung**, oder abwechselnde Regierung ihrer gemeinschaftlichen Länder auf vier Jahre, zu Ende gieng, erhub sich eine kleine Mißhelligkeit zwischen ihnen, weil **Friedrich** den Antheil seines Bruders besser befand als den seinigen. Sie kamen aber bald im Jahr 1415 mit einander überein, den Burggrafen zu Nürnberg und den Bischof von Naumburg zu Schiedsrichtern zu wählen: und diese thaten den Ausspruch, daß **Wilhelm** eine neue **Oerterung** oder Theilung der Städte und übrigen Oerter machen, **Friedrich** aber die

dere Jahre; ja beyde Theile schlossen immer neue Bündnisse mit einander. Vielleicht ist der eben gedachte Krieg, in welchem die Thüringer und Hessen einander vieles Uebel zufügten, die erste Veranlassung zu einer so verhaßten Nachrede gewesen. Es kann auch seyn, daß **Friedrich** die Mitbelehnung von Hessen nebst dem jungen Landgrafen, bey dem Römischen Könige in der That gesucht habe. **Ludwig** war in seiner Jugend immer kräncklich, und **Friedrich**, der unwidersprechlich das nächste Recht zur Erbfolge in Hessen hatte, mag dieses bey **Siegmunden** vorgestellet haben, um zeitig genug, wenn der Fall aufkäme, seines Besizes versichert zu seyn. Dieses sind nur Vermuthungen, wird man sagen; jedoch ein Kenner der Geschichte in Hessen selbst, hat schon längst aus derselben die Beschuldigung, von der ich rede, und die er nicht glaubwürdig findet, hergeleitet: sie können also so lange zur Erläuterung derselben dienen, bis man ihr mehr Gewißheit gegeben hat.

Die Kirchenversammlung zu Costniz hatte unterdessen ihre vornehmsten Thaten verrichtet; alle drey zugleich regierende Päbste abgesezt; seine Oberherrschaft über die Päbste durch einen feyerlichen Schluß behauptet; die Einsezung des heiligen Abendmahls willkührlich in den Genuß einer einzigen Gestalt, das heißt, des gesegneten Brodtes, verändert, auch zween unschuldige Männer, **Johann Huß** u. **Hieronymus von Prag**, als vermeinte Kezer, verbrennen lassen: Handlungen, an welchen **Friedrichs** Gesandten, wenn sie weltliche waren, kaum einen andern Antheil werden genommen haben, als nicht zu wiedersprechen. Er selbst reiste im Jahr 1417 dahin; vermuthlich, weil auch andere als Kirchen-Angelegenheiten daselbst abgehan-

handelt wurden. Der Kayser, der Kurfürst von Sachsen, **Rudolph**, und viele andere Fürsten holten ihn vor der Stadt ein: und **Friedrich** hielt seinen Einzug zu Costniz mit einer Pracht, die man noch an keinem Deutschen Fürsten daselbst gesehen hatte; indem er von vielen Grafen und einigen hundert seiner Edelleute, welche mit Gold und Silber gleichsam bedeckt waren, begleitet wurde. Aber wenige Wochen darauf reiste er weit eilfertiger als er gekommen war, und voll Unwillen gegen den Kayser, zurück. Er hatte von demselben die Belehnung seiner Länder, zugleich aber auch einiger Böhmischen Städte begehret, welche durch das Recht der Eroberung sein Eigenthum geworden waren. In Ansehung der leztern wollte ihm der Kayser, der des Böhmischen Königs **Wenzel** Bruder und vermuthlicher Erbe war, nicht willfahren. Daher weigerte sich **Friedrich** auch die Belehnung von Meissen anzunehmen; er sagte beym Abzuge die drohenden Worte: „Was der König mir jezt zu Costniz versagt, das „wird er mir vielleicht im freyen Felde gerne verleihen.„ Und würcklich traf auch diese Vorhersagung im Jahr 1420 ein, da er sich mit **Siegmunden** in dem Lager vor Prag befand. Er hatte sonst noch zu Costniz nebst den übrigen Reichsständen darein gewilliget, daß der Kayser von allen Juden im Deutschen Reiche den dritten Pfennig ihrer Güter einfordern lassen möchte: doch mit dem Zusaze, daß ihm dieser gute Wille an seinen Fürstenthümern, Herrschaften, Freyheiten und Rechten durchaus unschädlich seyn sollte.

Friedrich war in diesen Jahren nicht frey von innerlichen Unruhen gewesen. Er mußte verschiedene Böhmische Edelleute, welche in seinem Gebiete Feind-



christliche Lehre, als die Römische Kirche bekannte. Friedrich, dessen angebohrne Tapferkeit durch diese Veranlassung eine neue Nahrung fand, überließ sich ihr so sehr, daß die Hußiten, so lange er lebte, keinen muthigern und geschäftigern Feind hatten. Er glaubte der Religion, aber auch dem Pabste, der im Jahr 1420 das Kreuz wider die Hußiten predigen ließ, alles schuldig zu seyn: die Kriegskosten nöthigten ihn, seine Unterthanen mit vielen Auflagen zu beschweren; er litt auch mehr als einmal durch diesen Krieg einen empfindlichen Verlust; aber er blieb standhaft, und man irret vielleicht nicht, wenn man sagt, daß er für seine gutgemeinten, obgleich nicht aufgeklärten Gesinnungen, belohnt worden sey, oder sich doch vor belohnt gehalten habe.

Friedrich und sein Bruder **Wilhelm** waren die ersten Deutschen Fürsten, welche dem Kayser mit ihren Kriegsvölckern im Jahr 1420 zu Hülfe kamen, als er Prag belagerte. Hier, als dieser **in dem Felde vor Prag auf seinem Stuhle saß, in seiner Majestät gezieret mit seiner und des Römischen Reichs Crone,** so drückt er sich selbst in dem Belehnungsbrief aus, **gaben ihm** die beyden Fürsten nebst ihrem Vetter **Friedrich, alle ihre Fürstenthümer, Herrschaften, Lande und Leute in seine Hände,** und baten ihn, sie mit denselben zu belehnen: er that solches auch, ohne Ausnahme, nachdem er von ihnen vorher die gewöhnliche **Huldigung, Gelübde und Eyd, den sie ihm zu allen Heiligen schworen,** genommen hatte.

Die Belagerung von Prag, zu welcher **Friedrich** und **Wilhelm** ihre Soldaten geführt hatten, war mittlerweile angefangen worden. Diese erhielten

Be-

Befehl, einen befestigten Berg in der Nähe der Stadt anzugreifen, und verrichteten dieses so glücklich, daß sie die Höhe erreichten, wo **Ziska** selbst in Gefahr gerieth umzukommen. Da man ihn aber aus der Stadt verstärckte, wurden sie mit großem Verluste zurückgetrieben. Sie warfen die Schuld von ihrem Unglücke auf die Böhmischen Herren, welche sich bey dem Kayser befanden, als wenn dieselben ein Verständniß mit den Einwohnern von Prag hätten: ihr Mißtrauen war auch nicht völlig ungegründet. **Siegmund** ließ sich von diesen Herren dergestalt einnehmen, daß er weiter keine lebhafte Maaßregeln gegen Prag gebrauchte, und weder **Friedrichs** noch anderer Fürsten Rath verlangte. Er ließ sich in dem Schlosse des heiligen **Wenzels** krönen: damit meinte er seine vornehmste Absicht erreicht zu haben. Darnach hob er die Belagerung auf, und das ganze Heer gieng auseinander. **Friedrich** und die übrigen Fürsten wollten die Hußiten in den Schlössern und Dörfern angreifen: der Kayser aber, der solches nicht verstattete, wurde deswegen als ein Ketzerfreund ausgeschrieen. Er hoffte die Hußiten mit Gelindigkeit auf seine Seite zu ziehen, und wurde durch zu leicht geglaubte Versprechungen hintergangen.

Durch dieses Betragen ließ sich **Friedrich** nicht abhalten, ihm ferner Beystand in diesem Kriege zu leisten. Er, sein Bruder und Vetter, verbanden sich, um es desto sicherer und kräftiger thun zu können, im Jahr 1421 mit den Kurfürsten zu Maynz, Trier, Cölln und Pfalz, welche ihnen versprachen, daß sie ihnen zu Tilgung dieser Kezerey, auch gegen diejenigen, so sie unterstüzen, oder den Marckgrafen um dieser Vereinigung willen einigen Schaden zufügen würden, Hülfe erzeigen; wenn die Hußiten

übrigen Marckgrafen von Meisen wurden in dem gedachten Anschlage nicht genannt, weil sie gleich Anfangs dem Kayser ungemessene Dienste versprochen hatten. Aber eben darum versuchten einige, sie von diesem Kriege, als in welchem sie sich und ihre Kriegsvölcker ganz umsonst aufopferten, abzuziehen. Um diesem ausbrechenden Mißverständnisse vorzubeugen, wurden die Kurfürsten auf dem damaligen Reichstage zu Unterhändlern und Schiedsrichtern gewählet, welche zwischen beyden Partheyen einen Vertrag vermittelten, Kraft dessen **Siegmund** den drey Marckgrafen von Meisen, für die Forderung von neunzigtausend Rheinischen Gülden, welche ihre geleisteten Dienste ausmachten, einige Schlösser im Vogtlande und andere Güter, welche Graf **Heinrich** von Schwarzburg bisher auf gleiche Art inne gehabt hatte, und die sie von demselben lösen sollten, ingleichen seine Gerichte am Closter Oßeck, nnd dem Hofe zu Lantschiz, auch das Schloß zu Mühlberg, verpfändete. Zugleich wurde bedungen, daß der Kayser seine Ansprüche auf einige Schlösser, welche von der Crone Böhmen an die Marckgrafen von Meisen gelangt waren, nicht eher erneuern sollte, als bis er jene verpfändete Besizungen wieder eingelöset hätte. Sie versprachen dagegen, den ganzen Böhmischen Krieg gemeinschaftlich und bis ans Ende getreu mit dem Kayser zu führen, auch insonderheit das eben von den Hußiten belagerte Schloß Carlstein zu entsezen. Sie konnten jedoch diese leztere Absicht nicht ausführen, weil sich das Reichsheer erst im October vereinigte, und auch alsdenn Carlstein sich selbst überließ; glücklicher Weise aber hoben die Hußiten bald hernach die Belagerung auf, nachdem die Meisnische Besazung das Schloß sechs Monathe vertheidigt hatte.

Wäh-

Während dieser Unterhandlungen und Unruhen war der lezte Kurfürst von Sachsen aus dem Hause Ascanien oder Anhalt, **Albrecht der dritte** im Jahr 1422 gestorben, ohne männliche Leibes-Erben zu hinterlassen. Die Kur und das Herzogthum Sachsen wurden dadurch erledigt, und es bewarben sich bald mehrere Fürsten darum bey dem Kayser. Der Kurfürst **Ludwig der Bärtige**, Pfalzgraf am Rhein, suchte diese Würde für seinen ältesten Sohn, **Ludwig den Sanftmüthigen**. Er konnte keine Ansprüche vorbringen, und erwartete es bloß von der Gnade des Kaysers. Auf der andern Seite behauptete **Friedrich der Erste**, Kurfürst von Brandenburg, daß dieses eröffnete Lehn seinem Hause zugehöre, weil sein ältester Sohn Marckgraf **Johann** die lezte Prinzeßinn des ausgestorbenen Kurstammes, **Barbara**, des Kurfürsten **Rudolf des Dritten** Tochter, zur Gemahlinn hätte. Man sezt hinzu, daß der Bischof von Brandenburg noch andere Gründe zur Bestätigung der Anforderung seines Kurfürsten ausfindig gemacht, und im Fall, daß der Kurprinz nicht durchdringen sollte, den Vorschlag gethan habe, dem Herzoge **Wilhelm** von Braunschweig, als einem Nachkommen der alten Herzoge von Sachsen, zur Erlangung der Kur behülflich zu seyn: würcklich wären auch in dieser leztern Absicht von beyden Fürsten einige Maaßregeln genommen worden. Dieser Kurfürst that noch mehr: er bemächtigte sich bald nach Albrechts Tode der Stadt Wittenberg und des Kurkrayses; doch vermuthlich nur, um dieses Land so lange zu schüzen, bis es ihm von dem Kayser wäre zugeeignet worden.

Allein dieser hatte sich gleich Anfangs entschlossen, den Marckgrafen **Friedrich den Streitbaren** seinen

nen Mitbewerbern vorzuziehen. Schon am 6 Jänner des Jahrs 1423 machte er in einer zu Preßburg ausgestellten Urkunde bekannt, daß er demselben das Kurfürstenthum und Herzogthum zu Sachsen, mit allen seinen Ehren, Würden und der Wahl eines Römischen Königs, nebst Grafen, Herren, Rittern, Knechten, Städten, Landen und Leuten, auch allen andern Zubehörungen, so wie es an dem Kayser und das Römische Reich heimgefallen, für ihn und seine Nachkommen männlichen Geschlechts ertheilet habe, und bereit sey, ihn damit zu belehnen, nur das Schloß Kalau und das Kloster Doberlug ausgenommen, welche er, weil sie zur Crone Böhmen gehörten, sich vorbehielt: er versprach ihm auch zur Erlangung dieser Länder und Würden zu helfen, und ihn beym Besize derselben zu handhaben. Zugleich befohl auch **Siegmund** dem Adel und den Städten des Fürstenthums zu Lausiz, Budißin, Zittau und den übrigen Sechsstädten, daß sie, wenn die Einwohner des Herzogthums Sachsen sich weigern sollten, dem Marckgrafen von Meisen zu huldigen, ihm dazu, auf Verlangen des Kayserlichen Bevollmächtigten, mit aller Macht behülflich seyn sollten. Der Kayser schickte nemlich damals den Grafen **Johann von Lupfen**, Landgrafen zu Stulingen, und Herrn zu Hohenack, seinen und des Römischen Reichs Rath in das Herzogthum Sachsen, um dasselbe einzunehmen, und dem Marckgrafen **Friedrich** feyerlich zu übergeben.

Der neue Kurfürst war gegen die Ansprüche der übrigen Fürsten genugsam gesichert. Dem Kurfürsten von der Pfalz war von dem Kayser geantwortet worden, es sey in dem Römischen Reiche ungewöhnlich, daß Vater und Sohn zwey Kurfürstenthümer besizen sollten; — ganz unerhört war es frey-

freylich nicht gewesen. Eben dieses wurde dem Kurfürsten von Brandenburg gesagt; aber außerdem wurde demselben vorgestellt, der Kayser habe bey dem fortdaurenden Kriege viel Geld nöthig gehabt, und **Friedrich** habe immer die Kosten dazu hergegeben; Sachsen-Wittenberg sey ein kleines Land, für welches ihm **Friedrich** leicht so viel zahlen könnte, als dessen Einkünfte betrügen, wie denn auch der Kayser denselben dahin vermögen wollte, ihn mit einer ziemlichen Summe Geldes zu befriedigen; überdies wäre der Kayser bereit, ihm diesen Abgang durch andere Anwartschaften, Verträge und Erbvereinigungen zu ersezen, auch selbst auf die Marck Brandenburg auf ewig Verzicht zu thun. So wurde der Kurfürst von Brandenburg zufrieden gestellt: er zog bereits im Jahr 1423 seine Besazungen aus dem Kurkreise, und räumte ihn seinem neuen Herrn ein; wobey er nebst seinem Sohne allen Rechten entsagte, welche sie darauf zu haben vermeinten. **Friedrich** aber verband sich schriftlich, ihm zu einiger Vergütung, zehntausend Schock Böhmischer Groschen zu zahlen. Der Anfang dazu wurde gleich gemacht, und im Jahr 1427 war endlich alles abgetragen: es sollten zwar dem Kurfürsten von Sachsen dreytausend Schock daran erlassen werden, wenn er dem Kayser zu Hülfe den verabredeten Zug wider den König von Pohlen vornehmen würde, der nach der Böhmischen Crone trachtete; allein da dieser seine Gesinnung änderte, hatte man auch nicht nöthig ihn zu bekriegen.

Kaum aber war **Friedrich** von dieser Seite beruhigt, als ihm die Kur Sachsen von dem Herzoge **Erich** von Lauenburg mit vielem Eifer streitig gemacht wurde. Dieser Fürst war in der That der nächste Anverwandte des lezten Sächsischen Kurfürsten; er stammte aus dem Ascanischen Kurhause

 her;

her; seine Vorfahren aber hatten der ältern Linie die Kurwürde überlassen müssen. Er war in Preußen, als **Friedrich** diese jezt erlangte: daher beschwerte er sich nach seiner Zurückkunft, im Anfange des Jahrs 1423 bey dem Kayser und bald auch bey den Kurfürsten, als über ein ausnehmendes Unrecht, das man ihm erwiesen hätte. **Friedrich** erklärte sich im Jahr 1424, daß er wegen dieser Anforderung des Herzogs, vor dem Römischen Könige, oder vor einem andern Richter, welchen derselbe sezen würde, auch vor den Kurfürsten, als Urtheil fällenden, sich stellen, und was sie nach den Gesezen und Freyheiten des Reichs darüber aussprechen würden, unverbrüchlich halten wolle. Es wurde keine solche Untersuchung angestellt, und **Erich** gab sich noch ferner ungemeine Mühe, sein Recht zu behaupten. Da sie in Deutschland fruchtlos war, wandte er sich im Jahr 1427 an den Pabst **Martin den Fünften**, der ihm aber bloß eine Fürsprache bey dem Kayser bewilligte, die nicht einmal angenommen wurde. Selbst nach **Friedrichs** Tode sezte er seine Forderung mit gleicher Hitze fort: ob gleich alles vergeblich war; so haben doch seine Nachkommen, die Herzoge von Sachsen Lauenburg, diese Ansprüche von Zeit zu Zeit erneuert, bis ihr männliches Geschlecht im Jahr 1698 erloschen ist.

Die Geschichtschreiber, und der Kayser selbst, haben nicht vergessen, die Ursachen anzuzeigen, warum **Friedrich** ohne einige Verwandtschaft mit den Kurfürsten aus dem Anhältischen Hause, gleichwohl mit Vorbeygehung des Herzogs **Erich**, zum Nachfolger ihrer Würden gesezt worden sey. Der Kayser berief sich vorneimlich darauf, daß er mit der Kur und dem Herzogthum Sachsen, als mit einem ihm und dem Reiche recht und redlich verfallenem und ange-

angestorbenem Lehn, wovor es auch die übrigen Kurfürsten angesehen haben, nach seinem Gefallen handeln, und es ohne Absicht auf die Verwandtschaft dem würdigsten ertheilen könne. Seit den Zeiten seines Vaters **Carls des Vierten**, und insonderheit der Güldenen Bulle gemäß, welche unter seiner Regierung als ein Reichsgesez war errichtet worden, fielen dergleichen Reichslehen keineswegs an die Seitenlinien, wenn diese darüber nicht mitbelehnt worden waren; sondern wurden nach Abgang des männlichen Geschlechts der erstgebohrnen, vor eröffnet gehalten. Der Herzog **Erich** war von dem Kayser bloß mit dem Herzogthum Lauenburg belehnt worden, und der Kurfürst von Sachsen **Rudolph der Dritte** wollte ihrer Verwandtschaft ohngeachtet, nicht an das Panier oder die Fahne greifen, durch welche derselbe belehnt wurde, noch ihn und seine Brüder zu seinen und seines Bruders Miterben haben: so verhaßt war er ihnen durch seine Aufführung geworden. **Erich** zeigte zwar würcklich einen Kayserlichen Belehnungs-Brief vom Jahr 1414 vor, durch welchen ihm die Kur und das Herzogthum Ober-Sachsen mit vielen andern ländern wären verliehen worden; allein der Kayser bewies augenscheinlich, daß er diesen Brief erst acht Jahre später, durch den damaligen Canzler, den Bischof von Passau, ohne Wissen des Kaysers, erschlichen habe, und daß derselbe offenbare Unwahrheiten enthalte. Diese Entdeckung vermehrte noch die Abneigung gegen den Herzog, der außerdem das Unglück hatte, daß seine Räthe nicht einmal Geschicklichkeit genug besaßen, seine Abstammung von den Kurfürsten von Sachsen unwidersprechlich darzuthun.

Man sieht, warum die Ansprüche des Herzogs **Erich**, die er besonders aus dem Rechte der Verwandtschaft herleitete, nicht geachtet worden sind: es ist noch übrig die Geschichte zu fragen, weswegen **Friedrich** in seinem Ansuchen vor allen andern glücklich gewesen sey. Er hatte bald nach **Albrechts des Dritten** Tode seinen Ober-Marschall und Rath, **Apel von Vicztthum**, an den Römischen König gesandt, um sich von ihm das Herzogthum und die Kur Sachsen auszubitten: und er gestand nachher in einem Lehnbriefe vom Jahr 1423, daß **Vicztthum** ihm und seinen Erben mit **großer Mühe und Arbeit** das gedachte Land und die Kur **erworben** habe. **Siegmund** bezeigt in den hieher gehörigen Urkunden mehr als einmal, daß **Friedrichs** Redlichkeit, Standhaftigkeit und Klugheit, der Beystand, den er oft zum Besten des deutschen Reichs erwiesen, und sonderlich die treue, anhaltende und kostbare Hülfe, die er ihm in dem Böhmischen Kriege geleistet habe, daß diese Verdienste desselben ihn bewogen hätten, die erledigte Kurwürde und das Herzogthum Sachsen diesem Fürsten zu ertheilen. Seine Zeitgenossen haben überhaupt gestehen müssen, daß ihn seine trefflichen Eigenschaften dieses Vorzugs wohl würdig gemacht haben. Daher bat den Kayser selbst die Landschaft von Sachsen, ihr den Marckgraf **Friedrich** zum Landesherrn zu geben, weil er diesem Lande **am besten gelegen** wäre, und kein anderer Fürst demselben und seinen Einwohnern so gut, als er, rathen und helfen könnte. Alle diese Bewegungsgründe sind wahr und natürlich: man findet sie in den Staatsschriften dieser Zeit angegeben: und es ist also überflüßig, neben denselben noch geheime aufzusuchen. Man kann auch dieses nur durch Muthmaßungen thun, die man zu erweisen nicht im Stande ist; das Vorgeben, daß Frie-

drich

drich das Herzogthum Sachsen gekauft, oder für eine große Schuldforderung an den Kayser, bekommen habe, scheint hauptsächlich von dieser Art zu seyn.

Der Wille des Kaysers, durch welchen **Friedrich** die Kur Sachsen erhalten hatte, wurde durch die Einwilligung der übrigen Kurfürsten erst vollkommen gültig. Nach Berathschlagungen, die fast zween Jahre gewährt hatten, erkannten sie die Rechtmäßigkeit dieser Verleihung, und nahmen ihn in ihren Rath oder in ihr Collegium auf; doch unbeschadet demjenigen Versprechen, welches er in Ansehung seiner Streitsache mit dem Herzog **Erich**, gethan hatte. Hierauf empfieng er von dem Kayser zu Ofen im Jahr 1425 mit den gewöhnlichen Fahnen, Panieren und Schilden, die Belehnung über das **Kurfürstenthum und Herzogthum zu Sachsen**, nebst der **Kur** und dem **Erzmarschallamte**, und alles, was sonst dazu an Besizungen, Rechten und Würden gehörte. Darunter war insonderheit die **Pfalz Sachsen**, nebst dem Hause und der Stadt **Alstedt**, die ehemals schon von den Marckgrafen von Meisen eine Zeitlang besessene Grafschaft **Brene**, zu welcher die Schlösser Prettin, Bitterfeld und andere, nebst der Stadt Herzberg, gerechnet wurden; endlich auch das **Burggrafthum zu Magdeburg** und **Grafen-Geding zu Halle**, (ein Gericht, welches die Burggrafen von Magdeburg daselbst in des Reichs und ihrem Nahmen halten ließen,) begriffen. Zu gleicher Zeit bestätigte **Siegmund** dem Kurfürsten von Sachsen noch besonders alle **Herrlichkeiten**, Herrschaften, Lehen, Zölle, Geleite, Gerichte, Münze und andere Rechte, die mit dem Herzogthum, der Kur und dem Erzmarschallamte verbunden waren, und die

die seine Vorfahren von den Römischen Kaysern und Königen erworben hatten. Endlich bekannte der Kayser durch eine neue Urkunde vom Jahre 1426, daß er **Friedrichen** die gedachte Belehnung ertheilt habe: er zeigte nächstdem die Ursachen an, warum er den Mitbewerbern desselben nicht habe willfahren können.

Eine der ersten Handlungen des neuen Kurfürsten zu Sachsen war im Jahr 1423 die Bestätigung des Leibgedinges, das den drey hinterlassenen Kurfürstlichen Wittwen war verschrieben worden; ingleichen aller Rechte und Freyheiten, deren die **Mannschaft** oder die adelichen Vasallen des Herzogthums Sachsen bisher genossen hatten. Unter denselben befanden sich auch diese, daß sie mit Diensten außer den Ländern des Kurfürsten nicht beschwert werden sollten, es geschehe denn mit ihrem Willen; ingleichen, daß ihre Streitigkeiten mit ihm oder unter einander in dem Herzogthum Sachsen selbst ausgemacht werden sollten. **Friedrich** bekam in diesem Jahre noch andere Vorrechte und Gnadenbezeigungen von dem Kayser. Alle seine Unterhanen erhielten das Privilegium de non evocando; das heißt, sie sollten künftig nicht nöthig haben, vor einem andern Richter, als vor dem Kurfürsten, seinen Erben, und ihren Amtleuten, keineswegs aber vor auswärtigen Land- Hof- und andern Gerichten, zu stehen; ja wenn sie solches gleich aus gutem Willen thäten, so sollte es ihnen an dieser Freyheit nicht nachtheilig seyn. Dem Kurfürsten selbst und seinen Erben erlaubte der Kayser, daß sie als Kurfürsten und Herzoge zu Sachsen, alle ihre Briefe mit rothem Wachse siegeln dürften. Er nahm auch, um dem Kurfürsten seine besondere Freundschaft zu bezeigen, den ältesten Prinzen desselben, **Friedrich**, der damals eilf

Jahr

Jahr alt war, zu einem **besondern täglichen Diener** mit vierzig Pferden auf, und machte ihm zum Jahrgeld und Sold dreytausend Ungrische Gülden aus, welche ihm aus der Kayserlichen Kammer bezahlt werden sollten. Dazu kamen andere Vermehrungen von dem Gebiete des Kurfürsten. Da sein Bruder **Wilhelm der Reiche** im Jahr 1425 starb, blieb er allein im Besiz der bisher getheilten Meisnischen länder. Und bald darauf kaufte er von **Hanß Packen** das Schloß und die Stadt Finsterwalde für 4800 Rheinische Gülden, von denen er 750 gleich bezahlte, für die übrigen aber das Schloß und die Stadt Düben zum Unterpfande einsezte.

Der Böhmische Krieg war mittlerweile immer, und größtentheils zum Vortheil der Hußiten, geführt worden. **Friedrich**, der vor Begierde brannte, ihnen Abbruch zu thun, wurde von den übrigen Reichsfürsten fast gar nicht unterstüzt; er wandte aber noch ferner seine besten Kräfte dabey an. Daher gab ihm **Siegmund** im Jahr 1423 völlige Macht und Gewalt, mit den Hußiten und ihren Helfern, wenn sie sich in der heiligen Kirche und seinen, als ihres Erbherrn, Gehorsam wieder begeben wollten, an Statt seiner Verträge zu schließen, ihnen ihr Haab und Gut zu versichern, sie aufzunehmen, und ihnen Friede zu ertheilen; wenn sie aber in ihrem Unglauben beharren wollten, sie an Leib und Gut zu strafen, mit Brandschazungen zu belegen, gefangen zu halten, oder loß zu lassen, wie er es vor rathsam finden würde. Bald darauf gab er dem Kurfürsten das Schloß und die Stadt Brür und Außig ein; das **Haus über Brür** sollte er von den bisherigen Pfandhabern einlösen; um dasselbe im Bau zu erhalten und nebst den beyden Städten zu bestreiten,

Zu solchen Berathschlagungen mußte sich **Friedrich** im Jahr 1426 abermals zu Nürnberg einfinden. Unterdessen aber vereinigten die Hußiten, welche nach dem Tode des Ziska eine Zeitlang sich in Parthenen getrennt hatten, ihre ganze Macht, überwältigten geschwinde die meisten Städte, welche von den Meisnern besezt waren, und belagerten endlich Außig. Die Stadt war vor kurzem an den Kurfürsten verpfändet worden; ihre Besazung konnte keinen langen Widerstand thun; sie bat um Hülfe, welche desto nöthiger war, je leichter die Hußiten nach der Eroberung dieser Stadt in das nahe Meisen eindringen konnten: und gleichwohl war der Kurfürst abwesend. Seine Gemahlin ließ daher die landschaft aufbieten: es wurde sehr bald aus den Kurfürstlichen ländern, und aus **Friedrichs des Einfältigen** Gebiete, ein Heer von zwanzig bis drenßig tausend Mann zusammen gezogen. Die Kurfürstinn empfol selbst den Befehlshabern die muthige Vertheidigung ihres Vaterlandes; sie warnete sie aber zugleich, sich mit den Feinden nicht unvorsichtig in ein Treffen einzulassen. Diese nüzliche Vorschrift wurde nicht beobachtet: kaum hatte das Heer die Böhmischen Gebürge überstiegen, als es sich zum Angriff fertig machen mußte. Es lieferte am 15 Junius die Schlacht ben Außig mit einem so unglücklichen Ausgange, daß zehn bis zwölf tausend Meisner und Thüringer das leben verloren, und die übrigen zurückflüchten mußten. Viele Grafen und einige hundert Edelleute kamen zugleich um; die Hußiten eroberten und zerstörten gleich darauf Außig; die Meisnischen länder würden selbst vor ihnen nicht sicher gewesen senn, wenn sie nicht ebenfals einen beträchtlichen Verlust in dieser Schlacht erlitten hätten.

Nichts

Nichts ist mercklicher, als daß dieser Unfall hätte vermieden werden können, wenn es dem Kurfürsten vergönnt gewesen wäre, sein Heer selbst anzuführen. Es wurde viel zu eilfertig, ehe es noch von seinem Zuge hatte ausruhen, Speise genießen, und ein lager abstecken können, zum Treffen fortgerissen. Außerdem kommen die meisten ältern Geschichtschreiber darinne mit einander überein, daß die Verrätherey des obersten Feldherrn, Buße Viczthum, den Verlust der Schlacht hauptsächlich befördert habe. Er war der erste, der mit einem Hauffen Soldaten die Flucht nahm, und er suchte sich dadurch an seinem Herrn zu rächen, weil derselbe seinen Bruder, eben denjenigen, der ihm bey der Erlangung der Kurwürde so nüzliche Dienste geleistet hatte, der aber nachmals eine sehr strafbare Treulosigkeit gegen ihn begieng, am leben hatte strafen lassen. Andere Ursachen, welche man zu dieser Zeit über den Verlust der Schlacht als Muthmaßungen angab, verdienen keine Achtung. Das Urtheil insonderheit, das manche aus feindseeliger Gesinnung gegen den Kurfürsten fällten, er sey von Gott gestraft worden, weil er dem Herzoge von lauenburg die Kur entzogen hätte; dieses Urtheil beweiset weiter nichts, als daß die Menschen zu allen Zeiten dem höchsten Richter nach ihren leidenschaften Absichten beygemessen haben, die er selbst gar nicht zu erkennen gegeben hat.

Die Bestürzung, in welche **Friedrich** und sein land durch diese Niederlage versezt wurden, hinderte ihn nicht, auf seine Rechte wachsam zu seyn. Der lezte Burggraf zu Meisen, Heinrich, Graf von Hartenstein, war in derselben umgekommen; er hinterließ keine männliche Nachkommen: daher nahm der Kurfürst das Burggrafthum und seine übrige Güter

noch im Jahr 1426 in Besiz, weil er dieses Geschlecht zu den übrigen Landsassen des Marckgrafthums Meisen rechnete; er ließ sich von den dazu gehörigen Vasallen huldigen, und ertheilte die Belehnung. Allein der Kayser sahe das Burggrafthum und die Grafschaft als erledigte Reichs-Lehen an; gab sie seinem Hofrichter Heinrich Reußen, Herrn zu Plauen, und verlangte sogar von dem Kurfürsten, ihn dazu an seiner Statt einzuweisen. **Friedrich** hielt seine Ansprüche vor so gegründet, daß er von denselben, auch nach dieser Aufforderung, nicht abstand. Er übte noch im Jahr 1427 die daraus hergeleiteten Rechte aus, und die heftige Zwistigkeit, in welche er darüber mit dem von dem Kayser gesezten Burggrafen gerieth, ist erst unter der Regierung seines Sohnes beygelegt worden.

Da der Sieg der Hußiten die deutschen Reichsfürsten von neuem aufgeweckt hatte, auf ernstlichere Anstalten wider sie zu dencken: so kamen sie deswegen im Jahr 1427 zu Franckfurt am Mayn zusammen, und **Friedrich** mit ihnen. Diesmal waren ihre Schlüsse besonders eifrig, und ein großer Theil von ihnen fand sich auch im Sommer dieses Jahres mit zahlreichen Kriegsvölckern in Böhmen ein. **Friedrich** belagerte die Stadt Mieß mit vieler Lebhaftigkeit. Allein da die Böhmen heranrückten, zerstreuete sich das übrige deutsche Heer, entweder aus Furcht, oder aus Uneinigkeit seiner Anführer, in kurzem. Der Kurfürst also mußte demselben, nach einigen kleinen Gefechten, ebenfals folgen. Man hörte darum nicht auf, Versammlungen und Berathschlagungen über diesen Krieg anzustellen; aber **Friedrich** erlebte den Erfolg derselben nicht.

Das

Das Unglück bey Außig hatte seine lezten Tage ungemein verbittert. Der Kummer verzehrte ihn seitdem sichtbarlich; er fühlte im Anfange des Jahrs 1428, daß sein Ende herannahe. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen der Andacht, ließ er seine Prinzen vor sich kommen, empfol sie nebst dem ganzen Lande den anwesenden Räthen, den Hofbedienten und der Ritterschaft zur unverrückten Treue und Fürsorge; hierauf aber ertheilte er ihnen seine lezten Ermahnungen. Sie sind werth, hier wiederholet zu werden: nicht nur, weil man überhaupt auf die Worte eines sterbenden Fürsten begierig seyn muß; sondern, weil sich **Friedrich** in diesen vollständig genug abgebildet hat. „Liebe Söhne, sagte er, Zeit und Stunde ist vorhanden, daß ich aus diesem sterblichen Leben zum unsterblichen abwandere. Mein Abschied fällt ja unzeitig wegen des Böhmischen Kriegs. Man muß aber dem göttlichen Willen, der nie anders als gut ist, alles heimstellen. Lasset ihr nun dieses eure Sorge seyn, daß ihr das Vaterland bey Frieden erhaltet. Und solches wird, wie ich mich berede, leicht geschehen können, wenn ihr in der Furcht Gottes, auch in brüderlicher Liebe und Eintracht lebt, die Unterthanen treulich schüzet, und ihr Bestes fördert. Darum vermahne ich euch mit allem Ernste, daß ihr bey dem jezt entstandenen Glaubensstreit frommer und gelehrter Leute Unterricht anhöret. Nehmet auch ja nicht zu Räthen an, die Ehr- und Geldgeizig sind, und von dem Regiment sich zu bereichern begehren. Beschweret nicht die Unterthanen mit neuen Bürden und Anlagen. Wollet ihr einen zu Wohlfahrt fördern, so thut es ohne Unterdrückung der andern. Mit dem Adel verfahret also, daß ihr sie geneigt und euch zu Willen habt. Keine Uebelthat lasset ungerochen und un-

„gestraft hingehen; wo aber Hoffnung der Besserung „ist, da lasset die Nachsicht und Verzeihung Platz „finden. Verdienet jemand eure Ungnade, so be„dencket, daß man im Zorn Maaße halten müsse. „Zu den Waffen greifet nicht eher, als wenn es die „höchste Noth erfordert. Gegen eure Unterthanen „erzeiget euch als Väter, und nicht als Wütriche „und Tyrannen, vor welchen die Natur selbst einen „Abscheu hat. Gedencket an Marckgraf **Friedri„chen mit der gebissenen Wange**, euren Urahnen: „welcher zwar gegen drey Kayser gekriegt, aber al„lein um Land und Leute zu beschirmen. Unsere Vor„fahren hatten wenig Nutzen von den vielen Kriegen, „die sie führen mußten. Was aber ein muthwilliges „Kriegs-Anheben vor Schaden einführe, solches ist „aus Marckgraf **Albrechts** Beyspiel zu ersehen. „Darum vermahne ich euch nochmals ernstlich, daß „ihr sollt einträchtig seyn, einer dem andern nach„geben und vergeben. Dieses wird euch eine Mauer „seyn wider allen feindlichen Ueberzug, der nicht fer„ne von euch ist. Und du, mein Sohn **Friedrich**, „verhalte dich also bey der Kurwürde, wie du es „von mir gesehen, damit du dem Reich lieb und werth „seyst. Du aber, mein Sohn **Wilhelm**, verehre „diesen deinen ältern Bruder, das wird dir zur Eh„re und Besten gereichen. Ach liebe Söhne, fasset „doch diese meine väterliche Vermahnung wohl zu „Herzen und Gedächtniß, und laßt euch ja durch „nichts trennen oder streitig machen. Und dieses „werdet ihr mir jezt in die Hand versprechen.„

Zween Tage nach dieser Anrede starb **Friedrich** am 5ten Jänner des Jahrs 1428. Er hatte mit seiner Gemahlinn, **Catharina**, eine Tochter des Herzogs **Heinrich** von Braunschweig, deren Liebe und Treue

Treue er ungemeine Lobsprüche beygelegt hat, sechs Kinder gezeugt, welche ihn alle überlebten. Der älteste Sohn folgte ihm unter dem Nahmen **Friedrich** der **Sanftmüthige**, in der Kurwürde: ein tapferer, gütiger und versöhnlicher Fürst. **Siegmund**, der zweyte Sohn, wurde Bischof zu Würzburg, starb aber, nachdem er seine Würde niedergelegt hatte, in einer Art von Gefangenschaft, in welche ihn seine Brüder bringen zu lassen genöthigt waren. Von den beyden übrigen Söhnen ist **Heinrich** frühzeitig gestorben; allein der jüngste, **Wilhelm**, welcher den Zunahmen der **Tapfere** bekam, war ein sehr kriegerischer Fürst, und machte die Regierung seines Bruders, des Kurfürsten, überaus unruhig. Ihre Schwester, **Catharina**, sollte nach dem Willen ihres Vaters als eine Nonne in das Jungfrauen-Closter zu Seuseliz treten; sie war bereits dazu eingeseegnet worden, und die beyden ältesten Brüder hatten ihr jährlich funfzig Schock neuer Groschen Freybergischer Münze und ein Fuder Wein angewiesen; sie wurde aber nachmals an den Kurfürsten **Friedrich den Zweyten** zu Brandenburg, so wie ihre Schwester, Anna, an den Landgrafen **Ludwig** zu Hessen, vermählet.

Man kann die deutsche Einfalt der Sitten, die Redlichkeit, Treue, Tapferkeit, unermüdete Standhaftigkeit und Geduld, lauter Eigenschaften, die unsere Vorfahren auf eine ausnehmende Art von andern Völckern unterschieden, und von denen wir jezt kaum so viel übrig haben, als ausgekünstelte, durch unzeitigen Schmuck verdorbene Nachahmungen von der Wahrheit ihres Urbildes besizen; man kann dieselben an **Friedrich dem Streitbaren** unmöglich verkennen. Er wußte nichts von der falschen Staats-

mit welcher er aus der Welt zu gehen schien, nur zu bald gerechtfertiget: die Hußiten verwüsteten damals Meisen mit der ausschweifendsten Grausamkeit, der man nicht widerstehen konnte. Er liebte gewiß seine Unterthanen; er beschüzte sie eifrig, und begegnete ihnen mit einer Mäßigung, in der sich der Fürst dem ersten Anblicke nach vergaß, aber gleich mit desto mehr Bewunderung wieder gefunden wurde. Niemals wollte er in seinen eigenen Sachen, welche seine Gerichtsbarkeit oder seine Einkünfte betrafen, Richter seyn: er ließ andere Fürsten, oder seine Vasallen selbst, in dergleichen Streitigkeiten den Ausspruch thun. Er suchte auch die häuffigen Eingriffe in seine Rechte, da seine Unterthanen vor auswärtige Gerichte, besonders von der Geistlichkeit, geladen wurden, abzustellen: und es ist ihm dieses endlich größtentheils gelungen; ob er gleich weder sich noch die seinigen von den Westphälischen Faem-Gerichten gänzlich hat befreyen können. Die Beyspiele seiner Sorgfalt für die Erhaltung der Gerechtigkeit und guten Ordnung in seinen Ländern, für das blühende Auffkommen der Einwohner ohne Unterscheid, brauchen nicht einzeln angeführt zu werden.

Friedrich liegt in der Fürsten-Capelle zu Meisen, welche er selbst gestiftet hat, begraben. Das Denckmahl, welches ihm daselbst errichtet worden, ist sehenswürdig. Man kann hoffen, daß die schönen Künste, welche jezt in Sachsen blühen, aus Danckbarkeit gegen die Hände, von welchen sie schon lange geschüzt worden sind, sich vereinigen werden, die Bilder der grosen Meisnischen und Sächsischen Fürsten auf eine würdige Art wieder herzustellen: ein Gebrauch, den sie ehemals in Griechenlande und zu Rom,

zur

zur Ehre des Vaterlandes, von ihrer reizenden Gewalt vorzüglich gemacht haben.

*
* *

So lange es in dem leben **Friedrichs des Streitbaren** auf allgemeine Wercke über die Meißnische und Sächsische Geschichte ankommt, so fühlt man den Mangel, welchen sie daran bis auf unsere Zeiten hat. Sie ist noch weder in größern noch in kleinern Büchern, nach ihrem ganzen Umfange, zuverläßig, in einem bündigen Zusammenhange, und lehrreich genug, beschrieben oder nur abgeschildert worden. Die einzige Arbeit des Herrn Glafey muß aus dem Hauffen der übrigen so weit herausgenommen werden, als es ihr Entwurf vergönnet.

In den ältern Schriftstellern von **Friedrichs** leben, die in **Eckards**, **Menckens** und anderer Sammlungen stehen, kann man wegen ihrer unvollkommenen und widersprechenden Erzählungen, wenig sichere Schritte thun. **Spalatins** Nachrichten sind größtentheils noch brauchbar. Das Werck des **Georg Fabricius**, Origines Saxonicae, ist angenehm geschrieben; aber von geringer Glaubwürdigkeit. **Müllers** Sächsische Jahrbücher haben in dieser ältern Zeit denjenigen Werth nicht, den sie in der Geschichte der beyden lezten Jahrhunderte behaupten: besonders wenn er sich nicht offenbar auf Urkunden beruft.

Allein die lebensgeschichte **Friedrichs des Streitbaren**, welche **Johann Gottlob Horn** im Jahr 1733 zu leipzig in einem großen Quartbande herausgegeben hat, ist die schäzbarste Hülfe für mich gewesen:

sen: nicht sowohl wegen seiner Erzählung selbst, denn diese ist überaus weitschweifig, trocken und bunt; als wegen der genauen Untersuchungen, die er angestellt hat, und vornemlich wegen seiner Sammlung von mehr als dreyhundert Urkunden dieses Fürsten, welche ich fast mehr als das Leben selbst genüzt habe. Einige noch fehlende Urkunden hat Herr Reinhard in seinen Beyträgen zur Fränckischen Geschichte bekannt gemacht.



Leben

Leben
der
Königinn von Schweden
Christina.

Wenn man den Nahmen der Königinn Christina höret, so entsteht kein Gedancke natürlicher als dieser, daß sie einen der stärcksten Beweise abgegeben habe, wie viele Fähigkeit zur Regierung ganzer Reiche auch das weibliche Geschlecht besize. Der Geschichtschreiber, der dieses nicht bloß dencken, sondern auch schreiben will, wird vielleicht eben so ungezwungen hinzusezen, daß einige große Prinzeßinnen, welche in unsern Zeiten regieren, diese Wahrheit auf eine noch ausnehmendere Art bestärcken. Allein da meine leser an diese lehre der Geschichte und Erfahrung nicht brauchen erinnert zu werden: so halte ich es vor nüzlich, damit wir weniger eingenommen zu diesem leben kommen, einem Urtheil, an dessen Richtigkeit so wenig gezweifelt wird, durch Christinen selbst widersprechen zu lassen. „Ich bin der Meinung, „sagt sie in ihrer eigenen lebensbeschreibung, daß die „Frauenspersonen niemals regieren sollten; und ich „bin davon so sehr überzeugt, daß ich, wenn ich mich „jemals verheyrathet hätte, meine Töchter von dem „Rechte der Erbfolge gewiß gänzlich würde ausge„schlossen haben. Denn ich würde ohne Zweifel mein „Königreich mehr geliebt haben als meine Kinder, „und man verrathet dasselbe, wenn man zugiebt, daß „die Töchter darinne nachfolgen. Man muß mir „hierüber desto mehr glauben, da ich gegen meinen „eigenen Vortheil rede. Allein ich pflege die Wahr-

„heit

„heit auf meine Kosten zu sagen. Es ist beynahe un-
„möglich, daß eine Frauensperson die Pflichten des
„Thrones auf eine würdige Art erfüllen könnte: sie
„mag nun für sich selbst, oder für ihren Mündel regie-
„ren. Die Unwissenheit der Frauenspersonen, die
„Schwäche ihrer Seele, ihres Körpers und ihres
„Geistes, alles dieses macht sie unfähig zu regieren.
„Alles, was ich in der Geschichte und in der Welt von
„Frauen gesehen habe, welche regiert haben, oder
„welche sich das Ansehen gaben, als wenn sie re-
„gierten, hat sich lächerlich gemacht, bald auf diese,
„bald auf eine andere Art. Ich nehme mich nicht
„davon aus, und ich bin bereit, meinen Fehler in der
„Folge anzuzeigen, wenn es einen an mir giebt.
„Wenn es unterdessen jemals Frauenspersonen gege-
„ben hat, denen es gelungen ist, diese ihre Pflich-
„ten zu vollbringen, so muß man darauf nicht rech-
„nen. Diese Beyspiele sind so selten, daß man dar-
„aus keine vortheilhafte Folge für das weibliche Ge-
„schlecht ziehen kann, und aus dem meinigen weni-
„ger als aus einem andern, weil ich ausdrücklich
„von der Wiege an zu dieser Absicht erzogen worden
„bin. Gleichwohl hat mich meine eigene Erfahrung
„sehr wohl belehret, daß der Fehler des Geschlechts
„der größeste von allen Fehlern sey.„ — Jedermann
merckt es, wie schwer es sey, zwischen der fast allge-
meinen Stimme der Welt und **Christinen** zu ent-
scheiden; man darf aber auch dieses nicht eher wa-
gen, bis man sie vom Throne herabsteigen gese-
hen hat.

Christina war eine Tochter des großen **Gustav Adolph**, Königs von Schweden, des ruhmwür-
digsten Eroberers der neuern Zeiten, eines sehr wei-
sen und tugendhaften Fürsten, der zwar, wie alle
Hel-

Helden, seine Schwachheiten hatte, die aber von ungemeinen Eigenschaften und Verdiensten beynahe gänzlich bedeckt wurden; der in seiner Regierung, in seinen Kriegen, in seinem Privatleben und ganzen Charakter, noch immer, obgleich mit dem nöthigen Unterscheide der Stellung und der Verfassung der Welt, ein Muster der Könige bleibt. Er hatte sich mit **Marien Eleonoren**, der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, **Johann Siegmund**, vermählt: sie war schön, von einer sanften Gemüthsart, und lebte in einer glücklichen Verbindung mit dem Könige; nur an den Staatsgeschäften bekam sie keinen Antheil. Aus dieser Ehe, von welcher schon zwo Früchte verloren waren, kam **Christina** am 8. December des Jahrs 1626 auf die Welt. Sie erschien mit einem fast ganz haarichten Leibe, und mit einer so starcken Stimme, daß man sie vor einen Knaben hielt: so kündigte man sie auch ihren Eltern, welche sehnlich einen Erben wünschten, an. Man war daher in Verlegenheit, wie man ihnen diesen Irrthum wieder benehmen sollte. Die Prinzeßinn **Catharina**, des Königs Schwester, trug sie im weiblichen Anzuge zu ihm hin: er sahe diese Veränderung, ohne bestürzt zu werden, und mit so vielem Vergnügen, als wenn seine Erwartung nicht hintergangen worden wäre. „Ich hoffe, sagte er unter andern, indem er „Gott für dieses Geschenck danckte, daß dieses Mädchen wohl so viel für mich werth seyn soll als ein „Knabe," und er sezte nachher lachend hinzu: „sie wird schlau werden; denn sie hat uns alle betrogen."

Sie selbst hat in den lezten Jahren ihres Lebens Gott dafür gedanckt, daß er sie keine Mannsperson habe



habe werden lassen, und dieses desto mehr, da er sie vor allen Schwachheiten ihres Geschlechts bewahrt, ihren Leib und ihre Seele ganz männlich gemacht, und sie zugleich in einen unabhängigen Stand gesezt habe. „Wäre ich eine Mannsperson worden, sagte „sie, so hätte ich mich vielleicht dem Frauenzimmer „oder dem Wein auf eine ausschweifende Art erge„ben; so aber ist mein Geschlecht auf alle Art zu „meinem Glücke ausgeschlagen.„ Ihre Mutter war von dieser philosophischen Denckungsart weit entfernet: sie konnte ihre Tochter nicht vertragen, bloß weil sie ein Mädchen war, und weil sie eine bräunliche Farbe hatte. Daher liebte auch **Christina** ihren Vater, der eine zärtliche Zuneigung gegen sie bezeigte, ungleich mehr als ihre Mutter. Der Widerwille der leztern pflanzte sich auch auf die Frauen fort, welche ihrer warteten. Man ließ sie in ihrer Kindheit mehrmals fallen, und bediente sich anderer Mittel, sie ums Leben zu bringen, oder gebrechlich zu machen. Sie hat aber davon keinen andern Schaden gelitten, als daß die eine ihrer Schultern etwas höher als die andere wurde: ein Uebelstand, den sie durch ihre Art sich zu kleiden und zu gehen, geschickt zu verbergen wußte.

Bald nach ihrer Geburt ließ ihr der König von den versammelten Reichsständen huldigen. Sie hatten den Krieg in Deutschland schon im Jahr 1627 beschlossen; noch ehe der König zu demselben übergieng, hatte er in den beyden folgenden Jahren einen andern in Pohlen zu führen. Seine häuffige und lange Abwesenheit aus Schweden, welche dadurch erfolgte, bewog ihn, seine Tochter bey Zeiten auf dem Throne festzusezen, der er täglich gewogner wurde. Da er sie in ihrem zweyten Jahre auf einer

Reise

Reise nach Calmar mitnahm, wollte es der Befehlshaber der Stadt ohne Erlaubniß des Königs nicht wagen, die Canonen zu lösen, um das Kind nicht zu erschrecken. „laßt sie immer lösen, sagte Gustav: „sie ist die Tochter eines Soldaten, und muß sich „daran gewöhnen.„ In der That ließ Christina darüber viele Freude blicken: dem Könige gefiel dieses ungemein; er führte sie seitdem zu den Musterungen seiner Kriegsvölcker, und sie bewies überall einen so frühzeitigen Muth, daß ihr der König im Scherze versprach, sie dereinst an Oerter mitzunehmen, wo sie ihre kriegerische lust vollkommen stillen könnte. Bey seiner Abreise nach Deutschland im Jahr 1630 hatte man sie eine kleine Abschiedsrede lernen lassen, welche sie an ihn halten sollte. Er war zu sehr beschäftigt, als daß er auf sie hätte Acht haben können: sie zog ihm daher am Kleide zu sich; Gustav ward gerührt, nahm das Kind in seine Arme, und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Auch Christina empfand diese Trennung; sie weinte, da er abgereiset war, drey Tage lang so anhaltend, daß man für ihre Augen besorgt war: sie, an welcher sonst Thränen überaus selten waren.

Ihr Vater, den die Königinn begleitete, trug die Aufsicht über die Erziehung seiner Tochter der Prinzeßin Catharina, seiner Schwester, auf, welche an den Pfalzgrafen Johann Casimir verheyrathet war. Er führte darauf jenen berühmten Krieg in Deutschland, der die allgemeine Freyheit und die Sicherheit der Protestantischen Religion in unserm Vaterlande zur vornehmsten Absicht und zur wichtigsten Folge hatte; wenn gleich Bewegungsgründe, die Schwedens Ehre und Vortheilen eigen waren, nicht davon ausgeschlossen blieben, auch mehrere große

große Veränderungen aus demselben entstanden, die mit dem Haupt-Endzwecke keine Verbindung hatten. Nachdem er diesen Krieg mit einer Klugheit, Tapferkeit und Geschwindigkeit, mit einem Glücke, das alle Erwartung übertraf, zwey Jahre lang fortgesezt hatte, fand er im Jahre 1632 seinen Todt noch siegend in der Schlacht bey Lützen. Christina zweifelte in ihren spätesten Jahren, ob ihn Gott in seinen lezten Stunden bekehrt und zu Gnaden aufgenommen habe: so sehr konnte damals das Verdammungs-Urtheil, welches Rom über jedermann, der nicht zu seiner Kirche gehöret, ausspricht, ihr Herz gegen einen sonst so geliebten und so tugendhaften Vater verhärten.

Sie hatte bis an sein Ende seine eifrigste Sorgfalt beschäftigt. Er empfol sie dem Groß-Canzler von Schweden, Axel Oxenstierna, der sein ganzes Vertrauen besaß, überaus lebhaft. Dieser große Staatsmann, den man ohngefähr den Süllly des Königs Gustav nennen könnte, sollte ihr eine würdige Erziehung geben, und ihr mit seinem Rathe beystehen. Aber ihre Mutter sollte er keinen Antheil an der Regierung nehmen lassen. Gustav erkannte, daß sie dazu unfähig sey: und Christina sagte daher, er hätte derselben kein gewisseres Merckmal seiner Liebe hinterlassen können, als daß er sie von der Staatsverwaltung entfernte, weil sie in derselben alles würde verdorben haben. Man sezt noch hinzu, daß ihre Mutter eine gehäßige Abneigung gegen Schweden gehabt habe: sie würde also auch ihre Tochter von derjenigen Gesinnung abgezogen haben, welche den Grund aller Verdienste eines Fürsten ausmacht, von dem Wohlwollen gegen ihr Vaterland und ihre Unterthanen.

Chri-

Christina und Schweden mit ihr befanden sich damals in der nachtheiligsten Verfassung. Eine sechsjährige Prinzeßin sollte auf einen König folgen, den sich Schweden nicht besser hätte wünschen können, und man durfte nicht hoffen, daß die Weisesten der Nation durch ihren gemeinschaftlichen Beystand seinen Verlust ersetzen würden. Das Reich war in einen Krieg jenseits des Meeres verwickelt, der eben so schwer fortzuführen als zu endigen war. Man mußte in Schweden selbst innerliche Unruhen befürchten, weil die Söhne des eben verstorbenen Königs von Pohlen, **Siegmund**, der aus Schwedischem Geschlechte war, aber seine väterliche Crone verloren hatte, ihre längst verworfene Ansprüche auf dieselbe hervorsuchen, und sich eine Parthey in dem Reiche sammeln konnten. Und überhaupt war es zu vermuthen, daß Schwedens Feinde sich dieser Zeit der Bestürzung und Verwirrung zu seinem Unglücke bedienen würden.

Um ihrer Regierung desto geschwinder eine gewisse Festigkeit zu ertheilen, ließen die Reichsstände sogleich **Christinen** zur Königinn ausrufen. Als der Marschall des Reichstages den versammleten Ständen diesen Antrag that, unterbrach ihn einer von dem Bauernstande, und fragte ihn: „Wer ist „diese Tochter Gustavs? Wir kennen sie nicht, und „haben sie niemals gesehen.„ Zugleich hörte man in der ganzen Versammlung ein Murmeln, welches ihm Beyfall zu geben schien. Darauf sagte der Land-Marschall: ich will sie euch zeigen, wenn ihr sie sehen wollt: er holte sie aus ihrem Zimmer, und stellte sie mitten unter die Stände, besonders vor den erstgedachten Bauer, der sie sehr aufmercksam betrachtete. „Sie ist es,' sagte er endlich; das ist die Nase

„und Stirne, das sind die Augen des Königs **Gu**„**stav**: sie soll unsere Königin seyn.„ Die sämmtlichen Stände erklärten sie nun einmüthig zu ihrer Königinn.

Gleichwohl war man darüber noch nicht einig, wie man während ihrer Minderjährigkeit die Verwaltung des Reichs einrichten sollte. Man fragte den Großkanzler **Oxenstierna**, der immer noch in Deutschland blieb, um Rath. Er antwortete, diese Verwaltung würde am besten durch wenige Personen geführt werden, damit die Angelegenheiten keine zu lange Verzögerung litten. **Gustav** habe dieselbe niemals einer einzigen Person aufgetragen wissen wollen, sondern sie vielmehr stets den fünf obersten Beamten des Reichs zugedacht. So würde die Sicherheit der Königinn außer Gefahr gesezt, das Reich vor dem Ehrgeize eines einzigen Regenten verwahrt, und alle Geschäfte würden desto unpartheyischer besorgt werden. Der Reichs-Rath und die Stände von Schweden nahmen diesen Vorschlag an: sie sezten die fünf vornehmsten Reichs-Räthe zu Regenten und Vormündern der Königinn. Unter diesen war der Baron **Gabriel Oxenstierna, Gustafsson**, der jüngere Bruder des Großkanzlers, als Groß-Drost, oder oberster Richter von Schweden, der vornehmste: ein sehr rechtschaffener, leutseeliger und natürlich beredter Mann, der viele Staatsbedienungen würdig bekleidet hatte. Da er frühzeitig starb, wurde seine Stelle durch den Grafen **von Brahe**, den ersten Edelmann des Reichs, ersezt: dieser war von gleicher Redlichkeit und Einsicht, nicht ungelehrt, durchgängig beliebt, sehr tapfer, aber etwas eigensinnig und geizig; er wurde nach vielen Jahren noch zu einem der Vormünder **Carls des Eilften** ernannt. Der

Groß-

Groß-Marschall oder Connetable, der Graf **Jacob de la Gardie**, ein gebohrner Liefländer, dessen Vater aber aus Franckreich herstammte, war der zweyte unter den Vormündern der Königinn. Dieser tapfere Mann hatte dem Reiche wichtige Dienste geleistet: er war freymüthig, etwas ungestüm, ohne Verstellung, und ziemlich geschwäzig; nach dem Großkanzler stellte er den angesehensten Mann im Staate vor. Auf ihn folgte der Groß-Admiral, der Baron **Carl Carlson**, ein unehelicher Bruder des Königs **Gustav**: er war, sagt **Christina** selbst, von welcher ich alle diese Abschilderungen entlehne, ein Mann von der alten Art, ungemein tapfer, redlich, und dem Königlichen Hause eifrig ergeben; er besaß sogar viele Gelehrsamkeit, war ein standhafter Bekenner seiner Religion, und würde noch größere Fähigkeiten erlangt haben, wenn ihn nicht eine sehr harte Gefangenschaft, die er länger als zwölf Jahre in Pohlen auszustehen hatte, und die er, unter andern Aufsätzen, selbst beschrieben hat, merclich geschwächt hätte. Der vierte, aber der größte unter allen, war der Großkanzler. Fast niemand kam ihm zu seiner Zeit an der ausgebreiteten Kenntniß aller Europäischen Angelegenheiten, an der weisen Fertigkeit, die besten Maaßregeln zu ergreifen, an der unermüdeten Arbeitsamkeit in Geschäften, kurz an allem, was die Staatsklugheit vollkommenes hat, gleich. Er wurde in seinem vier und zwanzigsten Jahre Großkanzler. Weder sein Ehrgeiz, noch die Langsamkeit, welche man an ihm tadelte, verdarben etwas an seinen erhabenen Absichten und rühmlichen Unternehmungen, und am wenigsten darf man es vergessen, daß er ein ausnehmender Kenner und Freund der Wissenschaften, so wie der Menschen überhaupt und der Verdienste, gewesen ist. Sein Vetter, der Baron **Gabriel Oxenstierna**, welcher Groß-Schazmei-



ster war, hatte sich durch viele geführte Würden und Aemter, auch durch seine Rechtschaffenheit würdig gemacht, gleichfals eine Stelle unter Christinens Vormündern einzunehmen.

Von diesen ehrwürdigen Männern, insonderheit von dem Großkanzler, gestand sie die Kunst zu leben und zu regieren gelernt zu haben: und dieses war Ursache genug für mich, bey ihnen stille zu stehen: Die Stände ertheilten dem Großkanzler noch den Vorzug, daß er die auswärtigen Angelegenheiten der Crone, hauptsächlich in Deutschland, im Nahmen der Königinn und des Reichs, mit einer beynahe uneingeschränckten Gewalt in allem, was den Krieg und Frieden betraf, führen sollte. Diese Anstalten, welche unverändert blieben, die Einigkeit der Reichsstände, die Geschicklichkeit der Königlichen Vormünder, vornehmlich aber die hohen Gaben des Großkanzlers, erhielten Schweden während Christinens Minderjährigkeit bey der innerlichen Ruhe, und auswärts bey einem siegreichen Ansehen.

Zu gleicher Zeit sorgten die Reichsstände auch für die anständige Erziehung ihrer Königinn. Ihr Vater hatte bereits einen beträchtlichen Anfang dazu gemacht: und er war, sagt Christina, in der Wahl derjenigen Personen, die er dabey gebrauchte, so glücklich als er es unter der Nothwendigkeit seyn konnte, die er sich auferlegt hatte, keinen Ausländer zu diesen Stellen zu wählen — Eine Anmerckung, die ohne Zweifel so viel sagen soll, daß die feinere Lebensart, der Witz und die schönen Künste damals mehr bey den Fremden als in ihrem Vaterlande gesucht werden mußten. Sie erzählt außerdem, man habe dem Könige vorhergesagt, daß sie dereinst ihre Religion

gion und ihren Thron verlassen werde; deswegen habe er sie bloß Schweden zu erziehen anvertrauet, und sonderlich verboten, daß sich ihr kein Römisch-catholischer nähern sollte. Allein man hat alle Ursache, an einer solchen Weißagung über ein vierjähriges Kind zu zweifeln: sie ist ihr vermuthlich zu einer Zeit gemeldet worden, da man sie in ihrer Religionsveränderung zu bestärcken suchte. **Gustav** hatte den Reichsrath und Königlichen Ober-Hofmeister **Axel Banner**, einen Bruder des großen Marschalls dieses Nahmens, seinen Günstling und einen sehr geschickten Hofmann, der zwar nichts von den Wissenschaften verstand, und einigen herrschenden Ausschweifungen ergeben war, aber sonst ein gutes Gemüth, und äußerliche Mäßigung besaß; diesen hatte **Gustav** zu ihrem vornehmsten Hofmeister ernannt. Unter diesem stand als ihr zweyter Hofmeister, der Reichs-Rath **Gustav Horn**, ein Vetter des berühmten Marschalls **Horn**. Er war gelehrt, redete alle ausländische Sprachen, und hatte auf seinen Reisen vieles von der artigen Aufführung der Franzosen, und anderer mittäglichen Völcker angenommen; er verband aber auch damit den Ruhm eines sehr rechtschaffenen Mannes.

Der König hatte auch seiner Tochter bereits im Jahr 1630 den **Johann Matthiä**, seinen Hofgeistlichen, Doctor der Theologie, und vorher Professor der Dichtkunst auf der Universität Upsal, zum Lehrer verordnet. **Matthiä** war einer der vornehmsten Gelehrten und fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit in Schweden. Er hatte sich außer der Theologie mit den Schriften des Alterthums und andern Theilen der Gelehrsamkeit wohl bekannt gemacht. Seine vorzüglichen Gaben kamen ihm zu Hülfe, um alles

dieses gebrauchen zu können; Christina rühmt ihn als einen rechtschaffenen Mann von einem sanften Betragen, der nichts von den Manieren der Schulen an sich gehabt habe. Vor allen andern Lehrern der Schwedischen Kirche war ihm eine ungemeine Neigung zur Vereinigung der getrennten christlichen Gemeinen eigen. Er trat sein Amt bey der Königinn im Jahr 1633 an, und führte es bis zum Jahr 1643, da er Bischof zu Strengnäs wurde.

Die Reichsstände, welche alle diese Einrichtungen zum Grunde legten, wollten doch nicht, daß Christina bloß nach dem Willkühr ihres Lehrers oder ihrer Hofmeister erzogen werden sollte. Sie ließen daher im Jahr 1635 eine allgemeine Vorschrift aufsezen, welche allen Beyfall verdienet, weil sie in einer bündigen Kürze voll Wahrheit und Weisheit ist. Wenn unter andern darinne verlangt wird, daß die Königinn eben sowohl vor allen Irrthümern fremder Religionen, als vor einer der Freyheit und Staatsverfassung von Schweden nachtheiligen Denckungsart, verwahrt werden soll: so finde ich nicht, daß dadurch ihrem Geiste in Ansehung der Kenntniß der Religion, ein Joch auferlegt worden sey, das sie unter einen gewissen Glauben gezwungen hätte. Es war untadelhaft, daß man ihr in ihrem zarten Alter denjenigen Glauben beybrachte, der in Schweden vor wahr gehalten wurde. Ihr die Meinungen und Schriften anderer christlichen Kirchen vorzulegen, und sie sogleich zur Prüfung der verschiedenen Religionen aufzufordern, überstieg damals ihre Kräfte: es konnte eine gleiche Verwirrung bey ihr stiften, als in einer Gemeine entsteht, der die Streitigkeiten der Theologen vorgeprediget werden. Die Zeit der schärfern Untersuchung in Religionssachen kommt bey vielen

len Menschen spät, und bey eben so vielen niemals; aber wenn nur die Wahrheit, die uns die heilige Schrift lehret, auf deutliche Erklärungen und rührende Beweise in ihrem Herzen gegründet worden ist, so kann sie auch ohne Untersuchungen aufrecht erhalten werden.

Der besondere Entwurf, den Gustav zur Erziehung seiner Tochter gemacht hatte, wurde nicht zurückgesezt. Er hatte befohlen, daß man dieselbe ganz männlich einrichten, sie völlig als einen jungen Prinzen unterweisen, und von den Eigenschaften ihres Geschlechtes ihr nur die nöthige Ehrbarkeit und Bescheidenheit einflößen sollte. Hierinne kamen auch ihre Neigungen mit seinen Absichten vollkommen überein: sie hatte einen natürlichen und unüberwindlichen Widerwillen gegen alles, was die Frauenspersonen thun und reden. Man konnte sie niemals eine von den weiblichen Handarbeiten lehren; hingegen lernte sie alle Sprachen, Wissenschaften und leibesübungen, zu denen man sie anführte, mit einer wunderbaren leichtigkeit. Ihre lebensart war eben so wenig ihrem Geschlechte und Alter gemäß. Sie trieb die Mäßigung im Essen, Trincken, und im Schlafe bis zur Enthaltsamkeit, ertrug Hitze und Kälte ohne alle Beschwerlichkeit; durch die gewaltsamsten Bewegungen wurde sie nicht ermüdet: und wenn sie die Jagd, heftiges laufen zu Fuß und zu Pferde, und Spiele von ähnlicher Art ausnehmend liebte; so war sie doch im gleichen Grade eifrig, keine Stunde des Studierens zu versäumen.

Sie legte im Jahr 1633 einen öffentlichen Beweis ihres schon gesezten Muthes ab. Es waren Gesandten von dem Großfürsten aus Moscau in

Schweden angekommen, theils um die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wegen der Veränderung im Reiche abzustatten; theils um die Bestätigung des mit dem verstorbenen Könige geschlossenen Friedens zu begehren. Man besorgte, die siebenjährige Königinn möchte durch den Anblick dieser Gesandten, welche ein barbarisches Ansehen hatten, bestürzt werden; man bereitete sie daher lange darauf vor, und ermahnte sie, sich nicht zu fürchten. **Christinen** verdroß dieses: warum sollte ich mich vor ihnen fürchten? fragte sie. Weil sie, antwortete man ihr, große Bärte haben, schröcklich aussehen, anders als die Schweden gekleidet, und ihrer viele sind. Zween ihrer Vormünder, welche dieses sagten, hatten selbst lange Bärte: daher versezte die Königinn, sie werde sich vor den Bärten der Gesandten eben so wenig fürchten, als vor den ihrigen; und in der That empfieng sie dieselben mit einem majestätischen Anstande.

Der Krieg in Deutschland wurde mittlerweile seit dem Tode ihres Vaters glücklicher fortgesezt, als man erwarten konnte. Ohngeachtet jezt viele Bundsgenossen von Schweden geneigt waren, dasselbe zu verlassen; so fühlten sie doch die Nothwendigkeit, von diesem Reiche gegen den Kayser beschüzt zu werden. Der Großkanzler **Oxenstierna** wußte sie durch viele Unterhandlungen und beredte Vorstellungen in der Verbindung mit Schweden zu erhalten: es kostete ihm unbeschreibliche Mühe und Geduld, ihr Mißvergnügen über die Oberaufsicht, die er im Nahmen der Königinn führte, zu besänftigen, ihren Forderungen und ihrer Neigung zu einem unzeitigen Frieden zu widerstehen, auch die geheimen Maaßregeln, welche Franckreich wider ihn nahm, zu bestreiten. Auf der andern Seite wurde es schwer, die deutschen

Kriegs-

Kriegsvölcker, welche unter den Schweden dienten, im Gehorsam, und überhaupt das Vertrauen der Soldaten beyzubehalten. Allein die großen Feldherren, welche aus Gustavs Anführung kamen, Banner, Horn, der Herzog Bernhard von Weimar, behaupteten die Ehre der Schwedischen Waffen, und fast alle Unternehmungen hatten einen erwünschten Erfolg, bis auf die unglückliche Schlacht bey Nördlingen im Jahr 1634. Damals traten fast alle Protestantische Fürsten von dem Bündnisse mit den Schweden ab, indem sie den Prager Frieden unterzeichneten. Oxenstierna schloß darauf einen Vertrag mit Franckreich, und durch den Beystand dieses Hofs, noch mehr aber durch ihre eigene Klugheit und Tapferkeit, entrissen die Schweden dem Kayser und seinen Bundsgenossen gar bald die Oberhand.

In dieser Verfassung hinterließ der Großkanzler die Schwedischen Angelegenheiten in Deutschland, als ihn Christina im Jahr 1636 zurückkommen sah. Er brachte seitdem täglich etliche Stunden mit ihr zu, um sie in der Regierungskunst zu unterrichten; man fieng damals überhaupt an, ihr alle Staatsgeschäfte mitzutheilen, und sie hörte diese Nachrichten mit einem aufmerckſamen Vergnügen an. Ihre vortrefflichen Gaben entwickelten sich immer mehr. Sie war zehn Jahre alt, und kannte schon die Anfangsgründe verschiedener Wissenschaften; sie schrieb auch und redete außer der schwedischen, noch die lateinische, deutsche und französische Sprache. Ihr Lehrer war nächstdem auch ihr Vertrauter: sie erzählte ihm alle ihre kleine Verdrießlichkeiten; von ihm hingegen erfuhr sie alle Neuigkeiten, und machte darüber Anmerckungen, über welche er öfters erstaunte; dabey

aber hatte sie die Verschwiegenheit völlig in ihrer Gewalt.

Die Königinn, ihre Mutter, hatte sie seit Gustavs Tode, über welchen sie untröstlich war, überaus lieb gewonnen: sie wollte sie daher nicht von sich trennen lassen, und dagegen ihre Muhme, die Prinzeßinn **Catharina**, deren besondern Aufsicht sie noch immer untergeben war, von ihr entfernen, auch ihre Erziehung nach ihrem Gefallen einrichten. **Christinens** Vormünder gaben aus Ehrerbietung etwas nach; sie behaupteten aber bald die einmal getroffenen Anstalten. Sie selbst konnte den Zwang, in welchem ihre Mutter sie zu halten suchte, nicht vertragen, und ergab sich desto mehr, um demselben zu entgehen, ganze Tage hindurch den Wissenschaften. „Meine Mutter, sagte sie in reifern Jahren, würde „mich verdorben haben, wenn man mich ihr überlassen „hätte, weil sie, neben vielen guten Eigenschaften, „doch keine von denen besaß, die man braucht, um „regieren zu können.„ Diese Königinn entwich bald darauf im Jahr 1640 heimlich nach Dänemarck, voll Mißvergnügen über die Schwedische Regierung, welche sie hingegen ihrer Seits als eine Feindinn von Schweden betrachtete.

Im folgenden Jahre starb **Christinens** erster Vormund. Man berathschlagte in dem Reichs-Rathe, ob man ihr die Ernennung eines andern an seine Stelle lassen, oder ihr einige vorschlagen sollte, um einen aus denselben zu wählen; endlich aber ließen ihr die Reichs-Räthe melden, sie würden es gerne sehen, wenn sie den Prinzen **Carl Gustav**, ihren Vetter, dazu vorschlüge: denn man glaubte, daß sie demselben den Vorzug geben würde. Allein sie betrug sich bey diesem

sem bedencklichen Antrage mit vieler Klugheit. Sie wollte, (wie sie es in einem Schreiben an den Vater des Prinzen, den Pfalzgrafen Johann Casimir, berichtet,) antworten, daß es ihr nicht zustehe, sich selbst einen Vormund zu sezen, wenn man ihr nicht einige vorschlüge; oder sie wollte, um sich den Großkanzler günstig zu machen, sagen, er sey der geschicktesie dazu: und wenn man ihr einige nennen würde, wollte sie hinzusezen, es wären lauter verdiente Männer; man möchte daher die Wahl durch das Looß treffen. Wenn ich, schreibt sie, den Prinzen nennte, würde die Regierung glauben, ich thue es deswegen, um alles zu erfahren, was bey ihren Versammlungen vorgeht, und sie würde suchen, ihn bald auf die Seite zu schaffen. — Ihre Antwort gefiel: man bediente sich des Looses, durch welches der Graf Brahe diese Stelle erlangte.

Da die Minderjährigkeit der Königinn sich ihrem Ende näherte, und ihr überlegtes Verhalten Beweis genug von ihrer Fähigkeit gab, so ließ man sie im Jahr 1642, welches das sechszehnte ihres Lebens war, Siz im Reichs-Rathe nehmen, damit sie sich zeitig an die eigene Untersuchung der Staatsgeschäfte gewöhnen möchte. Man beschloß sogar bald hernach auf einem Reichstage, in ihrer Gegenwart, sie vor volljährig zu erklären; sie entschuldigte sich aber, dieses Erbieten anzunehmen, mit ihrer Jugend, welche die Last der Regierung noch nicht ertragen könne. Unterdessen behauptete sie, seitdem sie an den Berathschlagungen des Reichs-Rathes Antheil nahm, ihr Ansehen darinne auf eine merckwürdige Art, und man nahm nichts mehr ohne ihre Beystimmung vor. Im Jahr 1643 waren die Reichsstände zwar ziemlich einig über die Entschließung, dem Könige von Dänemarck

nemarck den Krieg zu erklären, weil er die Flucht der verwittweten Königinn begünstigt hatte, und den Fortgang der Schwedischen Waffen in Deutschland zu hintertreiben suchte; sie überließen aber doch **Christinen** die Entscheidung: und diese billigte den Krieg ebenfals. Sie bediente sich, als sie ihre Meinung darüber sagte, zwo Staatsregeln, die sie von dem Großkanzler gelernet hatte, insonderheit dieser, man müsse sich mit seinem Nachbar niemals in solche Streitigkeiten einlassen, die einen Krieg nach sich ziehen können, wenn man nicht schon den Degen in der Hand habe, und fertig sey, den Angriff zu thun. **Oxenstierna** hatte ihr zugleich die Lehre gegeben, daß es großen Staaten zuträglich sey, sich langsam zu entschließen; ob ihnen gleich zuweilen, sezte er hinzu, geschwinde Entschließungen vortheilhafter sind.

Christina kam unterdessen in den Wissenschaften und Sprachen zu einer seltenen Kenntniß und Fertigkeit. Sie las in ihrem achtzehnten Jahre die Schriftsteller des gelehrten Alterthums in ihren Sprachen, unter andern die großen Geschichtschreiber der Griechen, den Thucydides und **Polybius**: und über diese sowohl als über die andern griechischen und lateinischen Schriftsteller, ließ sie Betrachtungen hören, welche zeigten, daß sie dieselben nicht allein verstand, sondern auch nüzte. Hier kann man dem Tadel eines scharfsinnigen Franzosen nicht beypflichten, welcher sagt, man hätte sie lieber die Menschen kennen lehren sollen, als die griechischen Schriftsteller. Da man die Königinn früh genug mit den Geschichten der großen Welt bekannt machte; da sie ihren Umgang mit vortreflichen Männern führte, und über alle Vorfälle so bald zu urtheilen wußte: so begreift man

man nicht, was vor einen andern Weg sie hätte betreten sollen, um die Menschen zu kennen. Ja eben das lesen der Geschichte war ein so gewisses und leichtes Mittel zu dieser Kenntniß, daß man es einer langen Erfahrung nicht allein an die Seite sezen kann; sondern diese auch darauf gründen muß.

Man sahe es genug, wie viele Einsichten dieser und jeder andern Art sie zur Regierung brachte, als sie dieselbe im December dieses Jahrs 1644 würcklich übernahm. Sie gerieth, ohngeachtet ihres Alters, nicht unter die Ueberredungen eines oder mehrerer Günstlinge; sie beurtheilte alles selbst, und war sich ihr vornehmster Rathgeber. Chanüt, Französischer Gesandter in Schweden, schrieb davon im Jahr 1648 an seinen Hof: „Es ist unglaublich, wie mächtig sie „in ihrem Rathe ist: denn mit der Person einer Kö„niginn verbindet sie noch die Annehmlichkeiten, das „Vertrauen, die Wohlthaten und die Stärcke im Ue„berreden: dergestalt, daß die Reichsräthe oft selbst „über die Gewalt erstaunen, welche sie über ihre Mei„nungen behauptet, wenn sie versammlet sind. Ei„nige schreiben diese große Unterwürfigkeit, welche „ihre Saatsbedienten gegen sie bezeigen, ihr nur als „einem Frauenzimmer zu, und bilden sich ein, daß die „geheime Neigung der Natur, und das Nachgeben, „das man ihrem Geschlechte erweiset, dieselben un„mercklich unter ihren Willen beuge. Aber, wenn man „die Wahrheit gestehen will, so entspringt ihr großes „Ansehen aus ihren guten Eigenschaften; und man sagt, „daß ein König, der eben dieselben Tugenden hätte, un„umschränkt in seinem Rathe seyn würde.„ In der That wurde Christina, auf die Vorstellung des Großkanzlers, als König ausgerufen.

Sie

Sie fand in ihrem Reiche sehr viel zu thun. Die innerliche Verfassung desselben verlangte ihre ersten Sorgen: und sie versprach auch gleich Anfangs, dieselbe zu erhalten. Der Krieg in Deutschland währte schon seit vierzehn Jahren fort. Die Schweden führten ihn zwar unter den gewöhnlichen Abwechselungen des Kriegs-Glückes; aber doch größtentheils mit einer siegreichen Ueberlegenheit. Franckreich, ob es gleich kein ganz aufrichtiger Bundsgenosse war, stand ihnen, um die Macht des Oesterreichischen Hauses zu schwächen, nachdrücklich genug bey. **Banner** und der Herzog **Bernhard** von Weimar hatten große Thaten verrichtet, und **Torstenson**, der auf sie folgte, führte noch immer nicht geringere aus. Man glaubte jezt dem Frieden ziemlich nahe zu seyn: denn die vorläufigen Bedingungen desselben, oder die Präliminarien, waren bereits im Jahr 1643 von allen in Deutschland kriegenden Fürsten genehm gehalten worden; allein die Zusammenkunft selbst, auf welcher man den Frieden ausmachen sollte, war im Jahr 1644 noch nicht eröfnet. Außer diesem Kriege hatte Schweden noch einen neuen mit Dänemarck in eben diesen Jahren angefangen, der ungemein glücklich und reich an Eroberungen war.

Desto eher konnte man sich desselben entledigen, damit Schweden seine ganzen Kräfte in Deutschland gebrauchen möchte. Dieses war auch eine von den ersten Bemühungen der Königinn. Der Großkanzler reiste auf die Friedens-Versammlung zu Broemsebro, an den Gränzen von Smaland, zwischen Schweden und Dänemarck, wo er diese wichtige Unterhandlung führte: und diesem Manne, der gar keiner Anleitung bedurfte, um die gedachte Angelegenheit und zugleich viele andere, rühmlich zu Stande zu bringen, ertheilte

ertheilte Christina ihre Befehle mit einer Scharfsichtigkeit, die er unter die schönsten Früchte seines Unterrichts zählen konnte. Sie verlangte den Frieden nicht anders, als wenn er mit einer völligen Sicherheit verbunden wäre. Die Gelegenheit, schreibt sie an ihn im Jahr 1645, gute Bedingungen zu erhalten, ist vortrefflich, und man muß sich derselben bedienen; aber der Friedensschluß darf noch nicht übereilt werden, damit wir unterdessen die Versicherung unserer Besizungen desto leichter erhalten können. Die meisten Reichs-Räthe, meldete sie ihm bald darauf, dächten hierüber nicht wie sie und er: manche unter ihnen würden, um nur diesen Krieg zu endigen, zu allem die Hände bieten, und sich um die Versicherung (oder Garantie) nicht bekümmern. Sie befürchte, sezte sie hinzu, daß, wenn diese Unterhandlungen üble Folgen haben sollten, ihre unschuldige Jugend verleumdet werden möchte, als wenn sie nicht fähig gewesen wäre, heilsame Rathschläge anzunehmen, und bloß aus Begierde zu herrschen solche Fehler begangen hätte. „Ich sehe zum voraus — dieses sind ihre eigenen lehrreichen Worte — mein Schicksal werde dieses seyn, daß, wenn ich etwas sorgfältig und nach reifer Ueberlegung, verrichte, andere die Ehre davon haben werden; wird aber etwas versäumt, woran andere hätten dencken sollen, so werde ich die Schuld davon tragen müssen.„ Sie will endlich die vortheilhaften Friedensbedingungen, welche Dänemarck bewilligte, angenommen wissen, damit sie nicht das Ansehen habe, als wenn sie den Krieg bloß aus Ehrgeiz fortseze; damit die Holländer, deren Gesinnungen noch ungewiß waren, nicht Schiedsrichter des Krieges und Friedens werden möchten; insonderheit aber, damit sie ihr Gewissen befriedigen könnte, welches ihr sonst Vorwürfe darüber machen

würde,

würde, so billige Mittel zum Frieden ausgeschlagen zu haben.

So zeigte sich Christina zu ihrem Ruhm in diesem großen und von mehrern Seiten schweren Geschäfte; allein ihr Glück konnte nicht geringer heißen als ihre Klugheit, indem es Oxenstierna war, den sie zur Vollendung desselben gebrauchte. Der Friede wurde im Jahr 1645 zu Broemselro geschlossen. Schweden bekam durch denselben Gotland, Oesel und andere Provinzen, ingleichen auf dreyßig Jahre Halland, welches auch dem Reiche gänzlich verbleiben sollte, wenn die Dänen nach dem Verlauf dieser Jahre der Königinn nicht eine Landschaft von gleichem Werthe, doch daß sie solche wählen könnte, abtreten würden; es behauptete auch die freye Schiffahrt durch den Sund. Einige andere Staaten wurden mit eingeschlossen, und Franckreich leistete die Gewähr über die Beobachtung des Friedens Franckreich, das mit dem vorhergegangenen Kriege nicht zufrieden war, weil Schweden denselben plözlich, ohne ihm, seinem Bundsgenossen, davon Nachricht zu geben, und, wie es schien, wegen einer zu leichten Beleidigung, auf einen bloßen Verdacht, angezündet hatte. Nachdem derselbe verloschen war, ließ die Königinn den deutschen Krieg desto lebhafter fortsezen.

Sie belohnte noch in diesem Jahre so viele Verdienste des Großkanzlers, und besonders auch dieses neue, dadurch, daß sie ihm die Würde eines Grafen, und ein ansehnliches Landgut unter dem Nahmen einer Grafschaft ertheilte; allein das Geschenck selbst machte ihr nicht so viele Ehre, als die schöne Anrede, mit welcher sie dasselbe in der Versammlung des Reichs-

Reichs-Rathes bekannt machte. Sie rühmte darinne seine trefflichen Dienste seit vier und dreyßig Jahren, und nannte ihn den großen Minister eines großen Königs, für welchen es eine Ehre gewesen sey, ihm zu befehlen. Zwar, sagte sie, schickt es sich vielleicht nicht für mich, meinem Vater diesen Nahmen beyzulegen; aber jedermann ist darinne einig, daß er ihm gebühre. Sie vergaß das weise Verhalten des Reichskanzlers während ihrer Minderjährigkeit nicht, und sezte hinzu: „Ein anderer als Sie, würde sich bey dieser Gelegenheit vielleicht nicht haben mäßigen, noch seinem Ehrgeize Schrancken setzen können; Sie ließen sich aber durch solche Eitelkeiten nicht fortreißen, und behielten immer die Ehrerbietung, welche Sie Gott und mir schuldig waren, vor den Augen.„ — Man errathet den übrigen Inhalt ihrer Rede leicht: dasjenige, was ich angeführt habe, zeigt schon genugsam, wie würdig diese junge Königinn zu loben, und zugleich ihre Hoheit zu behaupten gewußt habe. Die Erhöhung des Großkanzlers erinnert mich zugleich an so viele andere Personen, welche unter Christinens Regierung, zum Theil auch, da sie noch unmündig war, den Adel erlangt haben. Man zählt derselben gegen vierhundert, und verschiedene Schriftsteller machen ihr aus dieser freygebigen Austheilung einen Vorwurf. Von andern hingegen wird sie deswegen geschickt vertheidigt. In dem deutschen Kriege insonderheit leisteten so viele Personen von allen Ständen dem Reiche vorzügliche Dienste, daß die Königinn nicht glaubte, ihnen dieselben leichter vergelten zu können, als durch diesen Ehrenvollen Unterscheid von ihren übrigen Unterthanen; viele auswärtige adeliche Geschlechter wurden auch nur unter die Schwedischen aufgenommen. Ueberhaupt also war diese Art von

Verschwendung, wenn man sie so nennen will, nicht zu tadeln: sehr unähnlich war sie dem Verkauf von fünfhundert Adelsbriefen, der im Jahr 1696 und sonst so oft in Franckreich, zur Vergrößerung der Königlichen Einkünfte, vorgenommen worden ist; obgleich der Französische Hof so gar unrecht nicht gethan hat, Leute, welche glaubten, daß die Ehre gekauft werden könne, in dieser lächerlichen Meinung zu erhalten. **Christina** mag unter diesem Haufen nicht eben lauter verdiente Männer mit begriffen haben; aber schon lange ist ohnedieß der wahre Nachdruck alter Würden verloren gegangen. Der Adel, welcher ehemals durch rühmliche Thaten zum Besten des Vaterlandes, hauptsächlich im Kriege, erworben wurde, sollte eigentlich niemanden, der ihn nur geerbt hat, stolz machen; er sollte keinen Abkömmling der vornehmsten und ältesten Geschlechter hindern, ihn für sich selbst durch ausnehmende Eigenschaften erst zu verdienen.

Ohngeachtet dieser außerordentlichen Gewogenheit, welche **Christina** gegen den Großkanzler bezeigte, unterhielt sie doch bereits bey sich einiges Mißtrauen gegen ihn. Er hatte unter den Großen in Schweden Feinde genug, weil er mit aller seiner Tugend in einer Stelle, wie die seinige war, doch durch die große Gewalt, die ihm anvertrauet worden war, und durch seinen glänzenden Ruhm, der alle übrige Staatsbedienten verdunckelte, verhaßt werden mußte. Man scheinet die Königinn frühzeitig wider ihn eingenommen zu haben: denn sie ist schon in einem Briefe vom Jahr 1641, den sie an den Pfalzgrafen, ihren Oheim, schrieb, mit ihm unzufrieden, daß er keine Friedens-Unterhandlungen anfangen lassen wollte. Und man merckte immer mehr, daß ihr **Oxenstierna** mit seiner

ner Familie viel zu angesehen und mächtig für eine so uneingeschränkte Regierung, als sie führen wollte, vorkam. Wie soll man also das ungemeine Vertrauen erklären, das sie gegen ihn noch beständig an den Tag legte? Durch dasjenige, was man in einem Entwurfe zu dem Leben der Königinn, der unter ihren Handschriften gefunden, und allem Ansehen nach von ihrem Geheimschreiber aufgesezt worden ist, lieset. „Ihre tiefe Verstellung, heißt es daselbst, welche die geschicktesten Leute in ihrer ersten Jugend betrog, beschleunigte ihre Volljährigkeit.„

Selbst die Erlaubniß, welche sie im Jahr 1645 ihrem Gesandten an dem Französischen Hofe, **Hugo Grotius**, auf sein Ansuchen ertheilte, seine Stelle niederzulegen, kann einen Beweis von ihren damaligen Gesinnungen gegen den Reichskanzler abgeben, der diesen großen Mann bald nach **Gustavs** Tode, und nach dessen Wahl, zum Gesandten ernannt hatte. **Grotius** hatte dem Schwedischen Reiche durch seine Klugheit, durchdringende Einsicht und Standhaftigkeit so wichtige Dienste an dem Französischen Hofe geleistet, daß er diesem beschwerlich wurde; aber **Oxenstierna** hielt ihn daselbst immer noch vor sehr nöthig. Er war es jezt in der That, da Schweden mit Franckreich, seinem Bundsgenossen, bey den eben ernstlich angefangenen Versuchen eines allgemeinen Friedens, gemeinschaftlich dafür sorgen mußte, ihre beyderseits erhaltenen Vortheile in Sicherheit zu sezen: und zu diesem Geschäfte wurde würcklich ein Mann von den größten Gaben, von der reifsten Erfahrung, erfordert, wenn gleich die Schwedischen Angelegenheiten damals in einer sehr blühenden Verfassung standen. So dachten aber nicht alle Staatsbediente in Schweden. Da man überdieß dem

Grotius einen jungen unbesonnenen Franzosen, Cerisantes, aus Schweden an die Seite schickte, der das Reich, in dessen Nahmen er abgesandt war, beschimpfte, und endlich ohne Vorwissen der Königinn, Paris verließ: so merckte Grotius, wie wenig er künftig der Würde seines Amtes ein Genüge würde thun können: er bat von demselben entlassen zu werden, und die Königinn bewilligte dieses leicht. Sie empfieng ihn, da er im Sommer des Jahrs 1645 zu Stockholm ankam, überaus gnädig, bezeigte ihm ihre Zufriedenheit über seine Dienste, und trug ihm eine ansehnliche Bedienung in ihrem Reiche an. Grotius, welcher sahe, daß seine Gegenwart einigen Großen des Hofs unangenehm war, und nächstdem ein ruhigeres leben für sein Alter wünschte, verbat diese Ehre. Beym Abschiede beschenckte ihn Christina mit ungefähr zwölf bis funfzehn tausend Thalern an Kupfermünze; er starb aber noch in diesem Jahre auf seiner Rückreise in Deutschland. Die Königinn, welche für die Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit dieses vortrefflichen Mannes eine ungemeine Hochachtung hegte, kaufte nachmals seine ganze Büchersammlung von seiner Wittwe auf eine freygebige Art.

An die Stelle des Grotius schickte sie im Jahr 1646 den jungen Grafen Magnus de la Gardie als ihren außerordentlichen Abgesandten nach Franckreich. Dieser Graf war ihr vornehmster Günstling: man sagt sogar, daß sie ihn zu ihrem Gemahl würde angenommen haben, wenn ihr hoher Geist eine solche Erniedrigung hätte ertragen können. Sie machte ihn dagegen zu ihrem Anverwandten, indem sie ihm die Prinzeßinn Maria, eine Tochter des Pfalzgrafen Johann Casimir, zur Gemahlinn bestimmte: und

desto

desto prächtiger ließ sie ihn zu Paris erscheinen. Der Französische Gesandte in Schweden, Chanüt, machte seinem Hofe das besondere Ansehen, dessen der Graf genoß, bekannt, und rieth ihm, demselben alle Arten von Ehrenbezeigungen und Ergözlichkeiten zu verschaffen, um an ihm einen mächtigen Freund zu bekommen. Man that dieses auch; allein der Graf war ohnedieß schon Franckreich eifrig ergeben. Er machte zu Paris von seiner Königinn eine Abschilderung, welche kaum geglaubt wurde, und doch richtig war. „Sie ordnet, sagte er, alles selbst, ohne „den Rath eines Minister, an: ihre Zeit ist täglich „zwischen den Wissenschaften und den Staatsgeschäf„ten getheilet; auf den Puz wendet sie nicht die ge„ringste Sorgfalt, und ist in keiner Betrachtung ein „Frauenzimmer.„ Die Briefe, welche Christina durch ihn an die Königinn von Franckreich und die Vornehmsten des Hofes sandte, wurden wegen ihrer Artigkeit und des ungezwungenen schönen französischen Ausdrucks, sehr bewundert. Dieser schwedische Gesandte besaß übrigens keine ausnehmend große Fähigkeiten; allein da ihn Christina gänzlich regierte, so erreichte sie durch ihn ihre Absicht, welche schwerlich eine andere war, als die Freundschaft mit Franckreich feyerlich zu erneuern, und ihre eigenen Gesinnungen in Ansehung des Friedens zuverläßig zu erklären.

Ihre Gesandten zu Osnabrück arbeiteten damals an dem Friedens-Schlusse, der den deutschen Krieg endigen sollte. Der erste unter denselben war der Reichs-Rath, Graf Johann Oxenstierna, ein Sohn des Großkanzlers; er glaubte aber, wie sein Vater, daß der Krieg noch länger fortgesezt werden müsse. Ihm war der Hofkanzler, Adler Salvius, zuge-

geben: und dieser suchte den Frieden eifrig zu befördern. Die Uneinigkeit dieser beyden geschickten Männer brach zu Osnabrück völlig aus. Die Königinn schenckte dem Salvius, dessen Gesinnungen mit den ihrigen übereinkamen, ihr Vertrauen, und fand mehrmals Gelegenheit, solches zu zeigen. Da der Graf de la Gardie zu Paris hundert tausend Thaler borgen mußte, war man in Schweden darüber sehr mißvergnügt; man sagte, daß diese große Summe das Schwedische Kriegsheer in Deutschland, unter dem Feldmarschall **Wrangel** in den Stand gesezt haben würde, die Feinde glücklich zu bekriegen. Die Königinn war über diese Reden bekümmert: denn sie befürchtete, man möchte ihre neue Regierung dadurch verhaßt machen. In ihrer Verlegenheit begehrte sie von dem Hofkanzler im Jahr 1647, daß er in seinem eigenen Nahmen eine gleiche Geld-Summe aufnehmen, und mit derselben den Bedürfnissen des gedachten Heeres abhelfen sollte. Sie hoffte, schreibt sie unter andern an ihn, daß er bey dieser fast unmöglichen Unternehmung auch durch seinen Ehrgeiz werde angefeuert werden, um sich immer mehr durch seine Dienste bey ihr zu empfelen: und sie versprach ihm diese Summe nach seiner Wahl entweder von dem Gelde zu bezahlen, das sie von Franckreich für ihre Kriegsschiffe bekommen würde, (denn diese Crone kaufte damals deren sechse von Schweden;) oder sie wollte ihm in Schweden so viel Kupfer liefern, als die Summe betragen würde. Zugleich ließ sie ihn alle Belohnungen hoffen, die er nur in seinem Vaterlande erwarten konnte.

Auf dieses Merckmal des höchsten Vertrauens, das die Königinn dem Salvius gab, folgten bald mehrere von gleicher Wichtigkeit. Sie sezte ihn, den Grafen

Grafen de la Gardie, und andere, die ihr eigenes Werck waren, dem Großkanzler und seiner Parthey entgegen, deren Ansehen sie durchaus vermindern wollte. **Christina** war ungemein begierig, den Frieden zu schließen: sie hatte ihn, so lange sie auf der Welt war, noch nicht genossen, und in ruhigern Zeiten glaubte sie auch ihre Regierung und Gewalt mehr befestigen zu können, auf deren unabhängige Ausübung sie sehr eifersüchtig war. Man gab ihr zu verstehen, daß der Großkanzler sich bloß deswegen abgeneigt gegen den Frieden zeigte, weil er voraus sähe, daß er nach geschlossenem Kriege lange so nothwendig nicht mehr seyn würde, als jezt; daraus leitete man die Schwierigkeiten her, welche sein Sohn bey den Unterhandlungen zu Osnabrück gegen den Frieden aufbrachte. Man beschuldigte sogar den Großkanzler, daß er einen andern seiner Söhne, den Grafen **Erich Oxenstierna**, der damals Statthalter von Liefland war, mit der Königinn zu vermählen suchte. Die meisten Feldherren, viele Reichs-Räthe und die alten Geschlechter von Schweden, waren auf seiner Seite. Der Reichs-Rath Graf **Peter Brahe** sagte ausdrücklich zu der Königinn, sie möchte nicht ihr ganz Vertrauen auf einen jungen Edelmann, (den Grafen de la Gardie,) und auf einen Geistlichen, (den Doctor **Matthiä**) sezen, ihre Ausgaben einschräncken, und mit den Franzosen keinen gar zu genauen Umgang pflegen.

Es ist nicht schwer zu beweisen, daß **Christina** den Großkanzler etwas ungerecht beurtheilt habe. Wenn er gleich, so wie viele andere sehr verdiente Männer, von der Neigung, ein großer und mächtiger Mann im Staate zu bleiben, nicht frey gewesen seyn mag; so sieht man doch aus dem Zusammenhange

aller seiner Handlungen und aus seinen Briefen, daß er die redlichsten und edelsten Absichten dabey geführt habe. Er glaubte nicht, daß die Zeit den Frieden in Deutschland zu schließen, schon gekommen sey, weil er einen sichern Frieden verlangte, durch welchen die Verfassung der Protestanten daselbst unumstößlich gegründet, und zugleich das Gebiet von Schweden weit ausgebreitet werden möchten: wenigstens hielt er es nicht vor rathsam, mit dem Friedensschlusse zu eilen. Insonderheit meinte er, durch die abwechselnde Besitzung der geistlichen Güter in Deutschland von Protestanten und Römischcatholischen, welche man einführen sollte, den erstern auf immer die gewisseste Versicherung ihrer Religionsfreyheit zu verschaffen. So sehr die Königinn für Franckreich eingenommen war, so wenig trauete er dieser Crone: er nannte das Bündniß mit derselben für sein Vaterland schädlich, indem es ohne dasselbe sich seines Glücks viel vortheilhafter hätte bedienen können. Die geheimen Vorschriften, Briefe und andere Nachrichten zur Geschichte der Westphälischen Friedens-Unterhandlungen, welche nachmals von Französischer Seite bekannt gemacht worden sind, haben dieses Mißtrauen des Großkanzlers hinlänglich gerechtfertiget. Man erkennt auch bis zur Ueberzeugung, daß er an die oben gemeldete Vermählung niemals gedacht habe.

Allein die Königinn wurde in ihrer Abneigung gegen ihn täglich von denen, welchen daran gelegen war, sonderlich auch von dem Französischen Gesandten, bestärckt. Da also der Friede nur mit langsamen Schritten von ihren Gesandten zu Osnabrück herbeygezogen wurde, befohl sie ihnen ernstlich, denselben, so bald die wenigen übrigen Bedingungen aus-

ausgemacht wären, zu Stande zu bringen, und sich durch die Phantasien einiger ehrgeizigen Männer nicht davon abziehen zu lassen; widrigenfalls sollten sie zur Rechenschaft gezogen werden: es sollte ihnen auch alsdenn weder Ansehen noch Unterstützung von großen Familien etwas helfen. In einem besondern Schreiben meldete sie dem Hofkanzler **Salvius**, daß jenes nur seinen Mitgesandten, den Grafen **Oxenstierna**, angehe; sie verlangte zu wissen, wie derselbe beym lesen das Gesicht verzerret habe, und empfol ihm nochmals den Frieden. „Ich will der ganzen Welt zeigen, schrieb sie unter andern, daß der Reichskanzler nicht im Stande ist, die Welt allein mit einem Finger in Bewegung zu setzen.“ Ihr Widerwillen gegen die **Oxenstierna** erstreckte sich so weit, daß sie, da der Französische Hof sich über dieselben beklagte, von diesem begehrte, seine Beschwerden in einem öffentlichen Schreiben zu wiederholen, damit sie berechtiget wäre, ihnen übel zu begegnen. Unglücklicher Weise bekamen die Feinde beyder Höfe, die Spanier, Nachricht von diesem Kunstgriff, und theilten dieselbe dem Grafen **Oxenstierna** zu Osnabrück mit. Eine solche Entdeckung konnte die schlimmsten Folgen in Ansehung des guten Verständnisses zwischen Francreich und Schweden haben; der Cardinal **Mazarin** nahm vergebens seine Zuflucht zu verschiedenen Italiänischen Wendungen, welche er dieser Sache zu geben suchte. Die Königinn hatte zwar weniger nöthig, sich deswegen zu entschuldigen; ihr aber machte sie auch am wenigsten Ehre.

Der Großkanzler empfand über die harten Vorwürfe, welche die Königinn seinem Sohne gemacht hatte, und über die ganze unerwartete Begegnung, die ihm wiederfuhr, einen so lebhaften Verdruß, daß

 er

er um Erlaubniß bat, seine Bedienung niederlegen, und sich außerhalb Schweden begeben zu dürfen. **Christina** bewilligte ihm dieselbe sogleich; allein, da der Reichs-Rath vorstellte, **Oxenstierna** sey bey den Friedens-Unterhandlungen unentbehrlich, ersuchte sie ihn wieder, in ihren Diensten zu bleiben. Sein Sohn vertheidigte sich bald mit derjenigen besondern Standhaftigkeit, welche aus dem Bewußtseyn der Unschuld entspringt, und in einem andern eben so herzhaften Schreiben zeigte er der Königinn, daß es **Salvius** und die Französischen Gesandten wären, welche ihn hinderten, den Frieden zur Reife zu bringen; vermuthlich, sezte er hinzu, weil Ew. Majestät dem Herrn **Salvius** andere Verhaltungs-Befehle gegeben haben, welche mit dem Briefe nicht übereinstimmen, den Sie an uns beyde gemeinschaftlich gerichtet haben. Die Königinn erklärte sich zwar darauf gegen seinen Vater, daß sie jenen drohenden Brief in keiner bösen Meinung geschrieben habe; aber sie behielt doch ihre Vorurtheile wider den Großkanzler bey. „Er ist sehr biegsam, sagt sie in einem Brie„fe an den **Salvius** von eben diesem Jahre 1647; „allein es **mag damit seyn wie es will, so fürchte „ich mich vor den Griechen auch alsdenn, wenn „sie Geschencke bringen.** — (Eine Stelle aus „dem **Virgil**.) — Ich bemercke täglich dasjenige „an ihm, was **Tacitus** vom **Tiberius** sagt: Schon „verließ den **Tiberius** sein Körper, seine Kräfte ver„ließen ihn schon; aber noch nicht die Verstellung.„ Sie nannte allem Ansehen nach die nachgebende Vorsichtigkeit, welche er gegen ihren Willen beobachten mußte, wenn er ihm gleich nicht gefiel, Verstellung.

Seit dieser Zeit bemühte sich **Christina** immer mehr, diesen großen Mann in der Abhängigkeit gegen

zen sich zu erhalten und zu erniedrigen. Sie erwies
hm viele Hochachtung; aber ohne sich seinen Rath-
chlägen allein zu überlassen: und dieses aus Furcht,
vie man in Schweden erkännte, damit nicht ihre
Einsichten und ihr Ansehen mit dem Ruhme eines so
ollkommenen Staatsmannes möchten vermengt wer-
en; damit nicht auch dasjenige, was sie zum Be-
ten des Reichs beytrug, seiner Weisheit zugeschrie-
ien würde. Denn ohngeachtet ihres Verhaltens ge-
jen ihn, hatte er immer in alle öffentliche Angelegen-
jeiten des Reichs einen so gewissen Einfluß, daß die
französischen Gesandten sich scheueten, ihn zu beleidi-
gen: sie konnte es nicht verhindern, daß die übrigen
Gesandten mit ihm in Unterhandlung traten, und
r wurde in Schweden außerordentlich verehret.
Interdessen suchte **Christina** seiner, so viel als es
nöglich war, zu entbehren; sie zog ihn auch nicht
nehr als ihre übrigen Staatsbedienten zu Rathe, ob
r gleich ihnen allen an Wissenschaft und Klugheit
iberlegen war. **Oxenstierna** konnte es nicht verber-
gen, wie empfindlich ihm dieses Betragen seiner Kö-
iiginn sey, die ihm fast so viel als ihrem Vater schul-
ig war; allein die Zeit hat ihn endlich sehr wohl da-
ür gerächt.

Auch sein Sohn verdiente das Mißtrauen nicht,
nit welchem ihn die Königinn betrachtete; er war so-
jar ihres Vertrauens würdiger als Salvius. **Jo-
hann Oxenstierna** hatte zwar viel Ungleiches und
Hartes in seinem Charakter; aber seine ausnehmende
Fähigkeit und Rechtschaffenheit konnten nicht in Zwei-
fel gezogen werden, und durch die unverbesserlichen
Lehren seines Vaters wurde er in der Führung der
Staatsgeschäfte noch weit stärcker. Am Salvius
hingegen, der von geringer Herkunft war, sahe man
nicht

nicht nur eine fast gleiche Geschicklichkeit bey wichtigen Angelegenheiten, viel Witz und Gelehrsamkeit; sondern zugleich auch die feinste Verstellungskunst, die Fähigkeit anderer Absichten zu entdecken, die ihn aber mit Unruhe und Verdacht erfüllte, und eine herrschende Begierde, der Königinn zu gefallen, um sich desto geschwinder empor zu heben. Der Vorzug, der sie ihm wegen dieser Geschmeidigkeit vor seinem Mitgesandten gab, brachte bisweilen eine den Schwedischen Angelegenheiten nachtheilige Verwirrung und Uneinigkeit hervor. **Oxenstierna** war im Jahr 1647 im Begriff einen vortheilhaften Vergleich mit dem Kayser ohne Theilnehmung der Franzosen zu schließen: seine Ursachen waren erheblich; aber Salvius weigerte sich, mit ihm zu unterzeichnen, und da sich jener bey der Königinn darüber beschwerte, fand er kein Gehör.

Doch ihre Gesandten zur Friedensversammlung waren es nicht allein, welche durch eine, zum Theil von ihr selbst gestiftete, Mißhelligkeit unter sich, der Annäherung des Friedens im Wege standen; die Französischen lebten mit einander in einer offenbaren Feindschaft. Sie waren ebenfalls von zwo verschiedenen Partheyen: der Graf von Avaux war der Königinn, der Mutter **Ludwigs des Vierzehnten**, zugethan; der Graf **von Servien** aber dem Cardinal **Mazarin**, welcher damals in Franckreich alles vermochte. Ihr Hof gab sich umsonst Mühe, zwischen ihnen eher Friede zu stiften, als sie denselben in Europa herstellen würde: **Servien**, der dem **Salvius** etwas ähnlich war, brachte endlich seinen Mitgesandten durch ziemlich schlechte Mittel in Ungnade. **Christina** begegnete diesen beyden Gesandten überaus höflich; sowohl überhaupt aus Neigung gegen Franckreich, als weil

weil sie den Schwedischen Angelegenheiten gute Dien- te leisteten. Sie schrieb an beyde; ob gleich Avaux hren Beyfall vorzüglich gehabt zu haben scheinet. Indem sie ihrem Hofkanzler einen Brief an den Ser- ien schickte, der sich in einem Schreiben gegen sie ehr dienstwillig erklärt hatte, sezte sie unter andern inzu: „Ich muß wegen seines Anerbietens, und weil er würcklich schon viel zu meinem Vortheil gespro- chen hat, einen ordentlichen Briefwechsel mit ihm unterhalten; denn Sie müssen bedencken, daß er eine Creatur des Cardinals ist. Ich kenne außerdem die Manieren der Franzosen sehr wohl: der größte Theil ihrer Sitten besteht in Höflichkeitsbezeigungen; allein man verliert durch Höflichkeit nichts, und man bezahlt sie mit ihrer eigenen Münze.„ Diese Aufmercksamkeit der Königinn auf alles, was ihr Nu- zen bringen konnte, ihr schlaues Betragen nach ih- ren verschiedenen Absichten, und die ausgebreitete Kenntniß der Menschen, auf welche sie beydes grün- dete: dieses zusammen genommen machte sie allein würdig, über andere zu befehlen. Auch das verdienet berühmt zu werden, daß sie dem Bündnisse mit Franckreich noch alsdenn getreu blieb, da sie, mit Vorbeygehung dieser Crone, welche wegen ihres eige- nen Verhaltens sich nicht sehr laut darüber hätte be- schweren dürfen, einen ungleich vortheilhaftern Frie- den hätte schließen können, als sie nachmals erlang- te. Sie war schon in Ansehung ihrer Forderungen befriedigt; die vornehmste derselben, welche ihr der Kurfürst von Brandenburg streitig zu machen suchte, der Besiz von Pommern, war bereits ausgemacht; allein, da Franckreich noch nicht zufrieden gestellt war, so ließ sie mehr als einmal die Erklärung thun, sie würde es lieber zu neuen Feindseeligkeiten kommen lassen, als zugeben, daß man ihrem Bundsgenossen die

die verlangte Genugthuung versage; doch erinnerte sie zugleich den Gesandten Chanüt, die Franzosen möchten sich in ihren Anforderungen, die nicht alle von gleicher Wichtigkeit wären, mäßigen. In diesen Handlungen also ist Christina weise und gerecht; aber wenn sie den größten und treuesten Diener des Staats mit seinen Rathschlägen und seiner Familie der Feindschaft ihres Bundsgenossen gegen denselben aufopfert; so sieht man nur eine Königinn von zwanzig Jahren, die bey allen ihren außerordentlichen Gaben noch nicht Erfahrung genug besizt, um Verdienste in ihrem ganzen Umfange zu schäßen, zu gebrauchen, und zu beschützen; und die gewisse Eindrücke, die ihr verdächtig hätten vorkommen sollen, zu geschwind annimmt.

Nichts beförderte den Frieden, welchen sie wünschte, mehr, als das ununterbrochene Glück ihrer Waffen in Deutschland, seitdem sie zu regieren angefangen hatte. Torstenson hatte zwar die Befehlshaber-Stelle seiner Gesundheit zum Besten niedergelegt; aber zween andere ihrer Feldherren, **Wrangel** und **Königsmarck**, machten, daß ihn Schweden nicht vermißte: denn **Gustavs** Kriegs-Schule war unerschöpflich. Mit ihnen fochten die Franzosen unter der Anführung von zween nachmals sehr berühmten Helden, **Turenne**, und dem Herzog **von Enghien**, der in der Geschichte den Nahmen des **großen Conde** führt. Der Kurfürst von Bayern, welcher den Kayser bey dem Entschlusse, den Krieg fortzusezen, am stärckesten unterhielt, war genöthigt worden, im Jahr 1647 mit Franckreich und Schweden einen Vergleich zu schließen, durch welchen er sich zu einer völligen Partheylosigkeit zwischen ihnen und dem Kayser verband. Dieser Vergleich scheinet, so viel man aus mehrern Umständen schließen kann, eine unredliche

List

ist des Französischen Hofes gewesen zu seyn, um sich
en Weg zu einem vortheilhaften Frieden zu bahnen.
Denn kaum hatte sich Turenne demselben zufolge zu-
ückgezogen, als der Kurfürst sich mit dem Kayser
ufs neue vereinigte, und den getroffenen Stillstand
nit Schweden, aber nicht mit Franckreich brach.
Christina beschwerte sich darüber in Franckreich; es
st glaublich, daß sie schon damals einiges Mißtrauen
eschöpft habe; wenigstens hat sie in spätern Zeiten
iese Veränderung deutlich einer Verrätherey zuge-
chrieben. Doch ihre Kriegsvölcker drangen nebst den
Französischen im Jahr 1648 von neuem in Bayern ein,
roberten und verwüsteten einen großen Theil dieses Lan-
des, und näherten sich Oesterreich, welches der Kayser
aum noch bedeckte. Zugleich zog Königsmarck nach
Böhmen, erstieg die kleine Seite von Prag, und machte
daselbst unermeßliche Beute, von welcher der kost-
barste Theil der Königinn zugeschickt wurde. Sie
hatte eben ihren Vetter, den Pfalzgrafen, Carl Gu-
stav, mit einem neuen Heere nach Deutschland über-
schiffen lassen, wo er der oberste Schwedische Feld-
herr seyn sollte, weil sie sich auf ihn mehr als auf
die übrigen verlassen konnte. Dieser eilte sogleich
vor Prag, und war schon nicht weit von der Erobe-
rung dieser Stadt entfernet: die Erbländer des Kay-
sers standen den Schweden offen; er konnte auch
weiter kein neues Heer gegen sie aufbringen.

Aber eben diese entscheidende Streiche beschleu-
nigten den Frieden; er wurde am 24. October des
Jahrs 1648 unterzeichnet, und Christina genoß des
Ruhmes, die Schiedsrichterinn desselben zu seyn.
Die Rechte, Anforderungen, Beschwerden und Schad-
loßhaltungen von halb Europa, welche durch densel-
ben ausgemacht wurden, hatten die Unterhandlun-
gen

gen hauptsächlich verlängert und schwer gemacht; die Bestimmung derselben, und sonderlich der Verfassung von Deutschland, machte denselben zu dem wichtigsten, und man darf wohl hinzusetzen, auch zu dem weisesten Friedensschlusse der neuern Jahrhunderte. Er heißt der Westphälische Friede, weil er in den zwo Städten von Westphalen, Münster und Osnabrück, gemeinschaftlich geschlossen worden ist. Die Königinn führte durch denselben dasjenige aus, was ihr Vater und die Schwedischen Reichs-Stände bey dem vorhergehenden Kriege gesucht hatten. Schweden rächte sich für die Beleidigungen, und sicherte sich gegen die bedencklichen Unternehmungen des Kayserlichen Hofes in der Nähe der Ost-See, auf die vollkommenste Art, indem es nicht nur denselben in eine sehr fühlbare Schwäche versezte; sondern auch dasjenige Land in Besiz nahm, aus welchem ihm derselbe zuerst gefährlich wurde. Christina erhielt nemlich für mehr als hundert Städte, Festungen und Schlösser, welche ihre Kriegsvölcker in Deutschland inne hatten, ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, und von Hinter-Pommern noch Stettin, Garz, Damm, Golnau und die Insel Wollin, nebst der dazwischen fließenden Oder, und dem Frischen Haff, auch den drey Mündungen dieses Meeres, Pene, Swine und Diewenau, ingleichen dem daran liegenden Lande, und mit diesem Herzogthum alle Rechte der ehemaligen Herzoge von Pommern; außerdem die Stadt und den Hafen Wismar im Herzogthum Mecklenburg, nebst einigen Zubehörungen; endlich das Erzbißthum Bremen und das Bißthum Verden, beyde unter dem Titel eines Herzogthums. Zugleich wurde Schweden wegen dieser Länder unter die unmittelbaren Stände des deutschen Reichs aufgenommen; es versprach sie als Lehne des Kaysers

und

nd des Reichs anzunehmen, bekam drey Stimmen uf dem Reichstage, und noch andere Rechte: und ber dieses alles sollten der Königinn noch fünf Milonen Reichsthaler von den sämmtlichen Deutschen Reichs-Ständen für ihre Kriegsvölcker bezahlt werden.

Mit so reichlichen Früchten des bisher geführten Krieges, vereinigte Christina in diesem Frieden noch e Vortheile ihrer Bundsgenossen. Die Landgrafhaft Elsaß und andere Landschaften, welche Franckich zum Theil schon im vorhergehenden Jahrhunerte dem Deutschen Reich entrissen hatte, wurden eser Crone feyerlich abgetreten. Dem Landgrafen on Hessen-Cassel, welcher unter der Vormundschaft iner weisen und unerschrockenen Mutter, der Landäfinn **Amalia Elisabetha**, in ihrem Bündnisse andhaft geblieben war, verschaffte sie die Abtey irschfeld, unter dem Nahmen eines Fürstenthums, nen Theil der Grafschaft Schaumburg und sechsal hundert tausend Thaler. Sie ließ die Protestanschen Fürsten, deren Ansprüche durch das neue Geet, das sie in Deutschland erlangt hatten, besonders n Kurfürsten von Brandenburg wegen seiner Rech: auf Pommern, zu ihrer völligen Zufriedenheit enthädigen. Die Nachkommen des Kurfürsten von der fal̈z, der am **Gustav** einen so mächtigen Beschützer efunden hatte, wurden, so weit es die Rechte des urfürsten von Bayern, der sie verdrungen hatte, erubten, größtentheils in ihre alten Besitzungen wieer eingesezt. Die Freyheit der Deutschen ReichsStände, für welche ihr Vater ebenfals gestritten hat, wurde nicht nur wieder hergestellt, sondern auch ngemein befestigt, und mit neuen Vorzügen erweirt; die Protestantischen Fürsten insonderheit wuren durch den Zuwachs so vieler Länder in den Stand

gesezt, sich einer Unterdrückung, welche man künftig gegen sie versuchen möchte, glücklicher zu widersezen. Alle Stände des Reichs gelangten aufs neue zu denjenigen Rechten, welche sie vor dem Jahr 1619 genossen hatten. Beyde Protestantische Kirchen bekamen eine völlige Gewissensfreyheit in Deutschland, und gleiche Gerechtsame mit den Römischcatholischen; aber in Ansehung des äußerlichen Religionszustandes in unserm Vaterlande, sollte die Verfassung vom Jahr 1624 in der Folge zur Vorschrift dienen. **Christina**, welche die Bedingungen dieses Friedens hauptsächlich bestimmte, übernahm auch nebst Franckreich die Gewährleistung desselben.

Allein so danckbar auch die Nachkommen denselben aus ihren Händen empfiengen; so haben sie doch mit dem Großkanzler Oxenstierna und andern weitsehenden Männern seiner Zeit erkannt, daß derselbe noch vollkommener hätte werden können, wenn die Königinn sich ihrer ganzen Stärcke hätte bedienen wollen. Man muß freylich auch in der vortheilhaftesten Stellung bey Friedensunterhandlungen seinen Forderungen ein Ziel zu sezen wissen; aber wenn diese gerecht und billig sind, eine bevorstehende große Gefahr abwenden, oder vielen tausend Menschen ihre natürliche Rechte wieder verschaffen können, alsdenn ist die standhafte Beharrlichkeit an ihrem rechten Orte. **Christina** konnte sich noch ein zweyfaches großes Verdienst um die Protestanten in Deutschland erwerben. Diese ihre Glaubensgenossen in Böhmen, Oesterreich, und den übrigen Kayserlichen Erbländern, lebten seit einigen zwanzig Jahren in der traurigsten Bedrückung. Die Schwedischen Gesandten gaben sich viele Mühe, ihnen die Religionsfreyheit

reyheit zu verschaffen; endlich aber überließen sie dieselben dem Willkühr des Kaysers. Die Königinn und die evangelischen Reichsstände behielten sich nur das Recht vor, bey einer andern bequemen Gelegenheit eine Fürbitte bey dem Kayser für sie einzulegen.

Außerdem suchten auch die Gesandten der Königinn es dahin zu bringen, daß ein den Protestanten sehr nachtheiliger Artikel in dem Religionsfrieden zu Augsburg vom Jahr 1555, welche man **den geistlichen Vorbehalt** nennt, aufgehoben werden möchte. Durch denselben war festgesezt worden, daß ein Römischcatholischer Erzbischof oder anderer Prälat, wenn er die Protestantische Religion annähme, sogleich diese Würde verlieren, doch seine Ehre unversehrt behalten sollte. Man kann diese Verordnung als eines der größten Hindernisse des Fortgangs der Kirchenverbesserung in Deutschland ansehen: gleichwohl war sie, nachdem die Protestantische Kirche einerley Rechte mit der Römischcatholischen bekommen hatte, eben so unbillig als schimpflich für die erstere. Aber alles, was man deswegen in dem Westphälischen Frieden erlangen konnte, bestand darinne, daß sie sich auch auf Protestantische Bischöfe und Prälaten — ein sehr seltener Fall — erstrecken sollte.

Es darf kaum gezweifelt werden, daß **Christina** diese streitige Unterhandlungen nach dem Wunsche der Protestanten hätte endigen können. Einem dringenden und festen Anhalten würde der Kayser schwerlich widerstanden haben: so wenig konnte er sich damals auf seine Kräfte verlassen. Daß die Schwedischen Gesandten, insonderheit **Salvius**, von ihm mit Gelde wären gewonnen worden, um hierinne nachzugeben, ist eine Beschuldigung, welche man

 nicht

nicht erwiesen hat: sie scheinet vielmehr aus einer unbestimmten Nachricht von dem geheimen Artikel entstanden zu seyn, der dem Friedensschlusse zwischen dem Kayser und Schweden angehängt wurde, und durch den jener versprach, dieser Crone für die Zurückgabe verschiedener Festungen in Böhmen und Mähren, sechsmal hundert tausend Reichsthaler zu bezahlen. Andere Ursachen sind gewisser, und leicht zu finden. Die Königinn begehrte den Frieden so sehnlich, sie hatte dem Hofkanzler so gemessene Befehle darüber gegeben, daß er es nicht wagen durfte, denselben länger aufzuhalten. Diese ihre Neigung war nicht unbekannt: und man hat mehrere Beyspiele, daß Fürsten, welche eine zu lebhafte Begierde nach dem Frieden verriethen, lange nicht alle Vortheile durch denselben erhalten haben, die sie erwarten konnten. Schweden hatte nächstdem an Franckreich einen Bundsgenossen, der nur halb gezwungen zum Besten der Protestanten die Hände bot: daher konnte die Königinn desto eher überredet werden, schon genug für sie gethan zu haben. Vielleicht eilte sie aber auch deswegen so sehr zum Frieden, weil Spanien nach seinem besondern Verträge mit den Holländern, jezt im Stande war, dem Kayser wider Schweden beyzustehen; weil in Franckreich innerliche Unruhen entstanden, welche einem auswärtigen Kriege sehr hinderlich waren: und weil der größere Theil ihrer Heere aus Deutschen bestand, die des langen Krieges überdrüßig zu werden anfiengen.

Um die Zeit, da nur wenig noch zur Schließung des Friedens fehlte, im Jahr 1648, wurde Salvius von der Königinn für die dabey geleisteten Dienste mit der Würde eines Reichs-Rathes von Schweden belohnt. Es war etwas ungewöhnliches, daß ein Mann

Mann von bürgerlicher Geburt zu diesem höchsten Range in seinem Vaterlande stieg. Allein die Königinn sagte zu den versammleten Reichs-Räthen: „Wenn es auf gute Vorschläge und weisen Rath ankommt, so fragt man nicht nach den sechszehn Ahnen; sondern lediglich darnach, was zu thun sey. „**Salvius** würde ohne Zweifel ein geschickter Mann „seyn, wenn er aus einer großen Familie herstammte. „Jedoch er kann es als einen Vortheil rechnen, daß „man ihm nichts anders vorzuwerfen hat. Mir ist „daran gelegen, geschickte Leute zu haben. Wenn „Leute aus ansehnlichen Geschlechtern Fähigkeit besizen, so werden sie ihr Glück wie andere machen, „ohne daß ich mich auf einige wenige Familien oder „Personen einschräncken wollte.„

In eben diesem Jahre 1648 starb auch der König von Pohlen, **Vladislaus**, ein Sohn **Siegmund des Dritten**, welcher die Schwedische Crone durch seinen unzeitigen Eifer für die Römischcatholische Religion verloren hatte. **Christina** war in Ansehung der Ansprüche, welche **Siegmunds** Söhne auf den Schwedischen Thron machen konnten, ziemlich gesichert. Auch hatte der Großkanzler im Jahr 1635 den langen Krieg zwischen beyden Reichen, durch einen Stillstand von sechs und zwanzig Jahren, in ihrem Nahmen geendiget. Allein sie fand es doch vor nöthig, an der Wahl eines neuen Königs von Pohlen Antheil zu nehmen. Die Pohlen schienen nicht geneigt zu seyn, einen von den Brüdern des verstorbenen Königs, **Carl Ferdinand**, oder **Johann Casimir**, zu wählen; **Christina** hingegen wollte es niche zugeben, daß sie die Königliche Familie, welche im Grunde auch die ihrige war, übergiengen. Die Ehrbegierde reizte sie am wenigsten, dieses zu verlangen;

 sie

sie begünstigte diese beyden Prinzen hauptsächlich, weil sie nicht vor so unternehmend gehalten wurden, daß man von ihnen einen Versuch auf Schweden, ihr väterliches Reich, hätte besorgen dürfen; wohl aber mußte man erwarten, daß sie, da die Königinn die lezte von ihrem Stamme wer, ihre Ansprüche erneuern möchten, wenn sie, ohne Kinder zu hinterlassen, stürbe, und die Prinzen von dem Pohlnischen Throne ausgeschlossen wären. Franckreich glaubte seiner Seits, daß diese Zeit des Zwischenreichs die bequemste sey, um einen dauerhaften Frieden zwischen Schweden und Pohlen zu stiften; daß man einen Prinzen zur Crone befördern müsse, welcher aus Danckbarkeit Franckreich und Schweden zugethan seyn würde; und daß dieses desto nothwendiger sey, je mehr Schweden durch einen Krieg in Pohlen abgehalten werden könnte, sich in Deutschland mit Nachdruck zu zeigen.

Obgleich die Königinn hierüber nicht anders dachte; so wollte sie sich doch nicht eher für einen von diesen beyden Prinzen erklären, bis sie die Gesinnungen der Pohlnischen Republik wußte, damit sie den neuen König nicht zum voraus beleidigen möchte. Sie war auch dem ältern Prinzen **Carl** wegen seiner friedfertigen Gemüthsart günstiger; da hingegen Franckreich, weil derselbe dem Oesterreichischen Hause sehr ergeben war, den jüngern auf dem Throne zu sehen wünschte. Beyde Brüder baten **Christinen** um ihre Unterstützung; und in der Verlegenheit, in welche sie alles dieses sezte, fand sie doch niemanden, den sie mit mehrerm Vertrauen um Rath fragen konnte, als den Großkanzler. Dieser antwortete: es sey Schweden und Franckreich gleich viel daran gelegen, daß **Johann Casimir** König würde; doch würde die

die Königinn am besten thun, sich für keinen dieser Prinzen noch öffentlich zu erklären, sondern nur die Französischen Gesandten für den jüngern arbeiten zu lassen. Er sezte hinzu, es sey sehr zu wünschen, daß Schweden noch vor der Wahl des Königs, mit der Republik Pohlen einen Vertrag schließen könnte, durch welche diese ihren Ansprüchen auf Liefland, und die Königlichen Prinzen denjenigen, welchen sie auf die Schwedische Crone hätten, entsagten, indem Schweden beydes mit Rechte fordern könne; den Prinzen brauchte für ihre Entsagung nichts angeboten zu werden, und ohne einen solchen Vertrag mit den Pohlen errichtet zu haben, zu dem sie auch ihre jezige Verfassung bald bewegen würde, könne man mit ihnen keine andere Unterhandlung pflegen. — Die Königinn billigte alle diese Maaßregeln: sie ließ daher zwar ein Empfelungsschreiben für den Prinzen **Casimir** auffsezen; aber ihr Gesandter sollte sich desselben nicht eher bedienen, bis derselbe eine gewisse Hoffnung hätte, den Thron zu besteigen; im widrigen Fall hatte der Gesandte ein anderes für den ältern Bruder erhalten. **Johann Casimir** wurde endlich noch im Jahr 1648 gewählet, und **Christina** lebte mit ihm in dem besten Vernehmen. Allein ihr Nachfolger sahe sich genöthiget ihn zu bekriegen, bis der Olivische Friede den Ansprüchen des Königs und der Republik Pohlen auf Schweden ein Ende machte.

Als der Westphälische Friede geschlossen wurde, standen gegen siebzig tausend Soldaten unter den Befehlen der Königinn in Deutschland. Franckreich, welches voraus sahe, daß sie einen beträchtlichen Theil derselben aus ihren Diensten entlassen würde, und befürchtete, diese möchten zu seinen Feinden über-

gehen, ersuchte sie, dieselben zu dem Kriege, welchen die Franzosen mit den Spaniern fortführten, zu überlassen. Die Königinn bewilligte solches; sie verlangte aber, daß der Französische Gesandte darüber auch mit einigen der vornehmsten Reichsräthe sprechen sollte. Torstenson, der oberste Feldherr des Reichs, rieth, dieses Vorhaben heimlich und geschwind auszuführen, damit die Kayserlichen Feldherren nicht den größten Theil dieser Kriegsvölcker an sich zögen; überhaupt aber hielt er es, wenn der Kayser in dem Frieden verspräche, Spanien, einem nahe verwandten Hofe, gegen Franckreich nicht beyzustehen, vor unmöglich, ja unbillig, daß Schweden dieser Crone gegen die erstere offenbar Hülfe leistete. Der Großkanzler fügte nach seiner bekannten Scharfsichtigkeit noch hinzu, die Abdanckung der Soldaten würde wohl schwerlich sogleich statt finden können, weil man allerhand Schwierigkeiten bey der Erfüllung der Friedensbedingungen befürchten müßte. Die Königinn selbst wollte die abzudanckenden Soldaten dem Könige von Franckreich nicht anders übergeben, als gegen ein schriftliches Versprechen, sie, wenn es nöthig wäre, wieder in Schwedische Dienste ziehen zu lassen. Sie gab unterdessen doch an den Pfalzgrafen Carl Gustav Befehle, Franckreichs Absichten hierinne zu befördern; allein dieser mußte seine sämmtlichen Kriegsvölcker noch bis ins Jahr 1650 beysammen behalten, weil die bedungene Räumung der Städte und länder in Deutschland, ingleichen die Wiederherstellung der Reichs-Stände in ihre alten Rechte, noch erst eigene Berathschlagungen und Vorschriften erforderten.

Ein sehr schwacher Feind, der nur mit dem Schatten seiner alten Macht drohte, suchte Christinen

und

und den Protestanten überhaupt die Vortheile des Westphälischen Friedens streitig zu machen. Dieses war der Pabst Innocentius der Zehnte, indem er diesen Frieden durch eine besondere Bulle verwarf und vor ungültig erklärte. Es gefiel ihm nicht einmal, ihr darinne den Nahmen einer Königinn beyzulegen. Aber glücklicher Weise waren damals die Zeiten längst vorbey, in welchen königliche Würden und Friedensschlüsse von dem Willkühr der Päbste abhiengen; daher erlangte Innocentius durch diese Verordnung nichts mehr, als daß die Protestanten über ihn lachten, und die Römischcatholischen ein fruchtloses Mitleiden mit ihm trugen.

Nach und nach machten sich die sieben deutschen Crayse, welche vermöge des Friedensschlusses fünf Millionen Reichsthaler an die Königinn, zur Befriedigung ihrer Soldaten, bezahlen sollten, dazu fertig. Verschiedene Reichs-Fürsten ersuchten sie jedoch, ihnen den Antheil, welchen sie dazu beytragen mußten, zu erlassen: und Christina willigte leicht darein. Sie erließ dem Kurfürsten von Maynz, dem Landgrafen von Hessen, und der Reichsstadt Ulm, vermuthlich auch mehrern, die ganze Summe, welche sie schuldig waren; dem Kurfürsten von der Pfalz aber die Hälfte. Von dem Kurfürsten von Bayern erhielt sie ebenfals nichts; obgleich seine Staatsbedienten das schuldige Geld in seinen Ländern gesammlet hatten. So wurden von dieser Kriegssteuer nicht viel über drey Millionen an die Königinn abgetragen.

Die Zeit der Ruhe und des Friedens, in der sie nunmehro regierte, gab Gelegenheit, daß die Schweden desto eifriger wünschten, sie vermählt zu sehen. Man hatte ihr schon viele Vorschläge dieser Art ge-

 than,

than, und keiner war angenommen worden. Die Prinzen **Friedrich** und **Ulrich**, Söhne des Königs von Dänemarck, und der jüngere insonderheit, strebten schon nach dieser Vermählung, da sie kaum sechs Jahre alt war. Ihre Mutter unterstüzte diese Bewerbung; allein die Reichs-Räthe ließen ihr weiter keinen Einfluß dabey: sie sahen auch eine solche neue Verbindung Schwedens mit Dänemarck unter Ein Haupt für ihr Vaterland vor nachtheilig an.

Gustav Adolph selbst hatte seiner Tochter den Kurfürsten von Brandenburg **Friedrich Wilhelm** zum Gemahl bestimmt, und im Jahr 1632 deswegen an den Reichsrath geschrieben. Schweden würde dadurch ein mächtiger Reichsstand von Deutschland geworden seyn; es hätte die Protestanten noch leichter und glücklicher gegen den Kayser beschützen können. Nach **Gustavs** Tode wurde diese Absicht von den Reichs-Räthen nicht aufgegeben; der Kurfürst erneuerte sein Ansuchen mehrere Jahre nach einander, auch da **Christina** schon den Thron bestiegen hatte; er mußte aber endlich alle Hoffnung dazu fahren lassen. Die Großen des Reichs befürchteten, es möchte unter einem ausländischen Könige viel von seinen Rechten verlieren, viele Deutsche aufnehmen, und ihnen die vornehmsten Stellen überlassen müssen; die Königinn aber bezeigte überhaupt dazu keine Neigung.

Die übrigen Fürsten, welche **Christinens** Hand begehrten, standen weit geschwinder davon ab. Unter diese gehörte der König von Portugall **Johann der Vierte**; der König v. Spanien **Philipp der Vierte**, der durch diesen Antrag die Königin vermuthlich von dem Bündnisse mit Franckreich abzuziehen suchte; der König von Pohlen **Vladislaus**; sein Bruder,

der

er Prinz **Johann Casimir**, der noch der Cardinal
on Pohlen hieß; und andere mehr, unter welchen
ich auch der Fürst **Rakoczy** befand, der auf den
Einfall gerieth, seinen Sohn mit der Königinn zu
ermählen. **Christina**, an Statt mehrern Fürsten
ugleich mit einer solchen Hoffnung zu schmeicheln,
vie es wohl ehemals die Staatsklugheit anderer Kö-
iginnen gethan hatte, ertheilte die entscheidende Ant-
vort ohne Verzögerung.

Ein Prinz war jedoch in Schweden selbst, der
en Vorzug, **Christinens** Gemahl zu werden, ver-
iente, und auch viele Jahre erwartete: ihr Vetter,
er Pfalzgraf **Carl Gustav**. Unter vielen rühmli-
chen und angenehmen Eigenschaften, die er besaß, war
eine Ergebenheit gegen die Königinn keine der gering-
sten; er ließ so viele ehrerbietige Liebe gegen sie bli-
cken, daß sie wohl erkannte, es sey nicht bloß der
Ehrgeiz, der diesen Wunsch in ihm hervorbrachte.
Er war außerdem in Schweden gebohren, und da-
durch in diesem Reiche desto beliebter geworden.
Es konnte versichert seyn, daß er es mit eben so vie-
ler Tapferkeit vertheidigen würde, als es **Christina**
mit ausnehmender Weisheit regierte. Denn so wenig
sich auch seine kriegerischen Gaben wegen des eben ge-
schlossenen Friedens entwickeln konnten; so leuchteten
sie doch schon damals hervor; und in der Folge re-
deten seine Thaten genugsam davon, daß seine Mut-
ter eine Schwester des großen **Gustav** sey. Die
Königinn hatte ihm öfters in ihrem zarten Alter spie-
lend versprochen, ihn zu heyrathen; er gab sich auch
nachher von Zeit zu Zeit viele Mühe, sie zu einem
gewissen Entschlusse zu bringen: zumal, da die Reichs-
stände im Jahr 1646, nachdem sie die Königinn ge-
beten hatten sich zu vermählen, und diese, ohne Nei-
gung

gung zum Ehestande, doch antwortete, daß sie ihnen zu Gefallen wohl den Pfalzgrafen wählen könnte, sich erklärt hatten, daß sie mit seiner Person völlig zufrieden wären. **Carl Gustav** wiederholte seine Bitte bey der Königinn vor seiner Abreise nach Deutschland im Jahr 1647. Sie antwortete darauf, daß sie an das Versprechen ihrer Kindheit nicht gebunden seyn wollte: erst in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre würde sie hierüber einen Schluß fassen, und wenn sie ihn nicht heyrathete, so würde sie auch keinen andern Gemahl nehmen, und ihn zu ihrem Nachfolger erklären lassen. Er erklärte sich dagegen eben so großmüthig: wenn er sich mit der Königinn nicht verbinden könnte, sagte er, so würde er auch ihr Anerbieten nicht annehmen, und niemals nach Schweden zurück kommen. **Christina** nennte diese Denckungsart romanenhaft, und suchte ihn endlich durch die Vorstellung, welche auf gleichen Ton gestimmt war, zu beruhigen: es würde, wenn er vor der gesezten Zeit sterben sollte, doch eine Ehre für ihn bleiben, daß er vor würdig wäre gehalten worden, ihr Gemahl zu werden. Unterdessen erlaubte sie ihm doch, sich aus Deutschland an seinen Vater und den Bischof **Matthiä** deswegen zu wenden, damit sie in seinem Nahmen mit ihr sprechen möchten. Er that dieses auch so eifrig, daß er endlich an den Bischof schrieb, er könnte nicht anders auf eine anständige und zufriedene Art nach Schweden zurück kommen, als wenn die Königinn sich seinem Ansuchen geneigt erwiese: sonst aber bäte er sie, ihn in ihren Angelegenheiten außerhalb Schweden zu gebrauchen.

Allein **Christina** entfernte sich immer mehr von seinen Wünschen. Diese Abneigung vor der Ehe, welche mit den Jahren bey ihr zunahm, scheinet aus mehrern

mehrern Ursachen entsprungen zu seyn. Mit männlichen Kräften und Gesinnungen gebohren, und bey dem herrschenden Triebe, unabhängig zu leben, konnte sie den Gedancken von einem Gemahl nicht wohl aufnehmen. Er drohte ihr mit dem Verluste eines großen Theils ihrer Freyheit; und wenn sie gleich den Vorsaz, auch über ihren Gemahl zu herrschen, damit verbunden hätte, so würde sie bey demselben viele Schwierigkeiten angetroffen haben. Frauenzimmer von einem so hohen Geiste als der ihrige war, sind nur alsdenn glücklich im Ehestande, wenn sie schwache und gehorsame Männer finden. Gleichwohl konnte die Königinn so sehr auf das gefällige Nachgeben des Prinzen **Carl Gustav**, eines sonst zur Regierung überaus tüchtigen Fürsten, rechnen, daß sie zuweilen ziemlich geneigt war, sein Anhalten zu erfüllen; aber ihr Günstling, der Graf **Magnus de la Gardie**, flößte ihr den stärckſten Widerwillen dagegen ein, und machte ihr selbst die Person des Prinzen verhaßt, dessen Schwester er doch zur Ehe hatte. Er fürchtete viel von seinem Ansehen bey der Königinn zu verlieren, wenn derselbe sich neben ihr auf den Thron sezen würde. Sogar viele Große des Reichs scheinen sie bey diesem Vorsaze erhalten zu haben, um nach ihrem Tode die Verfassung der Regierung verändern zu können. Man erzählt, sie habe ihre Weigerung sich zu vermählen, auch mit den Worten vertheidigt: „Es könnte eben sowohl ein „**Nero** als ein **Augustus** von mir gebohren werden.„ Ein Grund, welcher zwar zu viel beweiset; aber doch einen großen Umfang der wichtigsten Wahrheiten für einen Staat in sich faßt.

Dagegen bemühte sich **Christina** desto mehr, dem Prinzen **Carl Gustav**, ihrem Versprechen gemäß, den

den Besiz der Crone nach ihr zu verschaffen. Im Jahr 1649, da sie einen Reichstag nach Stockholm ausgeschrieben hatte, that sie dem Reichs-Rathe darüber den ersten Antrag. Sie könnte es, sagte sie, nicht mißbilligen, daß man sie seit einigen Jahren unaufhörlich ersucht hätte, sich zu vermählen, um der Gefahr vorzubeugen, welche daraus entstehen würde, wenn sie stürbe, ohne einen gewissen Nachfolger zu hinterlassen. Da aber die Unterwürfigkeit der Ehe gewisse Bedingungen nach sich ziehe, welche ihr nicht gefielen, und von welchen sie auch nicht wüßte, wie bald sie ihre Abneigung dagegen überwinden könne: so wollte sie den Prinzen **Carl Gustav** den Ständen zu ihrem Nachfolger vorschlagen, dessen feyerliche Ernennung alle Furcht wegen ihres Todes aufheben würde. Sie erhob seine Tugenden, bat die Reichs-Räthe ihn als den Cron-Erben aufzunehmen, und versicherte ihnen zugleich, daß sie solches an eben diesem Tage den Reichs-Ständen vortragen würde.

Niemand hatte einen Antrag dieser Art von der Königinn erwartet: daher schwiegen die Reichs-Räthe anfänglich alle vor Erstaunens still; darauf aber fiengen sie alle zugleich an, sie davon abzurathen, und bezeigten sogar, daß sie sich ihrem Entschlusse widersezen würden. Hier gab **Christina** ein Beyspiel ihrer unbeweglichen Standhaftigkeit. Sie sagte zu den Reichs-Räthen, sie wüßte wohl, daß einige unter ihnen, weil sie sie als die lezte von ihrem Hause betrachteten, glaubten, daß sie nach ihrem Tode mit in die Wahl gezogen werden könnten; diesen müßte sie sagen, daß keiner von ihren Familien den Vorzug vor dem Prinzen **Carl** verdiene. Andere hätten eine aristocratische Regierungsart im Sinne, wie der Großkanzler und der Reichs-Drost; diese aber sähen

mehr

mehr auf ihren Eigennutzen als auf das Beste des Staats, der eine solche Verfassung nicht vertragen könne. Sie selbst würde dieselbe nach ihrem Tode einzuführen suchen, wenn sie solche Schweden vor zuträglich halten könnte; sie erkenne aber vielmehr, daß dieselbe mit den Sitten der Nation streite, und daß es ungerecht sey, die Folge der Monarchie zu unterbrechen, welche seit der Gründung des Staats fortgedauert hätte.

Die Reichs-Räthe suchten sie mit dem Versprechen zu befriedigen, daß sie, wenn die Königinn ohne Erben sterben sollte, alle ihre Stimmen dem Prinzen Carl geben würden; allein sie antwortete darauf, sie verlange dasjenige, was sie ihr mündlich versprächen, nur in einer ächten Form, und ihr Gewissen erlaube ihr nicht, eine so wichtige Angelegenheit auf die zufällige Veränderung ihrer Gesinnungen ankommen zu lassen. Da sie ferner auf die Unbequemlichkeiten drangen, welche die Königinn selbst empfinden würde, wenn man ihren Nachfolger schon ernennen sollte: so gab sie zur Antwort: Ich will mit dem Prinzen auf eine solche Art leben, daß nichts dergleichen zu befürchten seyn soll. Wenn sie aber, warf man ihr weiter ein, sich mit einem andern als dem Prinzen Carl vermählen sollte, so könnte dieser einen innerlichen Krieg stiften. Hierauf versicherte die Königinn, sie werde nie einen andern heyrathen, und überhaupt sey dieses eine ungewisse Gefahr gegen die gewisse gerechnet, wenn bey ihrem Tode noch kein Nachfolger bestimmt wäre. Sie sagte unter andern in dieser Versammlung: „Wenn ich „mich mit dem Prinzen vermähle, so werden Sie seine „Kinder ohne Zweifel als königliche ansehen; wenn „ich aber eher sterbe, so verwette ich meine beyden „Ohren,

„Ohren, daß er niemals auf den Thron gelangen „wird.„ Torstenson versezte darauf: Ich glaube, daß der Prinz nie heyrathen werde, wenn er nicht der Gemahl Ew. Majestät werden kann. „Ach ja, „erwiederte die Königinn; die Liebe brennt nicht bloß „für Einen. Eine Crone ist ein artiges Mädchen. „Ich habe es ihm gesagt, es sey ein großes Unter„nehmen, daß er, der nur ein kleiner Prinz ist, sich „nach der Vermählung mit einer Königinn bestrebt, „und es würde genug seyn, wenn man nur davon re„dete: ich habe ihm dieses in Betrachtung meiner ei„genen Hoheit, und der Ehrerbietung, welche mir „gebühret, gesagt, und jezt steht es mir nicht an, mich „zu vermählen; es ist mir unmöglich. Darinne bin „ich mit dem Reichs-Rathe völlig einig, daß der Prinz „**Carl** kein Recht an die Crone habe; allein ich bitte „nur, daß man ihn aus Gnade vor meinen Nachfol„ger erkenne. Ich habe hiebey keine andere Absicht, „als das Beste und die Sicherheit des Reichs: denn „sterbe ich, und Sie sind noch ungewiß wegen eines „Nachfolgers, so werden Sie und Ihre Kinder sich „die Wahl streitig machen, und viel mehr andere Per„sonen werden sich unterstehen nach der Crone zu „trachten.„

Diese Vorstellungen begleitete die Königinn noch mit vielen andern, weil sie die Unschlüßigkeit der Reichs-Räthe sahe: sie sezte unter andern hinzu, daß sie ihre Weigerung sich zu vermählen, bloß ihnen bekannt mache; wenn sie dieselbe jemals ablegte, so sey ihre Seele viel zu erhaben, als daß sie einen bloßen Pfalzgrafen zum Gemahl annehmen sollte; er müßte vorher zum Nachfolger im Reiche erklärt seyn, und durch dieses Mittel würde man auch dem Könige von Pohlen alle Hoffnung entreißen, den Schwedischen Thron

Thron zu besteigen. Es wurde also endlich beschlossen, daß der Antrag der Königinn den versammleten Reichsständen vorgetragen werden sollte, welche schon zweymal Abgeordnete an sie geschickt hatten, um sie zu ersuchen, daß sie sich vermählen möchte. Sie wiederholten jezt diese Bitte. Der Bischof Matthiä, ihr ehemaliger Lehrer, berief sich insonderheit auf die Reichsgeseze, welche der Königinn die Verbindlichkeit auflegten, sich zu vermählen, damit die erbliche Reichsfolge versichert würde. Ihre Antwort zeigte weder Gelehrigkeit gegen ihn, noch, welches weit schöner gewesen wäre, gegen die Geseze. „Kein Mensch in der Welt, sagte sie, kann mich dazu „zwingen, wenn ich mich nicht selbst dazu entschließe. „Ich leugne nicht, daß ich es einmal noch thun dürfte. „Sich wegen der Wohlfahrt des Reichs zu vermählen, ist ein großer Bewegungsgrund; wenn ich „aber ein eben so gutes Mittel finde, um das Reich „in Sicherheit zu sezen, was kann man mehr von „mir begehren? Die bestimmte Nachfolge hindert „mich nicht, mich zu vermählen. Was ich dem Prinzen **Carl** versprochen habe, werde ich ihm heilig halten; aber Sie sollen es jezt nicht erfahren, was ich „ihm versprochen habe. Ich könnte ihn wohl heyrathen, wenn er zum Nachfolger des Reichs wird erklärt seyn, und diese Erklärung kann jezt am bequemsten geschehen; aber niemand, weder im Himmel, noch auf der Erde, soll mich dazu zwingen.„

Nach einer langen Widersezung also, besonders von Seiten des Adels, gelang es der Königinn, daß die Reichsstände noch im Jahr 1649 den Pfalzgrafen **Carl Gustav** zu ihrem Nachfolger ernannten. Ihrer Uebereinstimmung fehlte nur noch der Beytritt des Großkanzlers; allein, ob er gleich die darüber

ausgefertigte Urkunde, so wie alle andern, im Jahr 1650 unterschrieb; so that er dieses doch nur, weil der Widerspruch dagegen zu spät war. „Ich versichere Ihnen, sagte er zu dem Hofkanzler, der sie ihm in seiner damaligen Kranckheit brachte, daß ich, wenn ich in diesem Augenblicke mein Grab offen sähe, und die Wahl hätte, ob ich mich lieber in dasselbe legen, oder diese Urkunde unterzeichnen wollte, eher das erstere thun würde. Die Zukunft wird, wenn es nicht mehr Zeit seyn wird, zeigen, daß diese Entschließung ganz andere Folgen haben wird, als man sich jezt einbildet; mein größter Trost aber ist dieser, daß ich alsdenn nicht mehr leben werde.„ Der Hofkanzler stellte ihm vor, daß die übrigen Reichsräthe und die Stände insgesammt darein gewilligt hätten; allein **Oxenstierna** gab zur Antwort: Wenn die Königinn ihre Gesinnungen in ihren Herzen lesen könnte, so würde sie sehen, wie klein die Anzahl derjenigen sey, welche ihren Absichten aufrichtig beygetreten wären. Er sezte dazu, **Gustav Adolph** habe ihn bereits gewarnet, das Reich nicht auf das Haus des Pfalzgrafen kommen zu lassen; er selbst fürchte sich vor der Herrschaft dieser neuen und ausländischen Familie; überhaupt sey ihm auch die übereilte Hitze bedencklich, mit welcher die Geistlichkeit, der Bürger- und der Bauern-Stand in dieser Angelegenheit verfahren wären, und er müßte die Königinn warnen, auf ihr Verhalten aufmercksam zu seyn, damit sie nicht mit gleichem Ungestüm endlich einen Theil der Regierung an sich ziehen möchten. — So sprach dieser große Mann, **Christinens** bester aber am wenigsten geachteter Rathgeber. Es gehört nicht in ihre Lebensbeschreibung, zu untersuchen, ob seine Vorhersagung eingetroffen ist; aber Kenner der Schwedischen Geschichte werden dieses leicht beurtheilen.

Sie

Sie beklagte sich über seine Reden im Reichs-Rathe, zwar gelassen und sanft; aber doch in der Absicht, um zu zeigen, daß sein grosses Ansehen sie nicht schüchtern machen könne. Der Reichs-Rath hatte sich überhaupt bald nach Gustavs Tode gegen den Pfalzgrafen **Johann Casimir** und seine Söhne sehr ungünstig bezeigt. **Christina** beschüzte sie desto mehr, und sorgte auch insonderheit für die Erziehung des jüngern Prinzen. Aber warum sie den ältern so frühzeitig und mit so vielem Eifer zur Thronsfolge befördert habe, kann noch gefragt werden. Zwo Ursachen sind die wahrscheinlichste Antwort, welche man darauf geben kann. Es ist glaublich, daß sie schon um diese Zeit dem Gedancken bey sich einigen Platz gegeben, oder ihn doch von weitem betrachtet habe, die Regierung niederzulegen: dazu aber war die Ernennung eines Nachfolgers die nothwendigste Vorbereitung. Noch dringender war vermuthlich bey ihr der Bewegungsgrund, von dem unangenehmen Anhalten sich zu vermählen, frey zu bleiben: denn nunmehro hatte sie sich selbst einen Erben zur Crone verschafft. Vielleicht, wie man nicht übel gemuthmaßt hat, wollte sie auch durch diese Anstalt die Hoffnung einiger grossen Familien auf die Crone zerstören.

Der **Prinz von Schweden**, wie **Carl Gustav** künftig genannt werden sollte, kam im Jahr 1650 aus Deutschland zurück: und darauf ließ die Königinn noch das übrige auf dem Reichstage ausmachen, was zu seiner gesezmäßigen Erhöhung gehörte. Er bekam den Titel, Königliche Hoheit, und gewisse Einkünfte zu seinem Hofstaate. Man wollte ihm auch dazu ein besonderes Fürstenthum anweisen; allein die Königinn sagte, es sey eine Grundregel, nach der

sich die Königliche Familie stets gerichtet hätte, einem Erbprinzen keines von den Schwedischen Ländern zu ertheilen. Eben deswegen versagte ihm auch die Königinn zwey Jahre darauf die Statthalterschaft über die Schwedischen Provinzen in Deutschland, welche er begehrte; sie verstattete ihm auch nicht, den Orden des blauen Hosenbandes anzunehmen, indem sie nicht wollte, daß ihre Unterthanen in irgend einer Verbindung mit andern Höfen stünden; „sie können, sagte sie, ihre Ergebenheit und ihren Eifer nicht anders theilen, als so wie sie beydes ihrem Landesherrn entziehen; und dieser muß doch darüber eben so eifersüchtig seyn, als ein Ehemann über die Ehre seiner Frau.„ Aus gleicher Ursache erlaubte sie keinem Schweden, in auswärtige Ritter-Orden zu treten: denn, sagte sie, meine Schaafe dürfen nicht von einer fremden Hand gezeichnet seyn.

Carl Gustav schwor ihr in seinem und der seinigen Nahmen einen vollkommenen Gehorsam; er versprach auf eben diese Art, keine wichtige Staatssache ohne ihren und des Reichs-Rathes Willen, und ohne ihren Befehl vorzunehmen: wenn er aber dereinst die Crone erlangte, die Rechte und Freyheiten aller Stände zu erhalten. **Christina** konnte auch mit seinem Betragen völlig zufrieden seyn. Ob es gleich schien, daß er sich die gedachte Statthalterschaft nur in der Absicht ausgebeten habe, um bey Gelegenheit derselben einigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zu bekommen, von welchen ihn die Königinn so sehr ausschloß, daß er von denselben nur so viel, als sie ihm durch Briefe zu melden beliebte, erfuhr; so nahm er doch ihre abschlägliche Antwort mit einer klugen Geduld auf. Er lebte auf der Insel Oeland mit einem anscheinenden Vergnügen,

gnügen, jagte, ließ sein Schloß ausbessern, und war gleichsam von dem Reiche getrennt, das er künftig regieren sollte, das er also nicht bald genug kennen lernen konnte. Für ein so unterwürfiges Verhalten war die Königinn gesonnen, ihm die Insel Gottland zu schencken; sie dachte auch darauf, ihn mit einer Holsteinischen Prinzeßinn zu vermählen.

Erst nachdem sie die große Angelegenheit, die Bestimmung der Nachfolge im Reiche, zu Stande gebracht, und die Erfüllung des von ihr gestifteten Friedens gesehen hatte, ließ sie sich im October des Jahrs 1650 mit vieler Pracht zu Stockholm krönen. Auf dem Reichstage, welcher noch vorher gehalten wurde, hatte sie von den Reichsständen verlangt, zur Bezahlung der Schulden, welche der lezte Krieg verursacht hätte, und zu einigen außerordentlichen Gesandtschaften Geld herzugeben. Sie berathschlagten lange darüber, und die drey andern Städte begehrten anfänglich, die Königinn sollte so viele Güter, welche sie Edelleuten geschenckt hatte, wieder mit den Besizungen der Krone vereinigen, damit sie weniger mit Auflagen beschwert werden dürften; aber endlich neigten sie sich doch zu ihrem Willen. Christina hatte, wie man aus diesen Beschwerden sieht, ihre Denckungsart seit einigen Jahren geändert. Denn da man auf dem Reichstage des Jahrs 1641 beschlossen hatte, für viermal hundert tausend Reichsthaler liegende Gründe, die der Crone gehörten, an den Adel zu verkaufen, und der Bauernstand sich wegen der ihm dadurch angewachsenen Abgaben beklagte: erinnerte Christina den Reichs-Rath, welcher die Vortheile des Adels zu sehr unterstüzte, man müsse das weiße Kind dergestalt begünstigen, daß auch das schwarze Kind etwas bekäme.

Unter diesen Beschäftigungen mit der innern Verfassung von Schweden, sahe die Königinn zugleich auf den Zustand der übrigen Europäischen Reiche. Sie war mit Franckreich insonderheit viel zu genau verbunden, als daß ihr die Unruhen hätten gleichgültig seyn können, welche daselbst seit dem Jahre 1648 entstanden. Diese kamen von dem fast allgemeinen Hasse gegen den Cardinal **Mazarin** her, der, ob er gleich ein Ausländer war, doch die Staatsverwaltung im Nahmen des Königs fast allein an sich gezogen hatte. Im Jahr 1649 waren sie schon gestillt, als dieser Cardinal den Prinzen **von Conde** und zween andere Prinzen von königlichem Geblüte gefangen nehmen ließ. Die Mutter des Königs, Regentinn von Franckreich, mußte sie zwar wieder in Freyheit sezen, und den Cardinal aus Franckreich entfernen; allein da **Conde** mit Spanien vereinigt die Waffen gegen sein Vaterland ergriff, wurde **Mazarin** zurück berufen, und behauptete sein Ansehen gegen alle seine Feinde, bis diese innerlichen Bewegungen im Jahr 1653 mit dem Pyrenäischen Frieden gänzlich getilgt wurden. **Conde** bat in seiner Gefangenschaft die Königinn **Christina**, sich seiner und der übrigen Prinzen anzunehmen. Sie wurden zwar eher von derselben befreyet, als dieses geschehen konnte. Allein die außerordentliche Hochachtung, welche **Christina** für den Prinzen von **Conde** als Feldherrn trug, und welche sie ihm schon ehemals durch ein Schreiben bezeigt hatte; außerdem aber ihre Besorgniß, daß diese Händel sich zu weit ausbreiten, und selbst den allgemeinen Frieden von Europa stören möchten, zumal da Franckreich den Krieg mit Spanien noch nicht geendigt hatte; dieses gab ihr den Entschluß ein, an die Könige beyder Reiche im Jahr 1651 zu schreiben, und sie zur Herstel-

ung der Ruhe zu ermahnen. Da sie aber mitten in Franckreich mit der größten Heftigkeit wieder unterbrochen wurde, bot sie dem Könige, seiner Mutter, und den Großen von der Königlichen Familie, ihre Vermittelung an. In dem Schreiben, welches sie deswegen auch an den Herzog von Orleans schickte, sagte sie unter andern: „Ich weiß die Ursachen, wegen welcher Sie einen Ausländer auf die Seite schaffen wollen, der Ihnen Gesetze vorzuschreiben sucht, und der endlich alles zu Grunde richten will. Wenn unsere Religion keinen andern Vortheil hätte, als daß sie von dem Ehrgeize und den Ausschweifungen der Geistlichkeit frey ist: so würde dieses kein geringer Trost für uns seyn, zu sehen, daß unsere Unterthanen und Provinzen ohne Bischöfe und Cardinäle desto mehr in Ruhe lebten; da man uns hingegen versichert, daß alle Ihre Unruhen und Unglücksvolle Zufälle bloß von den Partheyen und unchristlichen geheimen Räncken dieser Leute herkommen, welche ihre Kirchen und Aemter den Ehrenstellen und listigen Unterhandlungen des Hofes vorziehen sollten, wenn es anders wahr ist, wie sie sagen, daß sie Diener Gottes sind, und ihr Beruf ganz Apostolisch ist.„

Die Abneigung der Königinn gegen den Cardinal **Mazarin**, von welcher diese Stelle ein so lebhaftes Zeugniß ist, war noch ganz neu, und scheinet ihr von ihrem Arzte **Bourdelot** beygebracht worden zu seyn, wenn sie nicht überhaupt schon den Cardinal, als den Stifter der innerlichen Verwirrung von Franckreich, verabscheuete. **Mazarin** brachte es leicht dahin, daß ihre Vermittelung nicht angenommen wurde: man danckte ihr für diesen Antrag; allein der Hof erklärte sich, daß er in Mißhelligkeiten, welche zwischen ihm und seinen Unterthanen entstünden, ihre

Zwischenkunft verbitten müsse. **Christina** konnte an dieser Antwort einen unleugbaren Grundsaz der Regierung erkennen, und **Salvius** selbst war nicht damit zufrieden, daß sie diesen vergeblichen Versuch gethan hatte. Sie hingegen, bey der die Standhaftigkeit in ihren Entschlüssen unterscheidend groß war, fuhr auch aus Ruhmbegierde, um als eine neue Friedensstifterinn angesehen zu werden, in demselben fort. Ihr Resident in Franckreich, **Rosenhane**, hatte über diese Angelegenheit mit so weniger Mäßigung gegen den Cardinal gesprochen, daß sich der Französische Hof über denselben bey ihr beklagte, und verlangte, sie möchte ihn zurück berufen: sie bewilligte solches auch aus Freundschaft gegen die Mutter des Königs, ob sie gleich im Grunde sein Verhalten nicht ganz mißbilligte. Als aber diese Fürstinn im Jahr 1652 im Begriff war, den Cardinal, der um der öffentlichen Ruhe willen abermals aus Franckreich hatte weichen müssen, von neuem in das Reich einzuführen, glaubte **Christina**, daß es für dasselbe zuträglicher sey, ihn niemals wieder zu sehen, und daß er sich überhaupt in demselben nicht werde erhalten können. Sie erbot sich also wiederum, an der Herstellung der Ruhe gemeinschaftlich mit den Großen in Franckreich zu arbeiten, und sie schrieb deswegen sogar an das Parlement zu Paris. Ihr Schreiben sollte von dem Gesandten **Palbizki** nicht eher übergeben werden, als bis er aus den Gesinnungen des Hofs und aus andern Umständen bemerckt haben würde, daß es seine völlige Würckung thun könne. Allein er überreichte es dem Parlement zu einer Zeit, da die Zurückberufung des Cardinals schon beschlossen war. Es wurde dadurch noch mehr in seiner Widersezung gegen den Hof bestärckt; dieser beschwerte sich deswegen aufs neue bey **Christinen**,

nen, sie entschuldigte sich, und mußte endlich den Franzosen selbst, wie es billig war, die Sorge, sich unter einander zu vereinigen, überlassen.

Sie hatte während dieses Antheils, den sie an auswärtigen Händeln nahm, weit wichtigere einheimische Bewegungen und Geschäfte zu endigen. Seit dem Jahre 1650 waren die Stände von Schweden unter sich uneins, und mißvergnügt über die Regierung der Königinn geworden. Das Volck sahe mit Widerwillen, daß ein großer Theil Cron-Güter an den Adel kam, und gewohnt an die strenge Mäßigung seiner Könige, ärgerte es sich daran, daß **Christina**, ohngeachtet der öffentliche Schatz erschöpft war, doch nichts von ihrer Pracht und Freygebigkeit abkürzte. Der hohe Adel hingegen bezeigte sich darüber verdrießlich, daß sie die vornehmsten und einträglichsten Bedienungen nur denen ertheilte, welche ihr ohne alle Einschränckung zugethan, auch nur von ihr aus der Niedrigkeit erhoben waren. Es ist wahr, sehr viele machten einen Anspruch an Belohnungen; und neue Auflagen würden die Unterthanen noch mehr aufgebracht haben. Allein der Zustand des Reichs forderte schlechterdings eine weise Sparsamkeit. So siegreich auch Schweden aus dem deutschen Kriege gekommen war; so hatte es derselbe doch fühlbar genug entkräftet und arm gemacht. Wir bilden uns auf die Vollkommenheit unserer Kriegskunst in Vergleichung mit den Alten sehr viel ein: sie mag nun in andern Stücken so gegründet seyn, als man will; so ist es gewiß nicht in diesem, daß in den neuern Jahrhunderten der Ueberwinder und Eroberer nach einem langen und hizig geführten Kriege fast eben so viel an seiner innern Stärcke, zuweilen noch mehr als der besiegte Theil, gelitten hat;

da hingegen die Römer, wenn sie einen Krieg glücklich geendigt hatten, allemal den Schatz des Staats wieder mit beträchtlichen Geldsummen füllten, welche die Ueberwundenen zahlen mußten, und der Sieger überhaupt in den alten Zeiten lange so viel Volck nicht aufzuopfern brauchte, als in den unsrigen. Vermuthlich hatte Christina, da sie den Frieden schloß, die inwendige Schwäche ihres Reichs, das weniger als andere seine verlornen Schätze geschwind ersezen konnte, vor Augen, und suchte ihm durch denselben aufzuhelfen; allein es war verschiedenen ihrer Neigungen zuwider, ihren Aufwand zu vermindern. Die Uneinigkeit unter den Reichsständen mußte ihr dazu dienen, ihre Gewalt desto mehr zu befestigen: denn mit Hülfe derselben richtete sie auf dem Reichstage alles aus, was ihr gefiel. Unterdessen konnte der Staat nicht lange mehr in dieser Verfassung bleiben. Zwistigkeit und Mißtrauen wurden allgemein; der Reichs-Rath selbst war getheilt; verschiedene alte Mitglieder desselben begaben sich auf ihre Landgüter, und der Großkanzler schien nur deswegen zu Stockholm zu bleiben, um die Staatsverwaltung nicht in einen noch schlimmern Ruf zu bringen. Der Graf Magnus de la Gardie galt alles bey der Königinn: durch ihn erhielt man alle Gnadenbezeigungen; der Prinz von Schweden aber lebte von Hofe entfernt, und durfte gegen die Verschwendung der Königinn nichts erinnern.

Wenn Männer, welche weit sahen, sie unter diesen Umständen betrachteten, so geriethen sie auf die Vermuthung, sie würde ein außerordentliches Mittel wählen, um sich aus dieser Verwirrung zu ziehen; ja sie zweifelten kaum mehr, daß sie auf dem nächsten Reichstage die Regierung an den Prinzen Carl

Gustav

Gustav übergeben würde. Ihr Vorsaz, auf die Inseln Gottland und Oeland zu reisen, schien dieses zu bestätigen: man glaubte, daß sie wohl dereinst auf denselben ihren Aufenthalt nehmen möchte. Außerdem fieng sie auch plözlich an, dem Kanzler **Oxenstierna** und seinen Anhängern viele Gewogenheit zu bezeigen: und hieraus schloß man, daß sie beym Herabsteigen vom Throne, jedermann zum Freunde behalten wollte. **Chanût** war einer der ersten, welcher der Königinn diese Entschließung abmerckte, und gab seinem Hofe davon Nachricht. Dieser urtheilte, daß sie sich dadurch in viele nachtheilige Folgen stürzen werde; vielleicht aber befürchtete er nur, ihr Nachfolger möchte Franckreich weniger günstig seyn. Der Gesandte that ihr auch dagegen Vorstellungen mit einer größern Freyheit, als irgend einer ihrer Unterthanen gewagt haben würde. Allein sie sezte ihm so viele Gründe entgegen, daß er sich stellte, von denselben überzeugt zu seyn; besonders da er hoffte, sie würde doch nicht allem Antheil an der Regierung entsagen. Der Prinz von Schweden hörte diese Gesinnungen desto ruhiger an: er betrug sich dergestalt, als wenn gar nicht davon die Rede wäre, daß ihm die Crone aufgesezt werden sollte.

Christina entdeckte endlich ihren Entschluß dem Großmarschall und dem Kanzler: sie verlangte zugleich, daß sie denselben dem Erbprinzen bekannt machen möchten, damit er den Thron in Besitz nähme. So nachdrücklich auch dieser die Königinn davon abmahnte; so that sie doch im October des Jahrs 1651 eben diese Erklärung in der Versammlung der Reichs-Räthe. Sie hätte, sagte sie, kein besseres Mittel gefunden, um für die Sicherheit des Staats und die Ruhe der Unterthanen zu sorgen, welche die

Thron-

Thronfolge dadurch befestigt zu sehen wünschten, daß Erben der Crone gebohren würden. Denn da sie den unveränderlichen Vorsatz gefaßt hätte, sich nicht zu vermählen, und der Prinz, wenn er einmal zum Könige würde ernannt seyn, eine Gemahlinn nehmen müßte, so würden die Kinder aus dieser Ehe die Nation von der Furcht vor denjenigen Uebeln befreyen, welche mit den Wahlen der Könige verbunden sind.

Solche Bewegungsgründe brachte **Christina** vor, warum sie die Regierung niederlegen wollte: andere waren allem Ansehen nach tiefer in ihrem Herzen versteckt. Verschiedene suchten ihr Geheimniß darinne, daß sie erkannt habe, ihr Ruhm sey so hoch gestiegen, als ihre Wünsche nur gehen möchten; er könne aber schwerlich von ihr bey der Dürftigkeit des öffentlichen Schatzes, und überhaupt bey der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, länger behauptet werden; daher habe sie, zufrieden, daß sie Schwedens Ehre mit so ungemeinem Glücke befördert hatte, sich geschmeichelt, man werde ihr das künftige Unglück, das dieses Reich treffen dürfte, nicht zurechnen, sondern ihre Regierung mit desto mehrerer Sehnsucht loben. Man gab nächstdem vor, sie sehe darinne einen neuen und gewissen Ruhm voraus, wenn sie zum Erstaunen der Welt in ihrem Alter den Thron verließe, um ganz den Wissenschaften und sich selbst zu leben. Mir ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch diese Gedancken die Königinn mit fortgerissen haben; man wird es aber bald an einem bequemern Orte übersehen können, wie vieles zusammengestoßen sey, ehe sie in dieser Absicht unbeweglich wurde.

Um-

Umsonst wandten jezt die vornehmsten Reichs-Räthe alle Mühe an, sie von diesem Vorhaben abzuziehen. Da sie ihnen Gott zur Königinn gegeben hätte, sagten sie unter andern, so wollten sie auch, so lange sie lebte, keinen andern Beherrscher erkennen: sie stellten zugleich den mißlichen Zustand des öffentlichen Schatzes vor, zu welchen sich die Unkosten der Krönung und Vermählung des Prinzen durchaus nicht schickten. Diese Angelegenheit müßte also den Ständen des Reichs vorgelegt werden. Eine Anzahl derselben, welche zu Stockholm zugegen war, verband sich mit den Reichs-Räthen, und der Großkanzler that in ihrer aller Gegenwart und Nahmen der Königinn neue Vorstellungen. Nachdem er ihr für ihre glückliche Sorgfalt, den Staat blühend zu machen, gedanckt hatte, sagte er, derselbe würde sich in dieser Verfassung nicht erhalten können, wenn sie zu regieren aufhörte; der Prinz von Schweden sey entschlossen, die Verwaltung desselben bey ihrem Leben nicht zu übernehmen, und sie würde durch ihren Abtritt die Früchte aller ihrer Arbeiten verlieren. Er sezte hinzu, der Ruhm bestehe nicht sowohl in der Erwerbung als in der Erhaltung des Erworbenen; eher hätte ihre Regierung weniger beglückt seyn mögen, als daß sie dieselbe zu einer Zeit niederlegte, da alle Europäische Völcker ihre Weisheit bewunderten; die vornehmsten Staatsbedienten wären von der Wahrheit dessen, was er vorbrächte, so sehr überzeugt, daß sie alle ihrem Beyspiele folgen und ihre Bedienungen niederlegen würden, wenn sie sich durch ihr Flehen nicht rühren ließe: damit ihnen die Nachkommen nicht vorwerfen könnten, daß sie in eine so schädliche Entschließung gewilligt hätten. Der Großkanzler fragte die Königinn hierauf, ob sie über ihre Unterthanen mißvergnügt sey? ob diese ihr nicht

nicht Ehrerbietung und Gehorsam genug erwiesen? Er bat sie, ihnen dieses frey zu gestehen, weil sie ihr selbst Recht verschaffen wollten; alles, was sie verlangte, wollten sie eingehen; sie wollten künftig dasjenige, was ihr angenehm wäre, sorgfältiger als bisher ausforschen, und nichts schonen, um ihre Hoheit und ihre Rechte zu behaupten; zu diesem Endzwecke böten sie ihr von neuem ihr Leben und ihre Güter an: und da die Crone mit starcken Schulden beschwert sey, so wären sie bereit, dieselben aus ihrem Vermögen zu bezahlen, und eine so beträchtliche Geldsumme zum Unterhalt ihres Hofes auszusezen, daß derselbe so glänzend seyn könnte, als irgend einer von den Nordischen Höfen.

Oxenstierna sprach mit so vieler Beredsamkeit und Hitze, daß alle Anwesende die Thränen in den Augen hatten, und Christina mußte endlich nachgeben. Sie versprach die Regierung beyzubehalten; aber mit der Bedingung, daß man niemals von einer Vermählung mit ihr reden sollte. Man nahm dieses willig an, und es wurden über den veränderten Entschluß der Königinn große Freudensbezeigungen angestellt. Indem man die Bewegungsgründe noch genauer untersuchte, welche sie überwunden hatten, glaubten einige diesen als den vornehmsten zu finden, weil sie gehört habe, daß die auswärtigen Höfe ihren Vorsaz weder gebilligt, noch gelobt hätten. Allerdings machte dieses einen starcken Eindruck bey ihr, und einen nicht geringern machten die Merckmale der aufrichtigsten Zuneigung von ihren Unterthanen; das Bitten derselben, welches überhaupt mehr über sie vermochte als offenbarer Widerstand. Sie scheinet auch eben, da sie ihre Entschliessung ins Werck sezen wollte, den gewalsamen Sprung

vom

vom Throne in das Privatleben herab, mit kälterer
Ueberlegung bedacht zu haben; er gefiel ihr nun weit
weniger als bey den ersten Vorstellungen der Leiden=
schaft; und überdieß hatte sie dem Reiche, wie sie in
ihren lezten Jahren sagte, noch nicht alles Gute er=
wiesen, das sie ihm zudachte: wenigstens suchte sie
seitdem den Frieden, welchen dasselbe mit allen an=
dern Staaten unterhielt, immer mehr zu befestigen.
Zwar ihre Bemühung, im Jahr 1651 zu Lübeck einen
sichern Vertrag mit Pohlen zu schließen, war wegen
der Schwierigkeiten, welche von dieser Crone her=
rührten, fruchtlos. Es widersezte sich auch die Reichs=
stadt Bremen in eben diesem Jahre, als die Königinn
begehrte, daß sie ihr huldigen sollte; man fieng schon
an zu befürchten, daß sich von dieser Seite ein neuer
Krieg erheben möchte, und einige glaubten sogar, der
Kayser und Spanien suchten den Ausbruch desselben
zu befördern; allein diese Bewegung ist von dem
Nachfolger der Königinn bald gestillt worden.

Mittlerweile hatte sich die Königinn um ihr Reich
durch viele weise und nüzliche Verordnungen wohl
verdient gemacht. Von diesen kann nur wenig ge=
sagt werden, weil sie eine Menge kleiner, außer
Schweden nicht sonderlich wichtigen Gegenstände be=
trafen. Man könnte zwar auch dabey erinnern, daß
nicht alle Anstalten dieser Art einem Fürsten allein
zugeschrieben werden dürfen; sondern daß oft seine
Räthe den meisten Antheil daran gehabt, und er nur
die Unterschrift dazu hergegeben habe. Aber bey
Christinen, die alles selbst beurtheilte, und, so viel es
nur nach der Verfassung des Reichs möglich war,
allein regierte, ist diese Einschränckung unnöthig.
Unter ihren Verordnungen sind diejenigen besonders
merckwürdig, welche sie zur strengern und durchgän=
gig

gig gleichen Verwaltung der Gerechtigkeit, zur Verbesserung der Geseze und des gerichtlichen Verfahrens nach den Regeln der Billigkeit, ergehen ließ. Durch andere mäßigte sie die üppige Pracht des Adels, und errichtete oder erweiterte Handlungsgesellschaften in alle auswärtige Theile der Welt. Da sich in der Urkunde, durch welche dem Adel seine Rechte bestätigt waren, der Ausdruck fand, daß die fünf höchsten Cron-Bedienungen keinem **Wanbyrding**, das heißt keinem **schlechtgebohrnen**, ertheilt werden sollten, und die neu geadelten Familien, so wie alle andere Classen der Bürger des Staats, dieses Wort als eine Beleidigung für sich ansahen: so erklärte es die Königinn in einer besondern Verordnung. Unter einem **Wanbyrding**, sagte sie darinne, soll nur derjenige verstanden werden, der seine ehrliche Geburt durch Müßiggang und Laster entehrt; wer aber tugendhaft ist, und seinem Vaterlande gute Dienste leistet, er mag nun vom Adel, oder von der Geistlichkeit, oder vom Bürgerstande, oder von den Bauern herstammen, soll von keiner Ehrenstelle im Reiche ausgeschlossen seyn. Dieses ist ohne Zweifel das sicherste Mittel, alle Bedienungen in einem Lande mit würdigen Männern zu besezen: denn man begreift nicht, warum derjenige, dessen Voreltern wegen ausnehmender Verdienste einen höhern Rang erhalten haben, bloß darum mehr Fähigkeit und Recht zu den wichtigsten Aemtern besizen soll, als ein anderer, dessen Geschlecht noch wenig bekannt ist.

Um diese Zeit entgieng die Königinn verschiedenen Gefährlichkeiten. Ich rede nicht von den heftigen Krankheiten, die sie ausgestanden hat, von dem Angriffe eines Wahnwitzigen, der sie beynahe in der Kirche umgebracht hätte, oder von andern Zufällen, die

e vielleicht seltsam waren; aber sie von den übrigen
Menschen nicht besonders unterschieden. Einer un-
r denselben verdient erzählt zu werden, weil er ihre
Gemüthsart mercklich offenbarte. Da sie im Jahr
1652 die Flotte besichtigte, welche sie zu Stockholm
usrüsten ließ, stand sie mit dem Admiral **Flemming**
uf einem kurzen und schmalen Brete. Dieser trat
nahe an das Ende desselben; das Bret fieng an
sincken; **Flemming** fiel in das Wasser, und riß
as Bret nebst der Königinn mit sich fort. Ihr er-
er Stallmeister, **Anton Steinberg**, warf sich ge-
hwind ins Wasser, und ergriff sie bey einem Ende
res Kleides, indessen daß der Admiral, der sich
hon tiefer befand, sie bey ihrem Unterrocke an sich
g. Man rettete sie bald; sie war mit dem Kopfe
erst hinein gefallen, und hatte viel Wasser ver-
hlungen: gleichwohl besaß sie so viele Gegenwart
s Geistes, daß sie, da sie kaum aus dem Wasser
rvorgekommen war, sogleich befol, dem Admiral
nzustehen, der sie noch immer an ihrem Unterrocke
ßte; sie lobte ihn sogar deswegen, weil er sonst
wiß verloren gewesen wäre. Auf ein so tödtliches
schrecken wollte sie sich weder zu Bette legen, noch
rzney nehmen; sie speiste öffentlich, und fand ein
ergnügen daran, diese Begebenheit selbst zu er-
hlen.

Mit einer andern Gefahr wurde sie in eben die-
m Jahr durch eine aufrührerische Schrift bedroht,
elche die beyden **Meßenius**, Vater und Sohn, auf-
esezt hatten und ausstreueten. Sie ließen dem Prin-
n von Schweden eine Abschrift von derselben zu-
ellen, der sie aber sogleich an die Königinn sandte.
Man that ihm darinne den Antrag, daß sich, wenn
die Waffen ergreifen und sich der Regierung be-

mächtigen wollte, viele Einwohner von Stockholm, in andern Städten und auf dem Lande, für ihn erklären würden. Die Königinn, sagten die Verfasser, bekümmere sich nur um ihre Ergözlichkeiten, und bringe dadurch das Reich ins Verderben; wenn er jemals König werden wolle, müsse er sie und die vornehmsten von ihren Vertrauten aus der Welt schaffen. Der ältere **Meßenius** hatte von der Königinn die Freyheit von einer langen Gefangenschaft, den Adelstand, die Stelle ihres Geschichtschreibers und beträchtliche Einkünfte erhalten; allein seitdem sie in einer Streitsache, die er mit seiner Schwester führte, wider ihn gesprochen hatte, wurde er ihr unversöhnlicher Feind. Er bat um Erlaubniß, ihr noch vorher die Hand küssen zu dürfen, ehe er mit seinem Sohne hingerichtet würde: und **Christina**, welche die Reue dieses Undankbaren gerne sah, bewilligte ihm diese lezte Gnade.

Schon lange sehen wir sie bloß mit der Regierung ihres Reichs beschäftigt; wir wollen aber nicht vergessen, wie sie zu gleicher Zeit gegen die Religion und die Wissenschaften gesinnt gewesen sey: und dieses können nicht bloß einige Anstalten zur äußerlichen Aufnahme von beyden beweisen, denn dergleichen sind fast von allen Fürsten getroffen worden. Niemand zweifelte damals noch, daß **Christina** dem Glauben der Evangelischen Kirche aufrichtig zugethan sey. Sie war sogar entschlossen, eine theologische Gesellschaft in Deutschland zum Besten derselben zu errichten, welche an der Vereinigung der Protestantischen Gemeinen arbeiten sollte: ein Entwurf, an welchem ihr Lehrer **Matthiä** vielen Antheil gehabt zu haben scheinet. Als der Französische Hof im Jahr 1648 den Vorsatz äußerte, die Protestantische Religion in seinem

inem neu erlangten Gebiete in Deutschland zu un-
rdrücken, erklärte sie sich, daß es weder ihre Ehre
och ihr Gewissen verstatteten, ihm darinne benzu-
:hen: sie gab vielmehr zu erkennen, daß sie sich
ich dagegen setzen würde. Einige Jahre darauf
at der berühmte Französische Bischof Godeau in
nem Schreiben an sie, den Wunsch, daß sie zu sei-
er Kirche übertreten, oder, nach der kirchlichen
Sprache, sich bekehren möchte. Allein sie antwortete
m im Jahr 1652, er verlange eine unmögliche Sa-
e. „Die vornehmste Anwendung meines Verstan-
des, sagt sie, hat stets in der Untersuchung der
Wahrheit bestanden, und ich kann mich nicht ändern,
ohne mich von dem Ziele zu entfernen, das ich mir
nmer vorgesezt habe. Ich bin seit langer Zeit über-
eugt, daß die Sachen, welche ich glaube, diejeni-
gen sind, welche man glauben muß. Es gehört
ich vielmehr für mich, zu wünschen, daß Sie un-
er so vielen schönen Einsichten, durch welche Ihre
Seele aufgeklärt ist, auch diejenigen bekommen möch-
en, welche ich über diese Materie habe.„ Zu eben
eser Zeit trat der Landgraf Ernst von Hessen Rhein-
ls zur Römischen Kirche. Der Prinz von Schwe-
en fürchtete sehr, sein Schwager, Friedrich, Land-
raf von Hessen-Eschwege, möchte diesem Benspiele
olgen: Christina antwortete ihm nicht nur, sie hoffe
ewiß, Gott werde ein solches Unglück nicht zuge-
en; sondern schrieb auch selbst an diesen Landgra-
en. Sie will ihn gar nicht durch theologische Grün-
e von seinem Vorhaben abziehen, weil dieses für
ie Prediger gehöre. Da ich aber, schreibt sie, von
iner dritten Religion bin, welche die Wahrheit ge-
unden, und sich von den Meinungen der übrigen,
ls von falschen, entfernet hat: so ist es billig, daß
h als eine neutrale Person mit Ihnen rede. Sie

nimmt also den Bewegungsgrund, welchen sie gegen seine Neigung gebraucht, bloß von der Ehre her. Diejenigen, sagt sie, welche auf eine solche Art sich verändern, werden von denen, welche sie verlassen haben, gehaßt, und von denen, zu welchen sie treten, verachtet. Sie sezt hinzu, der Ruhm eines Fürsten hänge so sehr von der Meinung ab, welche man von seiner Standhaftigkeit hat, daß er dem seinigen durch einen solchen Fehler großen Nachtheil verursachen würde. — Diese beyden Schreiben sind merckwürdig genug in dem leben einer Königinn, welche zwey Jahre darauf selbst zur Römischen Kirche trat.

Weit mehr als diese Ergebenheit **Christinens** gegen ihre Religion, fiel damals ihre ungemeine Liebe zu den Wissenschaften und die seltene Kenntniß, welche sie von denselben besaß, der Welt in die Augen. Sie war von dieser Seite, so wie von einigen andern, bloß mit der Geschichte zu reden, das Wunder ihrer Zeit. In den vornehmsten und gemeinnüzigsten Theilen der Gelehrsamkeit und in den schönen Künsten war sie so sehr geübt, daß man sie unter die vorzüglich gelehrten Personen von Europa zählen konnte. Sie sprach die lateinische, deutsche, schwedische, französische und holländische Sprache; sie verstand auch die griechische sehr wohl, ingleichen etwas von der italiänischen, der morgenländischen, und andern mehr. Schon hatte sie die meisten Schriftsteller des Alterthums gelesen, und sie las dieselben noch täglich, insonderheit die Geschichte des Tacitus, welche sie ein Schachspiel nannte, wo dieser große lehrer der Staatsklugheit ein schweres Vergnügen voll Nachdenckens und in Dunckelheit eingehüllt erreget; sie drückte aber jede Stelle desselben mit vieler leichtigkeit in französischer Sprache aus. Sie hatte auch viele Schriften der Kirchen-

väter

väter gelesen: darunter schäzte sie den Clemens von Alexandrien, den Arnobius, Minucius Felix und Lactantius auch einige Schriften des Cyprianus und Hieronymus am höchsten; allen aber zog sie den Gregorius Nazianzenus vor. Ihre Wißbegierde war unersättlich: um dieselbe zu befriedigen, und doch den Reichsgeschäften keine Zeit zu rauben, wandte sie so viele ihrer übrigen Stunden dazu an, daß ihre Gesundheit mercklich darunter litte. Mit ihrer Geschwindigkeit alles zu begreifen, war ein so vortreffliches Gedächtniß vereinigt, daß man mit dem Gesandten Chanût sagen konnte, sie mißbrauche dasselbe: man durfte würcklich keinen Gedancken eines alten Dichters anbringen, daß sie nicht sogleich gemerckt hätte, woher er genommen sey. Sie urtheilte aber auch mit ausnehmender Scharfsinnigkeit von gelehrten Dingen: und an allen ihren Reden gefiel zugleich die natürliche Beredsamkeit, der ledhafte Witz, Richtigkeit und Nachdruck. Sie wollte eben nicht davor angesehen seyn, gelehrt und belesen zu seyn. Gerne hörte sie den Gelehrten zu, wenn sie über problematische Fragen stritten: sie sagte ihre Meinung darüber nicht eher, als bis sie alle geredet hatten, und diese faßte eine kurze aber hinreichende Entscheidung in sich.

Sie fand ihr Reich nicht arm an Gelehrten. In allen, auch den höchsten Ständen, gab es Kenner der Wissenschaften; allein die Schweden konnten sich doch hierinne nicht mit andern Nationen vergleichen. Sie waren immer zu kriegerisch gewesen, als daß die Gelehrsamkeit unter ihnen sehr wäre ausgebreitet worden, oder zu einer grossen Vollkommenheit hätte steigen können. Gustav Adolph fieng glücklich an, sie dazu mehr als seine Vorgänger aufzumuntern. Seine

Tochter that alles, was noch in dieser Absicht fehlte, und wurde die Stifterinn des allgemeinern und feinern Geschmacks an den Wissenschaften. Zu dem erhabenen Beyspiel, das sie selbst gab, kamen noch ihre sehr fruchtbaren Anstalten. Sie errichtete die hohe Schule zu Abo in Finnland, im Jahr 1640, und ertheilte ihr eben solche Vorrechte, als die Universität Upsal bereits hatte. Die Einkünfte der leztern vermehrte sich ansehnlich: sie besuchte dieselbe auch mehrmals, und wohnte den öffentlichen Uebungen derselben bey. Außer sieben neuen Schulen, entstand auch eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Stockholm durch ihre Sorgfalt. Sie gab jungen Schweden Jahrgelder, um in ihrem Vaterlande, oder auch bey den Ausländern in der Gelehrsamkeit starck zu werden; selbst nach Arabien ließ sie Reisen vornehmen, welche die Kenntniß dieses Landes und der morgenländischen Sprachen befördern sollten. Das Verbot, welches sie im Jahr 1651 an die Universität zu Upsal ergehen ließ, daß kein Theologe oder Prediger zum Professor der Philosophischen Facultät ernannt, und kein Lehrer der Philosophie, so lange er dieses Amt verwaltete, zum Prediger geordnet werden sollte; dieses Verbot konnte, nach der einmal festgesezten traurigen Scheidung der Facultäten, doch dazu dienen, daß die Gränzen der Theologie und Philosophie vor aller Vermischung gesichert waren.

Eines der würcksamsten Mittel, dessen sich Christina bediente, um den Eifer für die Wissenschaften unter den Schweden anzufeuern, war die Berufung so vieler auswärtigen Gelehrten in ihr Vaterland. Es waren wenige berühmte Schriftsteller in Europa, mit welchen sie nicht einen Briefwechsel unterhalten hätte; sie ladete dieselben ein, in ihr Reich

Reich zu kommen, und bezeigte sich gegen sie überaus freygebig. Daß sie dieses alles bloß aus Begierde unternommen hätte, große Gelehrten näher kennen zu lernen, durch den Umgang mit ihnen ihre Einsichten zu bereichern, und die Verdienste derselben belohnen zu können, ist eben nicht wahrscheinlich. Der Ruhm, welchen sie dadurch erlangte, ist, nach dem edlern Ehrgeize zu urtheilen, von dem sie beherrscht wurde, ein Beweis, daß sie denselben auch gesucht habe. Niemals ist eine Fürstinn von den Gelehrten beredter gepriesen worden, als **Christina**; keine andere aber hat auch ausschweifendere Lobsprüche von ihnen erhalten. Der Dampf von diesem Räuchern scheinet ihre Augen etwas benebelt zu haben: nach und nach gewöhnte sie sich, die Menschen, über welche man sie so sehr erhob, verächtlicher anzusehen, als sie es verdienten. Alle Zeichen aber der tiefsten Verehrung, die sie von den Gelehrten empfieng, bewiesen nicht so viel, als eine trockene aber glaubwürdige Erzählung von demjenigen, was sie lobenswürdiges verrichtet hat. Da es, gewiß nicht zur Ehre der Wissenschaften, als eine seltene Herablassung betrachtet wird, wenn Fürsten in ihren Umgang Gelehrte aufnehmen: so kennen auch diese, so bald ihnen ein solches Glück wiederfährt, in den Lobsprüchen, welche sie denselben beylegen, weder Gränzen noch Ende.

Einer der ersten Gelehrten, welche **Christina** zu sehen wünschte, war **Descartes**, ein französischer Edelmann, den die Freyheit zu philosophiren nach Holland geführt hatte. Er hatte der **Aristotelisch-Scholastischen** Weltweisheit, die so lange in Europa regiert hatte, fast den ersten empfindlichen Stoß versetzt, die Vernunftlehre, die natürliche Theologie und Geisterlehre, die Geometrie und die Natur-

 lehre,

lehre, nicht alle mit gleichem Glücke, insonderheit die leztere mit dem wenigsten, aufzuklären gesucht; aber doch überhaupt dem menschlichen Verstande einen neuen Weg zum scharfsinnigen und nüzlichen Nachdencken gebahnet, und den ersten Grundsäzen unserer wichtigsten Erkenntniß so geschickt nachgespüret, daß wir seiner Anführung, auch nachdem wir ungleich weiter als er gekommen sind, sehr viel zu dancken haben. Chanút, sein Freund, empfol ihn vermuthlich der Königinn. Er mußte ihn schon im Jahr 1646 im Nahmen derselben über die Frage zu Rathe ziehen, ob der Mißbrauch der Liebe oder des Hasses der ärgste sey? und nachher schrieb ihr Descartes, wie sie verlangte, seine Meinung über das höchste Gut. Auf ihre Einladung reiste er im Jahr 1649 nach Stockholm. Sie begegnete ihm überaus gnädig, und ließ ihn täglich des Morgens um fünf Uhr zu sich kommen, weil sie keine andere Stunde übrig behalten hatte, sich in seiner Philosophie unterrichten zu lassen. Man hat sogar behauptet, daß sie sich bey den Angelegenheiten der Regierung seiner Rathschläge bedienet habe; allein an einer Königinn, welche die Staatskunst von den größten Männern gelernet, und schon lange rühmlich ausgeübt hatte, und an einem Philosophen, dessen Einsamkeit nicht der Ort war, wo er politische Klugheit hätte erlangen können, ist dieses gar nicht glaublich. Er war würcklich nur darauf bedacht, ihr sein Lehrgebäude beliebt zu machen. Hierinne aber bezeigte sie sich weniger gelehrig, als er erwartete. Wenn es wahr ist, daß sie gesagt hat, die alten Thorheiten in der Philosophie wären so viel werth, als die neuen: so scheinet sie manche willkührliche Säze und sinnreiche Muthmaßungen, die er aufbrachte, nach ihrem wahren Werthe beurtheilt zu haben.

haben. Die ungemeine Liebe der Königinn zur griechischen Sprache und überhaupt zur Gelehrsamkeit des Alterthums, gefiel dem Descartes nicht, und konnte einem Manne nicht gefallen, der sie bloß seine Erfindungen lehren wollte: der überhaupt wie ein anderer großer Philosoph der neuern Zeiten, vollkommener geworden seyn würde, wenn er die Alten höher geschäzt hätte. Allein er konnte übrigens mit ihrer Hochachtung gegen ihn völlig zufrieden seyn, und das Gerüchte, welches sich damals ausbreitete, er sey vor Verdruß gestorben, weil seine Lehrsäze bey **Christinen** so wenig Eingang gefunden hätten, war nichts als eine boshafte Auslegung. **Descartes** unterlag der rauhen Witterung in Schweden, wenige Monathe nach seiner Ankunft, im Jahr 1650. Er wurde von der Königinn sehr bedauert: sein Hirnschädel blieb in Schweden; allein die Anhänger seiner Philosophie haben sich bald daselbst verloren.

Mit noch lebhafterer Ungeduld rief die Königinn **Salmasium** an ihren Hof, den größten Gelehrten seiner Zeit nach dem Tode des **Grotius**, dessen Schriften einen unvergleichlichen Schaz von fast allen Arten der Wissenschaft ausmachen, der aber eben so sehr durch Stolz und Ungestüm vor den übrigen Gelehrten hervorragte. Er kam im Sommer des Jahrs 1650 in Schweden an, und erhielt seine Wohnung selbst in dem Pallaste der Königinn. Die Lehrbegierde und Verehrung, welche sie ihm bewies, kann kaum beschrieben werden. Da er in eine Kranckheit von einigen Monathen gefallen war, trug sie für ihn eine Sorgfalt, die man mehr eine Wartung nennen kann. Bey einem ihrer Besuche, zu welchem sie die junge Gräfinn **Sparre**, ihren Liebling, mitgenommen hatte, fand sie **Salmasium**, der im Bette lag, in einem Buche lesen, welches er aus Ehrer-

bietung für die Königinn sogleich zumachte. Sie nöthigte ihn, ihr dasselbe zu zeigen, und lächelte über eine sehr freye Stelle desselben. Um sich noch mehr zu belustigen, rief sie die Gräfinn herzu. „Komm, Sparre, sagte sie, hier ist ein schönes Erbauungs-Buch; es heißt, das Mittel zur Glückseeligkeit: lies mir diese Seite vor.„ Die Gräfinn hatte kaum zu lesen angefangen, als sie über die anstößigen Ausdrücke erröthete, und schwieg; allein die Königinn, welche laut lachte, zwang sie, alles zu lesen; ein unwürdiges Vergnügen, das auf Kosten der Tugend angestellt wurde. Salmasius kehrte im folgenden Jahre nach Leyden zurück, weil er es den Vorstehern dieser hohen Schule versprochen hatte: die vortheilhaften Anerbietungen der Königinn konnte ihn nicht zurück halten; aber desto mehr überhäufte sie ihn mit Geschencken. Gleiche Gesinnungen gegen ihn unterhielt sie bis an seinen Todt, der zween Jahre darauf erfolgte: sie begegnete auch seiner Familie gütig, und in dem Schreiben, wodurch sie seiner Witwe ihr Beyleid bezeigte, sagte sie unter andern, sie habe ihn als ihren Vater geliebt.

Die Schweden hingegen glaubten nicht, daß er so viele Ehre verdiene: sie sahen ihn als den ersten an, welcher Christinen in eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Religion gesezt hätte. Es ist wenigstens unleugbar, daß sein Landsmann Bourdelot, den er ihrer Gnade eifrig empfol, eine mercklich schlimme Veränderung in ihrem Charakter hervorgebracht hat: und diesen schien er nur deswegen an seinen Platz zu stellen, um durch einen so getreuen Anhänger desto mehr über das Gemüth der Königinn zu herrschen. Bourdelot war nicht einmal ein mittelmäßig gelehrter Mann: er gab sich vor einen Arzneygelehrten

ehrten aus, ohne von dieser Kunst viel zu verstehen. Dagegen war er ein feiner Schwätzer, der bald einen witzigen Einfall, bald eine Spötterey mit guter Art vorbrachte, sich in die Neigungen der Königinn vortrefflich zu schicken wußte, und durch mehrere Kunstgriffe sich das Ansehen eines Mannes von allgemeiner Gelehrsamkeit gab. Er sang außerdem artige Liederchen, spielte auf der Cither, kannte alle Arten von wohlriechenden Sachen, und wußte sogar mit den Verrichtungen der Küche umzugehen. Ein solcher Mann hätte wohl sehr leicht Frauenzimmer von gemeinen Gaben eingenommen; aber daß er **Christinen** bezaubert hat, die eine so große Kennerinn von gründlichen Eigenschaften und Verdiensten war, dieses gehört zu den Schwächen der menschlichen Beurtheilung, vielleicht auch des Hangs, der uns bisweilen zu Gegenständen hinabreißt, die wir, wenn wir bloß nach unsern Einsichten handelten, kaum ansehen würden. **Christina** ernannte den **Bourdelot** zu ihrem ersten Leibarzte, und er wurde zugeich ihr Vertrauter. Er ergriff ein sicheres Mittel, um allein bey ihr alles zu gelten. Nach und nach waren verschiedene große Gelehrte, auf ihr Verlangen, nach Stockholm gekommen: über diese machte er bittere Anmerckungen, und er stellte ihr nächstdem vor, daß ihr übermäßiges Studieren ihrer Gesundheit bisher sehr schädlich gewesen sey; daß sie sich durch dasselbe ohnfehlbar das Leben abkürzen würde; und daß überhaupt dergleichen zu ernstliche Beschäftigungen für Pedanten und Philosophen gehörten; zum wenigsten werde an dem Französischen Hofe ein gelehrtes Frauenzimmer vor ein sehr lächerliches Geschöpf gehalten. Da er als Arzt und auch in den Augen der Königinn als Gelehrter sprach: so warf sie einige Zeitlang alle Bücher weg; sie fühlte sich munterer,

terer, und sagte öffentlich, Bourdelot habe ihr das Leben gerettet. Er entfernte von ihr alle diejenigen, selbst Franzosen, welche auf ihre besondere Gewogenheit einen Anspruch hätten machen können: ihr vornehmster Günstling sogar, der Graf de la Gardie, fiel durch ihn in Ungnade.

Der mächtige Einfluß dieses unverschämten Ausländers fieng schon an, der Königinn die Liebe ihrer Unterthanen zu entreißen. Die Großen des Reichs beklagten sich, daß er den Zutritt zu ihr beynahe ganz verschlösse, und täglich neue Veränderungen am Hofe veranstaltete. Die Aerzte nannten ihn einen Unwissenden in ihrer Kunst: ihnen glaubte der Adel, und bat daher Christinen, ihm ihre Gesundheit nicht anzuvertrauen. Wichtiger als alle diese Beschwerden war die gerechte Beschuldigung, daß Bourdelot eben so gottlos in seinen Grundsäzen als leichtsinnig in seiner Aufführung sey. Er lästerte die Religion ungescheut: und da die Schweden endlich für ihre Königinn besorgt wurden, beschloß die Geistlichkeit, ihr darüber geheime Vorstellungen zu thun. Dieses erfuhr die Mutter der Königinn, welche seit einiger Zeit nach Schweden zurück gekehrt war, und kam derselben zuvor. Allein ihr Versuch wurde so übel aufgenommen, daß sie ihren Kummer in Thränen ausgoß: und kaum überwand sich ihre Tochter einige Stunden darauf, sie zu besuchen, ohne doch ein Wort von dieser Sache mit ihr zu sprechen. Hierauf verbanden sich einige der vornehmsten Schweden, dem Bourdelot das Leben zu rauben: er entgieng zwar ihren Nachstellungen; durfte aber seitdem niemals ohne eine starcke Begleitung ausgehen.

Dieser

Dieser Vertraute der Königinn leistete im Anfange selbst seinem Vaterlande bey ihr schlechte Dienste. Er war ein genauer Freund des Spanischen Gesandten, und ein Anhänger des Prinzen von **Conde**, der damals mit den Spaniern gegen den Französischen Hof kriegte: man merckte es auch bald, daß **Christina** kaltsinnig gegen Franckreich wurde; wozu die Abwesenheit des Gesandten **Chanüt** ebenfals etwas beygetragen hatte. Endlich gab die Königinn dem **Bourdelot** im Jahr 1653 den Abschied, um ihn, wie sie sagte, dem öffentlichen Hasse zu entziehen; allein er war noch im Besitze ihrer Gnade, und empfieng nach so vielen reichlichen Geschencken noch dreyßig tausend Reichsthaler. Er war noch nicht lange nach Franckreich zurück gekommen, als ihn die Königinn schon vergaß, und — eine Folge so übereilter Neigungen — gar verabscheuete. Sie bekam einen Brief von ihm, hielt denselben an die Nase, und ließ auch einen Hofbedienten daran riechen; darauf rief sie aus: O wie riecht er nach Arzney! und warf ihn auf die Seite. Sie gab sogar vor, sie hätte ihn gleich, da er an ihren Hof gekommen wäre, als einen eiteln Menschen kennen gelernet; aber nur sehen wollen, wie weit er seinen Ehrgeiz treiben würde. Eine Entschuldigung, welche offenbar ersonnen war, um ihre Beschämung zu verdecken. **Bourdelot** erhielt von dem Cardinal **Mazarin** eine Abtey, vielleicht weil er ihm sehr gute Nachrichten von dem Zustande des Schwedischen Hofes ertheilen konnte: und würcklich hatte ihm auch **Christina** ein Empfelungsschreiben an den Französischen Hof mitgegeben; indessen daß ihn alle Schweden mit Verwünschung begleiteten.

Unter

Unter den andern Gelehrten, welche die Königinn zugleich an ihren Hof gezogen hatte, war **Isaac Voßius** einer der ersten. Er machte seine große Gelehrsamkeit durch die sonderbaren Meinungen, welche er verfochte, zum Theil unbrauchbar, und man konnte ihn weder im Glauben noch im Leben einen wahren Christen nennen. Die Königinn sezte ihn zum Aufseher ihrer Büchersammlung: sie berief auch alle Gelehrte zu sich, welche er und **Salmasius** ihr rühmten. Einer von denselben war **Bochart**, ein großer Kenner der morgenländischen Sprachen, der ganzen Gelehrsamkeit des Alterthums, und vieler andern Wissenschaften; aber zugleich wegen seiner Rechtschaffenheit ehrwürdig. Kaum war er im Jahr 1652 in Schweden ans Land getreten, als ihn die Königinn durch einen Brief bewillkommte, zugleich aber dem **Voßius**, der mit ihm zurück gekommen war, befohl, sich wieder nach Holland zu begeben: dieses sollte er als eine Strafe seiner Feindschaft gegen **Salmasium** ansehen. **Bochart** wurde desto gütiger aufgenommen: er war auch gefälliger gegen die Königinn, als es sich für sein Alter schickte, indem sie ihn nöthigte, den Federball mit ihr zu spielen. Sie war es, die ihn bewog, in Schweden selbst an seinem vortrefflichen Wercke über die Thiere, deren in der heiligen Schrift gedacht wird, dem er den Namen **Hierozoicon** gab, zu arbeiten. Zuweilen brachte ihn **Bourdelot** um die Merckmale ihrer Hochachtung: sie hatte schon versprochen, in eine Versammlung zu kommen, in welcher er ein Stück aus einem andern seiner schäzbaren Bücher vorlesen wollte, worinne er unter der Aufschrift **Phaleg** und **Chanaan** die alte Erdbeschreibung aufklärte; allein der Arzt schrieb ihr eine Arzney vor, bey welcher sie das Bett nicht verlassen durfte.

Viele andere von eben dieser Nation kamen von ihr gerufen gleichfals nach Schweden. Hüet oder Huetius war noch sehr jung, und begleitete eigentlich den Bochart; er gefiel aber der Königinn so wohl, daß sie ihn in ihre Dienste nehmen wollte; nur ihre veränderliche Gemüthsart, wie er selbst sagt, hielt ihn davon ab. Da er glaubte, daß die Schweden den Ausländern, sonderlich den Franzosen, welche zu ihnen kamen, nicht gefällig genug begegneten, so schrieb er einige beißende Verse wider sie; allein die Königinn rieth ihm, dieselben zu unterdrücken, weil sie sehr übel aufgenommen werden möchten. In der That hatten die Franzosen fast den ganzen Hof der Königinn besezt, halb als Gelehrte, halb als Hofbedienten: sie genossen ansehnliche Einkünfte und Vorzüge; Ursache genug zum Verdruß für die Schweden, wenn sie auch nur den einzigen Bourdelot betrachteten, und ihre Königinn ganz in Französische Manieren eingekleidet sahen. Naude oder Naudäus war noch ein berühmter Franzose an Christinens Hofe: er verdiente die Stelle ihres Bibliothecarius, welche sie ihm ertheilte. Die meisten übrigen waren mehr wizig und beredt, als wahre Gelehrte: sie hatte unter andern vier Franzosen zu Geheimschreibern.

Pascal, einer der scharfsinnigsten Männer, welche Franckreich hervorgebracht hat, schickte ihr die von ihm erfundene Rollscheibe zum Geschencke: eine Maschine, mit welcher man alle Aufgaben der Rechenkunst ohne eine andere Hülfe ausführen konnte; die aber, so viel ich weiß, von einer andern Erfindung unsers Leibniz übertroffen worden ist. Er schrieb noch dazu einen sinnreichen Brief an die Königinn, in welchem er zeigte, wie weit größer der Ruhm sey, über den Geist der Menschen, wie sie, durch ihre Weisheit zu

regie=

regieren; als bloß über die Körper derselben, worinne allein die Gewalt der meisten Fürsten bestünde. **Christina** ehrte auch den **Gaßendi** vorzüglich, der nebst dem **Descartes** so großen Antheil an den ersten Versuchen zur Verbesserung der Philosophie in den neuern Zeiten hatte: er schrieb daher im Jahr 1652 zuerst an sie, um diese Gewogenheit danckbar zu erkennen, und sie versicherte ihm dagegen, daß sie ihn künftig als das Orakel der Wahrheit über ihre Zweifel zu Rathe ziehen, und seine Vorschriften eben so heilig beobachten werde, als man die Lehren der berühmtesten Gesezgeber beobachte.

Als ihr **Balzac**, der damals fast vor den beredtesten Mann in Franckreich gehalten wurde, seine Schriften sandte, beschenckte sie ihn mit einer goldenen Kette. Verschiedenen andern Französischen Gelehrten, als den beyden **Valois**, dem **Sarrau** und **Güjet**, schickte sie eine goldene Schaumünze, auf deren einen Seite sie mit dem Helme der **Minerva** bedeckt, und einen Oehlzweig betrachtend, auf der andern Seite aber die Sonne abgebildet war, die den ganzen Raum mit ihren Strahlen füllte. Diese Münze, welche wegen ihrer Erfindung wohl werth war, angeführt zu werden, gab zu schönen Sinngedichten der erstgedachten Gelehrten Gelegenheit.

Um diese Zeit eignete **Scüdery** der Königinn seinen **Alaric** zu, ein Gedicht, das eben sowohl als alle andere, die er damals mit großem Beyfall schrieb, gänzlich vergessen ist. Sie hatte ihm für diese Zueignungsschrift eine goldene Kette von tausend Pistolen am Werthe zugedacht; doch mit der Bedingung, daß er aus seinem Gedichte alle Stellen weglassen sollte, in denen er den Grafen **Magnus de la**

Gardie

Gardie, welcher nicht mehr ihre Gunst besaß, gelobt hatte. **Scüdery** gab auf diesen Antrag eine Antwort, wegen welcher ich es ihm vergebe, ein schlechter Poet gewesen zu seyn. „Wenn gleich die goldene Kette, sagte er, so groß und so schwer seyn sollte, als diejenige, von welcher in der Geschichte der **Yncas** Meldung geschieht; so werde ich doch nie den Altar einreißen, auf welchem ich einmal geopfert habe.„ **Christinen** mißfiel diese großmüthige Standhaftigkeit; allein sie war selbst hierbey nichts weniger als großmüthig gewesen, und stand endlich von ihrem Begehren ab. Die Zweifel, welche man gegen diese ganze Erzählung, die sich vom **Niceron** herschreibt, gemacht hat, kommen mir nicht erheblich genug vor.

Vor andern Gelehrten in Franckreich aber fand die Königinn am **Menage**, der mit vieler Gelehrsamkeit nicht weniger Lebhaftigkeit und Witz verband, einen außerordentlichen Gefallen. Er bekam von ihr, da er die lateinischen Wercke des **Balzac** zuschrieb, eine kostbare goldene Kette: er besang aber auch ihr Lob durch Gedichte in mehr als Einer Sprache. Ob sie ihn gleich öfters einladete, nach Schweden zu kommen; so entschuldigte er sich doch immer, daß er ihr nicht gehorchen könne. So wie **Menage** jeden Mittwoch eine Zusammenkunft von Gelehrten bey sich hielt: so hatte sie eine gelehrte Gesellschaft errichtet, welche sich alle Donnerstage bey ihr versammlete. Von diesen Tagen nahm sie Gelegenheit, mit einer wizigen Anspielung, die man nicht wohl übersezen kann, an ihn zu schreiben: Ma *Joviale* est très humble servante de votre *Mercuriale;* gleichsam: Meine **lustige** Gesellschaft ist eine gehorsame Dienerinn von ihrer **Verweisgebenden**. Der Scherz,

der in diesen Worten steckt, ist eben nicht sehr sinnreich; gleichwohl glaubte Menage, er müßte sich nicht von ihr, sondern von einem Franzosen herschreiben.

Auch Deutschland hatte zu Christinens Zeiten Männer, deren Gelehrsamkeit ihrer Aufmercksamkeit würdig war: vielleicht nicht nur eben so viele, als andere Europäische länder; sondern auch noch mehrere. Aber es ist leicht zu begreifen, warum sie ihre Neigung zu den Wissenschaften weit weniger in unser Vaterland, ob es gleich mit Schweden in einer so nahen Verbindung stand, als nach Franckreich, geführt habe. Unsere Gelehrten wußten sehr viel: sie wußten es auch gründlich; ihr geduldiger Fleiß konnte nicht übertroffen werden, und sie arbeiteten nicht ohne Nutzen. Aber man kann nicht sagen, daß sie es auch häuffig genug mit Geschmack, mit einer von Witz und von den schönen Wissenschaften belebten gefälligen Miene gethan haben. Wie sie überhaupt die Kunst nicht verstanden, ihre Wissenschaft möglichst geltend und scheinbar zu machen: so versagte ihnen insonderheit ihre bisher zu nachläßig bearbeitete Sprache diejenigen Dienste, welche den Gelehrten anderer Nationen so vortheilhaft geworden sind, und man konnte sie fast nur im lateinischen Anzuge lesen. Kriege, kirchliche Streitigkeiten und Mangel an Aufmunterung von Seiten der Großen, hielten den Zustand der Gelehrsamkeit bey den Deutschen in diesen Schrancken zurück. Unterdessen glaube ich es dem Isaac Voßius dennoch nicht, daß Christina die Lobreden der deutschen Gelehrten nicht ohne Eckel habe betrachten können, und sich geschämt habe, von solchen leuten gepriesen zu werden. Man weiß, daß es Voßius mit einer ihm eigenen unbilligen und stolzen

Art

Art vergessen hat, daß er von den Deutschen herstamme: und Christina fand gewiß unter diesen mehrere lobredner, die ihr Ehre machten.

Hermann Conring war unter diesen der vornehmste, und ohne Zweifel der größte Gelehrte seiner Zeit in Deutschland. Die Königinn ließ ihn durch ihren Gesandten **Salvius**, nachdem der Westphälische Friede geschlossen war, nach Schweden mitnehmen, wo sie ihm, unter vielen Gnadenbezeigungen, die vortheilhaftesten Anerbietungen zu einer bleibenden Stelle that; da er sich aber verbunden hielt, nach Helmstädt zurück zu kehren, ernannte sie ihn zu ihrem Rathe und ersten leibarzte, machte ihm prächtige Geschencke, und gab ihm eine jährliche Besoldung von sechszehn hundert Thalern; aber auch in der Folge bemühte sie sich vergebens, ihn nach Schweden zu ziehen. Auf ihren Befehl brachte er im Jahr 1652 die Archive des Herzogthums Bremen in Ordnung, und schrieb zugleich ein Buch zur Vertheidigung ihrer, oder der ehemaligen Erzbischöflichen Rechte auf die Stadt Bremen; auch rechtfertigte er unter ihrem Nachfolger, der ihm jene Wohlthaten bestätigte, den Krieg der Schweden gegen Pohlen in einer besondern Schrift; zulezt aber neigte er sich noch auf Dänemarcks Seite. So wahr ist es, daß nur die liebe zum Vaterlande auch ohne Belohnungen unveränderlich ist.

Früher als **Conring** war **Johann Freinsheim** oder **Freinshemius** nach Schweden gekommen, wo er Bibliothecarius der Königinn und Professor zu Upsal wurde. Sie schenckte ihm für eine lateinische Rede, welche er in ihrer Gegenwart daselbst hielt, tausend Thaler. Er wußte würcklich beredt und fein

zu leben. Darunter rechne ich insonderheit dieses, daß er schöne Gedancken anführte, die er von ihr gehört hatte, wie unter andern diesen: „Ich halte keinen „vor einen großen König, bey dem nicht eben der „Umstand, daß er regiert, sein geringster Vorzug „ist,„ ingleichen diesen: „Ich verwende die Zeit ger„ne auf das lesen, und dieses desto mehr, weil ich „mercke, daß ich durch dieses Mittel keinen Augen„blick von meinem leben verliere: ich vermehre es „vielmehr um ein großes durch das leben anderer: „denn diejenigen, deren gute Handlungen, schöne leh„ren und weise Erinnerungen ich lese, geben mir ei„nen Theil von ihrem leben.„ Wenn **Freinshemius** noch weiter von der Königinn sagt: „Sie trägt immer einerley Gesicht; ich habe sie stets aufgeräumt, entschlossen, gleich im Glücke und Unglücke, gemäßigt bey lustbarkeiten, und großmüthig bey traurigen Vorfällen gesehen:„ — so mag dieses alles wahr seyn; nur auf das Zeugniß einer lobrede, die vor ihr gehalten worden ist, nehme ich es noch nicht an. So viel Wahres auch in dergleichen Reden war; so hätte sie doch dieselben mehr belohnen als anhören sollen. Ihre Gewogenheit gegen diesen verdienten Gelehrten gieng übrigens so weit, daß sie, auf seine Fürsprache, seiner Vaterstadt Worms den größten Theil des Geldes erließ, welches dieselbe, wie andere deutsche Städte, für die Kriegskosten an sie zahlen sollte. Als er endlich seiner Gesundheit wegen nach Straßburg zurück gehen mußte, ließ sie ihm noch ferner sein Jahrgeld auszahlen, und gab ihm auch in der Folge den Titel ihres Rathes.

Von eben der gedachten hohen Schule berief **Christina** einen andern sehr gelehrten Mann, **Johann Heinrich Böklern**, den sie zum Professor der

der Beredsamkeit auf der Universität Upsal, und zu ihrem Geschichtschreiber ernannte. Die Mißhandlungen, welche er von den Studierenden zu Upsal erlitt, nöthigten ihn bald seinen Abschied zu begehren: die Königinn aber, welche ihn ungerne verlor, indem sie ihn öffentlich vor einen in seinem Lehramte fast unvergleichlichen Mann erklärte, schenckte ihm nicht nur vier tausend Thaler, und eine goldene Kette von zweyhundert Ducaten; sondern sie ertheilte ihm auch den Titel ihres Geschichtschreibers und Rathes auf immer, und eine jährliche Besoldung von achthundert Thalern. **Johann Scheffer**, und einige andere berühmte Deutsche wurden gleichfals von der Königinn nach Schweden gerufen, und erfuhren ihre Güte — doch nicht immer auf eine gleiche und beständige Art — davon wurde **Meibom**, dessen Werck von der Musik der Alten so bekannt ist, ein trauriges Beyspiel. **Bourdelot** beredete die Königinn, daß sie ihn nöthigte, nach dieser Musik zu singen, und den **Naudäus**, der von den Tänzen der Alten geschrieben hatte, auf griechisch und römisch zu tanzen. Die Lust, welche sich **Christina** dadurch machte, war, um nicht mehr zu sagen, unedel und ungelehrt: denn diese beyden rechtschaffenen Männer wurden zum Gelächter des ganzen Hofes. **Meibom** rächte sich an dem Stifter dieser Beschimpfung, indem er ihm einige tüchtige Ohrfeigen gab; er mußte aber Schweden deswegen verlassen.

Die ausnehmende Gewogenheit der Königinn gegen alle Gelehrte von großen Verdiensten, braucht nun nicht durch mehrere Beyspiele bestätigt zu werden. Selbst einige unter diesen glaubten, daß sie sich ihrer Neigung hierinne zu sehr überlasse. Ihre Freygebigkeit kannte keine Gränzen; unterdessen war

sie doch königlich. **Ferrari**, ein berühmter Redner zu Padua, hielt ihr zu Ehren eine vortreffliche lateinische Rede, welche ihren Beyfall so sehr erlangte, daß sie ihm eine goldene Kette, tausend Goldgülden werth, verehrte. Bey dieser Gelegenheit schrieb der jüngere **Heinsius** an die Königinn aus **Italien**, dieses Geschenck mache großes Aufsehen, zumal da es **Ferrari** zuweilen am Halse herumtrüge; es sey daher zu befürchten, daß auch diejenigen anfangen möchten, ihre Freygebigkeit zu bewundern, welche ihre übrigen Tugenden nicht zu schätzen wüßten, und daß diese mit schlechten Schriften ihren Schutz suchen möchten. Ich will aber sehr dafür sorgen, sezt er hinzu, daß eine Wahl der Köpfe getroffen werde, und es wenigen erlaubt werde, den **Ferrari** nachzuahmen. Ein kräftiges Mittel gegen diese Furcht würde vielleicht gewesen seyn, bloße lobreden gar nicht, oder doch nicht zu reichlich zu belohnen. Einige Zeit darauf bat **Ferrari** die Königinn, im Nahmen der zu Padua studierenden Deutschen, daß sie für dieselben ein Gebäude daselbst aufrichten lassen möchte, in welchem sie beysammen wohnen könnten; allein verschiedene Hindernisse sezten sich der Erfüllung dieses Wunsches entgegen.

Unterdessen hatte **Christina** eine ungemein zahlreiche und schöne Bibliotheck von gedruckten Büchern und Handschriften aus allen Gegenden gesammlet. Sie schickte schon im Jahr 1649 den gelehrten **Hiob Ludolph** nach Rom, um sich zu bemühen, ob er diejenigen Nachrichten und Urkunden zur Schwedischen Geschichte, welche die beyden Brüder, und Erzbischöfe zu Upsal, **Johann** und **Olaus Magni**, dahin mitgenommen hatten, ausfindig machen könne. Ob er gleich nicht glücklich war; so bereicherte

cherte er doch die Königinn mit einem nützlichen Zuwachs. **Isaac Voßius** reisete auf ihren Befehl mit einer uneingeschränckten Vollmacht in Franckreich, Deutschland und in den Niederlanden herum: er kaufte die Handschriften zum Theil für einen ungeheuren Preiß; es übersteigt aber alle Glaubwürdigkeit, daß er für die unächte Babylonische Chronik des **Jamblichus**, und für die Kirchenhistorie des Arianers **Philostorgius**, die wir nur in einem Auszuge übrig haben, hundert und sechszig tausend Thaler bezahlt haben sollte. Zu Paris kaufte er für die Königinn die Bibliotheck des königlichen Rathes **Petau**, welche einen wichtigen Schatz von Handschriften, die Franckreich betrafen, enthielt, für vierzig tausend livres. **Gilbert Gaulmin**, ein berühmter Gelehrter, bot ihr, auf Eingebung des **Voßius**, seine Sammlung morgenländischer Bücher, welche zwanzig tausend Thaler hoch geschäzt wurde, als ein Geschenck an; sie nahm dieselbe an, ließ ihm aber dafür dreyßig tausend Reichsthaler zahlen, und trug dem Rabbi **Menaßeh Ben Israel**, der durch seine Gelehrsamkeit und seinen guten Charakter rühmlich bekannt war, auf, diese Sammlung zu ergänzen. **Christina** kaufte auch dem **Voßius** seine eigene Bibliotheck für zwanzig tausend Gulden ab; er behielt aber die Aufsicht darüber, nebst einem Jahrgelde von fünf tausend Gulden, Wohnung und Tisch bey Hofe. Ueberhaupt sorgte er bey diesem Geschäfte weit mehr für seine als für die Vortheile der Königinn: und **Christian Ravius**, ein halb fanatischer Kenner der morgenländischen Sprachen, dessen Bibliotheck ebenfals in die Königliche kam, scheinet sich dieser Gelegenheit auch nicht zum ehrlichsten bedient zu haben.

Einen andern großen Gelehrten, der aber zugleich ein sehr redlicher Mann war, den Nicolaus Heinsius, hatte Christina im Jahre 1651 nach Italien geschickt, wo er sich ein paar Jahre aufhielt, und ungemeine Schätze von aller Art für ihre Bibliotheck zusammenkaufte. Er war der einzige Gelehrte, welcher in ihren Diensten beynahe bis zur Dürftigkeit kam, weil sie, erschöpft von so vielem Aufwande, ihm einige tausend Thaler von seinem Jahrgelde schuldig blieb. Er beklagte sich darüber gegen sie in einem sehr nachdrücklichen Briefe, dessen Ausdrücke seine Befriedigung noch verzögert zu haben scheinen; die aber endlich doch erfolgt ist, nachdem die Königinn lange zu regieren aufgehöret hatte. Außerdem hatte sie aus der Beute einiger eroberten Städte in Deutschland, sonderlich aus Olmütz und Prag, eine sehr ansehnliche Büchersammlung errichtet. Man konnte ihre Bibliotheck unschätzbar nennen: so wohl wegen der unermeßlichen Kosten, welche sie darauf verwandt hatte, als wegen der Seltenheit und des Werthes ihres Inbegriffs. Es fanden sich darinne bloß siebenhundert hebräische Handschriften des Alten Testaments, und von jeder anderer Gattung, sonderlich von den griechischen und lateinischen Schriftstellern des Alterthums, eine so große Anzahl, daß die gesammten Handschriften wohl über acht tausend mögen betragen haben. Dazu kam eine eben so herrliche Sammlung von Wercken der Kunst, die sie vornemlich aus Italien gezogen hatte, von Bildsäulen, Gemählden, Münzen, und andern Sehenswürdigkeiten, zum Theil auch aus der Natur. Schöner noch als alles dieses war die eigene Einsicht, und der feinere Geschmack, mit welchem Christina selbst alles zu schätzen und zu gebrauchen wußte. Ihre Bibliotheck machte nicht bloß eine besondere Art von Ta-

peten

peten aus, durch welche sich einige Zimmer ihres Palastes von den übrigen unterschieden hätten: sie arbeitete darinne fast mit dem Eifer eines Gelehrten, der sich unterrichten, sich Ruhm und Unterhalt erwerben will. Von ihrer Kenntniß der schönen Künste zeugte auch die sorgfältige Begierde, mit welcher sie treffliche Mahler und andere, die sich in denselben hervorthaten, an ihren Hof berief.

Diese Beschäftigungen, die so viele Zeit verlangten, raubten der Königinn doch nichts von derjenigen, welche sie nöthig hatte, um selbst regieren zu können. Ihre Liebe zu den Wissenschaften und Künsten wäre sonst nur ein glänzender Fehler gewesen; allein sie fuhr immer fort, zugleich auf alle Seiten des Staats ihre Aufmerksamkeit zu richten. Unterdessen hatte doch auch der Großschazmeister und Oberhofmeister, der Graf **Magnus de la Gardie**, einen sehr starcken Antheil an ihrer Regierung, seit dem Jahre 1650. Er verlor denselben nach und nach durch die Kunstgriffe des **Bourdelot**. Dieser brachte der Königinn eine Abneigung gegen ihn bey, und als sich der Graf bey ihr über den Arzt beklagte, konnte er sein Vorgeben nicht erweisen: dadurch wurde er der Königinn zuerst mißfällig. Nach der Abreise des **Bourdelot** schadete ihm der Spanische Gesandte **Pimentel** bey der Königinn; er beschleunigte aber seinen Fall selbst im Jahr 1653, als er sich beschwerte, daß sie ihm eine Verrätherey Schuld gegeben, und hinzu gesetzt hätte, sie wollte sich zwar selbst an ihm nicht rächen, weil sie ihm ihre Freundschaft versprochen hätte; allein der Prinz von Schweden sollte es thun, und sie würde es nicht ungerne sehen, wenn ihn andere beleidigten. Die Königinn leugnete dieses gesagt zu haben; diejenigen, von wel-

chen der Graf diese Nachricht bekommen haben wollte, widersprachen dieser Beschuldigung als einer Unwahrheit: und es wurde ihm endlich, nach einer für ihn beschämenden Untersuchung, der Hof verboten. Vielleicht erkühnten sich die Zeugen, auf welche sich der Graf berief, nicht, ihre Erzählung vor den Ohren der Königinn zu bekräftigen; vielleicht aber, und dieses ist noch wahrscheinlicher, hatte ihn sein gegründeter Verdacht über ihre Gesinnungen verführt, mehr in seine Klagen einzumischen, als er darthun konnte. Genug, die Königinn erklärte sich, ohngeachtet der eifrigen Fürsprache, welche die Prinzen, seine Anverwandten, für ihn anwandten, daß die Gerechtigkeit ihr befehle, den Grafen zu vergessen.

Dagegen gab sie dem Großkanzler von neuem Zeichen eines Vertrauens, das er lange nicht genossen hatte: und dieser ehrwürdige Greiß empfand darüber eine so lebhafte Freude, daß er gleichsam augenscheinlich verjüngt wurde. Der Graf **de la Gardie** ersuchte ihn bey seinem Unglücke um Rath und Beystand; auch die Königinn verlangte seine Meinung über diese Angelegenheit zu wissen. Darauf antwortete Oxenstierna, er sehe zwar wohl, daß der Graf sich ihrer Gewogenheit nicht klug und bescheiden genug bedienet habe; es stehe auch bey ihr, ob sie ihm Gnade oder Ungnade wiederfahren lassen wollte; er neige sich wenigstens auf die erstere Seite, nach dem was er von dieser Sache urtheilen könne. Allein **Christina** glaubte dieselbe genauer einzusehen, und blieb bey ihrem Entschlusse. Im Jahr 1654 that ihr der Reichs-Rath Vorstellungen wegen der Wiedereinsezung des Grafen in seine Würde. Der Großkanzler sagte insonderheit, der Graf sey einer von den hohen Reichsbedienten, und die Königinn habe keine

hin-

hinlänglichen Ursachen bekannt gemacht, warum sie ihn aus dem Reichs-Rathe entfernt hätte: es sey also ihrer Größe anständig, ihm die Fehler, welche er begangen haben mochte, zu verzeihen, und ihm, ehe sie noch die Regierung niederlegte, seine Stelle wieder einzuräumen; sie bäten sie darum angelegentlich. Vergebens: — ihr Nachfolger, sagte sie, möchte hierinne thun, was ihm gefiele; aber sie hatte auch diesem Nachricht gegeben, daß ihm der Graf bey ihr sehr schlimme Dienste geleistet hätte; er kam daher erst nach dem Tode des Großkanzlers bey dem neuen Könige in Ansehen.

Doch zu der Zeit, da dieser Günstling verstoßen wurde, war schon ein anderer an seine Stelle getreten, der **Christinen** und Schweden weit mehr geschadet hat, als der erstere. **Pimentel**, Gesandter von Spanien, kam im Jahr 1652 zu Stockholm an. Man erzählt, daß er bey dem ersten Gehöre, das ihm die Königinn ertheilte, nach einer tiefen Beugung zurück gegangen sey, ohne eine Wort zu reden; den Tag darauf aber habe er um ein neues Gehör angesucht, und dabey eine sehr schmeichelhafte Rede an sie gehalten. Als ihn die Königinn fragte, warum er zum erstenmale gar nichts gesprochen hätte, habe er geantwortet, er sey von ihrem majestätischen Anblicke so starck gerührt worden, daß er Zeit gebraucht hätte, um sich wieder zu fassen; dieser Einfall habe ihm die völlige Gunst der Königinn zugewandt. — Es kann nicht ausgemacht werden, ob diese Nachricht wahr sey; fast wäre die Schmeicheley für **Christinens** Einsichten zu niedrig und fühlbar gewesen; aber für ihre Neigung zum Neuen und Außerordentlichen schickte sie sich nicht übel: und diese, nebst ihrem ganzen Charakter, lernte **Pimentel** sehr zeitig

kennen.

kennen. Er zog sie von ihrer bisherigen Freundschaft gegen Franckreich auf die Seite Spaniens und des Kaysers; er machte ihr auch zuerst die Römischcatholische Religion beliebt. Bey allen ihren Lustbarkeiten war Pimentel zugegen; er folgte ihr sogar zu Fuß neben dem Schlage ihrer Kutsche nach, wenn sie zu einem Leichenbegängnisse fuhr, und in ihrem Palaste wohnte er nicht weit von ihr. Ihre Gefälligkeiten und Freundschaftsbezeigungen gegen ihn, die selbst den Wohlstand zuweilen überschritten, waren den Schweden unerträglich. Sie machte ihm prächtige Geschencke: unter andern gab sie ihm auch das sogenannte Cabinet von Prag, oder die kostbaren Seltenheiten, welche ihre Soldaten bey der Eroberung der kleinen Seite dieser Stadt, in dem Kayserlichen Palaste in ihre Gewalt bekommen hatten. Da sie endlich merckte, daß ihn jedermann in Schweden haßte, und daß die mit ihr verbundenen Höfe wegen seiner Ueberredungen einen Verdacht in die Treue ihres Bündnisses sezen könnten: ließ sie ihn im Jahr 1652, wieder abreisen. Kaum aber war er etliche Tage auf der See gewesen, als sein Schiff, wie es hieß, eine Oeffnung bekam: er gieng darauf nach Stockholm zurück, und blieb noch ein halbes Jahr bey der Königinn. Nachdem sie auf einem Ballet vor ihm getanzt hatte — eine eben nicht königliche Fertigkeit, die ein Gesandter bewundern kann — schenckte sie ihm einen Ring von hohem Werthe, an welchem ihre Maske hieng. Die Schweden sagten, Pimentel habe ihrem Reiche mehr Nachtheil gebracht, als wenn der Kayser ein Heer von funzig tausend Mann in dasselbe geschickt hätte. Er selbst rühmte sich, man würde zween Monathe nach der Abreise der Königinn aus Schweden sehen, was er daselbst ausgerichtet hätte; diese unangeneh-

me

me Erfahrung bekamen ihre Unterthanen würcklich. Zulezt zog er sich den Haß der Königinn eben sowohl zu, als Bourdelot und de la Gardie: fast der ordentliche Ausgang solcher Günstlinge, welche nicht bloß durch ihre Verdienste zu dieser Stelle erhoben worden sind.

Pimentel unterstüzte bey **Christinen** den Dänischen Grafen **Ulfeld**, und den Vicekanzler von Pohlen **Radziejowski**, welche beyde damals nach Schweden flüchteten, so glücklich, daß diese drey Personen fast allein immer um sie waren. **Ulfeld** war einer Treulosigkeit gegen seinen König beschuldigt worden, die Königinn aber, welche ihn in ihren Schutz nahm, rechtfertigte solchen mit dem Grunde, der von einem nicht ganz ähnlichen Falle hergenommen war, daß viele vornehme Schweden, welche zu der Zeit, als der König **Siegmund** genöthigt wurde, Schweden zu verlassen, ihre Sicherheit in Dänemarck suchten, daselbst sehr wohl wären aufgenommen worden, ohngeachtet beyde Reiche durch Bündnisse vereinigt waren. Doch **Ulfeld** wurde in Schweden nicht vor strafbar gehalten: daher nahm sich **Christina** seiner desto williger bey dem Könige von Dänemarck an. Dieser Fürst antwortete ihr, er sey aus Achtung gegen sie bereit, den Grafen wieder zu Gnaden aufzunehmen, wenn dieser nur seine Schmähschrift mit einem andern Aufsatze widerlegen, seinen Fehler gestehen, und um Vergebung bitten wollte. Allein **Ulfeld** berief sich auf seine Unschuld, und blieb an dem Orte seiner Zuflucht. **Radziejowski** überredete **Christinen**, die Ursache seiner Ungnade sey bloß in dem unerlaubten Umgange seines Königs mit seiner Gemahlinn zu suchen: sie legte auch eine nachdrückliche Fürbitte für ihn ein. Der König von Pohlen hin-

gegen,

gegen, der eben damals erfuhr, daß derselbe die Cosaken zu einem Kriege wider sein Vaterland reizte, begehrte vielmehr, daß ihn die Königinn in ihrem Reiche nicht dulden sollte. Würcklich verlor er auch in der Folge einen Theil ihrer Gunst, und ihr Nachfolger mußte ihn gar als einen Verräther wider Schweden bestrafen.

Der Kayserliche Gesandte, der Graf **von Montecuculi**, war ebenfals vom **Pimentel**, dessen Hof damals mit dem Kayserlichen aufs genaueste verbunden war, der Gewogenheit der Königinn empfolen worden. Sie trug auf ihr Anhalten einiges dazu bey, daß der Kayserliche Prinz, **Ferdinand der Vierte** zum Römischen Könige gewählt wurde, und ertheilte dem **Montecuculi** den Amaranten-Orden. Sie hatte diesen Orden, dessen griechischer Nahme **Unverwelcklich** bedeutet, im Jahr 1651 gestiftet, da sie in einem Lustspiele die Schäferinn **Amaranta** vorstellte. Dreyßig der vornehmsten Personen von beyderley Geschlechte bekamen denselben zuerst. Das Zeichen desselben war ein Lorbeerkranz mit einem Bande umgeben, auf welchem man die Worte las: Dolce nella memoria, (**Süß im Andencken**); innerhalb des Cranzes aber befanden sich zween in einander geschlungene A, in Gold gearbeitet, und mit Demanten besezt. Die Ritter des Ordens machten sich bey ihrer Aufnahme durch einen Eyd verbindlich, daß sie stets im ehelosen Stande bleiben, oder, wenn sie bereits verheyrathet wären, und ihre Gemahlinnen verlören, keine andere nehmen wollten. Fragt man, wozu man diese ganze Nachricht von einem der schimmernden Spiele der großen Welt gebrauchen soll: so ist die Antwort leicht, man soll die fruchtbare Einbildungskraft, die wizigen Belustigungen

gen **Christinens**, auch zugleich ihre Denckungsart über den Ehestand, daraus kennen lernen.

Sie gerieth um diese Zeit in eine Mißhelligkeit mit den Holländern. Diese hatten seit mehrern Jahren, um sich wegen des Geldes, das sie jährlich an den König von Dänemarck für die Durchfahrt im Sunde zahlten, etwas Schadlos zu halten, eine willkührliche Abgabe von den Schwedischen Waaren gefordert. Außerdem ließ auch die Obrigkeit zu Amsterdam einen Schwedischen Kaufmann gefangen sezen, ohne die Klage wider ihn gehörig untersucht zu haben, und sie gab ihm zwey Jahre lang seine Freyheit nicht, obgleich **Christina** solches begehrte. Diese Beschwerden brachten die Königinn zu dem Entschluß, alle Holländische Kaufleute in Stockholm nebst ihren Gütern anhalten zu lassen. Der Französische Resident stellte ihr hierüber vor, es sey beyden Cronen daran gelegen, daß die Holländer erhalten würden. Ja, sagte die Königinn; aber sie hätten bisher so wenig Achtung und Treue gegen dieselben beobachtet, daß man gar nicht nöthig hätte, sich ihrer Angelegenheiten anzunehmen, wenn es nicht aus der gedachten Ursache geschähe. Der Holländische Gesandte versprach ihr gleich darauf Genugthuung, und die Zwistigkeit war gehoben.

Eben damals, im Jahr 1653, kam der Englische Gesandte **Whitelock** nach Stockholm. Er wurde von der Königinn so wohl aufgenommen, daß der Gesandte der Holländer, die gerade im Kriege mit England begriffen waren, befürchtete, sie möchte sich für dieses Reich erklären. Allein sie beruhigte ihn mit der Versicherung, daß sie vielmehr eine Mittlerinn zwischen seinem Staate und den Engländern

abge-

abgeben wolle. **Whitelock** war vom **Cromwel** abgesandt worden, der nach dem grausamen Tode **Carls** des **Ersten**, an welchem er so vielen Antheil hatte, unter dem Nahmen eines **Protector** oder Beschützer der Republik England, würcklich eine unumschränckte königliche Gewalt behauptete, und jezt Bündnisse mit den vornehmsten Europäischen Fürsten schloß. Sein Abgesandter fand die Schweden gegen die Engländer wegen ihres Königsmordes sehr aufgebracht; er vertheidigte in seinem ersten Gehöre bey der Königinn dieses Verfahren seiner Nation weitläuftig; es währte aber etliche Monathe, bis er zu seinem Endzwecke gelangen konnte. **Christina** sprach mit ihm von Philosophie, von Ergözlichkeiten und Tänzen; auf seinen Antrag hingegen gab sie keine entscheidende Antwort. Sie wollte erst erwarten, wie gegründet die Macht des **Cromwel** seyn würde. Da er das Parlement aufhob, und sich die höchste Gewalt zueignete, welche doch den Engländern so verhaßt geworden war, schien er ihr nicht mit der nöthigen Vorsichtigkeit zu handeln. Ihrer Meinung nach hätte er diesen Schritt etliche Jahre später thun sollen. Aus der entdeckten Verschwörung wider sein Leben schloß sie, daß seine Regierung noch unsicher sey: und an seinen Handlungen glaubte sie zu bemercken, daß er selbst noch nicht mit sich einig sey, ob er mehr den Frieden oder den Krieg suchen müsse.

Doch ihre Zweifel hörten bald auf, da sie sahe, daß ihm eben so viele Klugheit als Glück zu Diensten standen, und seine unrechtmäßige Herrschaft befestigten. Sie trat daher im April des Jahrs 1654 mit ihm in ein Bündniß, dergleichen einige Monathe vorher der Cardinal **Mazarin** in Franckreichs Nahmen mit eben demselben errichtet hatte. Freylich verband

band sie sich mit einem Tyrannen; allein die Staatsklugheit, welche auf bleibende Vortheile zu sehen pflegt, rieth ihr dieses an, zumal da die Sache der königlichen Familie von England unwiederbringlich verloren zu seyn schien. Sie hatte zwar dem Sohne des enthaupteten Königs, **Carln dem Zweyten**, eine Menge Gewehr und zwölf Feldstücke geschickt; **Cromwel** besorgte auch, sie möchte seinen Anhängern aus dem Hafen von Gothenburg Hülfe zusenden; allein die angeführten Betrachtungen galten endlich mehr bey ihr. In dem Schreiben, welches sie **Carls des Zweyten** Gesandten mitgab, sagte sie unter andern: „Das Unrecht dieser Zeit macht Ihre Uebel unheilbar. — — Sie werden ohne Zweifel die Güte haben zuzugeben, daß Ihre Freunde für ihre eigene Vortheile sorgen, wenn sie finden, daß sie den Ihrigen nichts nützen können.„ **Christina** bedauerte das Schicksal dieses Hauses ungemein; es fiel ihr aber so wenig, als sonst jemanden, ein, zu vermuthen, daß es nach sechs Jahren wieder auf seinem väterlichen Thron sizen werde. Sie gab übrigens dem Gesandten **Whitelock** Merckmale einer besondern Gewogenheit: sie lernte von ihm die Englische Sprache, und vertraute ihm ihr Vorhaben, die Krone in kurzem abzulegen, wobey sie hinzusezte, daß sie sich freue, ihr Reich im Frieden mit allen seinen Nachbarn zu hinterlassen.

Dieses Bündniß war auch in der That die lezte merckwürdige Handlung, welche sie im Angesichte der Welt vornahm, ehe sie zu regieren aufhörte. Niemand zweifelt, daß sie würdig wäre, bis an ihr Ende Königinn zu bleiben. Das Mißvergnügen, welches ihre Verschwendung und ihre Günstlinge bisher erregt hatten, war größtentheils ge-

stillt, und konnte auch nicht lange dauern, so bald man ihre Gaben und Verdienste, dasjenige, was Schweden noch von ihr alles hoffen durfte, überdachte. Ihre Fehler und Schwachheiten würden sich vermuthlich immer mehr, zum Theil auch durch den beständigen Zuwachs von Erfahrung, vermindert haben. In einem Alter von acht und zwanzig Jahren war sie bereits so groß, hatte schon einen so weiten Weg zurück gelegt; bey reiferm Alter also würde sie eine der vollkommensten Fürstinnen geworden seyn. So mußten die Schweden von **Christinen** dencken, und so dachten sie auch.

Die Ausländer hatten von ihr eben so rühmliche Begriffe. Zween Gemählde, die sie in den lezten Jahren ihrer Regierung von ihr entwarfen, sind besonders lesenswürdig, und überhaupt genommen, allem Ansehen nach, unpartheyisch. **Chanüt**, Französischer Gesandter an ihrem Hof, genoß zwar der Rechte ihres Freundes; aber, da er seinem Hofe im Jahr 1648 eine Abschilderung von ihr schicken mußte, scheinet er aufrichtig geschrieben zu haben. „Wenn es erlaubt ist, sagt er unter andern, das „Innere nach den äußerlichen Zeichen zu beurtheilen, so denckt sie erhaben von der Gottheit, und „ist dem Christenthum treulich ergeben. Sie billigt „es nicht, daß man bey den ordentlichen Unterredungen über die Wissenschaften, die Lehre von der „Gnade verläßt, um auf gut heydnisch zu philosophiren: und was dem Evangelio nicht gemäß ist, „hält sie vor Träumereyen. Sie disputirt gar nicht „bitter über die Streitigkeiten, welche es zwischen „den Evangelischen und den Römischcatholischen giebt: „es scheint, sie trage weniger Sorge, sich von diesen Schwierigkeiten zu unterrichten, als von denje-

„nigen

„nigen, welche uns überhaupt die Philosophen, die „Heyden und Juden machen. Ihre Andacht gegen „Gott zeigt sich in dem Vertrauen, welches sie auf „seinen Schutz, mehr als auf irgend etwas anders, „sezt; im übrigen ist sie nicht allzugewissenhaft, und „giebt keine gezwungene Beweise einer cärimonien= „mäßigen Andacht. Nichts hat sie in ihrem Geiste „mehr gegenwärtig, als die unglaubliche Liebe einer „hohen Tugend, welche ihre ganze Freude und alles „ihr Vergnügen ausmacht; womit sie noch eine un= „gemeine Begierde nach Ruhm verbindet, und, so „viel man davon urtheilen kann, wünscht sie die Tu= „gend, von der Ehre begleitet. Zuweilen gefällt es „ihr, wie die Stoiker, von jener Erhabenheit der „Tugend zu reden, welche unser höchstes Gut in die= „sem Leben ausmacht. Ueber diese Materie spricht „sie mit einem bewundernswürdigem Nachdruck: „wenn sie davon mit Personen redet, mit denen sie „vertraut umgeht, und auf die wahre Schätzung „kommt, welche man von allen menschlichen Dingen „anstellen muß, so ist es ein ungemeines Vergnü= „gen, zu sehen, wie sie ihre Crone unter die Füße „legt, und öffentlich sagt, die Tugend sey das einzige „Gut, nach welchem alle Menschen ohne Ausnahme „streben müssen, ohne ihen Stand dabey zu nützen. „Doch unter diesem Geständnisse vergißt sie nicht lan= „ge, daß sie Königinn ist: sie nimmt sogleich ihre „Crone wieder, erkennt das Gewichte derselben, und „hält dieses vor die erste Stufe, um zur Tugend zu „gelangen, daß sie ihre Würde gehörig verwaltet.„ — Was hier von der Religion der Königinn gesagt wird, ist freylich für diese Zeit wahr, in der sie noch keinen **Saumaise**, **Voßius** und **Bourdelot** kannte.

Nach einer Abbildung ihrer Gelehrsamkeit, die ich bereits oben nebst einer andern Stelle mitgetheilt habe, fährt Chanüt fort: „Wenn sie in ihrer „Rathsversammlung ist, so fällt es ihren Staatsbe„dienten schwer zu entdecken, auf welche Seite sie „sich neige. Sie bewahrt sich selbst getreu das „Geheimniß, und da sie sich durch die Berichte, „welche man ihr mittheilt, nicht einnehmen läßt, so „kommt sie denen, welche sie mit irgend einem Vor„trage anreden, mißtrauisch, oder schwer zu überre„den vor, weil sie eben so hurtig wollen, als sie „wünschen. Es ist wahr, daß sie etwas auf die arg„wöhnische Gemüthsart hängt, und bisweilen zu lang„sam ist, sich über die Wahrheit aufzuklären, zu „leicht eine Arglist an andern vermuthet. Diese Zu„rückhaltung in dem Entwurfe von demjenigen, was „sie glauben, und wozu sie sich entschließen will, hin„dert es nicht, daß sie, besonders in der Ausferti„gung der Geschäfte, nicht billig seyn sollte. Von „Angelegenheiten, welche ihren Hof betreffen, oder „welche ganz allein von ihrem uneingeschränckten Anse„hen abhängen, sagt sie keinem Menschen etwas; über „solche aber, welche die Regierung des Staats an„gehen, berathschlagt sie in ihrem Rathe.„ Er kömmt endlich auch auf ihre äußerliche Gaben, und auf ihre Lebensart. „Die Natur, schreibt er, ver„sagt ihr keine von den Eigenschaften, welche einem „jungen Herrn Ehre machen würden. Sie ist uner„müdet in der Arbeit auf dem Lande, sogar, daß sie „auf der Jagd zehn Stunden zu Pferde bleibt; we„der Frost noch Hitze fallen ihr beschwerlich; ihr Es„sen ist ungekünstelt, schlecht zugerichtet, und ohne „Leckerey. Niemand in Schweden versteht so gut, „einen laufenden Haasen mit einer einzigen Kugel in „der Flinte niederzuschießen. Sie läßt einem Pferde

„ganz

„ganz ungezwungen alle Arten von Wendungen
„machen, und ist weit entfernet, sich darauf etwas
„einzubilden. Selten spricht sie mit dem Frauen=
„zimmer ihres Hofes, weil die Uebungen, welche sie
„auf dem Felde anstellt, oder die Sorge für die
„Staatsgeschäfte, welche sie zurück halten, ihr den
„Umgang mit demselben entziehen: die Frauenzim=
„mer kommen auch nicht zu ihr, es wäre denn bey
„einer gewissen Art von Besuche, und auch alsdenn
„läßt sie dieselben, nach der ersten Höflichkeit, in ei=
„nem Winckel des Zimmers stehen, und unterredet
„sich mit den Mannspersonen. Wenn sie unter Per=
„sonen ist, von welchen sie nicht viel lernen zu kön=
„nen glaubt, so bricht sie kurz ab, und redet nicht
„mehr, als es die Nothwendigkeit erfordert. Daher
„reden auch alle ihre Hofbedienten wenig mit ihr;
„sie lieben sie aber dennoch: denn so wenig sie auch
„mit ihnen spricht, so geschieht es mit Sanft=
„muth; sie ist eine sehr gute Frau gegen sie, ja frey=
„gebiger, als es das Vermögen ihres Staates er=
„laubt. Zuweilen belustigt sie sich daran, daß sie
„dieselben spöttisch durchzieht; sie thut auch dieses
„mit vieler Anmuth und ohne Bitterkeit: es wäre
„aber vielleicht besser, wenn sie es unterließe, weil
„doch immer einige Furcht der Verachtung bey de=
„nen übrig bleibt, welche verspottet worden sind.
„Es trägt sich unterdessen dieses selten zu, weil die
„Geschäfte und das Studieren ihr fast keine Zeit
„übrig lassen. Sie geizt auch wircklich mit dersel=
„ben: denn sie schläft ordentlich nur fünf Stunden,
„und da diese Zeit nicht hinreichend ist, um ihre
„Kräfte herzustellen, so ist sie manchmal, sonderlich
„im Sommer, genöthigt, eine Stunde nach Tische
„zu schlafen. Sie giebt sich so wenige Mühe mit
„ihrem Anzuge und Putze, daß man dieselben gar

„nicht unter die Verrichtungen ihrer Tage zählen „muß. In einer Viertelstunde ist sie angekleidet: „und wenn man die Tage ausnimmt, an welchen „große Feyerlichkeiten begangen werden, so macht „der Kamm allein und ein Stückchen Band ihren „ganzen Kopfputz aus. Gleichwohl schicken sich ihre „so nachläßig hangenden Haare gut zu ihrem Ge„sichte; sie sorgt aber für dieses so wenig, daß sie „weder in der Sonne, noch im Winde und Regen, „weder in der Stadt noch auf dem Lande, eine Hau„be oder Maske trägt. Wenn sie reitet, so hat sie „keine andere Bedeckung gegen die schlimme Witte„rung, als einen Hut mit Federn: so daß ein Frem„der, der sie auf der Jagd mit ihrem Ungrischen Klei„de (Hongreline) und einem kleinen Kragen nach der „Art der Mannspersonen, gesehen hat, sie niemals „vor die Königinn halten würde. Unstreitig ist diese „Sorglosigkeit gegen ihre eigene Person etwas feh„lerhaft; hauptsächlich deswegen, weil es Gelegen„heiten geben kann, da es zu befürchten ist, daß ihrer „Gesundheit dadurch Schaden zugefügt werde. „Aber alle Sachen sind ihr nichts gegen die bren„nende Liebe zur Ehre und Tugend: und man kann „sagen, daß ihr Ehrgeiz mehr darauf geht, ihren „Nahmen durch ein außerordentliches Verdienst „glänzend zu machen, als durch Eroberungen; daß „sie ihren Ruhm mehr sich selbst, als der Tapfer„keit ihrer Unterthanen, schuldig seyn will.„

Mit diesem Bilde stimmt ein anderes sehr wohl überein, welches ebenfals von einem Augenzeugen, der Christinen oft gesprochen hat, dem P. Mannerschied, Beichtvater des Gesandten Pimentel, gegen das Ende des Jahrs 1653 entworfen worden ist. Man kann nicht sagen, daß er sie bloß deswegen gelobt habe, weil sie ihn beschenckt hatte; seine Beschrei-

bung

bung entfernet sich in den Hauptzügen von derjenigen nicht, die man damals in der Welt überhaupt von ihr machte. „Ihre Leibeslänge, fängt er an, „ist etwas unter dem Mitttelmäßigen: sie hat eine „breite Stirne, große und lebhafte Augen, einen „sehr angenehmen Blick, eine Habichtsnase, einen klei„nen und artigen Mund.„ — Chanût, der seinem Hofe auch eine gemahlte Schilderung von ihr überschickte, sezte zu derselben noch hinzu, daß Ein Gemähl de nicht zureichend sey, ihr Gesicht vorzustellen; weil es sich nach den verschiedenen Bewegungen ihres Geistes so oft verändere, daß sie in zween Augenblicken nach einander betrachtet, nicht mehr kenntlich sey; ordentlich sähe sie etwas tieffsinnig aus; aber sehr geschwinde und sehr oft gienge sie zu andern Bewegungen über; unterdessen behielt doch ihr Gesicht, so viele Veränderungen auch in ihrem Geiste vorgiengen, immer etwas Heiteres und Anmuthiges. Wenn sie etwas, das vor ihr gesagt würde, mißbilligte, welches sehr selten geschähe, so würde ihr Gesicht mit einer gewissen Wolcke bedeckt, welche, ohne sie zu verunstalten, diejenigen, welche sie ansähen, erschröckte. Der gewöhnliche Ton ihrer Stimme sey sehr lieblich, und mit so vieler Festigkeit sie auch die Worte ausspreche, so mercke man doch deutlich, daß es die Sprache eines Frauenzimmers sey; zuweilen verändere sie diesen Ton, aber ungezwungen und ohne scheinbare Ursache, um einen stärckern anzunehmen, als ihrem Geschlechte eigen ist; doch nähere er sich nach und nach seinem ordentlichen Maaße. Daß sie nicht lang ist, sagt Chanût, würde man wenig bemercken, wenn sie Frauenzimmer-Schuhe trüge, aber um in ihrem Pallaste, oder auf dem Lande, desto bequemer herumgehen, auch reiten zu können, trägt sie nur eine Art von Mannsschuhen.

Dieses war die äußerliche Gestalt der Königinn; wir wollen noch sehen, wie der Geistliche das Gemählde des Gesandten ausgebildet habe. „Ich habe „zuweilen, sagt er, wenn ich mit ihr sprach, beobach„tet, daß ihr Hemde voll Tintenflecke war, welche sie „sich im Schreiben gemacht hatte: ich habe auch zer„rissene Wäsche an ihr gesehen. Wenn man sie er„innern will, mehr auf sich selbst zu sehen: so ant„wortet sie, diese Sorge müsse Leuten überlassen wer„den, welche nichts zu thun haben. Man weiß, daß „sie anderthalb Jahre hindurch kaum jede Nacht „drey Stunden geschlafen hat. Wenn sie aufgestan„den ist, wendet sie fünf Stunden auf das Lesen ver„schiedener Schriften. Oeffentlich zu speisen, ist für „sie eine Quaal. Wenn sie aber allein ist, bleibt sie „kaum eine halbe Stunde bey der Tafel. Sie trinckt „nichts als Wasser; man hat sie nie ein Wort von „dem Fleische sagen hören, ob es gut oder übel zuge„richtet sey; sie bestellt auch die Küche niemals. Ich „habe oft von ihr gehört, daß sie ohne Verdruß und „Unruhe lebe, und daß sie nichts in der Welt kenne, „was groß, schädlich und hart genug wäre, um die „Stille ihres Gemüths stören zu können. Sie rühmt „sich, den Todt nicht mehr zu fürchten, als den „Schlaf. Mitten im Winter, wenn das Meer „ganz mit Eis bedeckt ist, fährt sie auf einem Schlit„ten über das Feld spazieren, und dieses sogar vier „bis sechs Stunden des Nachts. Den Morgen be„stimmt sie den Staatsangelegenheiten, und wohnt „ordentlich ihrem Rathe bey. Ich habe gesehen, „daß sie an einem Tage, da sie sich zur Ader gelassen „hatte, eine Rathsversammlung hielt, in welcher sie „fast fünf Stunden blieb. Ob sie gleich acht und „zwanzig Tage hindurch mit einem Fieber beschwert „war, so entzog sie sich doch den Staatsgeschäften

„nicht.

„nicht. Sie sagt, Gott habe ihr die Regierung
„ihres Königreichs anvertrauet: diese wolle sie nach
„ihrem besten Vermögen verwalten; und wenn es ihr
„darinne nicht immer gelingen sollte, so würde sie
„doch den Trost haben, daß sie sich nichts vorwer=
„fen dürfe.„

Christina erscheinet nun völlig als Königinn.
„Die öffentlichen Angelegenheiten, schreibt Manner=
„schied weiter, gehen alle durch ihre Hände; ganz
„allein trifft sie mit denselben eine Einrichtung, und
„endiget sie. Die Abgesandten und fremden Minister
„pflegen ihre Unterhandlungen nur mit ihr allein, ohne
„an einen Staatssecretär verwiesen zu werden. Wenn
„die Gesandten bey öffentlichen Gehören Reden an sie
„halten, antwortet sie ihnen allein. Es ist eine beyna=
„he unglaubliche Erscheinung, von welcher aber meine
„Augen täglich Zeugen sind, alle jene große Feldher=
„ren, jene Schweden zu sehen, deren Nahmen und
„Waffen ganz Deutschland zitternd gemacht haben,
„wie sie gleichsam stumm und zitternd in der Gegen=
„wart ihrer Königinn stehen. Sie verlor ihren Va=
„ter, ehe sie sieben Jahre alt war. Wer hätte es
„glauben sollen, daß eine siebenjährige Prinzeßin
„in einem so freyen Staate, als Schweden ist, so viel
„Ansehen und Gewalt erlangen würde, daß sie allein
„regieren könnte, ohne von irgend jemandes Rath=
„schlägen abzuhängen, ohne selbst von jemanden re=
„giert zu werden? Sie will von allem, was die Re=
„gierung des Reichs betrift, eine Kenntniß haben.
„Sie hat alle Traktaten gelesen, welche diese inner=
„lichen Angelegenheiten angehen, ob gleich deren sehr
„viele und darunter sehr weitläuftige sind. Ich weiß,
„daß sie einen von diesen Traktaten auf acht und
„zwanzig Bogen erhielt: sie las ihn, und erklärte
„ihn einem Gesandten auf lateinisch, in einer sehr

„kurzen Zeit. Sie liebt alle Nationen, indem sie „die Tugend überall hochschäzt, wo sie dieselbe antrifft. „Darauf alleine ist ihre Aufmerckſamkeit gerichtet. Sie „sagt, die Welt bestehe nur aus zwo Nationen: die „eine machten die rechtschaffenen leute aus; die an„dere die schlimmen; sie liebe die erstere, und verab„scheue die andere, ohne auf die verschiedenen Nah„men zu sehen, durch welche man die Völcker unter„scheidet.„ ,

Noch einmal läßt er sie als eine Privatperson sehen. „Sie kann den Gedancken, sich zu verheyra„then, nicht vertragen: weil sie frey gebohren ist, „sagt sie, will sie auch frey sterben. Im ordentli„chen Umgange ist sie so vertraulich, daß man sie „nicht einmal vor ein vornehmes Frauenzimmer, ge„schweige denn vor eine Königinn halten sollte. Sie „redet die Personen, mit welchen sie sich unterhalten „will, zuerst an, nimmt sie bey den Händen, zieht „sie durch Stichelreden auf, lacht und scherzt mit „einer ungemeinen Offenherzigkeit. Doch zu gleicher „Zeit flößt sie so viele Ehrerbietung ein, daß man in „ihrer Gegenwart eben so furchtsam ist, als es Kin„der seyn würden. Wenn sie mit ernsthaften Ange„legenheiten umgeht, so weiß sie eine majestätische „Miene anzunehmen, welche den kühnsten Men„schen einnehmen würde. Ich habe sie in einem Au„genblicke von einer vertrauten Unterredung zu dem „ernsthaften Anstande übergehen sehen, welcher der „königlichen Majestät gemäß ist, das ist von einem „Aeußersten zum andern; so daß ich kaum meinen „eigenen Augen trauete. Selbst Herr Pimentel, „der doch täglich um sie ist, gesteht, daß sie, wenn „er von wichtigen Geschäften mit ihr spricht, ganz „von sich selbst verschieden und ihm kaum kennbar sey. „Sie hat Ehren-Damen an ihrem Hofe; aber

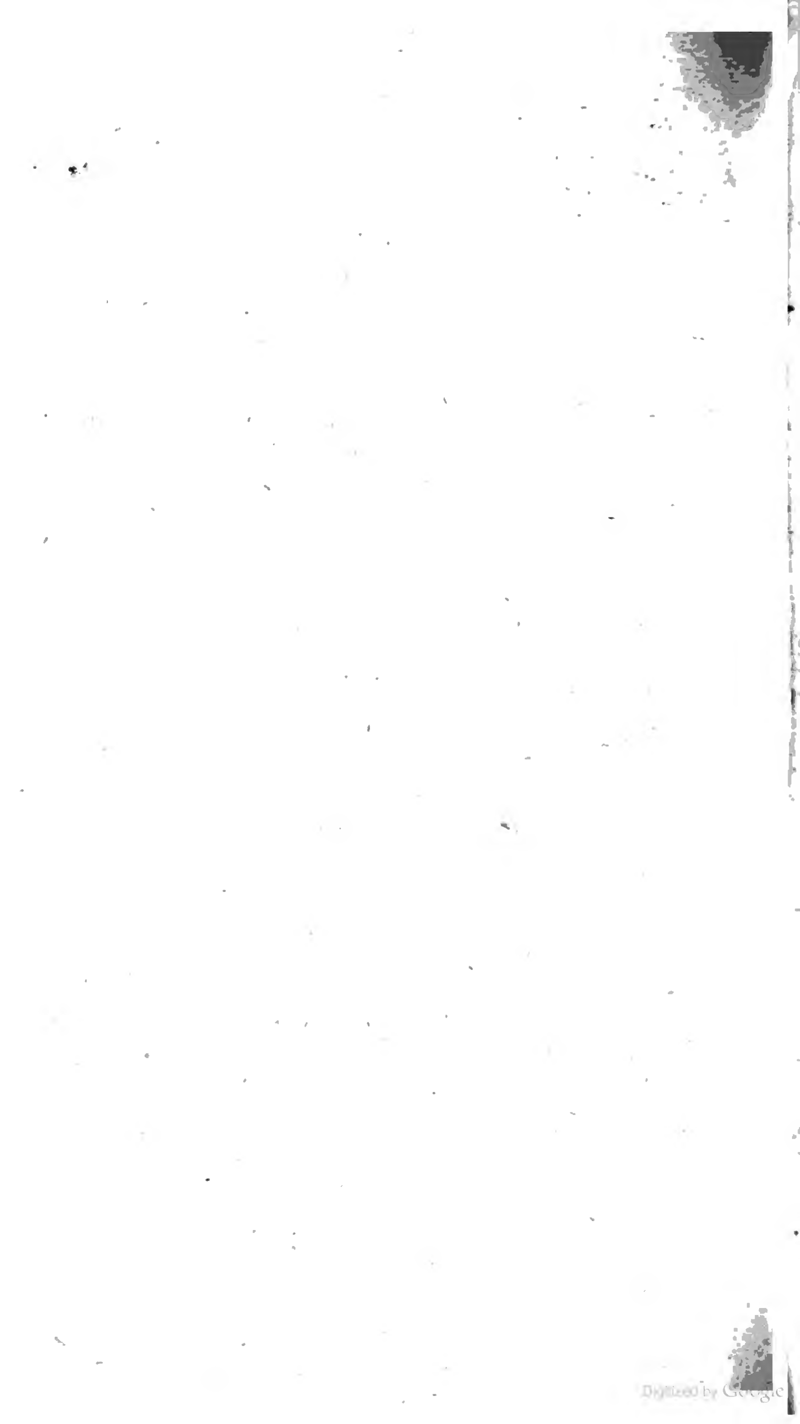
„mehr zur Pracht als zu ihrem Dienste: sie scheinet „wenig Achtung gegen sie zu haben, und geht nur „mit Mannspersonen um. Sie zeigt die Stärcke „ihrer Beurtheilung in den Ausfertigungen, welche sie „anordnet, und in Ansehung welcher sie so eifersüch„tig auf ihre Gewalt ist, daß sie sich keines Beystan„des bedienet. Sie beschäftiget ich weiß nicht wie „viele Geheimschreiber, welche kaum alle Briefe „schreiben können, die sie ihnen in die Feder sagt; „die sie auch ganz allein durchsieht und verbessert. „Sie ist so freygebig, daß, wenn man sagen darf, „sie halte in irgend einem Stücke das Maaß nicht, „solches von den Geschencken wahr ist, welche sie ver„schwendet. Die Geseze der Gerechtigkeit beobach„tet sie heilig. Daher sagt sie auch, sie habe nur „sehr selten Verbrechern, die den Todt verdient hätten, „das Leben geschenckt; ob sie gleich niemals jemanden „zur Todes-Strafe verurtheilt habe, über den sie „nicht Thränen vergossen hätte. Sie hält ihr Ver„sprechen unverbrüchlich. Nichts ist schöner, als „ihre Urtheile über alle Arten von Materien. Ihre „Gütigkeit ist so groß, als alle ihre übrigen Tugenden, „wie es alle Fremden erfahren, indem keiner an ihren „Hof kommt, den sie nicht sehr gnädig aufnähme. „Es mangelt dieser bewundernswürdigen Köni„ginn, (sezt endlich dieser Geistliche der Römischen „Kirche hinzu,) nichts als die wahre Religion; al„lein ohngeachtet meiner häuffigen Unterredungen, „habe ich sie doch hierauf nicht bringen können. Sie „ist durch die Grundgeseze des Reichs gebunden, „dessen Königinn sie nicht mehr seyn könnte, wenn „sie ihre Religion veränderte.

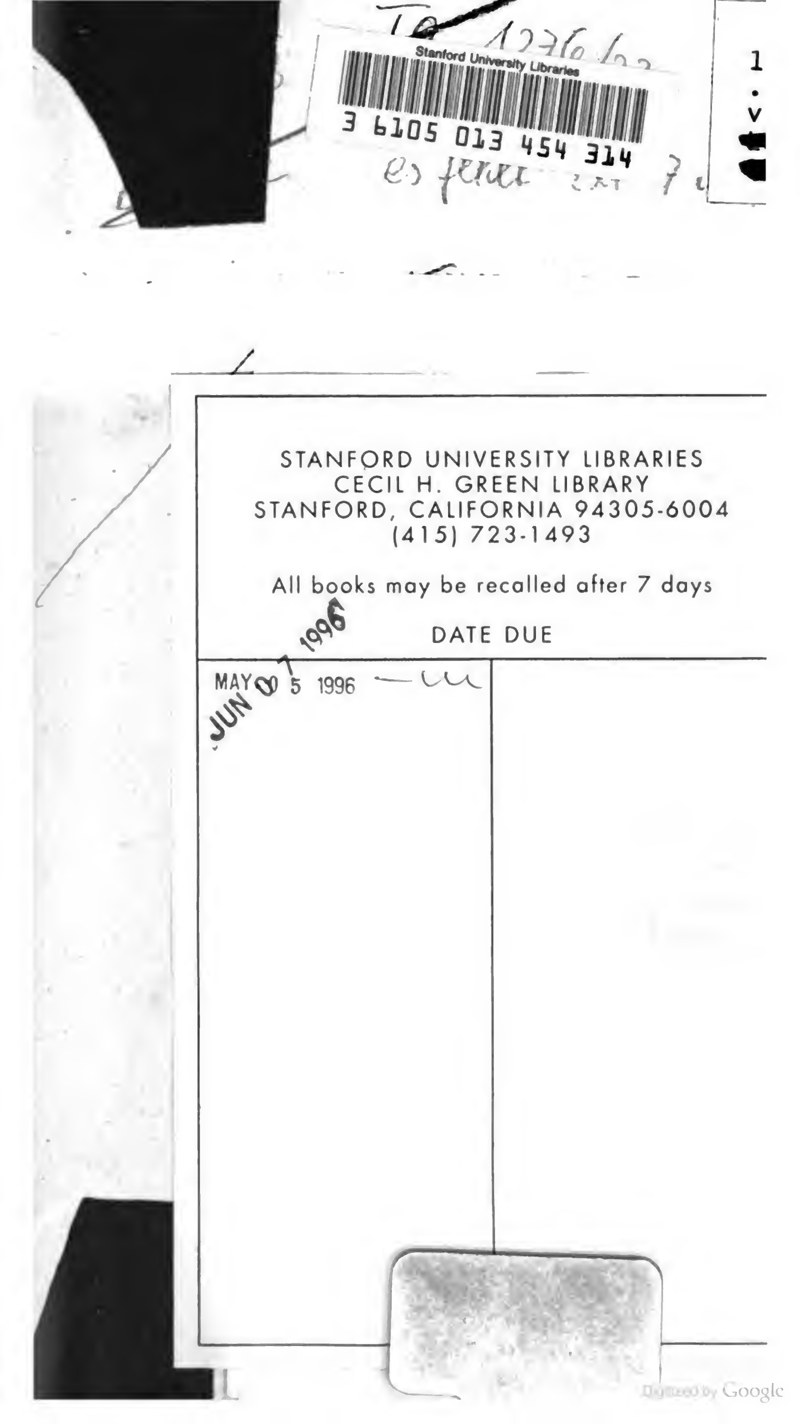
So betrachtete die Welt die Königinn Christina auch mitten unter ihren Fehlern, die von mir nicht vergessen worden sind, als sie im Jahr 1654. die Regierung

gierung ihrem bestimmten Nachfolger übergab. Mit dieser seltenen und großmüthigen, obgleich nicht unerwarteten Handlung, geht ihr neues leben an, das nicht weniger merckwürdig ist als dieses königliche von zehn Jahren, und das eben deswegen nach seinem Ursprunge und ganzen Umfange, in der künftigen Fortsezung dieser lebensbeschreibung allein gestellt zu werden verdienet. Wirft man aber noch vorher einen Blick auf den Thron, welchen sie zu verlassen im Begriff ist, so wird man sie sehr ungerne von demselben herabsteigen sehen. Sie hatte ihrem Reiche den rühmlichsten und sichersten Frieden verschafft, seine Gränzen erweitert, es blühend und furchtbar gemacht, ihm gute Geseze gegeben, die Wissenschaften und Künste darinne mehr, als man sagen kann, aufgemuntert, ihre Unterthanen geschüzt und geliebt, ihr land mit den Verdiensten und Schätzen der Ausländer bereichert, seinen mächtigsten Feind und seinen gefährlichen Nachbar gedemüthigt; Sie war eine Stüze der Protestantischen Religion, die liebe ihres Volcks und die Bewunderung von ganz Europa geworden. Kaum hätte der weiseste und gütigste König in so wenigen Jahren seiner Jugend mehr für sein Reich und für sich selbst thun können.

Ende des zweyten Theils.








Digitized by Google